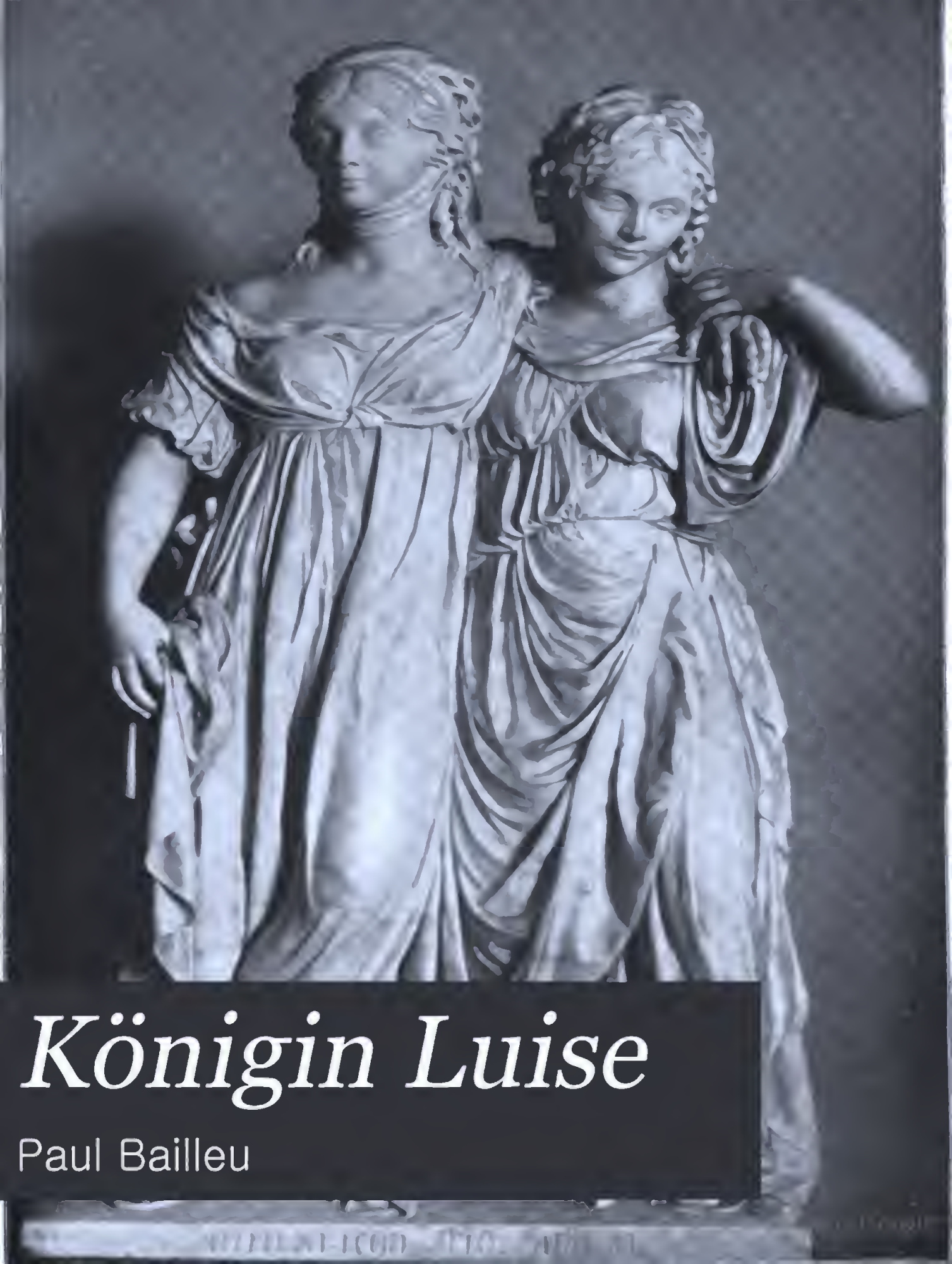


Königin Luise

Paul Bailleu

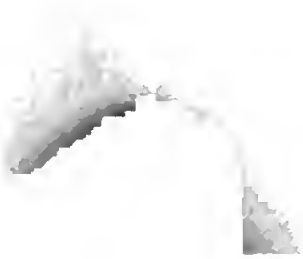
E5282

Marie Schilling.
10. XII. 10.

Digitized by Google

Königin Luise

Digitized by Google



Digitized by Google

Königin Luise
Oelgemälde von Madame Vigee le Brun, 1802

Digitized by Google

Königin Luise

Ein Lebensbild

Von

Paul Baillen

Verlag von Giesecke & Devrient

Berlin 1908 Leipzig

Digitized by Google

Königin [illegible]
von [illegible]

Digitized by Google

Königin Luise

Ein Lebensbild

Von

Paul Bailleu

Verlag von Giesecke & Devrient

Berlin 1908 Leipzig

Digitized by Google

DD421.3
B3

Druck von Giesecke & Devrient, Leipzig.
Den zeichnerischen Anteil des Werkes verdanken wir Herrn Prof. E. Doepler d. J., Berlin.

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis

Vorbemerkung			VII
Kapitel	I	Kindheit und Jugend	1
Kapitel	II	Verlobung und Brautzeit	24
Kapitel	III	Kronprinzessin Luise	50
Kapitel	IV	Stille Jahre	84
Kapitel	V	Zwischen Alexander und Napoleon	133
Kapitel	VI	Bruch mit Frankreich	171
Kapitel	VII	Im Kriege	194
Kapitel	VIII	Königin Luise in Tilsit	233
Kapitel	IX	Königin Luise und der Freiherr vom Stein	251
Kapitel	X	Während des österreichischen Krieges	301
Kapitel	XI	Königin Luise und Hardenberg	327
Kapitel	XII	Der Ausgang	349
Anhang:		Die zeitgenössischen Bildnisse der Königin Luise	358
		Verzeichnis der Abbildungen	385
		Alphabetisches Verzeichnis der Bildnisse	389

Digitized by Google

Vorbemerkung

Das auf den folgenden Blättern veröffentlichte Lebensbild soll neben den äußeren Vorgängen in der Geschichte der Königin Luise hauptsächlich ihr Innenleben, die Beziehungen zu ihrem Gemahle und den Geschwistern, ihre ethische, geistige und politische Entwicklung zur Anschauung bringen.

Die Lösung einer solchen Aufgabe wäre unmöglich gewesen, wenn sich nicht bisher unbekanntes Material von größtem Wert erschlossen hätte.

Der eigentliche literarische Nachlaß zwar der Königin ist, wie urkundlich feststeht, unmittelbar nach König Friedrich Wilhelms III. Tode vernichtet worden. Erhalten aber ist, abgesehen von einigen Aufzeichnungen der Königin, der Briefwechsel mit Bräutigam und Gemahl, der namentlich für die Jahre 1793 und 1794, sowie für die Kriegszeit 1806 und 1807 höchste Bedeutung besitzt. Diese gesamte Korrespondenz nebst andern Schriftstücken des Kgl. Hausarchivs zu Charlottenburg, insbesondere auch die Sammlungen des hochseligen Kaiser Friedrichs III. zur Geschichte der Königin, hatten Seine Majestät der Deutsche Kaiser, König Wilhelm II. von Preußen, die hohe Gnade, dem Verfasser zum ersten Male zugänglich zu machen. In gleicher Weise öffneten sich ihm die Hausarchive zu Neustrelitz mit den kostbaren Briefen Luisens an Vater, Bruder und Großmutter, und im Winterpalast zu Petersburg, das oranische Hausarchiv im Haag, die Archive in Darmstadt und Regensburg (Papiere der Prinzessin Therese von Thurn und Taxis). Von Schriftstücken diplomatischen Ursprungs konnte er die Berichte der österreichischen, französischen, russischen und schwedischen Gesandten benutzen.

Papiere sehr intimen Charakters aus Privatbesitz wurden ihm zur Verfügung gestellt, wie er auch bei schon veröffentlichten Quellen, z. B. bei Tagebüchern, auf die Originale zurückgehen konnte.

Bei alledem bleibt noch manche Lücke: trotz jahrelanger Forschungen ist es nicht gelungen, irgend eine Spur von dem Nachlaß der beiden Schwestern der Königin, der Herzogin Charlotte von Hildburghausen und der Prinzessin Friederike von Solms, späteren Königin von Hannover, aufzufinden.

Für jeden neuen Quellennachweis fühlt sich der Verfasser verpflichtet, wie er allen, die ihn bei seiner bisherigen Arbeit gefördert haben, seinen ehrerbietigsten und ergebensten Dank abstattet.

Der illustrative Teil dieses Werkes konnte keinen besseren Händen anvertraut werden, als denen des Herrn Prof. P. Seidel, der sich bereits durch seine früheren Veröffentlichungen als besten Kenner der bildlichen Ueberlieferung über Königin Luise und ihre Umgebung bewiesen hatte.

Berlin, 25. September 1908.

Paul Baillen.

Digitized by Google

Erſtes Kapitel

Kindheit und Jugend

(1776—1792)

I. Hannover

Königin Luiſe von Preußen iſt am 10. März 1776 in Hannover geboren.

Es wäre ſchwer zu ſagen, welchem deutſchen Stamme ſie entſproſſen iſt und angehört: ſo verſchiedener deutſchen Stämme Blut miſcht ſich in ihren Adern und ſo innig verſchmelzen ſich in ihrem Weſen oberdeutſche und niederdeutſche Art.

Ihr Vater war Prinz Karl von Mecklenburg-Strelitz. In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, in den Tagen, da die deutſchen Fürſtenhäuſer noch in immer neue Linien ſich ſpalteten, hatte des ſöhnereichen Adolf Friedrich von Mecklenburg jüngſter Sohn, der ebenfalls Adolf Friedrich hieß, ſeinen Aufenthalt in Strelitz genommen und dort eine neue Linie begründet, die nach Beendigung des großen Güſtrowſchen Erbfolgeſtreites im Hamburger Vergleich von 1701 ſich die Anerkennung des Reiches erwarb. Dem neuen Fürſtenhauſe wurden dabei die Herrſchaft Stargard und das Fürſtentum Ratzeburg, die durch Schwerin voneinander getrennt ſind, ſowie die ehemaligen Johanniter-Kommtureien Mirow und Nemerow zugeſprochen. Der erſte Herzog Adolf Friedrich II. reſidierte in Alt-Strelitz, wo damals ein ſtattliches Schloß ſtand. Unter ſeinem Nachfolger, Adolf Friedrich III., brannte es nieder, und da die Stände mit der Bewilligung der Mittel für einen Neubau zögerten, ſo erweiterte der Herzog ein unfern gelegenes Jagdſchloß auf einer Anhöhe an einem kleinen See, dem

Digitized by Google

Zierker See, zu seiner Residenz, zu deren Füßen sich bald ein Städtchen, Neu-Strelitz, ausbreitete. Es zeigt seine ursprüngliche Anlage noch heute: vom Markte, in dessen Mitte sich jetzt das Denkmal des Bruders der Königin Luise, des Großherzogs Georg erhebt, gehen strahlenförmig die Straßen aus, deren bedeutendste zum Schloß und dem buchenbestandenen Schloßpark emporführt. Um Stadt und Schloß aber webt es noch jetzt wie Schatten längst entschwundener Tage, wie ein Hauch der Rokokozeit, aus deren wunderlicher Fürstengalerie einige der wunderlichsten hier gewaltet haben.

Auf Adolf Friedrich III., der selbst keine Kinder hinterließ, folgte 1752 seines Bruders ältester Sohn von der Mirowschen Linie, wie man diesen Zweig nannte, Herzog Adolf Friedrich IV., allbekannt als der schrullenreiche Held von Fritz Reuters „Dörchläuchting". Wenn es wahr ist, was die mecklenburgische Ueberlieferung erzählt, so hat Fritz Reuters Schilderung ihm unrecht getan; es wird behauptet, und wie es scheint, mit gutem Grunde, daß Adolf Friedrich bei allen seinen Sonderbarkeiten sich doch den Staatsgeschäften mit Ernst und Eifer gewidmet und selbst im Geiste des aufgeklärten Despotismus seiner Zeit mancherlei Reformen versucht habe. Völlig geschichtlich jedoch ist seine Weiberscheu; er blieb unvermählt und ohne Nachkommen; aber er hatte Schwestern und Brüder, von denen der älteste, der am 10. Oktober 1741 geborene Prinz Karl, der Vater der Königin Luise und sein Nachfolger werden sollte.

Prinz Karl ist durch ein günstiges Geschick früh aus der Enge des damaligen Stillebens in Mecklenburg hinausgeführt worden; es waren Berechnungen der hohen Politik, die in sein jugendliches Leben eingriffen und ihn in eine andere und größere Welt hineinstellten.

Im Frühjahre 1744 hatte sich am englischen Hofe wieder einmal das Gerücht verbreitet, König Friedrich II. von Preußen beabsichtige, den Herzögen von Mecklenburg seine niederrheinisch-westfälischen Besitzungen abzutreten und dafür ihre Lande im Tausch an sich zu nehmen — ein Gedanke, der noch oft in kritischen Tagen die europäische Politik beunruhigen sollte. Um diese vermeintlichen preußischen Pläne zu durchkreuzen, setzte sich der englische Hof mit dem mecklenburgischen Hofmeister Herrn von Gloeden in Verbindung, der den Vorschlag machte, man möge einen der Prinzen des Hofes von Mirow, an den die Nachfolge in Strelitz übergehen mußte, durch Ernennung zum Chef einer Kompagnie in hannoversche Dienste aufnehmen — der König von England war damals noch zugleich Kurfürst von Hannover —, um ihn hiedurch „allemal auf gute Wege zu leiten", das heißt: vor der Umgarnung durch den bösen Preußenkönig zu behüten. Der Kurfürst von Hannover, König Georg von England, ging auf diesen Vorschlag bereitwillig ein, und so kam es, daß der junge Prinz Karl mit Patent vom 7. Dezember 1745 zum Kapitän in einem

Digitized by Google

hannoverſchen Regiment zu Fuß ernannt wurde. Prinz Karl erhielt fortan Gehalt und „Emolumente“ eines Hauptmanns und iſt — der Zeitpunkt läßt ſich nicht feſtſtellen — einige Jahre ſpäter tatſächlich nach Hannover übergeſiedelt. Im Jahre 1755 wurde er zum Major, 1760 zum Oberſtleutnant befördert.

Ein Jahr darauf wurde die Verbindung des Hauſes Mecklenburg-Strelitz mit dem Hauſe Hannover noch enger geknüpft. Der Kurfürſt, König Georg III., vermählte ſich mit des Prinzen Karl jüngerer Schweſter Charlotte, die, wie erzählt wurde, durch ein freimütiges Verwendungsſchreiben bei König Friedrich dem Großen für ihr von preußiſchen Werbern heimgeſuchtes Ländchen die Aufmerkſamkeit auf ſich gelenkt hatte. Prinz Karl, der die Schweſter bis zu ihrer Einſchiffung im Hafen von Stade begleitete, wurde bei dieſem Anlaß zum Oberſt, im Jahre 1762, bei einem Beſuche in London, zum Generalmajor ernannt. Er erbat damals und erhielt die Erlaubnis, ſich dem nach Portugal beſtimmten engliſchen Heere anzuſchließen, deſſen Artillerie er kommandieren ſollte. Von kriegeriſchen Taten des 20jährigen Generals verlautet freilich nichts. Doch muß der König mit ihm zufrieden geweſen ſein, denn er ernannte ihn ſchon im Februar 1763 zum Generalleutnant und ließ den etwas leichtſinnigen jungen Herrn, deſſen verſchwenderiſcher Haushalt auch ſpäter nicht ſelten zu Tadel Anlaß gab, reichlich mit Geld verſehen. Karl war eine „recht hübſche“ Erſcheinung, von ſanften und gefälligen Manieren; die Engländer, die ihn damals in London ſahen, ſchildern ihn als wohlgebildet, wenn auch nicht groß, mit beſonders ſchönen Augen und Zähnen — ſpäter wollte man finden, daß er in ſeinem Aeußeren, auch in Haltung und Bewegung, dem Kaiſer Paul von Rußland auffallend gleiche: wie ein Waſſertropfen dem andern, verſichert eine ruſſiſche Hofdame. Was wir ſonſt von ihm hören, zeigt einen Prinzen von feinen Formen und vielſeitiger Bildung, mit demjenigen Maße von Hinneigung zu den Ideen des 18. Jahrhunderts, wie es ſich für einen Prinzen jener Zeit ſchickte.

Bei der bekannten Weiberſcheu von Dörchläuchting Adolf Friedrich beruhte die Nachfolge des Mirowſchen Hauſes in Mecklenburg-Strelitz auf Prinz Karl, ſo daß man frühzeitig begann, an ſeine Vermählung zu denken. Ob eine Reiſe, die der Prinz im Jahre 1765 über Regensburg nach Wien unternahm, angeblich um dort ſeinen Onkel, den Prinzen von Sachſen-Hildburghauſen, den Beſiegten von Roßbach, zu beſuchen, vielleicht ſchon mit ſolchen Plänen zuſammenhing? Sicher iſt, daß eine zweite Reiſe, 1768, ins „Reich“, nach Darmſtadt, der künftigen Gattin gegolten hat.

Wir wiſſen nicht, was den Prinzen gerade an den Hof von Darmſtadt geführt und was ſeine Wahl auf eine heſſiſche Prinzeſſin gelenkt hat; möglich, daß die Häuſer

Digitized by Google

Mecklenburg-Strelitz und Heſſen einander nahe ſtanden, ſeit der Zeit, wo heſſiſche Prinzen im Dienſte König Friedrichs lange Zeit in Prenzlau garniſonierten. Genug, im März 1768 finden wir Prinz Karl mit ſeinem Freunde, dem Fürſten von Hohenlohe-Oehringen, und ſeinem ſpäteren Miniſter von Dewitz in Darmſtadt, wo man zu Ehren der erlauchten Reiſenden Feſtlichkeiten mit muſikaliſchen Aufführungen veranſtaltete und wo zugleich Beſprechungen über eine Vermählung angeknüpft und bald zum Abſchluß gebracht wurden.

Am 28. Mai 1768 erſchien der Prinz von neuem in Darmſtadt, und am Abend desſelben Tages, bei einem Feſte im Weißen Saale des Darmſtädter Schloſſes, wurde die Verlobung des Prinzen Karl von Mecklenburg-Strelitz mit der Prinzeſſin Friederike von Heſſen-Darmſtadt verkündigt.

Prinzeſſin Friederike war noch nicht 16 Jahre alt. Ihr Vater Prinz Georg Wilhelm von Heſſen, ein jüngerer Sohn des regierenden Landgrafen Ludwigs VIII., hatte anfangs als preußiſcher Oberſt in den Schleſiſchen Kriegen ſich ausgezeichnet, im Jahre 1747 aber als Generalmajor den Abſchied genommen. Er war dann gegen ſeine Neigung in öſterreichiſche Dienſte getreten, wo er General der Kavallerie wurde, und ſchließlich Generalfeldmarſchall des oberrheiniſchen Kreiſes geworden. Im Jahre 1748 hatte er ſich mit Marie Luiſe Albertine Gräfin zu Leiningen-Heidesheim und Dagsburg vermählt. Die Ehe war überaus glücklich und geſegnet; Prinz Georg und ſeine Gattin Prinzeſſin Georg, wie man ſie nannte — wir werden ihr noch oft begegnen —, hatten unter franzöſiſchem Bildungsfirnis deutſches Gemüt und deutſche Frömmigkeit bewahrt; die Echtheit und die Innigkeit ihrer gegenſeitigen Neigung gaben das ſchönſte Familienleben, das auch die Töchter und Söhne in geſchwiſterlicher Liebe und Eintracht umſchloß.

Prinzeſſin Friederike war die älteſte der Töchter, gebildet, über ihre Jahre geſellſchaftlich gewandt, „mit dem beſten Herzen von der Welt und dem beſten Charakter“ — wie ihre Tante, Heſſen-Darmſtadts „große Landgräfin“ Karoline, deren Liebling ſie war, ſie charakteriſiert hat. Ihr Aeußeres zeigt uns ein Bild im Darmſtädter Schloß. Ein anmutig lächelndes Geſicht mit einer kräftigen Stirn, blonden Locken und blauen Augen, die ſie auf die Mehrzahl ihrer Kinder vererbt hat. Am 18. September 1768, einem Sonntag, wurde die Vermählung der Prinzeſſin mit Prinz Karl gefeiert, in den kaiſerlichen Zimmern des Darmſtädter Schloſſes, unter dem Thronhimmel. Der reiche und prächtige Schmuck der Braut, großenteils Geſchenke der Königin Charlotte von England, erweckte an dem kleinen Darmſtädter Hofe nicht geringes Aufſehen. Nach der Hochzeit blieben die jungen Eheleute noch einige Wochen in Darmſtadt; dann reiſten ſie nach Hannover, wo der Prinz bald darauf zum Gouverneur der Stadt ernannt wurde.

Digitized by Google

Wir beſitzen keinerlei Nachrichten über den Hausſtand des jungen Paares; niemand hat uns geſchildert, wie Königin Luiſens Vater und Mutter miteinander in Hannover gelebt haben. Aber wir haben einen anderen Zeugen von zuverläſſigſter Treue, deſſen Mund nur bisher verſchloſſen war, ein kleines Tagebuch der jungen Frau aus den Jahren 1774 bis 1782, nebſt einigen Briefen an ihren Gatten, die uns einen freundlichen Einblick in das nur zu kurze Glück dieſer Ehe eröffnen.

Man darf ſagen, Prinzeſſin Friederike hat die warme Innigkeit des Familienlebens, an den deutſchen Fürſtenhöfen damals wahrlich keine ganz gewöhnliche Erſcheinung, aus dem elterlichen Hauſe in Darmſtadt in das eigene Heim nach Hannover verpflanzt. Es war eine überaus glückliche Ehe, die die heſſiſche Prinzeſſin mit dem mecklenburgiſchen Prinzen führte, eine Ehe übrigens im Charakter der Zeit, gefühlvoll, empfindſam, überſchwenglich bald, bald tändelnd und ſpieleriſch: eine Rokoko-Ehe. „Mein Männchen", „mein liebes reizendes Männchen" (mon petit époux, mon cher et charmant petit époux), „mein lieber Engel", „mein angebeteter Prinz", ſo nennt die Prinzeſſin Friederike den Gatten im erſten wie im elften Jahre ihrer Ehe, und zwiſchen die in zierlichen Schriftzügen regelmäßig verlaufenden Zeilen malt ſie gern kleine Herzen. „Ich gehe zu Bette," heißt es wohl einmal, „und träume von dem Engel, von dem Prinzen meiner Seele." Auch ein leichter Humor belebt zuweilen dieſe Briefe; ſo, wenn die Prinzeſſin erzählt, wie ſie im Walmodenſchen Garten ſpazieren gehe und immer die ſchönen Statuen betrachte, damit das Kind, das ſie unter dem Herzen trägt, ihnen ähnlich werde.

Bald ſah ſich das fürſtliche Paar von einem Kranze blühender Kinder umgeben. Im November 1769 wurde eine Prinzeſſin geboren, die nach einer Schweſter der Mutter den Namen Charlotte erhielt; ihr folgte eine zweite Prinzeſſin, die Thereſe getauft wurde, dann zwei Prinzen und abermals eine Prinzeſſin, die jedoch alle drei jung ſtarben.

Bei aller Traulichkeit des häuslichen Lebens nahmen Karl und Friederike doch lebhaft teil an dem geſellſchaftlichen Verkehr und den geſelligen Vergnügungen, wie ſie die vornehmen Kreiſe des Adels in der Stadt Hannover reichlich darboten. Die hauptſächlichſten Feſttage waren der 4. Juni, der Geburtstag des König-Kurfürſten, und der 19. Januar, der Geburtstag der Königin, die auch einige Male von England nach Hannover herüberkam, während König Georg ſelbſt ſein Stammland bekanntlich nie geſehen hat. Auch die Geburtstage des Prinzen und der Prinzeſſin ſelbſt wurden, wie ſich verſteht, feſtlich begangen; gewöhnlich durch theatraliſche Aufführungen, bei denen die kleinen Prinzeßchen Charlotte und Thereſe ſchon früh mitgewirkt haben. Viel beſucht wurden die Konzerte in der London- und in der Neuen Schenke und „bei Hofe", beſonders ſobald die Königin in Hannover verweilte. Die

beliebteſte geſellige Veranſtaltung jener Zeit aber waren die „Aſſembleen“, die uns der bekannte Verfaſſer des Werkes Ueber die Einſamkeit, J. G. Zimmermann, damals Arzt in Hannover, geſchildert hat. „Herren und Damen,“ ſo ſchreibt er einem ſeiner Freunde, „erſcheinen da in der äußerſten Pracht, die Damen itzt alle in Kleidern von Atlas, die über und über mit blondes und Spitzen beſetzet ſind, und in mantilles von Flanderiſchen Spitzen, die aber von einer Achſel zur andern, und von dem Kinn bis an das Herzgrüblein offen ſind; in den Haaren, an den Ohren und am Halſe tragen ſie alle Diamanten; alle ſind nach der neueſten Pariſer Art friſiert; keine trägt ein Kleid, das nicht nach den neueſten aus Paris gekommenen Muſtern geſchnitten iſt; kein anderes Wort wird geſprochen als franzöſiſch: auf franzöſiſch wird kokettiert, auf franzöſiſch geſcherzt und auf franzöſiſch geküßt.“

Der Prinz und die Prinzeſſin verkehrten beſonders gern bei dem höchſtkommandierenden General Hannovers, dem Feldmarſchall Spörcken, außerdem bei vielen anderen hannoverſchen Adelsfamilien, bei den Kielmannsegge, den Ompteda, Lenthe, Buſſche, Walmoden, Platen und Wenckſtern; auch der Name Hardenberg-Reventlow begegnet einige Male in den Aufzeichnungen der Prinzeſſin: es iſt der ſpätere preußiſche Fürſt-Staatskanzler Hardenberg, damals Kammerrat in Hannover, der 1775 eine Reventlow geheiratet hatte und ein Haus machte. Außer den Aſſembleen gab es im Winter Bälle aller Art — auch Kinderbälle in Vauxhall — und Schlittenpartien, im Sommer Spazierfahrten und Ausflüge nach Herrenhauſen und dem Garten des Feldmarſchalls, wo die „Weyhenlöbe“ ſtand.

Die politiſche Lage in Norddeutſchland war geeignet, dieſe ruhigen Freuden der Geſelligkeit zu begünſtigen. Man lebte in den ſtillen Jahren, die das Ende des Siebenjährigen Krieges von den Anfängen der Revolutionskriege trennen; ein Vierteljahrhundert, ſo bedeutungsvoll für die knoſpende Vollblüte des deutſchen Geiſteslebens, ſo unfruchtbar — trotz Bayeriſchem Erbfolgekrieg und Fürſtenbund — für Deutſchlands ſtaatliche Entwickelung. In Hannover erfreute man ſich des tiefſten Friedens und genoß in ſtolzbehaglicher Ruhe die Erinnerung an die heißen Siegestage von Minden und Krefeld. Von den Welthändeln Englands, das mit Spanien, Frankreich und ſeinen rebelliſchen Kolonien in Nordamerika im Kampfe lag, blieb Hannover unberührt; der Anteil, den Prinz Karl an den Kriegen nahm, beſchränkte ſich auf gelegentliche Beſichtigungen der Unglücklichen, die im engliſchen Solde aus Deutſchland übers Meer nach Amerika geſchleppt wurden. Auch von dem Lärm des Bayeriſchen Erbfolgekrieges tönte nur ein ſchwacher Klang in dem hannoverſchen Sonderleben wieder, wenn die Prinzeſſin einmal den Beſuch von Edelsheim erwähnt, der in König Friedrichs Auftrag bei der hannoverſchen Landesregierung über eine Art Fürſtenbund verhandelte. Von anderen Beſuchern, deren Namen

Digitized by Google

die Geſchichte jener Tage nennt, können wir nur noch den Prinzen Heinrich von Preußen erwähnen, der auf der Reiſe nach Paris Hannover berührte, und den jungen Italiener Luccheſini, der an den Hof König Friedrichs reiſte und bald Preußens feinſter Diplomat werden ſollte.

Wie die Politik feierte in Hannover auch das geiſtige Leben; an der großartigen Entwickelung der deutſchen Dichtung hatte Niederſachſen geringen Anteil. Nur die Muſik fand in den höheren Kreiſen der Stadt eifrige und verſtändnisvolle Pflege. Der berühmte Sangesmeiſter Guiliani wirkte hier, der häufig Konzerte veranſtaltete; er leitete die Ausbildung der älteſten Prinzeſſin Charlotte, die eine ungewöhnliche muſikaliſche Begabung zeigte und ſpäter unter den fürſtlichen Häuptern Deutſchlands die bedeutendſte Sängerin wurde. Wir hören auch von Aufführungen Gluckſcher Opern, denen der Prinz und die Prinzeſſin beiwohnten. Mit dieſer Vorliebe für Muſik mag es zuſammenhängen, daß die Prinzeſſin, von deren Geiſtesleben wir ſonſt wenig erfahren, noch im Jahre 1778 italieniſch zu lernen anfing.

Doch das Leben des prinzlichen Paares verlief nur zum Teil in Hannover; oft, recht oft unterbrachen Reiſen und längere Abweſenheiten den Aufenthalt in der Leineſtadt. Faſt alljährlich wurde ein Ausflug nach Celle unternommen, wo Prinz Ernſt von Mecklenburg, ein jüngerer Bruder des Prinzen Karl, als Gouverneur lebte. Ebenſo häufig wurde das damalige Modebad der vornehmen Welt beſucht, Pyrmont, wo Prinzeſſin Friederike einmal Herder predigen hörte; Prinz Karl ſcheint eine beſondere Vorliebe für dieſen Ort gehabt zu haben, dem er ſpäter noch ein treuer Gaſt blieb und deſſen Stahlbrunnen er auch in Hannover trank. Erſt im zwölften Jahre ihrer Ehe, im Jahre 1779, hat das prinzliche Paar die mecklenburgiſche Heimat des Prinzen beſucht, wobei auch das Belvedere in Neubrandenburg — Fritz Reuters Bellmandür — beſichtigt wurde. Es blieb bei dieſer einen Reiſe nach Neu-Strelitz, wie auch Adolf Friedrich, obgleich die verwandtſchaftlichen Beziehungen anſcheinend nie getrübt wurden, doch nur einmal den Bruder in Hannover beſucht zu haben ſcheint. Um ſo häufiger und um ſo lieber reiſte man in die Heimat der Prinzeſſin; viele Monate lang hat oft das Alte Palais am Markte in Darmſtadt den Prinzen Karl mit Gattin und Kindern beherbergt. Wie fröhlich und glücklich lebte es ſich in der kleinen Reſidenz! Ausflug reihte ſich an Ausflug, Feſt an Feſt — das war doch etwas anderes als die „Aſſembleen“ in Hannover. „Bien, bien amusé“ — ſo heißt es oft in den Notizen der Prinzeſſin. Aber Darmſtadt bot doch auch noch anderes: im Januar 1782 wurde dort Nathan der Weiſe, der eben erſchienen war, vorgeleſen.

Schon 1771, wenn nicht früher, hat Prinzeſſin Friederike mit ihrem erſten Kinde, der kleinen Charlotte, die Eltern in Darmſtadt beſucht, während Prinz Karl zur Schweſter nach England reiſte. Vier Jahre ſpäter, im Jahre 1775, war die ganze Familie in Darmſtadt;

nach mehrmonatlichem Aufenthalt, ſobald die Jahreszeit es erlaubte, reiſten ſie in die Schweiz, wo ſie in Langnau den Wunderdoktor Michel Schuppacht beſuchten, den Lavater damals durch ſeine „phyſiognomiſchen Fragmente“ bekannt machte; zurück ging es über Straßburg nach Karlsruhe, wo ſie namentlich mit der Markgräfin Luiſe, einer geborenen heſſiſchen Prinzeſſin, verkehrten. Dann ein ſchöner und geſegneter rheiniſcher Sommer in Darmſtadt und in den Schlöſſern der Umgegend, Braunshardt und Kranichſtein; erſt in den letzten Julitagen, da ſich in der Prinzeſſin ſchon neue Mutterhoffnungen regten, kehrten ſie nach Hannover zurück, in das Alte Palais in der Leinſtraße, das ſie einige Jahre vorher bezogen hatten. Und als nun im nächſten Jahre die erſten Frühlingstage kamen, konnte Prinzeſſin Friederike unter dem 10. März 1776 in ihr Tagebuch ſchreiben: Accouchée pour la 6ème fois, à 7 heures du matin, d'une 4ème fille. Der glückliche Vater, der der Mutter, wie das Tagebuch bald darauf verrät, dankbar ein Pariſer Negligé verehrte, meldete am nächſten Tage den Verwandten in Karlsruhe das frohe Ereignis mit der Bitte, Markgräfin Luiſe möge die Patenſchaft übernehmen und der kleinen Prinzeſſin ihren Namen geben, der ihr Glück bringen werde. Am 25. März, in Hannovers alter Garniſonkirche „Zum heiligen Geiſte“, wurde die Prinzeſſin auf die Namen Luiſe Auguſte Wilhelmine Amalie getauft; zu den Paten gehörten außer der Markgräfin Luiſe die perſönlich anweſende Prinzeſſin Charlotte von Heſſen-Darmſtadt und die Fürſtin von Oehringen, die ſich durch Feldmarſchall Hardenberg, den Vater des ſpäteren Staatskanzlers, vertreten ließ. Alle Taufpaten, ſo wird erzählt, trugen Veilchenſträuße; Veilchen ſchmückten auch das Taufbecken und das Kiſſen des Täuflings, und ſelbſt das Köpfchen Luiſens ruhte auf Veilchen.

Zwei Jahre ſpäter, am 2. März 1778, kam noch eine Tochter zur Welt, die nach der Mutter Friederike genannt wurde und deren Schickſal mit dem Leben Luiſens ſo innig verflochten iſt.

Das Leben der Kinder in ſeinen Anfängen geht auf im Leben der Eltern; nur von dieſen können wir hier zunächſt noch berichten.

Der verwandtſchaftliche Verkehr zwiſchen Hannover und Darmſtadt blieb lebhaft und herzlich. Wenige Monate nach der Geburt Luiſens, im Mai 1776, kam die Großmutter mit ihrer zweiten Tochter Charlotte zu Beſuch, und als ſie im Juli Hannover wieder verließen, folgte ihnen das prinzliche Paar bald nach und verblieb den ganzen Winter über in Darmſtadt, wo die Verlobung und Vermählung der dritten Tochter Luiſe mit ihrem Vetter Erbprinz Ludwig, dem ſpäteren erſten Großherzog von Heſſen-Darmſtadt, durch glänzende Feſte gefeiert wurde. Erſt im April 1777 kehrten Karl und Friederike nach Hannover zurück, um den durchreiſenden Herzog von Mecklenburg-Strelitz begrüßen zu können. Die

Digitized by Google

Tafel 2

Zeichnungen der Prinzessin Luise in einem Schreibhefte

Sommermonate verlebten ſie zum Teil in der ſchon erwähnten Weyhenlöbe, einem kleinen Luſthäuschen mit Garten auf dem Stadtwalle Hannovers, das der Prinzeſſin nach dem Tode des Feldmarſchalls Spörcken im Juni 1776 überwieſen war. Doch wurde auch nach wie vor, faſt in jedem Sommer, Pyrmont auf einige Wochen beſucht. Die Kinder, die „fanfans", deren Prinzeſſin Friederike gelegentlich, aber nicht eben häufig, in ihrem Tagebuch gedenkt, blieben während dieſer Reiſen in Hannover zurück, wo eine Hofdame, Fräulein von Wolzogen, ſie mütterlich betreute.

Zu den vier Prinzeſſinnen, die alle hübſch und anmutig heranwuchſen, kam endlich am 12. Auguſt 1779 der erſehnte Prinz und Erbe, der nach Friederikens Bruder Georg genannt wurde; ein zweiter Prinz iſt nur einige Jahre alt geworden. Aus dieſer Zeit hören wir zum erſten Male wieder von der kleinen Luiſe. Wenige Tage nach Georgs Geburt fiel der Geburtstag der Mutter, der 20. Auguſt, der durch die Aufführung einer kleinen Komödie vor ihrem Bette gefeiert wurde, wobei mit den älteren Schweſtern und anderen Damen auch die dreijährige Luiſe mitwirkte. Auch an dem Ballfeſt zum Geburtstag des Vaters, am 10. Oktober desſelben Jahres, nahmen die Kinder bereits teil, Luiſe als Amor, die älteren beiden Charlotte und Thereſe als Veſtalinnen.

Die nächſten Jahre, ſoweit wir in dem wenig geſprächigen Tagebuch der Prinzeſſin den Ereigniſſen folgen können, verliefen ſtill; etwas Abwechſelung brachten nur die Reiſen nach Darmſtadt. Denn ſo glücklich ſich Friederike, wie uns ihre freilich nur zu ſeltenen Briefe zeigen, im Palais an der Leinſtraße und in „ihrem Garten" — der Weyhenlöbe — fühlen mochte: immer wieder zog es ſie hin ins Elternhaus nach Darmſtadt, wo man ſo fröhlich und ſo zwanglos lebte und nicht in ſteifem Franzöſiſch, ſondern anmutig rheinfränkiſch miteinander plauderte. Dort feierte ſie 1780 ihren eigenen und ihres Gemahls Geburtstag, in Frankfurt den Hochzeitstag, in Schloß Braunshardt die Weinleſe. Dort verweilte ſie wieder im Winter von 1781 auf 1782 und feierte Weihnachten und den Dreikönigstag und den Geburtstag der Großmutter, den 16. März 1782. Erſt am letzten April, unter Tränen, verließ ſie das liebe Darmſtadt — es ſollte die letzte Reiſe der Prinzeſſin, der letzte Abſchied von der alten Heimat ſein. Kaum nach Hannover zurückgekehrt, wurde Friederike von einem damals graſſierenden Fieber ergriffen und vorzeitig von einem Kinde entbunden, das ſchon nach wenigen Stunden wieder ſtarb; zwei Tage ſpäter, am 22. Mai 1782, noch nicht dreißig Jahre alt, erlag ſie ſelbſt der Krankheit. Die Prinzeſſin war wegen ihres liebenswürdigen Charakters in Hannover beliebt; man erzählte ſich, ſie ſei ſo gut geweſen, daß ſie ihren Kindern nie ein unfreundliches Wort habe ſagen können. Die Trauer um ihren Tod, wie Privatbriefe aus jenen Tagen uns zeigen, war

allgemein. Ihre Kinder haben ihr Andenken allezeit geſegnet. Luiſe aber ſchrieb acht Jahre ſpäter in ihr Erbauungsbuch: „Heute am 22. Mai iſt meine liebe erſte Mama im Jahre 1782 geſtorben, ein Verluſt für mich, der ſtets in meinem Herzen eingegraben ſein wird. Möge der Himmel ſie belohnen, ſo ſehr wie ſie es verdient.“ Die Leiche wurde über Celle nach Mirow gebracht, geleitet von Prinz Ernſt und dem Fräulein von Wolzogen. Prinz Karl blieb in Hannover zurück, allein mit ſeinen ſechs Kindern, von denen das älteſte erſt zwölf Jahre alt war; es wurde bemerkt, daß der ſonſt ſo lebensluſtige Prinz ſich allen Geſellſchaften entzog und ſeinen Kindern fortan ausſchließlich lebte.

Die Notwendigkeit einer zweiten Mutter für die Verwaiſten machte ſich jedoch bald fühlbar. Es war natürlich, daß ſich die Augen des Prinzen wieder nach Darmſtadt wandten, wo er ſchon einmal eine ſo glückliche Wahl getroffen hatte. Noch im Herbſt 1782 erſchien Karl in Darmſtadt, und in Hannover hieß es bald, daß er wieder eine heſſiſche Prinzeſſin als Gattin heimführen werde. Es war die im Jahre 1755 geborene Schweſter der Verſtorbenen, Prinzeſſin Charlotte, die er wählte. Goethe, der ſie kurz vorher bei einem Beſuche in Darmſtadt ſah, hatte, wie er der Frau von Stein ſchrieb, beſonderen Gefallen an ihr gefunden; für Karl war wohl beſtimmend, daß Charlotte ſchon öfter längere Zeit in Hannover ſich aufgehalten hatte und den verwaiſten Kindern eine gute Mutter zu werden verſprach. Es dauerte doch noch einige Zeit, ehe die Verbindung zuſtande kam. Im Juni 1782, wenige Wochen nach dem Ableben der Prinzeſſin Friederike, war auch deren Vater Georg Wilhelm verſtorben; es gab Erbſchaftsauseinanderſetzungen zwiſchen Witwe und Kindern, die erſt Ende des Jahres durch einen Rezeß ihren Abſchluß fanden. Dann mußte eine Reiſe nach Paris angetreten werden, wo die Familie ſeit Jahren Forderungen aus franzöſiſchen Requiſitionen geltend machte und einen Prozeß wegen einer naſſauiſchen Erbſchaft führte. Die Prinzeſſin Georg und einige ihrer Kinder waren ſchon mehrere Jahre früher aus denſelben Anläſſen in Paris geweſen und hatten dabei Gelegenheit gefunden, ſich der Königin Marie Antoinette zu nähern, die für die jungen Prinzeſſinnen eine aufrichtige Neigung faßte und bis in die Revolutionszeit hinein mit ihnen in lebhaftem Briefwechſel geblieben iſt.

Erſt nach der Rückkehr aus Paris — die Reiſe hatte, beiläufig bemerkt, 13268 Taler 29 Groſchen und 3½ Pfennig gekoſtet —, im Mai 1784, wurde die Verlobung zwiſchen Karl und Charlotte in Darmſtadt gefeiert, im September 1784, 16 Jahre nach der erſten Vermählung des Prinzen, die Hochzeit. Den Winter über bis weit in das Jahr 1785 hinein blieb das fürſtliche Paar, wie es ſcheint, noch in dem lieben Darmſtadt. Dann ſiedelte es nach Hannover über, wo bald darauf, am 3. September 1785, die älteſte Tochter

Digitized by Google

Karls, Charlotte, noch nicht 16 Jahre alt, mit Herzog Friedrich von Sachſen-Hildburghauſen, durch die Mutter des Prinzen Karl mit dem mecklenburgiſchen Hauſe verwandt, vermählt wurde. Charlotte war ſchön und anmutig, wie alle Kinder des Prinzen Karl und Friederikens; im Geſchwiſterkreiſe hieß ſie Lolo oder Lotte „die Singeſchweſter".

Am 30. November 1785 gab Prinzeſſin Charlotte in Hannover einem Knaben das Leben, der nach dem Vater Karl genannt wurde. Wie ihr Briefwechſel mit Marie Antoinette zeigt, hatte ſie ihrer ſchweren Stunde mit bangen Ahnungen entgegengeſehen, die diesmal nicht täuſchten; kurz nach der Entbindung, am 12. Dezember 1785, iſt Charlotte verſtorben, aufrichtig beweint von ihren Stiefkindern, denen ſie eine wirkliche Mutter geworden war. In dem Erbauungsbuch Luiſens finden wir unter dem 12. Dezember 1790 eingetragen: „Heute vor fünf Jahren ſtarb meine liebe Mutter. Möge Gott mir ein Herz geben wie das ihrige."

Der Tod der Stiefmutter wurde für Luiſens Lebensgang bedeutſamer als der Tod der eigenen Mutter. Der Vater, dem zwei Frauen in weniger als vier Jahren geſtorben waren, verzichtete auf eine neue Vermählung; er nahm als Feldmarſchall ſeinen Abſchied aus dem hannoverſchen Militärdienſt und ging zunächſt auf Reiſen, nach London, nach Strelitz, zu ſeiner älteſten Tochter nach Hildburghauſen. Die Söhne ließ er in Hannover zurück, die Töchter Thereſe, Luiſe und Friederike aber ſandte er nach Darmſtadt, zur Prinzeſſin Georg, der Großmutter, die darum gebeten hatte.

Alſo verließ im Frühjahr 1786 Prinzeſſin Luiſe ihre Geburtsſtadt Hannover, der ſie, wie ſpätere Briefe zeigen, ein freundliches Andenken immer bewahrt hat. Sie geht nach Darmſtadt, ihr junges Leben gleitet in einen neuen Entwickelungsabſchnitt und eine neue Welt umfängt ſie. Eine Welt, die ihre wahre Heimat werden ſollte. Aus der ſchwermütigen Einförmigkeit der norddeutſchen Tiefebene tritt ſie in ein geſegnetes Land, wo flußdurchrauſchte Täler und waldumkränzte Höhen anmutig wechſeln, aus Hannovers ſteifem und unfruchtbarem Sonderleben in die ſchöne Geſelligkeit und das reiche Geiſtesleben, das ſich durch das Zuſammenſtrömen deutſcher und franzöſiſcher Kultureinflüſſe am Rhein gebildet hatte. „Nur dort können wir doch eigentlich leben," ſchreibt ſpäter einmal eine andere heſſiſche Prinzeſſin aus Berlin, „dort, wo die Menſchen herzlicher, freundlicher und geſelliger ſind." Es iſt, als werde Luiſe jetzt dem mütterlichen Erdreich wiedergegeben, aus dem ihrer Natur die rechte Nahrung zuwächſt; als werde ſie nun in die Umgebung verpflanzt, die aus ihrem innerſten Weſen heraus der Großmutter und der Mutter ſchönes Erbteil zur reichſten Entfaltung fördert. In rheiniſcher Luft, unter rheiniſcher Sonne blüht Prinzeſſin Luiſe zur Jungfrau empor.

Digitized by Google

II. Darmſtadt

Darmſtadt war nicht mehr die Stadt, die einſt Vorläuferin, faſt Nebenbuhlerin Weimars geweſen. Die von König Friedrich bewunderte „große Landgräfin“ Karoline war 1774 geſtorben. Ihr Gemahl Landgraf Ludwig IX., der ſie um ſechzehn Jahre überlebte, kümmerte ſich nicht um die aufblühende deutſche Dichtung; ſchrullenhaft wie nur die Strelitzer „Dörchläuchting“, beſchäftigte er ſich in Pirmaſens ausſchließlich mit ſeinen Soldaten und ſeinem Trommlerkorps, für das er viele Tauſende von Märſchen zu komponieren glaubte und in ſorgfältig geführten Tagebüchern verzeichnete. In Darmſtadt lebte im Schloß ſein älteſter Sohn, der Erbprinz, ſeit 1790 Landgraf Ludwig X., in nicht eben glücklicher Ehe mit ſeiner Couſine Luiſe, der Mutterſchweſter unſerer Luiſe. An ſeinem Hofe hatte Darmſtadts Glanzzeit noch eine Nachblüte: Goethe kam zuweilen von Frankfurt oder Weimar herüber und Schiller las dort im Dezember 1784 den erſten Akt ſeines Don Carlos vor, wobei auch die mecklenburgiſche Familie unter den Zuhörern geweſen ſein mag. Die Lebensweiſe war bürgerlich beſcheiden, noch ſo wie der jugendliche Hardenberg bei ſeinem Beſuch im Jahre 1772 den Darmſtädter Hof gefunden hatte, als er die heſſiſchen Prinzeſſinnen in Kleidern von Zitz umhergehen ſah.

Ebenſo ſchlicht und einfach, aber glücklicher als im Schloß, lebte in dem ganz nahebei am Markt gelegenen „Alten Palais“, auch „Burgfreiheitspalaſt“ genannt, die Prinzeſſin Georg mit ihren drei Enkelkindern. Das Alte Palais, jetzt in bürgerlichem Beſitz, ſchaut noch, äußerlich wenig verändert, auf den Marktplatz; eine Gedenktafel erinnert an Prinzeſſin Luiſe. Auch die Umgebung iſt wenig verändert. Ein Marktplatz, wie in vielen kleinen deutſchen Reſidenzen, mit Schloß und Rathaus, unfern die Stadtkirche, deren Glocken unſere Prinzeſſinnen oft an den Beſuch des Gottesdienſtes mahnten; hinter Marktplatz und Schloß heute wie damals das alte Darmſtadt, ein Gewirr enger und unregelmäßiger Straßen. Außer dem Palais beſaß Prinzeſſin Georg noch einen an der alten Frankfurter Straße gelegenen Garten, den ſogenannten Schwanengarten, in dem ein „Luſthaus“ ſtand, und die „Braunshardt“, ein in den ſechziger Jahren des 18. Jahrhunderts erbautes Schlößchen, eine Fahrſtunde von Darmſtadt nach Mainz zu gelegen, ein langes niedriges einſtöckiges Landhaus mit ſchwerfälligem Dach und ſchrägen Manſardenzimmern.

Prinzeſſin Georg, 1729 geboren, war nach dem Gemälde von Seekatz in Darmſtadt, das ſie mit ihrem Gemahl zuſammen darſtellt, in ihrer Jugend eine braunäugige Schönheit von etwas blaſſer Geſichtsfarbe mit einem feingeſchnittenen Munde. Die Jahre rundeten ihr Antlitz, das auf ſpäteren Bildern voll und ſelbſt derb erſcheint. Unverändert blieb ihr

Digitized by Google

Inneres: ſie war durch und durch Pfälzerin, in ihrer Sprache wie in ihrem Weſen, eine kerndeutſche Natur, leichtblütig, voll Gemüt und Frohſinn, dabei altväteriſch fromm — ihr geiſtlicher Lieblingsſchriftſteller war der orthodoxe Silberſchlag — und unberührt von der ſchwärmeriſchen Empfindſamkeit der Zeit. Für ſie war „Freudigkeit die Mutter aller Tugenden". Ihre Enkelinnen erzog ſie, wie ſie einmal ſchreibt, zur Tugend und Solidität und zu den wahren Grundſätzen einer ſoliden Religion. Sie beſaß eine lebhafte Unterhaltungsgabe und plauderte gern, ſo daß man in Darmſtadt wohl ſagte: „ſie ſchwätzt, wie Prinzeſſin Georg", und ſich drollige Geſchichten von ihrer naiven Urſprünglichkeit erzählte. Ihre vornehmſte Eigenſchaft aber war ihr Familienſinn, eine herzliche, immer teilnehmende, immer opferwillige Liebe zu ihren Kindern und Kindeskindern, wie zu allen, die der weitverzweigten Verwandtſchaft des heſſiſchen Hauſes angehörten. In ihrer Art verdient Prinzeſſin Georg vielleicht einen Platz zwiſchen ihrer großen Landsmännin, der Pfälzerin Liſelotte, und der Frau Aja, Goethes Mutter.

Von den Töchtern der Prinzeſſin Georg lebten nach dem Tode Friederikens und Charlottens, der Mutter und Stiefmutter unſerer Luiſe, nur noch zwei; beide wenig glücklich in der Ehe, beide, wie alle Töchter der Prinzeſſin Georg, von zarter Geſundheit; Luiſe, die Gemahlin des Erbprinzen Ludwig von Heſſen-Darmſtadt, und Auguſte, ſeit 1785 Gemahlin des Prinzen Max Joſeph von Pfalz-Zweibrücken, des ſpäteren erſten Königs des Bayerlandes. Von ihren Söhnen ſtanden einige in fremden Kriegsdienſten; in Darmſtadt ſelbſt lebte meiſt nur einer, Prinz Georg, den aber unruhige Abenteuerluſt auch oft aus der Mutter Haus entführte. Stets in Geldverlegenheiten, blieb er doch immer von unverwüſtlich heiterer Laune, der fröhliche Onkel Georg, der Liebling ſeiner Neffen und Nichten, die er liebte, wie er ſeine verſtorbenen Schweſtern geliebt hatte, und für deren Unterhaltung er durch kleine Feſte und Ausflüge immer bemüht war.

Im Jahre 1787, zur geringen Freude der regierenden heſſiſchen Familie, ſiedelte auch Prinz Karl mit ſeinen beiden Söhnen Georg und Karl nach Darmſtadt über, wo er ſich an der Stelle des jetzigen Rheintores ein Haus kaufte. Er hat es wenig bewohnt, meiſt lebte er bei Charlotte in Hildburghauſen, als Präſident einer kaiſerlichen Kreditkommiſſion, die den zerrütteten Finanzverhältniſſen des kleinen Landes aufhelfen ſollte. Ohne Mutter und faſt ohne Vater aufwachſend, ſchloſſen ſich ſeine fünf Kinder um ſo inniger einander an, die Brüder voll Bewunderung und Hingabe für die Schweſtern, die Schweſtern voll Stolz auf die Brüder, beſonders auf Georg. Das Jahr 1789 brachte dem glücklichen Geſchwiſterkreiſe eine ſchmerzliche Trennung, einen Abſchied mit vielen Tränen. Schweſter Thereſe, Röschen, wie ſie in der Familie genannt wurde, folgte, kaum ſechzehn Jahre alt, dem Erbprinzen

Karl Alexander von Thurn und Taxis als Gemahlin nach Regensburg. Schön und geistig hochbegabt, hatte sie schon mehrere Bewerber um ihre Hand zurückgewiesen, darunter auch einen ihrer Onkel; für den Prinzen von Thurn und Taxis, dessen Antrag von der Tante in England unterstützt wurde, entschloß sie sich nur zögernd und nicht ohne sich für ihren evangelischen Glauben volle Bekenntnisfreiheit auszumachen.

Die Erziehung der Kinder des Prinzen Karl hatte in Hannover, wie schon erwähnt, anfänglich Fräulein von Wolzogen geleitet, neben der J. N. Schrage, später Professor in Göttingen, Unterricht erteilte. Im Jahre 1785 war Fräulein von Wolzogen der neuvermählten Herzogin Charlotte nach Hildburghausen gefolgt, wo sie noch lange Jahre als Oberhofmeisterin gelebt hat. Durch häufige Reisen und fleißigen Briefwechsel unterhielt sie auch von dort aus einen regen Verkehr mit den Geschwistern, die ihr herzlich zugetan blieben. Noch im Jahre 1802 schrieb Luise der Schwester Therese: „Die gute Wolzogen ist mir so achtungswert, wie nur irgend ein menschliches Wesen sein kann, ich kenne niemand, dem wir so viel verdanken wie ihr, nicht bloß wegen des Guten, das sie jedem einzelnen von uns erwiesen hat, sondern wegen des Guten, das sie den Gliedern einer Familie unaufhörlich erweist, die so einig ist wie die unsere."

Noch vor Weggang des Fräulein von Wolzogen wurde, wie es scheint, ein Fräulein Agier mit dem Unterricht betraut, die ein strenges aber kurzes Regiment geführt haben soll. Ihr folgte, noch in Hannover und noch bei Lebzeiten der zweiten Gemahlin des Prinzen Karl, Fräulein Salomé von Gélieu, aus dem damals preußischen Neuchatel. Eine brünette Dame mit einem angenehmen und zugleich würdigen Aeußeren, von heiterem Gemüte und schlichter Frömmigkeit, wußte sie in der Erziehung der Prinzessinnen Strenge und Milde glücklich zu vereinigen. Nach dem Tode der Stiefmutter, 1786, siedelte sie mit den Prinzessinnen nach Darmstadt über, wo sie die verwaisten Kinder ganz in dem frommen und fröhlichen Sinne der Großmutter aufzog und bis zur Vermählung Luisens und Friederikens verblieb. Sie hat später in einem Gedicht an den Kronprinzen Friedrich Wilhelm als ihr einziges Verdienst bezeichnet: daß sie „das glückliche Naturell Luisens nicht verdorben habe". Luise selbst hat als Kronprinzessin, wie als Königin, in guten wie in bösen Tagen dankbar und herzlich ihrer gedacht, sie reichlich unterstützt und in ihr immer die Lehrerin verehrt, von der sie „das Gute zu lieben und zu tun gelernt habe". Und nach Luisens Tode hat Friedrich Wilhelm III., der als Kronprinz in der glücklichen Brautzeit 1793 oft mit ihr geplaudert und gescherzt hatte, pietätvoll sich der Greisin angenommen und ihr im Jahre 1814 auf der Rückkehr von Paris mit seinem zweiten Sohne, dem späteren Kaiser Wilhelm, in ihrer Heimat Colombier in Neuchatel einen Besuch abgestattet.

Digitized by Google

Wie ſchon die Wahl der Erzieherin bekundet, bildete nach der Sitte der Zeit die Erlernung der franzöſiſchen Sprache den Mittelpunkt des Unterrichts; Franzöſiſch wurde auch im ſchriftlichen Verkehr faſt regelmäßig gebraucht, während die Unterhaltung meiſt deutſch und häufig im rheinfränkiſchen Dialekt geführt wurde. Luiſe hat ſpäter als Königin, obgleich ſie ihren Kindern wiederholt fleißige Uebung im Franzöſiſchen anempfahl, es doch oft beklagt, daß die Grundlage ihrer Bildung franzöſiſch geweſen war. Neben Fräulein von Gélleu, die hauptſächlich in franzöſiſcher und engliſcher Sprache unterrichtet zu haben ſcheint, haben die Prinzeſſinnen in Darmſtadt noch andere Lehrer gehabt, unter denen namentlich ein Geiſtlicher, Frey, öfter erwähnt wird.

Luiſe war eine ziemlich mittelmäßige Schülerin; ſchon der Zuſtand ihrer Hefte würde ihr heute ungezählte „Tadel" zuziehen, ſo nachläſſig ſind ſie geführt, bedeckt mit Zeichnungen, auf denen Damen in karikiertem Modeputz, mit Coupés und Stöckelſchuhen einherſtolzieren, oder beſchrieben mit übermütigen Bemerkungen, wie dem nur zu wahren Selbſtbekenntnis: „Inhalt geſchmiert, den 22. April, 13 Jahre alt; Schand über alle Schande. 1789." Und welche Aufſchriften: „Hefte für die Aufſätze, die mehr als zwölf Fehler haben." Oder auf den franzöſiſchen Heften der Zwölfjährigen: „Cayez"; erſt die Dreizehnjährige, die ſich etwas mehr zuſammenzunehmen ſcheint, ſchreibt richtig Cahier. Freilich — orthographiſch deutſch oder franzöſiſch zu ſchreiben, hat Luiſe niemals gelernt, ſo oft auch Fräulein von Gélieu ihr für ſchlechte Arbeiten mittags den Nachtiſch entzog.

Im ganzen muß der Unterricht recht mangelhaft geweſen ſein; wenn man von den fremden Sprachen abſieht, ſehr viel ſchlechter, als irgendein Kind heute in irgendeiner ſtädtiſchen Gemeindeſchule Deutſchlands unterrichtet wird. Da lernt die ſchon Fünfzehnjährige, daß die Erdkunde „eingeteilt wird in Norden und Süden, in Weſten und Oſten", und daß es vier Weltteile gibt, darunter „Affricka". Sie lernt die Meere, die Europa „um- und durchfließen", und auf die Frage, welches die „Hauptgebürge" Europas ſind, antwortet ſie: „Die Allpen, Montblanc, Montjurat; dieſe ſind es, die ich mir in dieſem Augenblick beſinne." Von der Weltgeſchichte erfährt die Zwölfjährige, daß man die erſte Periode „Urwelt" nennen könne und daß ſie „von Adam bis auf die noachiſche Flut gehe" und 1856 Jahre „enthalte". „Mit den perſiſchen Kriegen," ſo lernt ſie weiter, „fängt ſich die blühende Periode der Griechen an, die anjetzt alle für einen Mann ſtanden. Die griechiſchen Generale thaten Wunder der Tapferkeit, Perickles und Alziebiades, zwei Verwandte, trugen viel dazu bei, daß Athen Wiſſenſchaft und Künſte beförderte, aber auch daß es weibiſch und weichlich ward." Noch ein Wort von den Römern: ſie werden von Hannibal, der über die Apenninnen nach Florenz geht, „zu dreien und vieren Malen" geſchlagen, aber „ſie halten contenance" ...

Digitized by Google

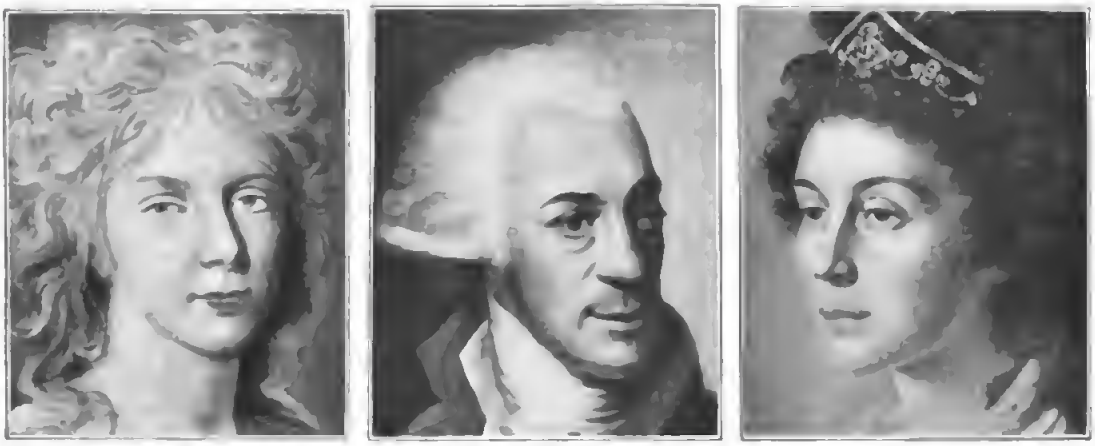
Beſſeren Erfolg ſcheint der Unterricht im Zeichnen und beſonders auch in der Muſik gehabt zu haben; ohne das große muſikaliſche Talent ihrer älteſten Schweſter zu beſitzen, lernte Luiſe gut Klavier ſpielen und zur Harfe ſingen; ſelbſt Friedrich Wilhelm III., ſonſt kein Muſikfreund, den die klaſſiſchen Geſänge der „Singeſchweſter“ Charlotte langweilten, hat ſich ſpäter oft an Luiſens kleinen Liedern erfreut.

Den tiefſten und nachhaltigſten Eindruck aber empfing Luiſe von ihrem Religionsunterricht. Auch hier wird man bei dem Durchblättern ihrer älteſten Religionshefte, die ſich von den Schreibheften äußerlich vorteilhaft unterſcheiden, zuweilen ein Lächeln kaum unterdrücken können, wenn man ſo manche naive Aeußerung lieſt, wie etwa folgende: „Die Religion Jeſu hat große Vorzüge, weil ſie Gott uns auf das theuthlicheſte kennen lernt und ſo alles das genau ſagt, was wir zu thun haben, um dieſem Gott zu gefallen“; oder wenn Luiſe auf die Frage: Wie verſtehen Sie, daß Gott ewig iſt? antwortet: „Daß Gott ewig ſei, verſtehe ich ſo: er hat nie einen Anfang genohmen und wird auch kein Ende nehmen.“ Ihr hauptſächliches Erbauungsbuch waren Sturms „Unterhaltungen mit Gott in den Morgenſtunden auf jeden Tag des Jahres“, das ihr die Großmutter „zu Ihrer Erbauung und ibung im wahren ungeheigelten Chriſtenthum“ 1788 geſchenkt hatte, und das ſie auch als Tagebuch benutzte. Wie mangelhaft aber auch dieſer Unterricht zuweilen geweſen ſein mag, er erfüllte Luiſe mit jenem unbedingten und unwandelbaren Gottvertrauen, das ſie über alle Klippen und Abgründe ihres Lebens ſieghaft hinweggetragen hat. Dies unerſchütterliche Gottvertrauen ſpricht aus den erſten unbeholfenen Niederſchriften ihrer heiteren Kindertage, wie in den ſchwerſten Schickſalsſtunden von 1807 die Briefe der Königin davon durchdrungen ſind. So hat ſich ihr der Wunſch erfüllt, den ſie 1791 in einem ihrer Religionshefte niederſchrieb: „Gott wolle dieſen Unterricht ſegnen und mir Kraft und Stärke geben, das in Erfüllung zu bringen, was ich mir vorgenommen habe: ſtets als eine Chriſtin zu leben.“

Dieſe Schreibhefte, Zeugniſſe von Luiſens lauterer Frömmigkeit, verraten unbewußt noch einen anderen Zug ihres werdenden Ichs: die innige Liebe zu ihren Angehörigen. Da lieſt man mitten unter Schreibübungen oder religiöſen Betrachtungen die ſchweſterlich teilnehmenden Worte über den jüngſten Bruder: „der kleine Karl iſt recht krank“, und die rührende Klage: „heute hat Thereſe ihre Tochter und ihr Glück verloren“; andererſeits wieder die heitere Datierung: „drei Tage nach der Ankunft meines geliebten Vaters.“ Mit gleich herzlicher Liebe umfaßt Luiſe Vater und Großmutter, Brüder und Schweſtern, Onkel und Tanten, vor allen den lieben fröhlichen Onkel Georg und die „engelhafte“ Tante Auguſte von Pfalz-Zweibrücken — nur Tante Luiſe, die regierende Landgräfin, ſcheint ſie davon ausgeſchloſſen zu haben. Dieſer tiefgewurzelte Familienſinn, dieſe gegenſeitige

Digitized by Google

1 2 3



4 5 6

7 8 9

Eltern und Geſchwiſter der Königin Luiſe

1. Prinzeſſin Friederike von Mecklenburg-Strelitz, Mutter. 2. Prinzeſſin Marie Luiſe Albertine von Heſſen-Darmſtadt, Großmutter. 3. Prinzeſſin Charlotte von Mecklenburg-Strelitz, Stiefmutter. 4. Prinzeſſin Thereſe von Thurn und Taxis, Schweſter. 5. Herzog Karl von Mecklenburg-Strelitz, Vater. 6. Herzogin Charlotte von Hildburghauſen, Schweſter. 7. Prinz Karl von Mecklenburg-Strelitz, Bruder. 8. Prinzeſſin Friederike von Preußen, Schweſter. 9. Prinz Georg von Mecklenburg-Strelitz, Bruder

Digitized by Google

verwandtſchaftliche Liebe, die ſich oft überſchwenglich genug äußert, — ſo ſchreibt Prinz Karl an ſeine Schwiegermutter als die „divine“ und „adorable mère“, an ſeine Tochter Thereſe: „de cœur et d'âme je veux vivre et mourir tout à vous“ — iſt neben einer innigen Frömmigkeit ein weſentlicher Charakterzug des ganzen Kreiſes, der in der Großmutter, Prinzeſſin Georg, ſein Haupt verehrte. Die bereits verheirateten Enkelinnen hören niemals auf, daran teilzunehmen, um ſo weniger, da ihnen ſelbſt in ihren Ehen kein volles Glück erblühen ſollte. Darmſtadt bleibt für ſie alle der Mittelpunkt, nach dem von Hildburghauſen und Regensburg, wie ſchon vorher von Mannheim und Karlsruhe die verwandtſchaftlichen Fäden zuſammenlaufen. Man beſchenkt ſich, man beſucht ſich, ſo knapp oft der Geldbeutel iſt, — vermögend war nur Thereſe — man tauſcht Predigten und Muſikſtücke, neue Moden und neue Romane, und während in Frankreich eine alte Welt verſinkt und eine neue emporſteigt, erörtert man gründlich alles Wohl und Wehe des Familienlebens, wie die Frage der Zweckmäßigkeit mütterlicher Pflichterfüllung gegenüber den Säuglingen.

In dem warmen Schoße dieſes Familienlebens wuchs Luiſe heran. Die ſchmeichelnde Ueberlieferung, die ihre Lieblinge gern bereits als Kinder aus der Menge heraushebt, hat auch um die junge Luiſe ſchon einen Strahlenkranz gewoben; ſie läßt ſie als die bedeutendſte des Kreiſes, als den allgemeinen Liebling erſcheinen. Die gleichzeitigen Zeugniſſe, denen unſere Darſtellung hier wie ſonſt allein folgt, wiſſen davon nichts. Luiſe beſaß nicht die reiche muſikaliſche Begabung ihrer älteſten Schweſter Charlotte; an geiſtiger Regſamkeit war ihr Thereſe überlegen; Friederike, das Ebenbild ihrer Mutter, ſanft und weich wie ſie, war liebenswürdiger und beliebter. Luiſe ſoll in ihrem Weſen mehr der Stiefmutter Charlotte geglichen haben. Kindliche Unarten, die ihr Lehrer in Hannover zu tadeln fand, trotzigen Eigenſinn und naſeweiſe Unfreundlichkeit gegen die älteren Schweſtern, hatte ſie überwunden; aber ſie blieb ein wildes Ding, in deſſen Adern das Pfälzerblut leicht und raſch rollte. Hübſch und ſchlank, voll Uebermut und ſprudelnder Laune, erſchien „Louise l'étourdie“, „Jungfer Huſch“, wie man ſie wohl nannte, etwas flüchtig und oberflächlich, obſchon es ihrem innerſten Weſen an Ernſt und Tiefe des Gemüts und der Empfindung keineswegs fehlte.

Das ſchöne Glück des innigen Familienlebens in Darmſtadt breitet einen ſonnigen Glanz über Luiſens Kinderjahre; ihr Weſen blieb von ſeinen Strahlen durchdrungen und ſein Abglanz hat ſie durch dunkle Tage hindurch begleitet.

Es war ein heiteres Leben im Alten Palais am Darmſtädter Markte. Im Winter gab es Jagden und Schlittenfahrten, bei denen Onkel Georg ſelbſt oftmals den Führer machte, Maskenfeſte und Bälle bis in den hellen Morgen, an deren zwangloſe Fröhlichkeit

Luiſe ſpäter in Berlin oft ſehnſüchtig zurückgedacht hat, und viel, viel Muſik in Konzerten und Operetten. Bei den Konzerten im Schloſſe hat ſich Luiſe nicht ſelten gelangweilt; um ſo eifriger beteiligte ſie ſich an den theatraliſchen Aufführungen, mit denen jedes Familienfeſt gefeiert wurde. So wirkte ſie, erſt zehnjährig, mit bei einer Aufführung der „Bonne Mère“ von Frau von Genlis. Die beſten Darſteller, ſo ſagt die Darmſtädter Tradition, waren ihre Tante Luiſe und ihr Vater, Prinz Karl, dem eine angenehme kräftige Stimme und geſchmackvoller Geſang nachgerühmt werden. Als Vorleſer hat er ſpäter auch bei der geſtrengen Gräfin von Voß Anerkennung gefunden. Das ſchönſte Familienfeſt, wie überall in deutſchen Landen, war die Weihnachtsfeier. Da mußte Luiſe die Geſchenke der vermählten Schweſtern der Großmama heimlich auf den Weihnachtstiſch legen, und wenn dann die Beſchenkte fragte: Gewiß von Thereſe? ſo konnte Luiſe dreiſt leugnen, bis Onkel Georg mit der erſchreckenden Drohung: „Willſte verblinden?“ ſie zum Geſtändnis zwang.

Den Sommer verlebte man im Garten und Luſthaus der Großmama, in der Braunshardt, und, wenn man eingeladen wurde, in Auerbach an der Bergſtraße, wo in dem am weſtlichen Abhange des Odenwaldes anmutig gebetteten „Fürſtenlager“ die erbprinzliche heſſiſche Familie ihren Sommeraufenthalt zu nehmen pflegte. Auch weitere Reiſen wurden im Sommer gern unternommen; lag doch Darmſtadt ſo recht mitteninne zwiſchen Frankfurt und Mannheim, Karlsruhe und Straßburg, wo man überall liebe Verwandte oder gute Freunde zu wohnen hatte.

Die erſte Reiſe Luiſens, von der wir wiſſen, ging nach Straßburg, das ſie im Auguſt 1788 mit der Großmutter, Schweſter Friederike und Fräulein von Gélieu beſuchte. In Straßburg lebte damals die Lieblingstochter der Großmutter, Auguſte, mit ihrem Gemahl, dem Prinzen Max von Pfalz-Zweibrücken, der als Oberſt des Regiments Royal-Bavière in franzöſiſchen Dienſten ſtand. Luiſe hat ſich dort ſehr glücklich gefühlt. Das ſeit September 1785 vermählte Paar hatte bereits zwei Kinder, Prinz Ludwig, ſpäter König Ludwig I. von Bayern, und Prinzeſſin Auguſte, die einſt Gemahlin des Prinzen Eugen Beauharnais, Vizekönigs von Italien, und die Stammmutter der Leuchtenbergs werden ſollte. Von dieſem Vetter und dem Bäschen ſpricht Luiſe in einem natürlich franzöſiſch geſchriebenen Briefe an ihren Bruder, den damals neunjährigen Georg; es iſt der erſte Brief, der ſich von ihr erhalten hat. Sie ſchreibt, ſie fühle ſich in Straßburg wie im Himmel. „Der kleine Luxer befindet ſich wohl, er iſt recht artig geworden. Die kleine Auguſte iſt auch hübſch, und hat ein prächtiges Ausſehen.“ Luiſe hat auch das Münſter bis zur Plattform beſtiegen und ließ ſich nur ſchwer zurückhalten, bis zu den Türmchen hinaufzuklettern.

Beſonders häufig waren Ausflüge von Darmſtadt nach dem nahen Frankfurt, wo die Meſſe beſucht und Einkäufe gemacht wurden. Dort haben die Prinzeſſinnen im Thurn

Digitized by Google

und Taxisschen Palais und mit der Gemahlin des Taxisschen Vertreters, Frau von Vrints, verkehrt, der wir eine der ersten Schilderungen der Prinzessinnen verdanken. Sie schreibt im September 1789 der Prinzessin Therese: „Ich hatte das Vergnügen hier Ihre beiden Schwestern zu sehen und eine entzückende Stunde mit ihnen zu verleben, wobei wir von Ihnen sprachen. Es sind reizende Kinder, beide gleich hübsch, geistvoll, gut, aber, ich weiß nicht warum, mein Herz spricht mehr für Friederike." Im Jahre 1790, im Oktober, verweilten sie wieder mehrere Wochen in Frankfurt, um mit Schwester Therese, der sich Luise innigst anschloß, den Festlichkeiten bei der Krönung Kaiser Leopolds I. beizuwohnen. Damals, wie es scheint, machten sie auch die Bekanntschaft von Goethes Mutter. Die Frohnaturen der Frau Aja und der Enkelkinder der Prinzessin Georg fanden sich leicht zusammen. Es ist bekannt und oft erzählt, wie Luise und Friederike mit Bruder Georg im Haus am Hirschgraben herumgesprungen sind, wie sie Speckſalat gegessen und am Hofbrunnen Wasser geplumpt haben. Viele Jahrzehnte später, 1828, hat Goethe dem Prinzen Georg eine Zeichnung dieses Brunnens mit einigen Versen geschenkt.

Zu wiederholten Malen durfte Luise auch die Großmutter nach Broich begleiten, dem am linken Ufer der Ruhr zwischen Mülheim und Duisburg gelegenen Schlosse, das aus dem Nachlaß der Grafen von Leiningen stammte. Von den ersten Reisen, 1787 und 1789, wissen wir wenig, desto mehr von der dritten und letzten Reise im Jahre 1791, als Luise ihr 15. Jahr vollendet hatte. Die Reisegesellschaft bestand aus der Großmutter mit ihrer Hofdame Fräulein von Dürkheim, Onkel Georg, Luise und Friederike mit ihrer Erzieherin, und dem kleinen fünfjährigen Karl. Prinz Georg war mit dem Vater in Pyrmont. Am 1. Juni wurde die Reise angetreten. Zu Schiff ging es rheinabwärts nach Koblenz, wo sie bei der Gräfin Metternich, der Mutter des späteren österreichischen Fürst-Staatskanzlers, zu Mittag speisten. Sonst wohnten, aßen und schliefen sie auf dem Schiffe. Nach kurzem Aufenthalte in Köln kamen die Reisenden am 4. Juni in Broich an, wo sie mit jubelnden Hurrarufen begrüßt wurden. Auf der Reise hatte Friederike rheinische Burgen gemalt, Luise ein Reisetagebuch geführt, das uns leider nicht erhalten ist. In Broich wurde der Unterricht fortgesetzt, regelmäßig zwei Stunden täglich arbeiteten die Prinzessinnen mit ihrer Erzieherin, hauptsächlich, wie es scheint, französisch: sie mußten französische Briefe und kleine Erzählungen schreiben, Geschichten von tugendhaften Mädchen, die durch das Andenken an ihre Mutter vor Verführung bewahrt werden. In der übrigen Zeit lasen sie, Luise: Friedrich mit der gebissenen Wange, was ihr sehr gefiel, Friederike: Hermann von Unna, oder spielten mit anderen Kindern in der Umgegend. Luisens Andenken ist dort lebendig geblieben, viele Geschichten erzählt man sich noch heute von ihrer Leutseligkeit

und Herzensgüte: von ihrem Mitleiden für den armen Läufer der Großmutter, ihrer Teilnahme für eine genesende Scharlachkranke, ihrer bereitwilligen Hilfe für einen schwer arbeitenden Bauer.

In das einförmige Leben in Broich, dessen Stille nur durch die aufregenden Nachrichten aus Frankreich über die mißlungene Flucht König Ludwigs XVI. unterbrochen wurde, brachte der gute Onkel Georg eine angenehme Abwechselung. Er schlug eine Reise nach dem nahen Holland vor; die Großmutter weigerte sich anfangs, es fehlte an Reisegeld, dafür wurde Rat geschafft durch eine kleine Anleihe bei Gräfin Polyxena Leiningen, dann gab Großmama nach und am 21. August wurde die Reise nach Holland angetreten. Bei großer Hitze ging es durch glühenden Sand nach Xanten und Kleve, wo die Reisenden in einem hübsch und kühl im Grünen gelegenen Gasthaus — „oberge", schreibt Luise — ausruhten. Kleve gefiel ihnen sehr. Sie machten dort die Bekanntschaft eines Freiherrn von Spaen, der sie auf sein Lustschloß Bellevue einlud, dessen elegante Damenzimmer den kleinen Prinzessinnen großen Eindruck machten. Bei Tische saß Luise neben dem Freiherrn, der ihr prophezeite, sie werde in drei Jahren vermählt sein — wie es auch in Erfüllung gegangen ist. Dann überschritten sie die holländische Grenze und über Arnheim und Utrecht, wo das Gasthaus unserer Prinzessin wie ein Schloß erschien, erreichten sie mit der Treckschuite am Abend des 26. August Amsterdam, dessen glänzend erleuchtete Läden Luisens Bewunderung erregten, während eine geheime Angst vor den nach Indien verschleppenden „Seelenverkopern" sie beunruhigte. In Amsterdam besahen die Reisenden meist unter Führung des Darmstädter Residenten das Stadthaus, die Synagoge, das Haus der Indischen Kompagnie, das Armenhaus, wo der Anblick der „filles de mauvaise vie" Luisen Schauder einflößte, die Marineschule, vor allem den Hafen, dessen Mastenwald — „ein aus dem Wasser auftauchendes Gehölz" — sie anstaunte. Abends besuchten sie, während Großmutter meist zu Hause blieb, das französische Theater, von dessen Publikum, reich und geschmackvoll gekleideten Kaufmannsfrauen, sie neugierig betrachtet wurden. Von Amsterdam aus fuhren sie zu Schiff nach Saardam mit seinen Erinnerungen an Peter den Großen, dessen Liebe für den Schiffsbau Luisens volle Anerkennung fand. „Que ce grand homme," schreibt die fünfzehnjährige Nationalökonomin, „a fait du bien par là, car c'est par le commerce que provient leur plus grande richesse."

Erst am 1. September verließen sie Amsterdam und reisten, wieder mit der Treckschuite, bei stürmischem Regenwetter über Haarlem, in dessen „großer Kirche" die Klänge der weltberühmten Orgel sie entzückten, nach dem Haag, wo sie mehrere Tage blieben, um die Gemäldegalerie, das Naturalienkabinett, das Haus im Busch zu besichtigen. Sie machten

Digitized by Google

auch Ausflüge nach Scheveningen, nach Delft, dessen Hugo Grotius-Denkmal der Prinzessin sehr gefiel, und nach Rotterdam, wo gerade Kirmes gefeiert wurde, die sie an den Römer in Frankfurt erinnerte. Am 4. September traten sie die Rückreise an, zunächst wieder auf einer Jacht, öfter durch hohe Hecken, bei denen Luise des Herrenhäuser Gartens, surnommé la boudeuse, gedachte, nach Utrecht, dann zu Wagen weiter, „an den lieben alten Rhein", über Kleve nach Broich, das sie am 6. September erreichten, von Brüderchen Karl jubelnd begrüßt.

In den ziemlich eingehenden Aufzeichnungen und Briefen, die wir über diesen Ausflug nach Holland von Prinzessin Luise noch besitzen, würde man vergeblich nach einer Aeußerung über niederländische Kunst suchen; die einzigen Gemälde, deren sie erwähnt, sind die Bilder der Prinzessin von Oranien, Schwester König Friedrich Wilhelms II. von Preußen, im Haag; mehr gefesselt hat sie der Anblick holländischer Sauberkeit und holländischen Reichtums. Das holländische Leben überhaupt mit seiner Fülle neuer Erscheinungen prägte sich tief in Luisens Gedächtnis; bei Schillers Geschichte des Abfalls der Niederlande, die sie später öfter las, hat sie sich ihrer holländischen Reise, der größten Reise ihrer Jugend, gern erinnert.

Noch bis Mitte Oktober 1791 blieb Luise in Broich mit Geschwistern und Großmutter, die durch Veranstaltung kleiner Theateraufführungen und Bälle den Enkelkindern den Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen suchte. Auch der Geburtstag des in Celle weilenden Vaters, der 10. Oktober, wurde so gefeiert. Leider fehlte dabei Onkel Georg, der bald nach der Rückkehr aus Holland Broich verlassen hatte, und ohne dessen Teilnahme keine volle Lust aufkommen wollte. Luise sehnte sich sehr nach Darmstadt, nach Bruder Georg. „Dann," so schrieb sie, „wird es ein Wiedersehen geben, ein Stück betitelt: Wahre Geschwisterfreude und Liebe." Der Winter in Darmstadt, der hierauf folgte, brachte ernste Tage für Luise. Sie war rasch emporgeschossen, rascher als für ihre immer zarte Gesundheit zuträglich war. Die Großmutter, der sie längst über den Kopf hinausgewachsen, klagt hausmütterlich wohl zuweilen, welche Not sie mit den Kleidern habe, die fast alle Monate verlängert werden mußten, und nicht selten wurden alte Kleider der verstorbenen Mutter und Stiefmutter für die Prinzessinnen umgeändert. Schon im Sommer 1790 war Luise leidend gewesen; jetzt, bald nach Neujahr 1792, erkrankte sie abermals; nur langsam und spät und nicht ohne Erschütterungen reifte sie endlich zur Jungfrau. Am 24. Januar 1792 schrieb sie in eines ihrer Hefte: „Nachdem ich ziemlich lange krank war, arbeite ich heute zum ersten Male wieder und Gott wolle mir seinen Beystandt dazu geben."

Die nächsten Monate waren der Vorbereitung beider Prinzessinnen zur Konfirmation gewidmet. Neben Frey unterrichtete sie hauptsächlich der Stadtpfarrer Lichthammer, ein

Geiſtlicher von mildem und abgeklärtem Weſen, der auch ſchon Lehrer der Pfalzgräfin Auguſte und Schweſter Thereſens geweſen war. Die Stunden bei Lichthammer haben einen unauslöſchlichen Eindruck auf Luiſe gemacht und ihr religiöſes Empfinden vertieft, obſchon ſie langſamer lernte als Friederike. „Lichthammer," ſchreibt ſie damals, „flößt uns tugendhafte Empfindungen ein, die ich mein ganzes Leben zu bewahren hoffe, denn ich erkenne, daß es ohne ſie kein Glück gibt. Ich bin nie glücklicher als wenn ich überzeugt bin, daß Lichthammer mit mir zufrieden iſt, und wenn ich mir ſagen kann: heute haſt Du wieder viel gelernt zu Deinem ewigen und zeitlichen Glück."

Am 15. Juni 1792 legten Luiſe und Friederike in der Stadtkirche zu Darmſtadt ihr Bekenntnis ab und empfingen den Segen; zwei Tage darauf nahmen ſie das heilige Abendmahl, mit ihnen die Großmama und Tante Auguſte. Auch der Vater war anweſend. In ihrem Erbauungsbuch verzeichnete Luiſe auf franzöſiſch: „Heute iſt der wichtigſte Tag meines Lebens, der Tag meiner Confirmation. Gott gebe mir die Stärke, alle die Verſprechungen zu erfüllen, die ich ihm gemacht habe, ihm, dem Zeugen meiner Schwüre"; und der Schweſter Thereſe, die nicht hatte zur Feier kommen können, ſchrieb ſie, diesmal in deutſcher Sprache: „Gott ſegne Dich und mich, edelſte der Schweſtern und Freundinnen. Vollbracht iſt das Werk, das uns auf unſer ganzes Leben glücklich machen ſoll. Gelobt iſt Gott die ewige und unverbrüchliche Treue, und Gott, der unſern Schwur hörte, wird uns auch ewig beiſtehen, ihn zu halten. Gib mir auch Deinen Segen, liebe, beſte und zärtlichſte Schweſter, ſtehe mir immer mit Deinem guten Rate bei, und bitte Gott, daß er mich ſtärke zur Erfüllung aller meiner Pflichten."

Kaum weniger aber als durch die Einſegnung wurden Luiſens und Friederikens jugendliche Herzen damals erregt durch die Ausſicht auf eine neue Krönungsfeier in Frankfurt a. M. Nach kaum zweijähriger Regierung, am 1. März 1792, war Kaiſer Leopold II. geſtorben, tief betrauert von Prinz Karl von Mecklenburg, der ihn als „Leopold den Einzigen, den großen und ausgezeichneten Monarchen" verehrte. Am 5. Juli verkündeten in Frankfurt 300 Kanonenſchüſſe, daß ſein Sohn und Erbe, Franz, der König von Ungarn und Böhmen, zu ſeinem Nachfolger auch im Deutſchen Reiche gewählt ſei; am 14. Juli, dem Jahrestage des Baſtilleſturmes, wurde er zum Kaiſer gekrönt. Der beiden Schweſtern Sehnſucht war ſeit Wochen nach Frankfurt gerichtet, wo die Krönungsfeſtlichkeiten lockend winkten. Der Vater wollte anfangs nichts davon hören; die Reiſe, der Aufenthalt, vor allem die Toiletten der jungen Damen hätten wieder Ausgaben erfordert, denen ſeine beſcheidenen Einkünfte wenig entſprachen. Schließlich — welcher Vater hätte zwei ſolchen Töchtern widerſtanden? — willigte er ein; wenigſtens auf einige Tage durften die Prinzeſſinnen nach Frankfurt gehen,

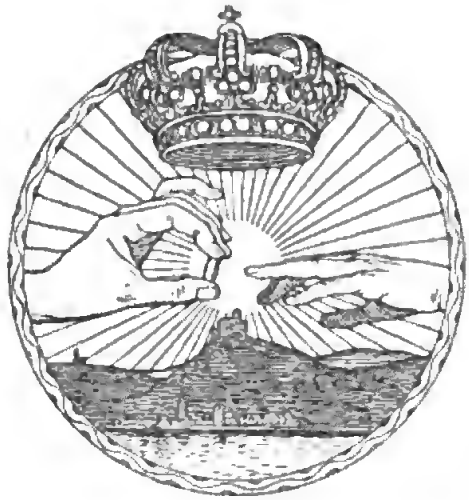
Digitized by Google

und Luiſe konnte den Ball, den der öſterreichiſche Krönungsbotſchafter gab, mit dem jungen Grafen Metternich eröffnen.

Die Prinzeſſinnen haben, wie der Briefwechſel Thereſens zeigt, damals in Frankfurt bereits Aufmerkſamkeit erregt; man machte der Großmama Komplimente zu ihren hübſchen Enkelinnen; und auch Frau von Orints ſchrieb im Sommer 1792: „Sie ſind hübſcher als je, Luiſe iſt ſchön, Friederike hübſch und gut.“

Es war die letzte Krönung geweſen, die die alte Kaiſerſtadt am Main geſehen hat, wie es auf Jahrzehnte hinaus der letzte friedliche Sommer war, den die Bewohner der Rheinlande genoſſen. Noch im Auguſt tummelten ſich die jungen Prinzeſſinnen fröhlich im Garten der Großmama, die ſchon ſorgenvoll nach Paris ſchaute, wo am 10. Auguſt der Thron der Bourbonen zuſammenbrach; nur wenige Wochen ſpäter ſind ſie auf der Flucht vor der heranſtürmenden Revolution. Zum erſten Male greift in Luiſens Daſein die furchtbare Macht ein, deren Hand ſchwer über ihrem Leben liegen und deren Walten den Gang ihres Schickſals ſo oft beſtimmen ſollte.

Digitized by Google



Zweites Kapitel

Verlobung und Brautzeit

(1793)

I. Die Verlobung

Am 20. April 1792 hatte die französische Nationalversammlung auf Antrag König Ludwigs XVI. die Kriegserklärung an den „König von Ungarn und Böhmen" beschlossen. Hiermit war das Zeichen zu dem Kriege gegeben, der bis 1815 Europa verwüstet hat und in den nach und nach alle europäischen Staaten hineingezogen wurden.

Zunächst wurde Preußen davon betroffen. Ein halbes Jahrhundert lang, von 1740 bis 1790, hatte der Gegensatz zwischen Preußen und Oesterreich die Politik des europäischen Festlandes beherrscht; dann war es im Angesichte der französischen Revolution zu einer Annäherung zwischen beiden Staaten gekommen, die am 7. Februar 1792 in einem Defensivbündnisse mit der Verpflichtung zu gegenseitiger Hilfe bei irgendeinem Angriffe ihren Ausdruck fand. Darin lag zugleich der Bruch Preußens mit Frankreich. Diese Politik, die den friedericianischen Ueberlieferungen so ganz zuwiderlief, war das persönliche Werk König Friedrich Wilhelms II. von Preußen. Was ihn dazu veranlaßte und dabei festhielt, war, neben dem Wunsche nach territorialen Erwerbungen, das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit mit dem von Westen her bedrohten Deutschen Reiche, als dessen Vorkämpfer er zu glänzen strebte, und ebenso das Gefühl des Gegensatzes gegen die französische Revolution, das Emigranten im Bunde mit Rosenkreuzern in ihm zu erregen und wachzuhalten beflissen

Digitized by Google

waren; nicht zum wenigſten aber auch perſönliche Teilnahme an dem Schickſale König Ludwigs XVI., deſſen Befreiung ihm in myſtiſchen Weisſagungen verheißen wurde. So kam es, daß König Friedrich Wilhelm II. der Form nach nur als Verbündeter Oeſterreichs, in Erfüllung einer vertragsmäßigen Pflicht, tatſächlich angriffsluſtiger und mit größerem Eifer als Oeſterreich ſelbſt den Krieg gegen Frankreich unternahm. Freilich, der König ſtand mit ſolchen Geſinnungen in ſeinem Staate und in ſeinem Heere faſt allein. Abneigung gegen das verbündete Oeſterreich, Hinneigung zu Frankreich, dem trotz oder wegen der Revolution viele Sympathien zugewandt blieben, herrſchten noch allenthalben vor.

Im Auguſt 1792 überſchritt das preußiſche Heer, das ſich bei Koblenz geſammelt hatte, unter dem Oberbefehl des Königs und des Herzogs von Braunſchweig zwiſchen Thionville und Longwy die franzöſiſche Grenze; auch der älteſte Sohn des Königs, Kronprinz Friedrich Wilhelm, war als Oberſt bei der Armee. Mit ſchleppendem Troß überaus langſam vorrückend, eroberte man Longwy und Verdun und ſtieß endlich am 20. September in der Champagne bei Valmy auf die franzöſiſchen Truppen, mit denen ſich eine lebhafte Kanonade entſpann, bei der beide Heere ihre Stellungen behaupteten. So unerheblich an ſich das Treffen militäriſch war, ſo entſcheidend wurde ſeine Bedeutung. Man hatte den Entſchluß zum Angriffe nicht faſſen können; nach tagelangem Zögern mußte man ſich zu einem Rückzuge entſchließen, der durch Verpflegungsſchwierigkeiten und Krankheiten überaus verluſtreich ſich geſtaltete. Im November ſtand der König mit den Reſten ſeines Heeres wieder in Koblenz.

Inzwiſchen war bereits die Revolution ihrerſeits zum Angriff übergegangen. Von Landau aus brach gegen Ende September der franzöſiſche General Cuſtine mit etwa 18000 Mann auf, eroberte in raſchem Siegeslaufe Speyer und Worms, nötigte am 21. Oktober Mainz zur Kapitulation und ließ auch Frankfurt a. M. beſetzen. Ueber die blühenden Rheinlande ergoß ſich die Revolution mit ihren Schrecken. An ernſtlichen Widerſtand dachte niemand, geiſtliche und weltliche Herren flüchteten oder ſuchten durch Kontributionen Schonung und Neutralität furchtſam zu erkaufen. Es war ein ſchmachvoller Zuſammenbruch, der den Untergang des Deutſchen Reiches unheilverkündend einleitete.

In Darmſtadt erhielt man in den erſten Oktobertagen die Nachrichten von dem Vordringen der Franzoſen. Bald kamen Scharen von Vertriebenen, unter ihnen der Biſchof von Speyer; vom Balkon des Alten Palais aus ſah Luiſe die Flüchtlinge, beſonders viele Emigranten, über den Darmſtädter Markt ziehen. Am 4. Oktober hieß es in Darmſtadt: die Franzoſen ſind da, man wollte ihre Uniformen im nahen Wäldchen geſehen haben. Die Bürgerſchaft wurde unruhig, ſchon kamen einige verſteckt gehaltene Nationalkokarden

zum Vorſchein. Ein Teil der landgräflichen Familie flüchtete nach Gießen, wohin auch das heſſen-darmſtädtiſche Militär, um jeder feindlichen Begegnung mit den Franzoſen auszuweichen, zurückgezogen wurde. Da entſchloß ſich auch Prinzeß Georg zur Flucht: mit Luiſe und Friederike, Georg und Karl, und dem Fräulein von Gélieu fuhr ſie zu ihrer älteſten Enkelin Charlotte nach Hildburghauſen.

Herzogin Charlotte, mit ihrem Gemahl Herzog Adolf von Sachſen-Hildburghauſen, nahm die Flüchtlinge mit der Liebe und Herzlichkeit auf, wie ſie dieſen ganzen Familienkreis beſeelte und zuſammenhielt. Die Herzogin, nicht minder ſchön als die Schweſtern, aber wenig glücklich in der Ehe mit einem mehr als unbedeutenden Gatten und oft in ſchweren finanziellen Bedrängniſſen, fand ihr Glück in der Beſchäftigung mit Muſik und Literatur. Sie dichtete ſelbſt, wie ſie auch eine fleißige Brief- und Tagebuchſchreiberin war. Jean Paul, den ſie häufig und gern an ihren Hof zog, hat ſie uns geſchildert, die himmliſche Herzogin mit dem Antlitz voll Liebe und Jugendreiz und den ſchönen Kinderaugen. Zu den Bewunderern ihrer Sangeskunſt gehörte auch Meiſter Reichardt, der ſie einmal in der Karwoche bei einer Aufführung von Grauns Tod Jeſu in der Stadtkirche von Hildburghauſen hörte und durch ihren von innigſtem religiöſen Empfinden beſeelten Geſang hingeriſſen wurde. Mit Schweſtern und Brüdern ſorgte ſie jetzt um die Großmutter, die die Entfernung vom Rheine ſchwerer trug, als die leichtlebige Jugend, und der Unterhaltung und Aufheiterung immer bedurfte. Zum Glück kamen oft Beſuche, der Gemahl Schweſter Thereſens, Erbprinz Karl Alexander von Thurn und Taxis, der letzte Kurfürſt-Erzbiſchof von Trier, der mit ſeiner Schweſter auf der Flucht nach Augsburg war, vor allem der Vater der Prinzeſſinnen ſelbſt, Prinz Karl, der von ſeinen häufigen Reiſen immer gern im Hauſe ſeiner älteſten Tochter ausruhte.

Prinz Karl war mit dem Kriege gegen die Revolution wenig einverſtanden; insbeſondere mißbilligte er es, daß damals Heſſen-Darmſtadt, zum Teil unter Einwirkung des Freiherrn vom Stein, ſich an Preußen anſchloß und damit der Koalition gegen Frankreich beitrat. Er liebäugelte mit den Aufklärungsideen und gab ſich gern als Bürger- und Bauernfreund. „Meinetwegen," ſchrieb er damals ſeinem Schwager Georg, der ihm eifrig beiſtimmte, „mag Geburtsadel ſein, nur muß ſolcher nicht Verdienſte und Talente unterdrücken oder verdrängen. Ich ſchätze den Adel, ſobald Verdienſte und Tugend ihm zu Ahnen dienen; ohnedem aber ſehe ich ſolchen als ein leidiges notwendiges Uebel im Staate an. Ueberhaupt aber nach meinem wenigen Dafürhalten iſt der bürgerliche und noch mehr der Bauernſtand oder -Klaſſe die, die am mehrſten geſchützt werden ſollte, denn ohne ſolche, was wären die Großen und Edlen?" In Hildburghauſen war Prinz Karl eine

Digitized by Google

ſtadtbekannte Erſcheinung, wie er in ſchlichtem zugeknöpftem Ueberrocke ſpazieren ging, leutſelig ſich für alle und für alles intereſſierend, während die Prinzeſſinnen, wie ſie es von Darmſtadt gewohnt waren, im Schloßgarten heiter und zwanglos luſtwandelten.

Prinzeſſin Luiſe hat ſich in Hildburghauſen mit Herders Werken beſchäftigt, aus deſſen „Zerſtreuten Blättern“ ſie ſich Abſchriften und Auszüge machte. Herder war in Darmſtadt ihrer Mutter und Stiefmutter bekannt geweſen, und ſie ſelbſt hat ihn immer beſonders verehrt. Daneben erfreute ſich ihre friſche Jugend der vielen Vergnügungen am Hofe der Schweſter, wo Feſtlichkeiten und theatraliſche Aufführungen, Schlittenpartien und Maskenbälle den Winter über miteinander abwechſelten. Auch am Spiel, dem nach der Sitte der Zeit viel gehuldigt wurde, nahm Luiſe teil, ſoweit es ihre beſcheidenen Mittel geſtatteten; denn die faſt 17jährige Prinzeſſin hatte an regelmäßigen Einnahmen nur ein monatliches Taſchengeld von 5 Gulden und 30 Kreuzern, ſo daß ſie wohl einmal, um ſich Geld zu verſchaffen, einen Granatſchmuck verkaufen mußte. Im Februar 1793 betrug ihr Einkommen ganze 11 Gulden, die ſie auch für Geſchenke, kleine Putzſachen, Kartengeld und — ein Dutzend Brezel zu Faſtnacht völlig verausgabte. Bei dem heiteren Zuſammenleben in dem trauten Familienkreiſe, wie er ſich dort in Hildburghauſen zuſammengefunden, verfloß raſch und angenehm der Winter, und als das Frühjahr 1793 ins Land kam, dachte man an die Rückkehr in die Heimat, die Preußen und Heſſen inzwiſchen von den Franzoſen geſäubert hatten, an den lieben Rhein, in das liebe Darmſtadt. Man ſollte nicht zurückkommen, wie man gegangen. Eben an die Heimreiſe knüpften ſich Ausſichten beſonderer Art: während Luiſe und Friederike noch mit ſorgloſen Kinderherzen die geſelligen Freuden der kleinen Thüringer Reſidenz genoſſen, ſpannen leiſe ſchon und heimlich ſich die Fäden, an denen in Glück und Unglück, in Freude und Schmerz ihre Zukunft hing.

Zu den Beſuchern in Hildburghauſen hatte auch Onkel Georg gehört, der im Dezember 1792 mit den tapferen heſſiſchen Grenadieren die Franzoſen aus Frankfurt vertrieben hatte und dort mit König Friedrich Wilhelm II. und deſſen Sohn, dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm, bekannt geworden war. Von der Gattin des Frankfurter Bürgermeiſters, Frau von Olenſchlager, die mit der Frau des Adjutanten des Kronprinzen, von Schack, verkehrte, erfuhr er, daß bereits von Vermählungsplänen für den Kronprinzen die Rede ſei. Man denke dabei, ſo hieß es, auch an eine der mecklenburgiſchen Prinzeſſinnen, die der Kronprinz ſelbſt kennen zu lernen wünſche. Frau von Olenſchlager — ſie war eine geborene von Kettenburg und ſtammte aus Mecklenburg — hatte mit landsmänniſcher Zutraulichkeit und mit weiblichem Eifer ſich ſogleich an den Vater, Prinz Karl, gewandt, um ihn davon in Kenntnis zu ſetzen und zu einem entgegenkommenden Schritte zu veranlaſſen,

Digitized by Google

war aber von ihm an seinen Schwager und „bewährten Freund", den Prinzen Georg, verwiesen worden. Was konnte diesem willkommener sein, als eine seiner Nichten mit dem Kronprinzen von Preußen zu verloben? Lebhaft ging er auf den Gedanken ein, und er war der Mann, ihn zu verwirklichen, allen Hindernissen zum Trotz.

Denn an Schwierigkeiten und Bedenken fehlte es keineswegs. Es darf nicht verschwiegen werden: eine Ehe mit einem preußischen Prinzen schien damals nicht überall verlockend. Zwar versicherte Frau von Olenschlager, „der Prinz werde die Gemahlin, die er selbst wählen solle, gewiß auch lieben und ihr treu sein". Allein man kannte ja die Zustände in Berlin; war doch Frau Ritz — die spätere Gräfin Lichtenau — selbst mit ihren Kindern eines Tages zum Besuch des Königs, für dessen Geliebte man sie noch immer hielt, in Frankfurt erschienen. So hieß es denn bald: es gehöre Mut dazu, jetzt mit dem preußischen Hofe in Verbindung zu treten. In Darmstadt war die eigene Tante der Prinzessinnen, ihre Mutterschwester, Landgräfin Luise, ganz dagegen und suchte jede Möglichkeit einer Annäherung und Bekanntschaft zu hintertreiben. Der Vater, Prinz Karl in Hildburghausen, ließ geschehen, ohne vielen Eifer zu zeigen. Um so entschlossener und rühriger war Onkel Georg. „Du kannst versichert sein," schrieb er dem Schwager, „Alles, was ich für Dich und die Deinen thun kann, geschieht eben so, als wäre es für mich und die Meinigen; Dir dienen heißt mir selbst dienen." Unterstützt von dem nach Frankfurt gesandten Geheimrat Kümmelmann von Hildburghausen, einem Vertrauten des Prinzen Karl, riet er dringend zur schleunigen Rückkehr der Prinzessinnen nach Darmstadt, wo man den Besuch des Königs und seiner Söhne erwartete. Der Prinz willigte endlich ein; doch er selbst wollte zurückbleiben. Ohne die Feier ihres Geburtstages am 16. März abzuwarten, wozu der Herzog von Hildburghausen schon große Vorbereitungen getroffen hatte, und ohne sich durch die Nachricht von dem bereits erfolgten Besuch des Königs in Darmstadt aufhalten zu lassen, trat die Großmutter mit Luise und Friederike die Heimreise an. Unterwegs, in Frankfurt, wo sie am 13. März im Weißen Schwan abstiegen, sollte das Schicksal der Prinzessinnen sich erfüllen, rascher und größer als irgend jemand hätte ahnen können.

König Friedrich Wilhelm II. hatte nach der Wiedereroberung Frankfurts sein Hauptquartier in der alten Kaiserstadt genommen, in der sich bald ein glänzender Kreis von deutschen Fürsten und Herren, französischen Prinzen und Emigranten, Helden und Abenteurern zusammenfand. Während in Paris, das man eben noch mit leichter Hand zu erobern gemeint hatte, das alte Regiment in Stücke geschlagen wurde, sammelte sich hier um den königlichen Vorkämpfer des alten Europa noch einmal alles, was das scheidende Jahrhundert an den Fürstenhöfen und auf den Schlössern der Nachbarschaft Prächtiges und

Digitized by Google

Ueppiges hervorgebracht hatte. Der König selbst, den man täglich in der die Stadt umsäumenden Lindenallee spazieren gehen sah, fand Frankfurt, wie er nach Berlin schrieb, „charmant“, und es gefiel ihm „ungemein“. Aber auch er gefiel den Frankfurtern: seine ritterliche Höflichkeit gewann ihm aller Herzen, und Goethes Mutter schrieb damals ihrem Sohne: „So wie der König von uns Allen geliebt wird, ist wohl schwerlich noch ein Monarch geliebt worden — wenn Er einmal weggeht, so weine ich Dir gewiß 8 Tage, und vergessen wird er von uns Allen Zeitlebens nicht.“ Neben ihm bemerkte man seine Söhne, Prinz Louis und den Kronprinzen Friedrich Wilhelm, der in den Patrizierhäusern der Stadt, bei den Bethmann und Metzler, den Gontard und Olenschlager schlicht und leutselig verkehrte; oft zeigte sich auch die glänzende Erscheinung des Prinzen Louis Ferdinand, der im Hause der Frau von Orints die Zuhörer durch die Meisterschaft seines Klavierspiels entzückte. Man sah ferner den Schwiegersohn des Königs, den Prinzen Wilhelm von Oranien, die Herzöge Karl August von Sachsen-Weimar und Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig, hessische und koburgische, nassauische und württembergische Prinzen, preußische Staatsmänner, wie Hardenberg und Struensee, und den geheimnisvollen Woellner, dazu viele Emigranten, unter ihnen Sombreuil, der mit Prinz Louis Ferdinand in den Laufgräben vor Mainz sich auszeichnen sollte und zwei Jahre später in Quiberon den Heldentod fand. Die preußische Garde war in der Stadt einquartiert; dazwischen gab es noch immer neue Truppendurchzüge: Sachsen, Hessen, Oesterreicher. In das bunte Leben und Treiben, das auch durch die Nähe der Franzosen in Mainz nicht gestört wurde, kam kaum eine leise Erschütterung bei der Nachricht von der Hinrichtung König Ludwigs XVI., den zu retten man im Sommer vorher ausgezogen war. Die Karnevalsfeste und die Theateraufführungen, die der löbliche Rat von Frankfurt puritanisch sonst an Sonntagen nicht gestattet hatte, erlitten keine Unterbrechung. König Friedrich Wilhelm II. besuchte sie regelmäßig und gern.

Im Theater war es denn auch, wo die entscheidende Begegnung zwischen dem König und den Prinzessinnen stattfand. Gleich am Tage ihrer Ankunft, vielleicht nicht ganz absichtslos, war die Großmutter mit den Enkelinnen nach dem „Komödienhaus“ gegangen, in die Loge ihrer in Frankfurt lebenden Schwester, der Gräfin von Leiningen-Guntersblum, deren Tochter Polyxena sie begleitete. Der König war anwesend; „am Eingang der Komödie“ fand die Großmutter Gelegenheit, ihm ihre beiden Enkelinnen vorzustellen, deren knospender Liebreiz ihn rasch eroberte. Friedrich Wilhelms II. staunende Bewunderung der beiden jugendlichen Schönheiten hat einen naiven Ausdruck gefunden in einem Briefe, in dem er selbst diese denkwürdige Begegnung anschaulich geschildert hat. „Seit meinem letzten Briefe,“ schreibt er am 21. März 1793 nach Berlin, „habe gar keine Zeit zum Schreiben gehabt,

Digitized by Google

wir haben in lauter Fêten gelebt, die beſonders durch die Anweſenheit hoher Fremden veranlaßt worden, nämlich von der Prinzeß George von Darmſtadt und ihren beiden herrlichen Kindeskindern, den Töchtern des Prinzen Karl von Mecklenburg und alſo der Königin von England ihren Nichten. Wie ich die beiden Engel zum erſten Mal ſah, es war am Eingang der Komödie, ſo war ich ſo frappirt von ihrer Schönheit, daß ich ganz außer mir war, als die Großmutter ſie mir präſentirte. Ich wünſchte ſehr, daß ſie meine Söhne ſehen möchten und ſich in ſie verlieben. Den andern Tag ließen ſie ſich auf einem Ball präſentiren und waren ganz von ihnen enchantirt. Ich machte mein möglichſtes, daß ſie ſich oft ſahen und ſich recht kennen lernten. Die beiden Engel ſind, ſo viel ich ſehen kann, ſo gut als ſchön, nun war die Liebe da und [es] wurde kurz und gut reſolvirt, ſie zu heirathen."

An demſelben Abend, wo König Friedrich Wilhelm ſeine Schwiegertöchter wählte, war aber auch ſein Sohn, der Kronprinz, ſelbſt im Theater, auch er nicht ganz zufällig, nicht abſichtslos. Wie bei Thronerben üblich, war in den Hofkreiſen oft ſchon von ſeiner bevorſtehenden Vermählung geſprochen worden; bald beſtimmte man ihm Luiſe, die ſpätere Prinzeſſin Radziwill, bald ſeine oraniſche Couſine oder eine badiſche oder engliſche Prinzeſſin. Der Kronprinz ſeinerſeits — und der König ſtimmte ihm darin bei — war entſchloſſen, allein ſeiner Neigung zu folgen. Man hatte ihm von den ſchönen mecklenburgiſchen Prinzeſſinnen erzählt, und Sombreuil, der ſie in Darmſtadt geſehen und bewundert, zeigte ihm einmal im Theater eine Dame, die ihnen ähnlich ſehen ſollte. Bei dem Beſuch in Darmſtadt hatte er dann vergeblich gehofft, ſie kennen zu lernen. Jetzt hatte er ihre Ankunft in Frankfurt erfahren und war in das Theater gekommen, ſie zu ſehen. Er bemerkte ſie ſeinem Platze ſchräg gegenüber in einer vergitterten Loge, die ihm nur unvollkommen zu ſehen geſtattete, doch genug, um ſeine Neugier weiter zu reizen. Sie gefielen ihm beide, beſonders wie ſie aufſtanden, um „mit edlem Anſtande" den Onkel Georg zu begrüßen, der, wir ahnen warum, ſie in der Loge aufſuchte. Gegen Ende des Stückes wechſelte der Kronprinz ſeinen Platz, doch ohne ſie beſſer ſehen zu können.

Glücklicher war er am nächſten Tage, wo Bürgermeiſter Olenſchlager ihn und die Prinzeſſinnen zum Frühſtück bat. Wie lebendig blieb ihm allezeit die Erinnerung an das Glück dieſer erſten Begegnung! Wie er am Eingange ſtand, als ſie eintraten, zuerſt Friederike, dann Luiſe; wie Graf Medem, der Bruder der Herzogin von Kurland, ihn den Prinzeſſinnen vorſtellte; wie ſehr beide ihn bezauberten: Luiſe in ihrer ſchlanken Schönheit, Friederike in ihrem Liebreiz und ihrer Unterhaltungsgabe. Am Abend, nachdem der König mit den Prinzen im „Weißen Schwan" ſeinen Beſuch abgeſtattet, trafen ſie ſich auf einem Ball bei

Digitized by Google

dem Kammerherrn von Wrede. Der Kronprinz tanzte fleißig mit Luiſe; er verſchaffte ihr nachher die Melodien dieſer erſten Tänze, die ſie ſpäter oft geſpielt hat.

Der Eindruck, den die Prinzeſſinnen machten, blieb nicht unbemerkt; Kümmelmann konnte nach Hildburghauſen ſchreiben, er ſei noch größer als man zu erwarten gewagt habe. Auch der König, der gleich am erſten Abende die Großmutter zu längerem Verweilen in Frankfurt aufgefordert hatte, ſah mit Wohlgefallen die aufkeimende Neigung ſeines Sohnes. Am 16. März lud er Großmutter und Enkelinnen zu Tiſch nach dem „Roten Hauſe“ auf der Zeil, dem jetzigen Poſtgebäude, wo er mit ſeinen Söhnen reſidierte; der Kronprinz erhielt ſeinen Platz neben Luiſe, der ſein Herz mehr und mehr ſich zuwandte. Der König ermunterte ihn und drängte zu raſcher Entſcheidung. Aber Kronprinz Friedrich Wilhelm wäre nicht der Friedrich Wilhelm geweſen, den wir alle kennen, wenn er nicht bei dem über ſein Lebensglück entſcheidenden Schritte unſchlüſſig anfangs geſchwankt hätte. Er ſprach mit dem Bruder Louis, deſſen Neigung bereits einer anderen Dame gehörte und den die Begegnung mit den Prinzeſſinnen deshalb gleichgültig gelaſſen hatte. Er befragte den Marquis Lucheſini, der beide Prinzeſſinnen engelhaft ſchön fand; was er von ihm und anderen hörte, klang zuſammen mit der leiſen Stimme ſeines eigenen Herzens, und, nachdem er im Gontardſchen Hauſe noch einmal mit den Prinzeſſinnen zuſammengetroffen, entſchied er ſich, durch den Vater die Hand Luiſens zu erbitten. Prinz Louis, ohne alle innere Teilnahme, entſchloß ſich dann für Friederike.

Es war am 18. März gegen Abend, als König Friedrich Wilhelm II. im „Weißen Schwan“ erſchien und bei der Großmutter für ſeine Söhne warb, während die Prinzeſſinnen, die wohl merkten, was vorging, das Zimmer verlaſſen mußten. Die Großmutter „ſagte nicht Nein“; des Vaters Einwilligung ſollte eine nach Hildburghauſen ſchleunigſt abgeſandte Stafette herbeiholen. Der Kronprinz ſelbſt betrachtete ſich ſchon als verſprochen. Noch am Abend des 18., auf einem Konzert und Souper bei Metzler-Fingerlin, ſaß er wieder neben Luiſe; die Unterhaltung wurde vertraulicher und bedeutungsvoller. Es hat etwas Schlichtes zugleich und Anmutendes, wie ſie einander näher kommen: er gibt der Prinzeſſin die damals beliebten „Deviſen“, die ſchon wie Erklärungen lauten, fragt ſie, ob er wohl hoffen dürfe, ſie einmal in Berlin zu ſehen: Luiſe antwortet klug, ohne Ziererei, doch noch zurückhaltend. Am nächſten Tage durften die Prinzen ſelbſt im „Weißen Schwan“ ihre Werbung anbringen; die Großmama ließ jedes der jungen Paare in einem Zimmer allein. „So froh ich war“ — ſo ſchrieb ſpäter Friedrich Wilhelm im Andenken an dieſe unvergeßlichen Stunden —, „ſo verlegen war ich dennoch, und nach vielem Stottern und unzuſammenhängenden Phraſen faßte ich endlich Muth und trug ohne viel Umſtände mein Anliegen

Digitized by Google

vor. Wir ſtanden am Fenſter, meine Frau mit dem Rücken an die Fenſterwand gelehnt. Mit jungfräulicher Beſcheidenheit aber herzlichem Ausdruck willigte ſie ein, ich frug, ob ich dürfte, und ein Kuß beſiegelte dieſen feierlichen Augenblick."

Alſo ſchloß ſich in der alten Kaiſerſtadt Frankfurt der Bund, aus dem vier Jahre ſpäter der erſte Kaiſer des neuen Deutſchland hervorgehen ſollte.

Nur eine kurze Spanne Zeit durfte der Kronprinz ſein junges Glück genießen; kaum zwei ſelige Tage noch, in denen traulicher Verkehr die flüchtige Bekanntſchaft raſch in herzliche Freundſchaft wandelte. Er ſchenkte der Prinzeſſin einen Ring, golden mit Facetten geſchliffen, den ſie bis zu ihrem Tode trug, und einen Fächer, auf den er jene Deviſe ſchrieb, durch die ſein Herz zuerſt zu ihr geſprochen und die ihr beſonders gefallen: „Rien ne me console que vous, puisque mon cœur est à vous", — Worte, deren beide ſpäter wie eines Wahlſpruches oft gedacht haben. Die Prinzeſſin gab ihm ihren eigenen Ring vom Finger. Sie tanzten noch zuſammen auf Bällen bei Metzler-Bethmann und Moritz Bethmann. Schon am 21. März aber ſchlug die Trennungsſtunde: die Prinzen begleiteten die Bräute zu dem alten ſchwerbepackten Wagen, der ſie mit der Großmutter durch den erwachenden Frühling nach Darmſtadt trug.

Als heimatloſer Flüchtling hatte Luiſe Darmſtadt verlaſſen: als Braut eines Königsſohnes, des Erben der Monarchie Friedrichs des Großen, kam ſie zurück.

Nicht der Frühlingsſturm einer jäh aufwallenden Leidenſchaft, unſere Erzählung zeigte es ſchon, hat Friedrich Wilhelm in Luiſens Arme geführt. Es war auch nicht, oder nicht hauptſächlich, die ſinnliche Freude an dem friſchen Zauber dieſer jungen Mädchenblüte: es ſcheint mir faſt, als habe ihm Friederike, die reizendſte Prinzeſſin ihrer Zeit, anfangs noch mehr gefallen. Gewiß, Luiſens liebliche Erſcheinung hatte ihn angezogen; allein was ihn für ſie entſchied, war der unter liebenswürdiger Fröhlichkeit ſichtbare Ernſt ihres Weſens, ihre Innerlichkeit, die unverkennbaren Bildungslinien werdender Charakterfeſtigkeit; denn Prinzeſſin Luiſe, wie ſie von echter und inniger Frömmigkeit erfüllt war, war auch bei aller Ausgelaſſenheit eine ernſte und ſinnende Seele und erſchien weit über ihre Jahre charaktervoll. „Prinzeſſin Luiſe wird eine ausgezeichnete Königin abgeben," ſchrieb damals eine Darmſtädter Hofdame, „ſie hat einen ausgeprägten Charakter wie eine Dreißigjährige." Ebenſo waren es gerade die beſten Weſenszüge Friedrich Wilhelms, die die Prinzeſſin beſtimmten, ſeine Werbung anzunehmen, dieſelben Weſenszüge, an denen ihre Herzensfreundſchaft zu bräutlicher Neigung, ihre bräutliche Neigung zu echter Gattenliebe ſpäter erſtarkte. Aufgewachſen zwiſchen Rhein und Main, inmitten einer aus deutſchem und franzöſiſchem Weſen gemiſchten leichten und verführeriſchen Geſelligkeit, war Luiſe in ihrem Gefühlsleben noch

Digitized by Google

1

2

3

4

5

Kleinere Bildnisse der Königin Luise

1. Gezeichnet vom Kronprinzen Friedrich Wilhelm im August 1793. 2. Das junge Brautpaar, Miniaturbildnis von Tielker, 1793. 3. Kolorierte Zeichnung von Heusinger, 1797. 4. Zeichnung von Plötz und Hornemann, 1798. 5. Medaille von 1798

völlig unberührt geblieben; ihre Lebenseindrücke hatten ſie vielleicht gerade für dies Neue und Fremde vorbereitet, das jetzt an ſie herantrat. In dem ſteifen und ſchüchternen Offizier, deſſen Perſönlichkeit im öden Einerlei ſeines militäriſchen Daſeins eingezwängt faſt verkümmerte, erkannte ihr weiblicher Blick den Mann, deſſen ganzes Weſen Schlichtheit, Ehrlichkeit und Wahrhaftigkeit atmete; den Mann, an den ihre eigene ſchlanke Schmiegſamkeit vertrauensvoll ſich anlehnen konnte. „Wir wußten beide ſofort und ohne Umſchweiſe, woran wir miteinander waren," ſo hat ſie ihm gleich damals geſchrieben. Ich möchte ſagen: es waren die beiden innewohnenden Kräfte aufrichtiger Religiöſität, ernſter und ſittlicher Lebensanſchauung und Lebensführung, die bei ihrer Begegnung ſich regten und wahlverwandt einander zuſtrebten.

Damit hing noch ein anderes zuſammen.

Kronprinz Friedrich Wilhelm, ohne alle näheren Beziehungen zum Vater, ohne herzliches Verhältnis zur Mutter, ohne Freundſchaft, ohne Liebe, entbehrte ſchwer der Innigkeit des Familienlebens, nach dem ſein ganzes Weſen doch verlangte. Wie mußte er ſich glücklich fühlen bei der Berührung mit dieſem heſſiſch-mecklenburgiſchen Familienkreiſe, den ein ſo enges Band herzlichſter verwandtſchaftlicher Liebe umſchlang. Prinzeſſin Luiſe ihrerſeits, der Mutter und der Mutterſtelle einnehmenden Tante früh beraubt, ohne Vaterhaus aufgewachſen, aber umgeben von innigſter großmütterlicher und geſchwiſterlicher Liebe, bedurfte in gleichem Maße des häuslichen Glückes, das ihr die ſchlichte und wahrhaftige Perſönlichkeit des Kronprinzen zu verbürgen ſchien.

In dieſer Uebereinſtimmung ihrer beſten Empfindungen und Gefühle, in dieſem Zuſammenklang ihrer Naturen, wenn ſie ihn auch vielleicht ſtärker zunächſt empfanden als er tatſächlich beſtand, mochten Friedrich Wilhelm und Luiſe den Quell ihres Glückes finden. „Ich kann Ihnen nicht ſagen, wie glücklich ich mich durch die Wahl fühle, die ich getroffen habe," ſchrieb der Kronprinz ſeiner Mutter, und Luiſe ſchrieb der Schweſter Thereſe nach Regensburg: „Du kannſt kaum glauben, wie glücklich ich bin. Der Prinz iſt außerordentlich gut und grade, er iſt erſtaunend wahr. Es bleibt mir nichts zu wünſchen übrig."

II. Die Brautzeit

Während der Frühling des Jahres 1793, das in den Büchern der Weltgeſchichte mit ſo blutigen Lettern verzeichnet iſt, die Lande am Rhein mit neuem Grün ſchmückte, entfaltete ſich an den Ufern des deutſchen Stromes ein anmutiges Liebesidyll: die Brautzeit des Kronprinzen Friedrich Wilhelm und der Prinzeſſin Luiſe.

Digitized by Google

Gleich am Tage nach der Abreiſe der Prinzeſſinnen, am 22. März, hatten auch der König und der Kronprinz an der Spitze der preußiſchen Garde Frankfurt verlaſſen, zur Belagerung von Mainz, das im Oktober 1792 auf ſchmähliche Weiſe den Franzoſen in die Hände gefallen war. Sie wandten ſich zunächſt über den Main rheinaufwärts, wodurch der Kronprinz willkommene Gelegenheit erhielt, die Braut in Darmſtadt zu beſuchen (24. März), dann über den Main zurück und überſchritten den Rhein mehr abwärts, um raſch die Einſchließung von Mainz auf der weſtlichen Seite zu vollenden. Während der König weiter nach Weſten vorrückte, ging der Kronprinz über Wiesbaden, von wo wir ſeinen erſten Brief an Prinzeſſin Luiſe haben, und Ober-Ingelheim nach Guntersblum, ſüdlich von Oppenheim, wo er für die nächſten Wochen Quartier nahm, um als Generalmajor und Kommandeur der Reſerve unter Kalckreuths Oberbefehl an der Belagerung von Mainz teilzunehmen. Es war ihm nicht beſchieden, ſich dabei beſonders auszuzeichnen. Man weiß, was der Freiherr vom Stein von der „zentnerſchweren Langeweile“ geklagt hat, die er im Kriegslager vor Mainz laſtend fand. Kronprinz Friedrich Wilhelm war nicht frei davon. Ihm fehlte ohnehin die friſch zugreifende Tatkraft, die den Prinzen Louis Ferdinand und, wie es ſcheint, auch ſeinen eigenen Bruder Prinz Louis beſeelte; jetzt vollends war er kaum noch mit halbem Herzen bei dem Kriege, der nie recht ſeinen Beifall gehabt hatte und dem er ein möglichſt raſches Ende ſehnlich wünſchte. Mochten doch, ſo meinte er, die Franzoſen zu Hauſe tun, was ihnen beliebte, wenn ſie nur nicht nach Deutſchland kämen. „Ich beſchäftige mich nur mit Ihnen,“ ſchreibt er einmal der Braut, freimütig, aber unſoldatiſch, „alles Andere iſt mir gleichgiltig und langweilig.“ Er ſehnt ſich nur nach Darmſtadt, um wieder „freundliche Geſichter“ um ſich zu ſehen. Er freut ſich, ſeiner Mutter, ſeinen Schweſtern Friederike und „Mimi“, der Herzogin von York und der Prinzeſſin von Oranien, von ſeinem Glück und von ſeiner Liebe ſchreiben zu können. Er ſpielt die Tänze, die er mit Luiſe getanzt hat; er zeichnet ihr die verſchiedenen Soldatentypen des preußiſchen Heeres, — denn auch ſeine ſchwachen Kunſtneigungen kleiden ſich in militäriſche Formen: wenn er zeichnet, werden es Soldaten, und von der Muſik liebt er nur die Militärmärſche — und faſt alle Tage eilen Boten über die von den Belagerern bei Ginsheim geſchlagene Rheinbrücke, um die Briefe der Liebenden zwiſchen Darmſtadt und Guntersblum hin- und herzutragen.

Lauſchen wir einen Augenblick dem Geplauder dieſer erſten Tage.

Der Kronprinz: „Haben Sie ſchon an Ihr Bild gedacht? Wenn es nur ähnlich wird und nicht eine Karikatur Ihres reizenden Geſichtchens. Machen Sie, daß ich nicht zu lange darauf zu warten brauche.“

Digitized by Google

Die Prinzeſſin: „Sie fragen, ob ich ſchon an das Bild gedacht habe? Wie können Sie daran zweifeln. Ich habe Ihnen verſprochen, es ſo ſchnell als möglich machen zu laſſen, und ich bin ein Mädchen von Wort. Der Mann, der mich malt, giebt ſich die größte Mühe, ich habe ihm ſchon drei Mal geſeſſen, und er hat nur erſt die Größe der Augen gemalt (die ziemlich klein ſind, wie Sie wiſſen), den Umriß der Naſe und des Mundes, und vorläufig ſieht mir das noch garnicht ähnlich. Das Bild iſt ſo groß, wie Sie es mir an meiner Hand gezeigt haben, ich habe ihm geſagt, mich höchſt einfach zu malen, nichts auf dem Kopf und weiß gekleidet; ich weiß, daß Sie das Einfache lieben, und habe geglaubt Ihren Geſchmack zu treffen. Bitte, ſagen Sie mir, wenn Sie es anders haben wollen. Vergeſſen Sie aber, bitte, auch nicht mir Ihr Bild zu geben. Es ſcheint mir am beſten, wie Sie meinten, das Bild von Schröder copiren zu laſſen, denn ich glaube nicht, daß Sie einen Miniaturenmaler bei der Armee haben."

Der Kronprinz: „Ich bewundere Ihre Geduld und bin Ihnen Millionen Mal zu Dank verpflichtet. Wenn nur bei dieſen häufigen Sitzungen ein Bild zu Stande kommt, das Ihnen einigermaßen ähnlich ſieht; denn daß es Ihnen ganz ähnlich wird, daran verzweifele ich. Ihre Züge ſind zu fein und zu hübſch, als daß ein Maler ſie je treffen und die Sanftmuth und Anmuth wiedergeben könnte, die Sie ſo reizend machen. Ich werde an den Maler Schröder ſchreiben, daß er das „Schlaraffengeſicht" copirt, das Sie zu haben wünſchen. Uebrigens bin ich ganz damit zufrieden, wie Sie ſich malen laſſen, und ein hübſches Mädchen wie Sie, iſt in einem einfachen Koſtüm ohne Schmuck nur noch hübſcher."

Die Prinzeſſin: „Aber nicht wahr, lieber Prinz, Sie ſagen mir nichts mehr über meine Züge, ob ſie fein ſind oder grob. Sie haben mir nie ſo elegante Redensarten gemacht, und ich bin nicht daran gewöhnt, daß Sie mir ſchmeicheln. Sagen Sie mir lieber, daß Sie mich lieben und daß Sie mein guter Freund ſind, das ſchätze ich viel höher."

Schlicht und herzlich wie dieſe Worte iſt der ganze Briefwechſel des Brautpaares, den die liebevolle Pietät Friedrich Wilhelms der Nachwelt erhalten hat; ſchmuckloſe kleine Briefblätter, meiſt noch in ihren Umſchlägen, bedeckt mit engen Zeilen, beide Handſchriften jugendlich, die ſeinige ſchon etwas entwickelter, kräftiger; die ihrige weiblich und flüchtig, mit häufigen Unterſtreichungen. Die Briefſprache, faſt immer franzöſiſch, iſt farblos aber faſt korrekt unter Friedrich Wilhelms Feder; höchſt inkorrekt im Ausdrucke und in der Rechtſchreibung bei Luiſe, aber lebendig und anſchaulich, beſonders wenn das Franzöſiſche vom Deutſchen unterbrochen oder abgelöſt wird. Pünktlicher und fleißiger als Briefſchreiber iſt Friedrich Wilhelm, in den Briefen an die Braut allein kann er ja ausſtrömen laſſen, was an Gefühlen und Empfindungen in ihm lebt; Luiſe, von ſo viel Liebe und Teilnahme

umgeben, ist lässiger, und wenn sie schreibt, kommt sie oft nicht über die zweite oder dritte Seite hinaus, so daß der Kronprinz wohl einmal über die Vater-Unser-Kürze ihrer Briefe spottet. Diese abbrechende Kürze zu entschuldigen, erfindet ihre Phantasie unerschöpflich immer neue Gründe; aber wie hätte er darüber zürnen können, da sie über diese wie über andere eigene Schwächen selbst so anmutig zu scherzen weiß!

Wahrhaftigkeit ist der gemeinsame Grundzug dieser Briefe; nicht vollständig — wir werden es noch sehen —, aber scharf und treu spiegeln sie das innere Wesen der Schreibenden wieder: den Kronprinzen in seiner schlichten, nüchternen Treuherzigkeit und Biederkeit, Luise in ihrem reichen Innenleben, in der auf ernstem Grunde erwachsenen gesunden Lebensfreude, in der sonnigen Fröhlichkeit ihres Gemüts; bei Luise daneben eine starke und innige Religiosität, bei Friedrich Wilhelm auch das hohenzollernsche Pflichtgefühl. Unmöglich wäre es, in diesen Hunderten von Briefen eine erkünstelte Empfindung, einen erklügelten Gedanken zu finden. Keine Schwärmerei, keine Gefühlsseligkeit, keine Ueberschwenglichkeit, wie sie der Zeit noch entsprochen hätte und wie sie in dem Briefwechsel des hessisch-mecklenburgischen Familienkreises sonst so viel begegnet; keine Leidenschaft: sanfte deutsche Liebe.

Das größere Maß der Neigung, darüber lassen die Briefe keinen Zweifel, ist, besonders anfangs, auf Seiten des Kronprinzen. In sein von anderen Empfindungen nicht bewegtes Seelenleben ist die Liebe siegreich eingedrungen und hat sein Inneres in Besitz genommen; sein glückloses Dasein schmückt sie verschwenderisch mit reicher Glückesfülle. Er lebt nur in seiner jungen Liebe, kein Gefühl, kein Gedanke, die nicht von ihr beherrscht oder verdrängt würden. Selbst den Verlauf des Krieges sieht er oft genug nur unter diesem Gesichtspunkt: ob die Erfüllung seines heißesten Wunsches — die Vereinigung mit der Geliebten — verzögert oder beschleunigt wird; kein Wort an die Braut verrät, daß er eine Empfindung hätte für die weltgeschichtliche Größe und Bedeutung des Kampfes, an dem teilzunehmen ihm vergönnt ist.

Luisens Briefe sind mehr herzlich als zärtlich, mehr liebenswürdig als geistvoll: der Ausdruck eines von hellem Verstande abgeklärten Empfindungslebens. „Mein Kopf läuft nicht mit meinem Herzen davon," hat sie selbst einmal geschrieben. „Ich habe keine Ursache gehabt, Nein zu sagen," so teilte sie dem Vater am 20. März des Prinzen Werbung mit; „doch, bester Vater, Ihre Antwort wird auch die meinige sein". Und wie kühl lautet doch selbst in der vertraulichen Nachschrift des ersten Briefes an den Kronprinzen der Ausdruck ihrer Neigung: „Sie sind mir nicht gleichgiltig, Sie kennen meine Gefühle für Sie, ich habe also nicht nöthig, zu wiederholen, daß ich Ihnen recht herzlich gut bin." Kein Hauch der Sehnsucht in ihren Briefen, der der Vermählungszeit entgegeneilte. Wie sie selbst frei ist von leidenschaftlichem Verlangen, so freut sie sich ebenso sehr, die Achtung

Digitized by Google

des Kronprinzen zu beſitzen als ſeine Liebe. Ihre Neigung iſt nur erſt vertrauensvolles Freundſchaftsgefühl, auf deſſen Grunde bräutliche Liebe langſam emporwächſt. Sie iſt glücklich, aber ihr Glücksgefühl hat ſeinen Quell doch weniger in der Kraft ihrer Liebe, als in der feſten Zuverſicht auf die ein ſtilles Zukunftsglück verbürgende ſchlichte Treue des Kronprinzen.

Luiſe iſt glücklich und bräutliche Freuden ſchmücken und füllen auch ihr Leben. Sie ſchickt dem Kronprinzen Briefe und legt Früchte bei, „damit die Briefe einen guten Geſchmack bekommen;" ſie ſtickt Börſen und ſendet Stammbuchverſe. Sie ſucht Brautkleider aus für die Verlobungsfeier, die durch das Ausbleiben der Ringe verzögert wird. Mit regſter Teilnahme folgt ſie den Wechſelfällen des Krieges; ſie freut ſich jedes Erfolges „unſerer", der preußiſchen Waffen und zupft mit der Schweſter und ihren Damen fleißig Scharpie für die Verwundeten. Sie iſt glücklich, wie eine ſiebzehnjährige Braut es nur ſein kann, und um ihr übermütiges und übervolles Herz einmal zu erleichtern, beginnt ſie einen Brief an den Kronprinzen mit den Worten: „Grüne, grüne Peterſilie und Krautſalat".

Luiſens zärtliches Herz hätte das bräutliche Glück nur unvollkommen genoſſen, hätte nicht der ganze Kreis ihrer Familie daran teilnehmen können. Schon am 27. März war der Vater mit ſeinen Söhnen aus Hildburghauſen eingetroffen; mit den Worten: Ich gratuliere Dir, liebe Luiſe, begrüßte er die Tochter. Wenige Tage ſpäter kam auch Schweſter Charlotte mit ihrem Gemahl, Herzog Adolf, aus Hildburghauſen, und abermals nach einigen Tagen, am 11. April, Schweſter Thereſe, die Prinzeſſin von Thurn und Taxis, mit Erbprinz Karl Alexander aus Regensburg. So waren, nach jahrelanger Trennung, alle ſechs Geſchwiſter um den Vater wieder vereinigt und füllten das ſtille Darmſtadt mit lärmendem Glück.

Die höchſte Freude aber herrſchte doch immer erſt dann, wenn Kronprinz Friedrich Wilhelm die Braut beſuchen kam, und er kam oft mit ſeinem Hunde Sultan auf der Ginsheimer Brücke über den Rhein herüber geritten, in Begleitung ſeines Adjutanten, des Majors von Schack, der immer die Großmutter beſchäftigen mußte, die ſonſt gern ſelbſt den Kronprinzen in Anſpruch nahm und zu Luiſens Verdruß pflichtſchuldig unterhalten zu müſſen glaubte. Jubelrufe und fröhlicher Sang ſchallten dann durch die Räume des alten Georgſchen Palais am Markte. Wie ſelig fühlte ſich hier der Kronprinz neben ſeiner Luiſe, die ihn mit einem „treuherzigen Händedruck" und mit einem „Küßchen in Ehren" empfing, bei dem zwanglos heiteren Verkehr in dieſem Kreiſe lieber Menſchen, unter denen er bald ganz ſich heimiſch fand. Die zurückhaltende Scheu ſeines Weſens ſchmolz vor der gewinnenden Liebenswürdigkeit dieſer Schweſtern, und die jungen Herzen erſchloſſen ſich. So wenig er ſelbſt Etikette und Komplimente liebte, ſo wenig hatte er ſich davon frei zu machen gewagt. Jetzt löſte Luiſe mit leichten Fingern dieſe Feſſeln, und die „Altesse" und „Hoheit"

Digitized by Google

verſchwanden in dem ſilberhellen Lachen der Schweſtern. „Mein lieber Fritze“ hieß es bald hier, „Luiſch“ und „Luvatze“ und „Fräulein Huſch“ da, und Schweſter Friederike „Ika“. Und Kronprinz Friedrich Wilhelm freute ſich und jubelte und war glücklich mit den Glücklichen, und ſie ſpielten ihm den Zollernmarſch und tanzten mit ihm den Lieblingswalzer „Wenn's immer, wenn's immer ſo wär“, und ſangen mit ihm „Unſre Katze hat ſieben Junge“.

Inzwiſchen waren die Vorbereitungen für die Verlobungsfeier des Kronprinzen mit Luiſe, des Prinzen Louis mit Friederike vollendet. Rhein auf, Rhein ab ſtrömte die Verwandtſchaft der Heſſen und der Leininger herbei, die Naſſaus und die Badener, die Erbachs und die Reuß, und beſonders willkommen die „belle et angélique princesse palatine“, Tante Auguſte von der Pfalz mit ihrem Gemahl Max Joſeph von Zweibrücken und ihrem Sohne, Vetter Louis, dem ſpäteren König Ludwig I. von Bayern, der, wie erzählt wird, noch in hohen Jahren ſich dieſer Feſtlichkeiten gern erinnerte. Alle Paläſte der kleinen Reſidenz und auch der Gaſthof „Zur Traube“ waren überfüllt. Am 24. April, dem Verlobungstage, kam mit großem und glänzendem Gefolge König Friedrich Wilhelm II. Im Georgſchen Palais wurde die Verlobung gefeiert: der König ſelbſt ſteckte den Bräuten die Ringe an die Finger und legte die Hände der Brautpaare ineinander. Der Kronprinz ſchien dabei ein anderer geworden: ſein verwandeltes Weſen fiel auf. „Du würdeſt Dich wundern,“ ſchrieb Marquis Lucheſini ſeiner Frau, „wenn Du ſehen könnteſt, wie ungewöhnlich verliebt der Kronprinz iſt, wie er zu gefallen ſucht und wie liebenswürdig er ſich deshalb giebt.“

Nach der Abreiſe der Gäſte — auch die älteren Schweſtern kehrten nach Hildburghauſen und Regensburg zurück — wurde es wieder ſtill im ſtillen Darmſtadt, recht „öde“, wie Luiſe verſichert, die ſich mit Friederike durch Geplauder über das Glück der verfloſſenen Feſttage tröſtete. Auch die Beſuche des Kronprinzen wurden allmählich ſeltener, beſonders ſeitdem er um die Mitte Mai ſein Quartier von Guntersblum nach Bodenheim hatte verlegen müſſen. Dafür gab es nun einen Feſttag neuer Art. Am 28. Mai, auf Einladung des Königs, durften Luiſe und Friederike den Prinzen im Feldlager einen Beſuch abſtatten. „Sorgen Sie ja dafür,“ ſchrieb Luiſe vorher dem Kronprinzen, „daß ich keine Klage über Sie höre, ſonſt werde ich garnicht thun als ob ich Sie kenne.“

In einem Schreiben an Schweſter Thereſe hat Friederike dieſen Lagerbeſuch geſchildert — einen entzückenden Tag, wie ſie ſchreibt, trotz Regen und Hagel. „Gegen Mittag kamen wir in Bodenheim an und ſtiegen beim Kronprinzen ab, wo ſich auch mein „Partner“ fürs Leben einfand. Nach der Parade kamen viele Offiziere zu uns. Um ein Uhr ließ der König uns rufen, und wir erſchienen auf Befehl des Herrn, zwar nicht ohne Aengſtlichkeiten ... Der König empfing uns am Hofthore; der ganze Hof war voll von Offizieren.

Digitized by Google

Dann wurde zu Mittag geſpeiſt und ſehr lange getafelt, und obgleich wir im unterthänigſten Reſpect waren, ſo war die übrige Geſellſchaft doch ſehr luſtig. Luiſe und ich waren es weniger, wir waren wie auf dem Armeſünderſchemel, denn aller Augen warteten auf uns!" Ihr fiel dabei der durchdringende Blick des „liebenswürdigen" Prinzen Louis Ferdinand beſonders auf; ahnte ſie, daß er einmal in ihr Leben eingreifen werde? Gegen Abend beſuchten die Prinzeſſinnen noch den Herzog von Weimar in ſeinem Zelt, der ſie mit Tee und Likören bewirtete. Hier hat, wie bekannt, Goethe die Prinzeſſinnen geſehen: ſie kamen ihm vor wie „himmliſche Erſcheinungen im Kriegsgetümmel".

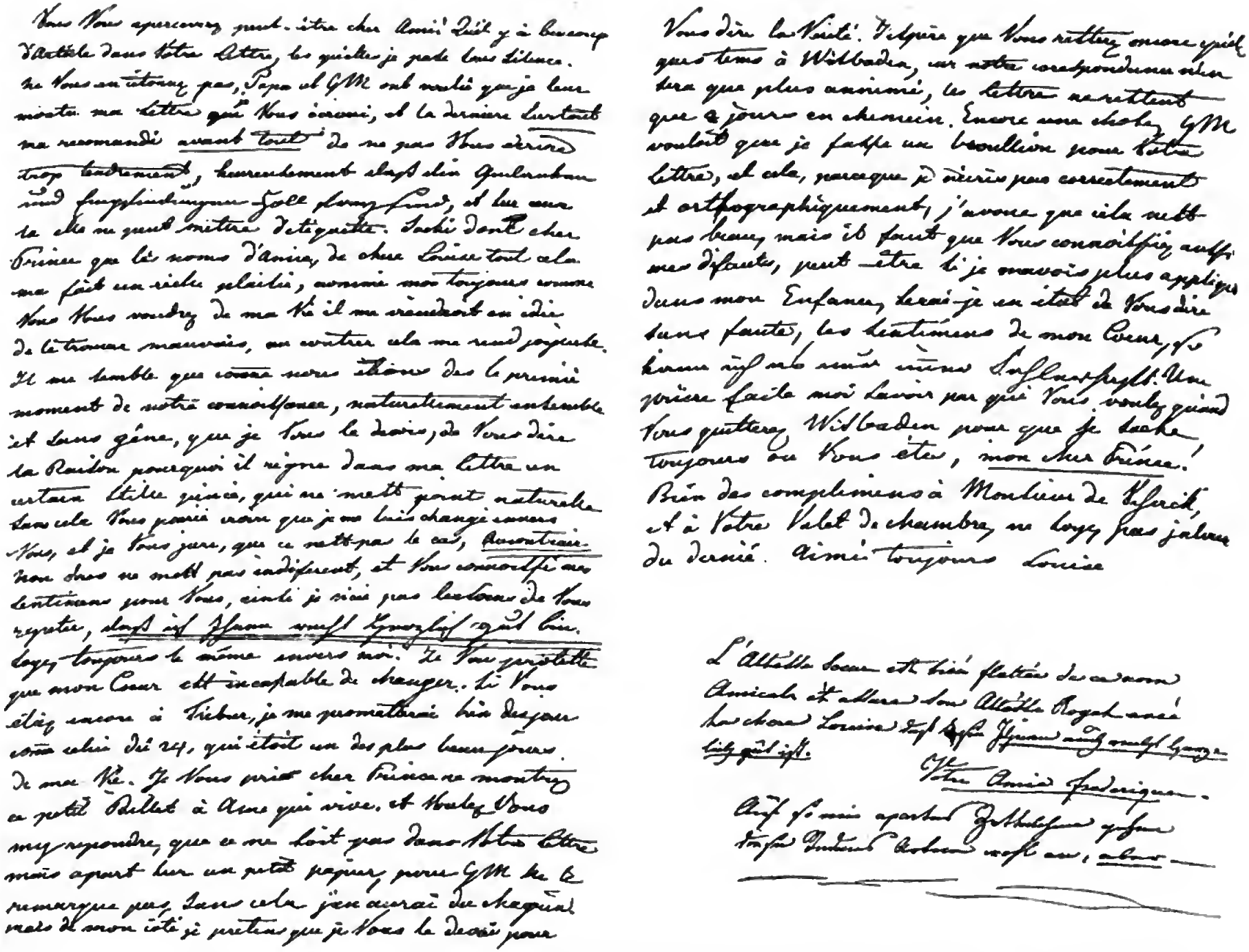
Bei dem Beſuche in Bodenheim wurde auch bereits der Hofſtaat des künftigen kronprinzlichen Paares beſprochen. Die Oberhofmeiſterin beſtimmte der König ſelbſt: er wählte die alte Freundin ſeines Vaters, die eben verwitwete Frau von Voß, deren Name mit dem Andenken an Königin Luiſe für immer verbunden iſt; trotz ihrer 64 Jahre damals eine noch ſchöne Frau, weltgewandt und warmherzig, ihrer jungen Gebieterin bald mit einer bis zur Eiferſucht leidenſchaftlichen Liebe ergeben. Der Kronprinz hielt ſie für plauderhaft. Luiſe freute ſich, daß ſie heiter ſei, und meinte: „ich hoffe, man wird an unſerem Hofe mehr lachen als weinen". Noch zufriedener war ſie mit der Ernennung des Fräulein Henriette von Viereck zur erſten Hofdame, deren Geiſt und Herz der Kronprinz beſonders ſchätzte. Henriette von Viereck, die am Berliner Hofe bis weit in das vorige Jahrhundert hinein eine Rolle geſpielt hat, war mit der älteſten Tochter des Königs, Friederike, bei deren Vermählung mit dem Herzog von York nach England gegangen; nach ihrer Rückkehr hatte ſie ſich an den Kronprinzen gewandt und ihm ihre zweite Schweſter Doris zur Hofdame empfohlen. Der Kronprinz zog Henriette vor, ließ ſich aber ſchließlich beide gefallen. Henriette und Doris waren nicht jung, nicht hübſch; die ältere aber klug, während die Harmloſigkeit der jüngeren dem Hofe oft genug zu Neckereien diente. Luiſe baute ſehr auf Henriette, an deren Weltkenntnis ſie ſpäter in Berlin eine Stütze zu finden hoffte, und in der Tat, in den ernſteſten Tagen ihrer Ehe, einige Monate nach der Vermählung, hat ſie nicht vergebens auf die Klugheit ihrer erſten Hofdame gerechnet. Kammerherr ſollte Herr von Schilden werden, der bisher bei Prinz Ferdinand die gleiche Stellung bekleidet hatte und als Oberhofmeiſter noch ein halbes Jahrhundert dem preußiſchen Hofe angehört hat; Hofmarſchall, Herr von Maſſow, früher Major im Regiment des Kronprinzen. Er leitete ſchon jetzt, unterſtützt von dem Grafen Brühl, mit Geſchick und Eifer die Einrichtungen für die künftige Hofhaltung des jungen Paares. Zum erſten kronprinzlichen Kammerdiener, der zugleich die kleineren Rechnungen und den unwichtigeren Briefwechſel der Kronprinzeſſin beſorgen ſollte, wurde Peter Fontane beſtimmt, Theodor Fontanes Großvater.

Digitized by Google

Der Beſuch in Bodenheim, beſonders die Unterhaltungen über die künftige Häuslichkeit, haben in Luiſe, wie es ſcheint, einen überquellenden Reichtum an Glücksgefühl und Fröhlichkeit ausgelöſt. Iſt ſie anfangs, wie wir ſahen, in ihren Briefen meiſt zurückhaltend, ſpäter beeinflußt durch den drohenden Abſchied von Darmſtadt und den Lieben in und um Darmſtadt, und zugleich wie beklommen durch die Ausſicht auf die fremde Berliner Welt: nie iſt ſie in ihren Briefen heiterer und ſchalkhafter geweſen als im Juni 1793. So ſchreibt ſie am 7. Juni: „Die Früchte, hoffe ich, werden bald reif ſein; ich wenigſtens, wenn ich eine Kirſche wäre, würde in einem Tage reifen, meine Wangen ſind ſchon ganz feuerfarben ... Ich eſſe eben beim Schreiben köſtliche Klöße, mit Brot und Butter; wenn Großmama das bei Tiſche merkt, ſo wird Luiſe, obgleich ſie eine Braut iſt, einen tüchtigen Wiſcher kriegen ... Papas Läufer iſt an der Thür und quält mich zu ſchließen. Was ſoll ich thun, Königliche Hoheit? Iſt es nicht das Beſte jetzt zu ſchließen, um zu Tiſch fertig zu ſein, den Läufer und die Sehnſucht meines lieben Freundes zufrieden zu ſtellen, der mich gern noch heute leſen will? Es iſt alſo die buchſtäbliche Wahrheit: ich ſchließe meinen Brief, um Ihnen Vergnügen zu machen.“ Und wenige Tage ſpäter über dasſelbe Thema, in dem ihr eigenen köſtlichen Gemiſch von Deutſch und Franzöſiſch: „Tout en mangeant des Kirſchen bien ſchwarz und bonnes, je prends la plume pour vous dire que j'ai parfaitement bien geſchlaffen, que je mange depuis ſieben weniger un quart des cerises délicieuses noires comme un Hut et que je souhaiterais pour qu'elles me paraissent tout à fait délicieuses, la présence d'un certain Monsieur de votre connaissance.“ Ein andermal ſchreibt ſie, ſie lege ihrem Briefe Kirſchen und Erdbeeren bei, um ihnen einen gewiſſen haut goût zu geben, und unterzeichnet ſich als die „très humble et très obéissante, soumise dévouée, attachée, affectionnée servante Louise, princesse de Mecklenbourg, von dem hochadlichen Haus ...“ Und am letzten Juni, einem Sonntag, mit einem Anflug des von der Großmutter erworbenen Pfälzer Dialektes: „Ich thue nichts als ſingen und tanzen, ſodaß alle Welt glaubt, daß mir die Hitze ein wenig zugeſetzt hat ... Ich werde ſo glücklich ſein, wenn ich Sie wiederſehe, daß ich, glaube ich, im Stande bin wie Herodes' Töchterlein ein Solo vor der ganzen Armee zu tanzen nach der Melodie: Wenn's immer, wenn's immer ſo wär ... Die alten Scharteken, nämlich die Wägen fahren vor, die alten metallenen Klocken läuten, und ich, ich habe keine Luſt in die Kirche zu gehen. Gott verzeihe mir's. Adieu, Altesse royale de mon cœur ... Ich muß fort in Kirch gehn, ſonſt ſchlägt mich mey alte Großmäme.“

Für die wachſende Traulichkeit und Innigkeit des Verkehrs zwiſchen Friedrich Wilhelm und Luiſe, wie ſie aus dieſen und anderen Briefen ſpricht, gibt es noch ein beſonderes

Digitized by Google



Brief der Prinzessin Luise vom 27. März 1793 an ihren Verlobten, Kronprinz Friedrich Wilhelm, mit Nachschrift von Prinzessin Friederike

Digitized by Google

Anzeichen: indem ſie einander näher rücken und ſich auf die Lebensgemeinſchaft einrichten, beginnen ſie auch, man kann ſagen, einer an dem anderen zu erziehen, verſuchen ſie, einer den anderen nach dem eigenen Bilde oder Ideale umzuformen. Nichts iſt dabei charakteriſtiſcher und bedeutungsvoller als die Verſchiedenheit der Richtungen, in der ſich dieſe Verſuche der beiden bewegen: ein Stück, und ein wichtiges, ihrer Zukunft iſt darin beſchloſſen.

Man kennt Friedrich Wilhelms nüchtern-trockenes Weſen, ſeine Ordnungsliebe, ſeine Pedanterie. Es konnte nicht ausbleiben, daß er allmählich inne wurde, wie gerade die entgegengeſetzten Eigenſchaften im Weſen ſeiner reizenden Braut einen nicht geringen Platz einnahmen. Und nun begann der Kampf gegen alle jene liebenswürdigen, zuweilen gefährlichen, weiblichen Schwächen: die Vorliebe für Näſchereien, das unregelmäßige Eſſen zwiſchen den Mahlzeiten, die Unpünktlichkeit, die ſorgloſe Freude an Spiel und Tanz. Luiſe nahm die Mahnungen und Warnungen gelaſſen und willig hin, verſprach lachend Beſſerung, erzählte prahlend von den Schals und Tüchern, in die ſie ſich gegen Erkältung wickeln laſſe — denn ihre Geſundheit war immer nur eine zarte — und fuhr fort, Obſt und Kuchen zu naſchen und mit den Geſchwiſtern herumzutanzen oder in Onkel Georgs Garten herumzutollen, bis der Erhitzung eine Erkältung und der Erkältung der „rhume de cerveau“ unausweichlich folgte. Ihrerſeits aber griff ſie dann, im Weſen des Kronprinzen, eine andere Seite an.

Es iſt ſchon oben angedeutet, daß in den Briefen an den Kronprinzen Luiſens Ich doch nicht vollkommen zum Ausdruck gelangt. In ihr lebte ein angeborener Aufwärtsdrang, trotz oder infolge der nie wieder ausgeglichenen Mängel ihrer Erziehung eine heiße Sehnſucht nach einem höheren Bildungsleben; ihr reicher und ſchöner Geiſt umfaßte Anlagen, die in bräutlichem Getändel keine Befriedigung fanden: eine emporſtrebende Welt von Gedanken und Gefühlen, die neben Friedrich Wilhelm, wie er war und blieb, verſtummen und verkümmern mußte.

Ein ſchönes Zeugnis von dieſem Weſenszuge Luiſens liegt vor uns in einem an ihren Prediger und Lehrer Lichthammer in Darmſtadt gerichteten Briefe, gerade aus jenen Tagen, in denen ſie dem Kronprinzen nur die ausgelaſſenſten und übermütigſten Seiten ihres Weſens zeigte. Lichthammer hatte ihr Mendelsſohns Phaedon geliehen, und ſie bat, ihr von Frankfurt dies Buch zu beſorgen, das ein wahrer Schatz für ihre Seele geworden ſei. „Meine Seele,“ ſchreibt ſie, „wünſcht außerordentlich ſich zu bilden und ſich nützliche Kenntniſſe der Menſchen, des Geiſtes der vergangenen Welten zu ſammeln ... Ich beſchäftige mich immer, aber was iſt eine Monatſchrift, eine hübſche Zeichnung oder eine ſchöne Sonate für den Geiſt? Es zerſtreuet ſie wohl (die Seele), aber es giebt ihr keine Kraft, denn ſo gut

Digitized by Google

wie der Körper nicht von anſchauen und anhören leben kann, ebenſo gut kann die Seele keine Fortſchritte machen, wenn ſie keinen Stoff zum Denken hat."

Luiſe hat es verſucht, auf den Geiſt des Kronprinzen in gleichem Sinne einzuwirken. Ihn, der nicht aufhörte, über die Langeweile des einförmigen Lagerlebens zu klagen, verſorgte ſie mit Büchern, Unterhaltungslektüre leichteſter und gewöhnlichſter Art, „Die witzige Tirolerin" etwa oder „Otto von Schwarzburg", eine damals eben erſchienene Geiſtergeſchichte von Fink, für die ſie übrigens auch ſelbſt ſchwärmte. Allein, ſie bemühte ſich doch zuweilen auch, ſein Intereſſe für ernſtere Bücher zu wecken, für „Codrus" z. B., das Trauerſpiel Cronegks, deſſen etwas hausbackene Moral ihr die Vollkommenheit ſelbſt erſchien. Dafür aber war nun wieder Friedrich Wilhelm nicht zu haben: ſein Leben, meinte er — er lag damals ſchon vor Landau —, ſei traurig genug, er brauche heitere Lektüre, und ſtatt „Codrus" las er „Siegfried von Lindenberg, eine komiſche Geſchichte" und „Der Empfindſame, Maurus Pankrazius Ziprianus Kurt", „Ein Moderoman" von Chr. Fr. Timme, der als Satire gegen die vor einiger Zeit „im Schwunge geweſene Empfindelei" ihm beſonders gefiel. Die kleine literariſche Meinungsverſchiedenheit erſcheint wie vorbedeutend für Luiſens Erfahrungen in der Ehe: wie damals, ſo ſcheiterte ſie ſpäter, ſo oft ſie den Gatten zu höherem und ernſterem Geiſtesleben emporzuführen ſuchte.

Der Hochſommer brachte dem Brautpaar wieder ſchöne Tage. Um die Mitte Juni war der Kronprinz mit zwei Gardebataillonen von Bodenheim nach Marienborn marſchiert, wohin auch der König ſein Hauptquartier verlegte. Es wurde Ernſt mit der Belagerung von Mainz, die durch Mangel an ſchwerem Geſchütz bisher nicht vorwärts gekommen war: die Beſchießung wurde heftiger und wirkſamer, Laufgräben wurden eröffnet. Mit Darmſtadt aber war von Marienborn aus der Verkehr leichter und lebhafter als von Bodenheim. Man traf ſich, nach „fußfälligſtem" Bitten des Kronprinzen, auf halbem Wege in Großgerau, machte zuſammen einen Ausflug nach Schloß Kranichſtein, und am 8. Juli durfte Luiſe mit der Schweſter abermals die Prinzen im Feldlager beſuchen. Bald darauf ſiedelten die Prinzeſſinnen mit ihrer Erzieherin Fräulein von Gélieu nach der „Braunshardt" über; ein kleines Manſardenzimmer, von dem aus man die Beſchießung von Mainz beobachten konnte, umſchloß Luiſe und ihr bräutliches Glück. Aber wie war es „ſo kühl" da oben, und „ſo traulich und gut", und wie hell erklang Luiſens Stimme, wenn Fräulein von Boſe, der Großmutter Hofdame, ihr Geſangsunterricht erteilte. Fleißig ging ſie auch im Schloßgarten ſpazieren und trank Pyrmonter Brunnen, eingedenk der beſorgten Mahnungen des Kronprinzen. Noch lieber fuhr Luiſe ſpazieren und hielt ſelbſt die Zügel, um allmählich in den Weg nach Großgerau einzulenken, wo der Kronprinz

Digitized by Google

erwartet werden konnte. Wenn er dann kam, in seiner schlichten Weise, setzte man sich erst zu einem „Festmahl von Schwarzbrot mit frischer Butter", dann ging es hinaus in den Garten, dessen Laubgänge das Brautpaar besonders liebte; und alle waren glücklich, und die Landgräfin-Tante, die sich mit der Verlobung längst ausgesöhnt hatte und von Darmstadt zu Besuch kam, sagte: „ach, es ist e gar zu ehrlicher Mann, der gut Kronprinz, ich hab' en gar zu lieb." Luise selbst aber schrieb dem Kronprinzen, noch unter dem frischen Eindrucke eines solchen Tages: „Ich liebe Sie nicht allein mit meinem ganzen Herzen, sondern ich schätze Sie und liebe Sie mit meiner ganzen Seele .... Sie glauben nicht, wie glücklich ich mich fühle, wenn Sie mir sagen, daß Sie mich lieben. Sie sind so wahr, so freimüthig, so offenherzig, daß ich an Ihren vollen Ernst glaube, wenn Sie mir das sagen."

Auch der Fall von Mainz, das sich am 23. Juli endlich ergab, brachte in dem häufigen Verkehre zunächst kaum eine Aenderung. Der Kronprinz besah sich die eroberte Stadt, in deren Verschanzungen er nun froh den Preußenmarsch schlagen hörte; er traf dort mit Luise zusammen und kehrte gemeinsam mit ihr nach der Braunshardt zurück. Dann, am Abend des 26. Juli, während Luise und Friederike ihm von ihren Fenstern lange nachsahen und nachwinkten, brach der Prinz auf, um in beschwerlichem Nachtmarsche die vorausgerückten Truppen in der Pfalz zu erreichen.

Luise blieb in der Braunshardt zurück. Sie war besonders traurig, daß sie den 3. August, den Geburtstag des Kronprinzen, nicht mit ihm feiern konnte. Nun mußte sie sich begnügen, ihm ihre kleinen Geschenke zuzusenden — einen tragbaren Schreibsekretär „zu vielen Briefen an sie" und ihren eigenen nicht benutzten Malkasten —; wertvoller mochte für den Kronprinzen dabei die Versicherung sein, „daß einer ihrer heißesten Wünsche" sei, „ihn so glücklich zu machen als er verdiene und zu werden hoffe." Zwei Tage später kam er selbst, um ihr zu danken. Ein kurzes glückliches Zusammensein, und unter dem Eindruck der schlichten Treue des Kronprinzen, in hoffnungsfrohem Ausblick auf die Zukunft schrieb ihm Luise: „Ich finde immer mehr, daß wir vortrefflich zu einander passen, und ich verspreche mir eine recht glückliche Zukunft. Ja, mein theurer Prinz, ich werde sicher glücklich mit Ihnen, denn Sie sind gut."

Bei dieser letzten Zusammenkunft wurde, wie es scheint, ein Plan verabredet, dem Friedrich Wilhelm und Luise noch eine Reihe herrlicher Tage verdankten. Die liebe gute Tante Auguste, die „engelhafte" Pfalzprinzessin, wurde bestimmt, das Brautpaar nach Mannheim einzuladen. Es traf sich, daß Friedrich Wilhelm selbst Luise von Darmstadt nach Mannheim begleiten konnte, wo sie vom 10. August ab einige Wochen verlebten, deren Glück nur durch kurze Abwesenheiten des Prinzen bei der Armee unterbrochen wurde.

Digitized by Google

Die liebenswürdige Prinzeſſin Auguſte hatte einen glänzenden und anregenden Kreis von Deutſchen und Emigranten um ſich geſammelt, unter ihnen auch Prinz Louis Ferdinand, der dort von einer vor Mainz erhaltenen Wunde geheilt werden ſollte. Er hatte ſich der Frau von Contades zuliebe — „ſchön wie ein Engel", nennt Luiſe ſie — auf einem Rheinboote nach Mannheim bringen laſſen, aber es hieß bald, daß er der Prinzeſſin Auguſte wegen ſeine Heilung verzögere. Auch König Friedrich Wilhelm kam einmal zu Beſuch und freute ſich ſeiner ſchönen zukünftigen Schwiegertochter, die, wie Marquis Luccheſini dem Kronprinzen verſicherte, dort ſeine Eroberung vollendete. An dem luſtigen Pfälzer Hofe gab es immer Muſik und Theater, Spiel und Tanz, und der Kronprinz und Luiſe waren die fröhlichſten unter den fröhlichen. Morgen, ſchreibt Luiſe damals, morgen wollen wir tanzen, trinken, ſingen, ſpielen und recht luſtig ſein „et je serai die tolle Luiſe, votre chère petite promise".

Ende Auguſt trennte man ſich: Prinzeſſin Luiſe ging nach dem „lieben" Auerbach an der Bergſtraße, der Kronprinz zunächſt zu ſeinen Truppen nach der Pfalz, dann durfte er noch einmal die Braut beſuchen; er durchſtreifte mit ihr die waldigen Höhen, die ſich über dem Auerbacher „Fürſtenlager" ſanft erheben, und ſie mögen beide an der Stelle geſtanden haben, wo ein von der Landgräfin geſetzter Denkſtein jetzt an deren Schweſtern, Luiſens Mutter und Stiefmutter, erinnert. Dann ritt der Kronprinz — es war am 5. September — nach Edenkoben, wo ihn bald der Befehl des Königs erreichte, das Oberkommando über das Belagerungskorps vor Landau zu übernehmen, während Luiſe nach Darmſtadt zurückkehrte. Erſt nach Monaten ſollten ſie ſich wiederſehen.

Der bräutliche Sommer, der dem Verlobungsfrühling gefolgt war, iſt zu Ende: das Glück der Brautzeit, in Jugendluſt und Unbefangenheit unter rheiniſcher Sonne genoſſen, iſt ausgelebt; über den Herbſt legt ſich ſchon faſt wie ein Schatten der Ernſt der nahen Vermählung und Ehe.

Im September hatte König Friedrich Wilhelm II., bevor er ſeine Truppen verließ, um die neuen polniſchen Erwerbungen zu beſichtigen, noch die Beſtimmung getroffen, daß die Doppelhochzeit des Kronprinzen mit Luiſe, des Prinzen Louis mit Friederike im Dezember in Berlin ſtattfinden ſolle. Erſt von Rawitſch aus, im Oktober, erlaubte er dem Kronprinzen, ſobald die Garde Winterquartiere beziehe, auch ſeinerſeits die Armee zu verlaſſen und in Berlin an den Vorbereitungen für die Hochzeit teilzunehmen. Der Kronprinz war darüber wenig erfreut. Seine Lage war vor Landau überhaupt nicht ſo günſtig wie vor Mainz. Es fehlte ihm zwar wohl an kriegeriſchem Tatendrang, doch keineswegs an militäriſchen Eigenſchaften; er verſtand es vortrefflich, mit den gemeinen Soldaten

Digitized by Google

umzugehen, deren Hingebung und Ausdauer in den ſchwierigſten Verhältniſſen er bewunderte. Er wäre ſelbſt aus Pflichtgefühl noch zu einem dritten Feldzuge bereit geweſen, ſo wenig der Krieg im Weſten ſeine Sympathie hatte. Allein, dieſer endloſe Feſtungskrieg! Die Belagerung von Landau ſchleppte ſich unter kleinen Scharmützeln ergebnislos hin; die Aufforderung zur Uebergabe blieb ebenſo wirkungslos wie das Bombardement. Die Hütte des Kronprinzen lag in einer Senkung, die ihn ſein ſchönes Zelt in Marienborn mit der prachtvollen Ausſicht ſehr vermiſſen ließ. Dazu das einförmige Blockadeleben, bei dem er oft nichts Beſſeres zu tun wußte, als faſt die Hälfte der täglichen 24 Stunden im Bette zu liegen. Was ihn jetzt aber beſonders verdroß, war die Verlegung der Hochzeitsfeier nach Berlin, dem er Darmſtadt bei weitem vorgezogen hätte. In ſeiner entſchiedenen Abneigung gegen alle rauſchenden Feſtlichkeiten, bei denen er ſelbſt eine Rolle ſpielen ſollte, dachte er nur mit Widerwillen an den Einzug in Berlin, an die achtſpännigen Glaskutſchen und vollends an „den Fackeltanz und was dazu gehört!“ Was ihn dabei ermutigte und erhob, war die innige Liebe zu der ſchönen Braut, nach der jetzt bei monatelanger Trennung ſein Herz mehr als je ſich ſehnte, und das feſte Vertrauen zu ihrer ſieghaften Liebenswürdigkeit. „Sie ſind gemacht,“ ſchrieb er damals, „alle Herzen zu gewinnen.“

Auch in Prinzeſſin Luiſe trat jetzt der Untergrund ihres Weſens, der innere Ernſt mehr und mehr zu Tage. Für ſie bedeutete die Vermählung den Abſchied von dem ſchönen Lande ihrer glücklichen Jugendtage, die Trennung von allem, was am Rhein ſie mit ſo warmer Liebe umfangen hielt. Sie ſah der Reiſe nach Berlin, wie ſich verſteht, nicht ohne freudige Erwartung entgegen; aber wenn ſie nun mit Schweſter Friederike daran ging, ihre kleinen Habſeligkeiten zu muſtern, Möbel, Nippſachen und alle die Kindheitserinnerungen auszuſuchen, die ſie in die ferne Stadt mitnehmen wollten, dann verſtummte auch Luiſens fröhliches Lachen und leiſe Tränen ſtahlen ſich über ihre Wangen. Und hinter dem Abſchied von dem lieben Darmſtadt drohte dunkel der Eintritt in die fremde Berliner Welt, von der man im Reiche damals wie jetzt ſo Schreckliches ſich zuflüſterte, daß eine kleine Prinzeſſin wohl davor bangen mochte. Luiſe ſah ſchon aller Augen prüfend auf ſich gerichtet. „Ich arme Novize,“ ſchrieb ſie der Schweſter Thereſe, „werde wie ein Fabeltier in Berlin beobachtet werden. Ich fürchte mich recht vor dieſen Beobachtern. Wenige nur werden bloß mit ihren natürlichen Augen eine Perſon beurteilen, die doch von ganzem Herzen natürlich iſt .... Fahrt hin unſchuldige Vergnügungen, Jugend und Fröhlichkeit.“ Sie fühlte aber wohl, daß auch ſie der Nachſicht bedürfen könne: „Ein wenig Nachſicht auf beiden Seiten,“ ſchreibt ſie deshalb dem Kronprinzen, „und Alles wird gut gehen, ich habe meine Fehler, Sie kennen mich noch recht wenig, deshalb bitte ich Sie im voraus, haben

Digitized by Google

Sie viel Nachsicht mit mir, verlangen Sie nicht zu viel von mir, ich bin sehr unvollkommen, sehr jung, ich kann mich oft irren, aber wir werden doch glücklich sein." Und ein andermal: „Sicher wird es dort Dornen auf meinem Wege geben, bedenken Sie nur, wie jung ich bin und wie gering meine Erfahrung ist, und anfangs keine Freundin und später, fürchte ich, auch nicht." Aber rasch fügt sie hinzu: „Sie sind der Quell meines Glückes, mein zärtlich geliebter Freund, mein Herz segnet Sie dafür, meine Seele liebt Sie dafür, Gott wird uns Beide segnen und wir werden glücklich und zufrieden sein." Man sieht, Luise überwand Abschiedsschmerz und Großstadtbangen mit der Kraft ihres innigen Gottesglaubens und mit dem unerschütterlichen Vertrauen zu dem Manne, in dessen Hände sie ihre Zukunft gegeben hatte; es war dasselbe Gefühl noch, in dem zuerst sie den Bund geschlossen hatte, das jetzt ein unzerstörbarer Teil ihres Wesens geworden war und worin ihre Glücksgewißheit wurzelte.

Neben der großen Lebensfrage ihrer Zukunft forderten doch auch die kleinen Tagessorgen ihren Platz. Was gab es nicht alles zu bedenken für eine Brautreise vom Rhein an die Spree! König Friedrich Wilhelms II. ritterliche Vornehmheit hatte schon manche Schwierigkeiten hinweggeräumt; er hatte gestattet, daß die Mitgift der Prinzessinnen — 15000 Taler — von ihnen selbst für ihre Ausstattung verwandt werden könne; er hatte Vater und Großmutter und auch den Bruder Georg zur Hochzeit geladen, da die Prinzessinnen sich schon ängstlich gefragt hatten, wer sie nach Berlin begleiten solle? Aber nun kam die Sorge um Großmutters alten Reisewagen, dem man die lange Fahrt quer durch Deutschland kaum noch zumuten konnte; um die Reisebegleitung — darf sie wohl ihr bisheriges Garderobemädchen mitnehmen? — um die Schmucksachen, und vor allem um die Brautkleider, deren Seidenstoffe, längst in Lyon bestellt, immer noch vergeblich erwartet wurden. Verdrießlich fragte wohl der Kronprinz, ob wegen solcher „Lappalien" die Hochzeit verschoben werden müsse. „Aber gewiß," antwortet Luise, „wir könnten uns nicht bei Hofe sehen lassen, wir haben ja nichts, rein garnichts anzuziehen."

Nachdem auch dies Hindernis glücklich beseitigt, rüstete man ernsthaft zur Berliner Reise, Luise, der der Abschied sonst zu schwer gefallen wäre, in der stillen Hoffnung, bald einmal wieder mit ihrem Gemahl in das liebe Darmstadt zurückzukehren. Gegen Ende November hatte sie die Freude, nach langer Trennungszeit den Kronprinzen bei sich zu sehen, der erst kurz vorher seine unterirdische Wohnung vor Landau verlassen hatte und nun über Frankfurt nach Berlin reiste. Wie immer nach solchem Zusammensein, empfand Luise mit doppelter Stärke das Gefühl, das sie mit dem Kronprinzen verband: „Ich verspreche mir ein vollkommenes Glück," schreibt sie dem Kronprinzen gleich nach dessen

Digitized by Google

Abreiſe, „nicht ein romanhaftes Glück, aber ſicher werden wir ſo glücklich ſein, wie zwei Gatten, die ſich lieben, werden können;“ und endlich kurz vor der Abreiſe in dem letzten Briefe, in dem ſie in wenigen Worten die ſtärkſten und ſchönſten Gefühle ihres Inneren zuſammenfaßt, ihre Frömmigkeit und ihre vertrauensvolle Liebe: „Seit Sie zum letzten Male hier waren, habe ich viel Muth gewonnen. Sicher wird Gott mir Kraft geben, mich führen und mich nicht verlaſſen. Meine heißen Gebete werden ihn rühren und meine frommen und tugendhaften Grundſätze mich vor dem Böſen bewahren. Seien Sie überzeugt, daß ich Sie liebe und verehre, daß ich Alles in der Welt thun werde, Ihnen zu gefallen und Sie glücklich zu machen, Sein Sie mein Beiſtand und mein Freund und mein Rath.“

Vergleicht man dieſen letzten Brief mit dem erſten, ſo ermißt man die Länge und die Bedeutung des Weges, den Luiſe und Friedrich Wilhelm ſeit dem März zurückgelegt haben. Noch iſt es freilich ein Nebeneinander, kein Miteinander, noch hat die innere Verſchiedenheit ihrer Naturen zwiſchen ihnen trennende Tiefen gezogen, die das fröhliche Glück der Brautzeit mit ſeinen Blumen bedeckt hat, die aber im Ernſt der Ehe wieder ſich öffnen werden. Aber darüber hinweg haben Friedrich Wilhelm und Luiſe ihre Hände ineinander gelegt, und einig in gegenſeitigem liebenden Vertrauen, feſt und zuverſichtlich, ſchreiten ſie ihrer Zukunft entgegen.

Am 13. Dezember, dem zur Abreiſe beſtimmten Tage, weckte zu früher Stunde der Lärm einer nahen Feuersbrunſt die Bewohner des Georgſchen Palais in Darmſtadt. Bei dem Scheine der Flammen, um 4 Uhr morgens, während das nahe Glockenſpiel der Stadtkirche den Choral „Jeſus meine Zuverſicht“ erklingen ließ, traten die Prinzeſſinnen Luiſe und Friederike mit Vater, Großmutter und Bruder Georg die Reiſe an.

Die Brautfahrt, von der uns ein Tagebuch des jungen Prinzen Georg berichtet, ging über Aſchaffenburg und Würzburg nach Thüringen, wo die Reiſenden in Erfurt von dem Statthalter Dalberg und in Weimar von Herzog Karl Auguſt und Goethe begrüßt wurden. Auch Karl Auguſts Gemahlin, ſelbſt eine heſſen-darmſtädtiſche Prinzeſſin, hat die Bräute dort geſehen; ſie fand beſonders Luiſe „ſehr hübſch“; Friederike „viel weniger“, die Großmutter „ſtrahlte wie die Sonne“. Von Weimar aus erreichten ſie über Leipzig und Deſſau endlich die preußiſche Grenze. Es war eine Brautfahrt, wie ſie Deutſchland wohl noch kaum geſehen. Von Aſchaffenburg bis Leipzig, wo ſie beim Beſuche des Theaters mit Muſik und Händeklatſchen empfangen und bei der Abreiſe von einer zahlreichen Menge begleitet wurden, hatten jubelnde Menſchenmaſſen die anmutigen Bräute umdrängt und ihre freudige Teilnahme ſo begeiſtert kundgegeben, daß Georg einmal ſchreibt: „Wenn meine Schweſtern nicht ſo vernünftig wären, ſo hätte ihnen dies wohl ſchmeicheln können.“ In

Digitized by Google

Potsdam, das ſie am 21. Dezember abends erreichten, empfing ſie der Donner der Kanonen und das unaufhörliche Vivatrufen der uniformierten Bürgerſchaft, die den Wagen mit Fackeln nach dem Schloſſe geleitete. „Ein Zulauf von Menſchen," ſchreibt Georg, „der ungeheuer war, alle Fenſter beleuchtet, der Zug nahm kein Ende, und ein Werfen mit Sträußen, daß wir ordentlich in Blumen badeten." An der Rampe des Schloſſes, deſſen lange Fenſterreihe ebenfalls in hellſtem Lichterglanz erſtrahlte, begrüßten der Kronprinz und Prinz Louis ihre Bräute und führten ſie in den Marmorſaal, wo ihnen die Offiziere der Potsdamer Garniſon vorgeſtellt wurden, dann in ihre Gemächer, in denen bereits die neuen Hofſtaaten ihrer warteten. Unter fröhlichen Scherzen, ſo berichtet das Fourierbuch des Hofmarſchallamtes, wurde dann von den Brautpaaren das Souper eingenommen.

Am nächſten Tage erfolgte der Einzug in Berlin, mit all der Pracht und in all dem Glanze, der bei ſolchem Anlaß entfaltet zu werden pflegt, unter begeiſtertem Zujubeln der Bevölkerung. An der großen Ehrenpforte Unter den Linden, dort, wo jetzt das Denkmal Friedrichs des Großen ſteht, hielt der Wagen mit den Prinzeſſinnen, und junge Mädchen der „deutſchen Nation der Berliner Bevölkerung", wie ſchon vorher Knaben der franzöſiſchen Kolonie, überreichten Blumen und Gedichte. Hier war es, wo die Kronprinzeſſin, gerührt und hingeriſſen, die Sprecherin umarmte und küßte.

Die mächtige Erregung dieſer Stunde, wie ſie das vertrauensvolle Zujauchzen unbekannter Menſchenmaſſen und die in Zukunftshoffnungen ſchwellende Bewegung des eigenen Inneren hervorrief, hat noch lange in Luiſe nachgezittert. Zwei Jahre ſpäter ſchrieb ſie dem Bruder Georg bewegten Herzens: „Erinnerſt Du Dich noch der Feier des heutigen Tages, wie bange wohl mir das Herz pochte, als ich den Toren Berlins näher kam und alle die Freuden- und Ehrenbezeugungen empfing, die ich dazumal noch nicht verdiente als durch den feſten Vorſatz, alles Mögliche zu tun, meinen zukünftigen Mann recht fröhlich und wo möglich glücklich zu machen, und dadurch den Beifall des guten Volkes zu verdienen. Ja, beſter Freund, es war eine feierliche Stunde für mich, in der ich Berlins Einwohnerin ward." ....

Am ſüdlichen Schloßportale, unfern der Langen Brücke mit Schlüters Denkmal des Großen Kurfürſten, empfingen der Kronprinz und Prinz Louis ihre Bräute und geleiteten ſie zum König, der ſie ſeiner Gemahlin, der regierenden Königin, und der Königin-Witwe ſowie den anderen Prinzeſſinnen des königlichen Hauſes vorſtellte. Eine von dieſen, des Prinzen Ferdinand Tochter Luiſe, die ſpätere Fürſtin Radziwill, hat uns den Eindruck geſchildert, den der Anblick der beiden Bräute auf ſie ſelbſt und wohl auch auf andere hervorbrachte. „Niemals," ſchreibt Prinzeſſin Luiſe, „niemals ſah ich vorher und auch

Digitized by Google

niemals nachher ein ſo entzückendes Weſen, wie die Kronprinzeſſin. Von regelmäßiger und edler Schönheit, verband ſie mit dem reizenden Antlitz einen Ausdruck von Sanftmut und Beſcheidenheit, der ihr aller Herzen gewann. Ihre Schweſter war auch reizend, anmutig, elegant, ihre Arme waren bewundernswert, ihre Farbe ſehr ſchön; aber ihre Züge waren denen ihrer Schweſter nicht zu vergleichen .... Friederike erſchien ſicherer und gewandter im Auftreten und in der Unterhaltung, aber die Aeltere, ſchön in ihrer einfachen Schönheit, hatte eine ſchüchterne Miene, die ihren Reiz noch erhöhte."

Am Weihnachtsabend, im Weißen Saale des königlichen Schloſſes, wurde die Vermählung Friedrich Wilhelms und Luiſens durch den Oberhofprediger Sack geſchloſſen. Achim von Arnim, der als Page damals die Braut ſah, hat den Anblick nie vergeſſen, „wie ſie geſenkten Hauptes im Glanze ihrer Schönheit durch die gedrängten Säle ſchritt." Was mag Luiſe ſelbſt in dieſem Augenblicke empfunden haben, wo ihre Jugend hinter ihr verſank, eine neue Welt, ihre künftige Welt ſich vor ihr auftat? Hinter ihr gingen die Witwe Friedrichs des Großen und die Gemahlin Friedrich Wilhelms II. Dachte ſie wohl des unglücklichen Eheſchickſals dieſer beiden preußiſchen Königinnen, das ihr eine Warnung oder eine Drohung bedeuten konnte? Bei der Verlobungsfeier, an jenem Frühlingstage in Darmſtadt, hatte Luiſe ſich von allen Geſchwiſtern, von Onkeln und Tanten umgeben geſehen, von jenem ganzen Kreiſe, in deſſen Liebe ſie aufgewachſen war und ſich glücklich gefühlt hatte. Jetzt, in Berlin, war außer Vater, Großmutter und Bruder Georg nur noch des Vaters älterer Bruder, der regierende Herzog Adolf Friedrich von Mecklenburg-Strelitz, „Dörchläuchting", anweſend. Dafür ſah ſie im Fackeltanz die Vertreter des altpreußiſchen Staatsweſens an ſich vorüberſchreiten, die Miniſter des Großen Königs, den Grafen Hertzberg und Carmer, und den Mann, der ein Jahrzehnt lang die Politik ihres eigenen Gemahls leiten ſollte, den Grafen Haugwitz.

Es war wie ein Wink des Schickſals, der in eine Zukunft deutete, wo neben dem Familienleben, in dem Luiſe bisher ein ruhiges Glück gefunden, auch das Staatsleben ſie in den Kreis ſeiner Pflichten hineinziehen ſollte.

Digitized by Google

Drittes Kapitel

Kronprinzeſſin Luiſe

(1794—1797)

I. Kritiſche Flitterwochen

Am erſten Weihnachtstage des Jahres 1793 bezogen Kronprinz Friedrich Wilhelm und Kronprinzeſſin Luiſe, am Tage vorher vermählt, ihr Heim im jetzigen kronprinzlichen Palais, Unter den Linden, wo auch König Friedrich der Große einen Teil ſeiner Kronprinzenzeit verlebt hat. Prinz Louis und Prinzeſſin Friederike, deren Vermählung am 26. Dezember gefeiert wurde, erhielten das nach der Oberwallſtraße zu anſtoßende Palais, das mit dem kronprinzlichen durch einen Bogen verbunden war.

Beide Ehepaare, die in regem und traulichem Verkehre miteinander lebten, führten einen Haushalt ohne Aufwand und ohne Prunk; ſo wollte es der ſchlichte Sinn Friedrich Wilhelms, deſſen Beiſpiel Prinz Louis ſich anſchloß. Wie der Kronprinz keinen Schmuck an ſeiner Gemahlin liebte, die ihm kaum beſcheiden genug gekleidet ſein konnte — er meinte ſelbſt ſpäter, es damit anfangs übertrieben zu haben — ſo erſchienen ſie auch bei den gemeinſamen Spazierritten und namentlich bei den Ausfahrten ſo einfach, daß es in der Bevölkerung auffällig bemerkt wurde. Wirklich glücklich fühlte ſich der Kronprinz allein in ſeiner Häuslichkeit, in der Zwangloſigkeit des Privatlebens. Von Vergnügungen liebte er nur das Theater. Teilnahme an Feſtlichkeiten, vor allem jede Veranſtaltung, bei der er mit ſeiner Perſon hervortreten mußte, das gehörte zu den „Lappalien", die ihm unbequem und ſelbſt widerwärtig waren.

Digitized by Google

Den Vermählungsfeierlichkeiten folgten noch Aufführungen der Oper Armida und andere Feſte, die bis Neujahr währten; wenige Tage ſpäter, am 6. Januar 1794, begann der Karneval, während deſſen in ſtreng vorgeſchriebener und innegehaltener Folge Feſt ſich an Feſt reihte. Sonntags und Donnerstags waren die wegen ihrer Kälte und ſteifen Langweiligkeit gefürchteten Courtage der regierenden Königin, die in Monbijou alle Formen der Etikette ſorgſam aufrechthielt und die ihrer Majeſtät gebührenden Huldigungen mit eiferſüchtiger Strenge entgegennahm. Mittwochs empfing die Königin-Witwe, die im Schloſſe eine der oberſten Etagen bewohnte und über deren Wunderlichkeiten man am Hofe gern ſich luſtig machte. Die Montage und Freitage waren den Opernaufführungen vorbehalten. Dazwiſchen drängte ſich eine Fülle anderer Vergnügungen: Konzerte bei dem Könige oder in der „Stadt Paris", Aſſembleen bei Prinz Ferdinand in Bellevue und bei den Miniſtern, Dejeuners und Tees und Bälle allenthalben. Und überall, wie ſich verſteht, verlangte man die Gegenwart des kronprinzlichen Paares. Schon am 18. Januar 1794 ſchreibt deshalb die Kronprinzeſſin in dem erſten Briefe, der uns aus dieſen Tagen erhalten iſt, an ihre alte Erzieherin, Fräulein von Gélieu, nach Darmſtadt: „Man tödtet mich durch das viele Tanzen", und kurz darauf an Schweſter Thereſe in Regensburg: „Mache Dich darauf gefaßt, daß Du bald von meinem Tode hören wirſt, denn ſeitdem ich dieſen Brief begonnen habe (ſechs Tage früher), haben wir nichts getan als Tanzen und bis zu meinem Geburtstag gibt es noch ſieben Bälle. Unſere Lebensweiſe iſt unglaublich anſtrengend, und ich wundere mich über meine Geſundheit. Was den Tanz betrifft, ſo weißt Du, liebe Thereſe, daß mecklenburgiſche Knochen daran gewöhnt und ſehr ſchwer ganz zu ermüden ſind."

Die Wahrheit iſt, daß Kronprinzeſſin Luiſe, während ihr Gemahl ſeine Abneigung gegen alle Oeffentlichkeit und alle Repräſentationspflichten kaum verbergen konnte, an dieſen geſelligen Freuden und rauſchenden Feſten nur zu gern und freudig teilnahm, daß ſie insbeſondere dem Vergnügen des Tanzes, den ſie leidenſchaftlich liebte, nur zu willig ſich hingab.

Wir erinnern uns, wie bang und ſorgenvoll Luiſe in Darmſtadt dem Leben am preußiſchen Königshofe und in der fremden Berliner Welt entgegengeſehen hatte. Jetzt mochte ſie wohl manchmal über ihre damalige Angſt lächeln; ſo völlig anders war anfangs alles geworden, als ſie gefürchtet hatte. Es ſchien ſich vielmehr erfüllen zu ſollen, was ihr der Kronprinz geſagt hatte: daß ſie gemacht ſei, alle Herzen zu gewinnen. Die liebenswürdige Natürlichkeit ihres Weſens, ihre huldvolle Freundlichkeit gegen jedermann brachten Leben und Wärme in die ſteife Abgemeſſenheit und nüchterne Kühle der Berliner Geſellſchaft. „Die Ankunft dieſer engelſchönen Fürſtin," ſo ſchreibt Fouqué, „verbreitete über jene Tage einen erhabenen Lichtglanz. Alle Herzen flogen ihr entgegen und ihre Anmut und Herzensgüte ließ keinen unbeglückt."

Von den Prinzen und Prinzeſſinnen ſah ſie ſich neidlos bewundert; der König überhäufte ſie mit Güte und Gnade, er ſchenkte ihr zum erſten Geburtstage in Berlin das Oranienburger Schloß, das ſie jedoch faſt nie bewohnt hat; auch die Königin, die ſich anfangs zurückgehalten hatte, kam ihr bald freundlicher entgegen. Es war wohl verzeihlich, daß die Achtzehnjährige, der man von allen Seiten huldigte, in überquellender Jugendluſt und Lebensfreude über die Schranken der Berliner Hofetikette achtlos hinwegſchritt, daß die preußiſche Kronprinzeſſin am Hofe Friedrich Wilhelms II. ihre rheiniſche Frohnatur ſo ungezwungen ausleben zu können vermeinte, wie eben noch in Großmamas Garten und im Alten Palais am Darmſtädter Markte.

Als vollends gegen Mitte Februar der Vater mit der Großmutter und dem Prinzen Georg, vom Könige ausgezeichnet und reich beſchenkt, Berlin verließ, ſchien es faſt, als wolle die Kronprinzeſſin den Trennungsſchmerz, den ſie tief empfand, und das Gefühl des Heimwehs und der Vereinſamung im Wirbel geſelliger Vergnügungen erſticken. Der Karneval war zu Ende, aber die Thé-dansants und Bälle dauerten faſt ununterbrochen fort, und Luiſe tanzte eifrig Walzer, der auf ihren Wunſch damals am Berliner Hofe eingeführt wurde, den aber die Königin, wie erzählt wurde, ihrer Tochter verbot. Dieſe unermüdliche Tanzfreudigkeit der Prinzeſſin, die auch in der Wahl ihrer Tänzer der Etikettevorſchriften nicht immer achtete, erregte bald um ſo mehr Anſtoß, als ſich jetzt in ihr Mutterhoffnungen zu regen begannen. Dazu kamen andere Verſtöße gegen die Etikette, die, ſo harmlos ſie waren, doch bei der ſich allmählich gegen ſie wendenden Stimmung Bedeutung gewannen: Einladungen, die ſie annahm oder erließ, ohne mit ihrer Oberhofmeiſterin geſprochen zu haben, Ausfahrten, die ſie ohne Hofdame nur mit ihrer Schweſter Friederike unternahm.

Der Kronprinz war machtlos dagegen. Der Gatte hatte noch keine Herrſchaft über die Gattin gewonnen; ſie empfing von ihm noch nicht das Geſetz ihres Lebens. Was konnte ihrem lebhaften und für alle Anregungen offenen Sinne Friedrich Wilhelms geiſtige Stille bieten? In den Briefen aus den erſten Monaten der Ehe gedenkt ſie ſeiner mit den üblichen Wendungen als eines trefflichen Mannes, der ſie glücklich mache; aber die Worte ſind ohne Wärme und ohne Perſönlichkeitswert: ihr Herz klingt dabei nicht mit.

Auch der Umgang mit der Familie des Prinzen Ferdinand, der ſich mehr und mehr vertraulich geſtaltete, wurde der Prinzeſſin damals verargt. Die „Ferdinanderie", wie man die Familie wohl nannte, war in Berlin nicht beliebt, und man ſagte ihr manches Böſe nach. Den Prinzen Ferdinand, den jüngſten Bruder Friedrichs des Großen, hielt man für ganz unbedeutend; ſeine Gemahlin, aus dem Geſchlechte der Schwedter Markgrafen, war wegen ihrer ſcharfen Zunge gefürchtet; die Tochter Luiſe, klug und bedeutend, hochſtrebenden

Digitized by Google

Geiſtes, galt für ehrgeizig; man wollte wiſſen, daß ſie ſich ſelbſt Hoffnungen auf den Kronprinzen gemacht habe. Am meiſten aber gab der älteſte Sohn zu reden, Prinz Louis Ferdinand, wie man ihn zum Unterſchiede von Prinz Louis, dem Sohne des Königs, nannte. Eine glänzende Erſcheinung, von hoher geiſtiger Begabung, wurde er wegen ſeiner militäriſchen Tüchtigkeit und ſeiner perſönlichen Tapferkeit ebenſo bewundert, wie er wegen ſeiner Schulden und ſeiner Liebesabenteuer verſchrien war. Er hatte die erſten Wintermonate bei der Armee am Rhein verlebt, in Oppenheim, wo ſein zügelloſes Verhalten den Oberkommandanten, Feldmarſchall Möllendorff, zu einer ernſten Rüge veranlaßte. Im Februar war er dann nach Berlin gekommen und raſch zu einem tonangebenden Mittelpunkt in der Hofgeſellſchaft wie in den Offizierskreiſen der Hauptſtadt geworden. Auch hier aber erregte er Anſtoß. In der „militäriſchen Republik“ am Rhein, wie ein preußiſcher Offizier ſelbſt damals das preußiſche Heer bezeichnet hat, war man freimütige Reden gewöhnt; der Prinz äußerte ſich jetzt auch in Berlin, gegen jeden der ihn hören wollte, mit der größten Rückſichtsloſigkeit. Er ſchalt auf die preußiſche Politik und noch mehr auf die preußiſche Kriegführung, und bald hieß es, der König habe ihm ſagen laſſen, er möge ſich erinnern, daß auch ſchon Prinzen auf Feſtung gekommen ſeien. Es wurde bemerkt und beſprochen, wie der Prinz ſich der Kronprinzeſſin und ihrer Schweſter gefliſſentlich zu nähern ſuchte, und es iſt kein Zweifel, daß Prinzeſſin Louis, wenig glücklich in ihrer Ehe, ſich die Huldigungen des ritterlichen Prinzen nicht ungern gefallen ließ. Der Prinz, dem nicht unbekannt war, welcher Ruf ihm voranging, ſpielte ihr gegenüber den Verkannten und Verleumdeten. Er klagte über den Ton der Berliner Geſellſchaft, der entweder ſchlecht oder langweilig ſei, und er ſprach verächtlich von den Frauen, die es mit der Treue nicht ſtreng nähmen. Prinzeſſin Louis — wir erinnern uns, daß ſie eben erſt ihr 16. Jahr vollendete — lauſchte gern ſo ernſten und verſtändigen Worten aus ſo ſchönem Munde; ſie fand, daß man den Prinzen in der Tat verkenne; er ſei keineswegs der Mann, für den man ihn halte, habe vielmehr die vortrefflichſten Grundſätze und verdiene alle Hochachtung.

Es war unvermeidlich, daß die Kronprinzeſſin in dieſen Verkehr mit hineingezogen, und daß bei dem böſen Rufe des Prinzen darüber gezüſchelt wurde. Luiſe kümmerte ſich nicht um das Gerede, ſo wenig wie um die Etikettepredigten ihrer Oberhofmeiſterin. Sie fuhr fort, manche Nacht hindurch zu walzen; ſie lud ein, wen es ihr beliebte, ohne Frau von Voß zu benachrichtigen, ſie fuhr ſpazieren, ohne andere Begleitung als ihre Schweſter.

Gegen Ende März 1794 kam es zu einer ernſten Kriſis. Die Bewunderung, die der Kronprinzeſſin ſchmeichelnd entgegengekommen war, hatte ſich ebenſo raſch wieder von ihr zurückgezogen: „alle Welt iſt mit ihr unzufrieden“, ſchrieb die Oberhofmeiſterin damals

in ihr Tagebuch. Es gab ſtürmiſche Szenen zwiſchen dem jungen Paare, wobei Luiſe reichliche Tränen vergoß, ohne daß darum ſich etwas änderte. Die regierende Königin Friederike miſchte ſich hinein; ſie beklagte ſich bei der Prinzeſſin Georg über Luiſe, die in ihrem Zuſtande zuviel tanze, immer verſpreche ſie ſich zu ſchonen, aber verſprechen und halten ſei bei ihr zweierlei. Die Großmutter, wie ſich verſteht, nahm ſich der Enkelin warm an, die doch die freundlichen Balleinladungen nicht ablehnen könne. Luiſe ſei ganz wie ihre Mutter, die auch bis zu ihren Entbindungen getanzt habe. Schließlich griff auch der König ſelbſt ein. Er veranlaßte Henriette von Viereck, der Kronprinzeſſin ernſtlich und rückhaltlos zuzureden, — die Hofdame entledigte ſich des Auftrages auch mit größtem Takt —, und er forderte den Kronprinzen auf, ihren Launen mit Feſtigkeit entgegenzutreten. Er ſolle ihr in aller Güte zeigen, daß ſie wie jede Frau in der Welt dem Willen ihres Mannes zu folgen habe und daß „wir hier gewohnt ſind uns bei unſeren Frauen Gehorſam zu verſchaffen". Nötigenfalls möge er ihr mit der Ungnade des Königs drohen. Uebrigens urteilte er milde über ihre Unbeſonnenheiten; er fand es erklärlich, daß es ihr an Weltkenntnis fehle, und er empfahl deshalb ſeinem Sohne, ihr gegenüber Güte mit Feſtigkeit zu verbinden.

In dieſem ernſten Augenblicke, wo die Kronprinzeſſin gleichſam den Boden unter ihren Füßen wanken fühlte, wo von der Familie, in der ſie geboren und aufgewachſen war, außer der jugendlichen Schweſter, die ſelbſt der Führung bedurfte, niemand ihr zur Seite ſtand, während von der Familie, in die ſie eben eingetreten war, jedermann ſich gegen ſie zu erheben ſchien, blieb allein der Gatte treu und ohne Wank der Gattin feſteſte Stütze. Die Klagen über Luiſens Etikettefrevel mochten bei ihm ohnehin kaum Anklang finden. Aber die Hauptſache war doch: Friedrich Wilhelm kannte ſeine Luiſe zu gut, kannte zu wohl die Reinheit und den Adel ihres Herzens: nicht einen Augenblick hat er an ihr gezweifelt. Sie fand in ihm jetzt, was ſie entbehrt und geſucht hatte: „den Beiſtand, den Freund, den Rat". Er verteidigte ſie gegen Vater und Mutter, und er hatte die Freude, bald zu ſehen, daß er ſich nicht in ihr getäuſcht habe. Luiſe ſelbſt hat ihm die ſchöne Treue in dieſen Tagen, da alle ſich von ihr wandten, nie vergeſſen: ſie hat es ſpäter oft und laut bekannt, daß ſie durch ihn beſſer geworden, daß ſie ſeiner Klugheit und ſeiner Liebe damals ihr ganzes Lebensglück verdanke.

Es war ein günſtiger Umſtand, daß gerade jetzt das junge Paar Veranlaſſung erhielt, Berlin zu verlaſſen. Das Frühjahr kam und mit ihm Exerzieren und Revuen, die Beurlaubten kehrten zu ihren Regimentern zurück. Auch den Kronprinzen riefen militäriſche Pflichten zu ſeinem Regimente nach Potsdam; am 1. April ſiedelte er dahin über und nahm mit Luiſe im Stadtſchloſſe Wohnung.

Digitized by Google

Hinweggeführt aus der ſchwülen Luft und dem geräuſchvollen Geſellſchaftsleben Berlins in das ſtillere Potsdam mit ſeinen Gärten und Seen, wo ſo manches ſie an Darmſtadt erinnerte — auch das Glockenſpiel der Garniſonkirche — iſt Luiſe eine andere geworden. Vielmehr ſie wurde was ſie war. Sie brauchte nur der Stimme ihres Herzens zu lauſchen, die ihr den einzigen Weg zum Glücke wies: nur durch die innigſte Lebensgemeinſchaft mit dem Gatten, nur durch ſein Glück konnte ſie zu eigenem Glück gelangen. Luiſe beſaß oder erwarb in vollſtem Maße die Tugend echteſter Weiblichkeit, die ihre Stärke wie ihre Schwäche ausmacht: ſelbſtvergeſſene Hingebung an den Mann. Vor dem Willen ihrer Liebe wichen alle anderen Wünſche, Hoffnungen, Beſtrebungen weit zurück. Aus der unbedingten Hingabe an den Gatten wächſt fortan Luiſens weitere Entwickelung hervor. Sie liebte ihn genug und ſie war zugleich klug genug, um zu werden oder mindeſtens zu ſcheinen, wie er ſeine Frau haben wollte. Sie lernte — ſie hat es ſpäter dem Bruder Georg ſelbſt geſagt — den eigenen Geſchmack verleugnen und Lieblingsideen entſagen; ſie lernte mehr: den Eigenheiten Friedrich Wilhelms ſich fügen, ſeinen pedantiſchen, oft kleinlichen Gewohnheiten ſich anbequemen, ſeine Launen und Unfreundlichkeiten — ſeine „humeurs“, wie man ſagte — durch ihre immer gleiche goldene Fröhlichkeit überwinden. Nicht ohne Kampf und nicht ohne Opfer errang ſich Luiſe ſo den Einklang von Pflicht und Liebe, der die Grundlage ihres Lebensglückes werden ſollte.

Nicht ohne Kampf und nicht ohne Opfer. Auch die Königin, wie die Kronprinzeſſin, hat noch manche Träne heimlich vergoſſen: und manche Blütenträume, die im warmen und fruchtbaren Süden verheißungsvoll ſich entfaltet, ſind im kalten und ſandigen Norden nicht zur Reife gelangt; manche deutſche Schwärmerei iſt in der preußiſchen Nüchternheit erſtickt. Aber die Grundzüge in Luiſens Weſen ſind doch auch in dieſen Prüfungen und Wandlungen unangetaſtet geblieben. Es blieb ihre ſonnige Heiterkeit, deren Strahlen die Herzen ihrer Umgebung erwärmten und erleuchteten; es blieb die Tiefe ihres Gemütes, das fremdes Leid mitfühlend erleichterte und fremde Freude teilnehmend erhöhte; und es blieb ſelbſt in ihrem Herzen ein Kämmerchen voll Träumerei und Schwärmerei, zu dem Friedrich Wilhelm keinen Zugang hatte und das ſie nur gleichgeſtimmten Seelen, wie dem Bruder Georg oder ſpäter der Frau von Berg, öffnete. Vor allem aber: jene ernſten Tage haben auch den ernſten Untergrund ihres Weſens vertieft und gekräftigt und damit ihre Perſönlichkeit voller, reicher und harmoniſcher ausgeſtaltet; ſie haben ihr Pflichtbewußtſein entwickelt und ſie damit für die ſchweren Stunden vorbereitet, denen die Königin entgegengehen ſollte. Wie in ihrem Blute ſich oberdeutſche und niederdeutſche Art miſchten, ſo verſchmolzen ſich in Luiſe fortan deutſches und preußiſches Weſen, deren gegenſeitige Durchdringung bei ihr,

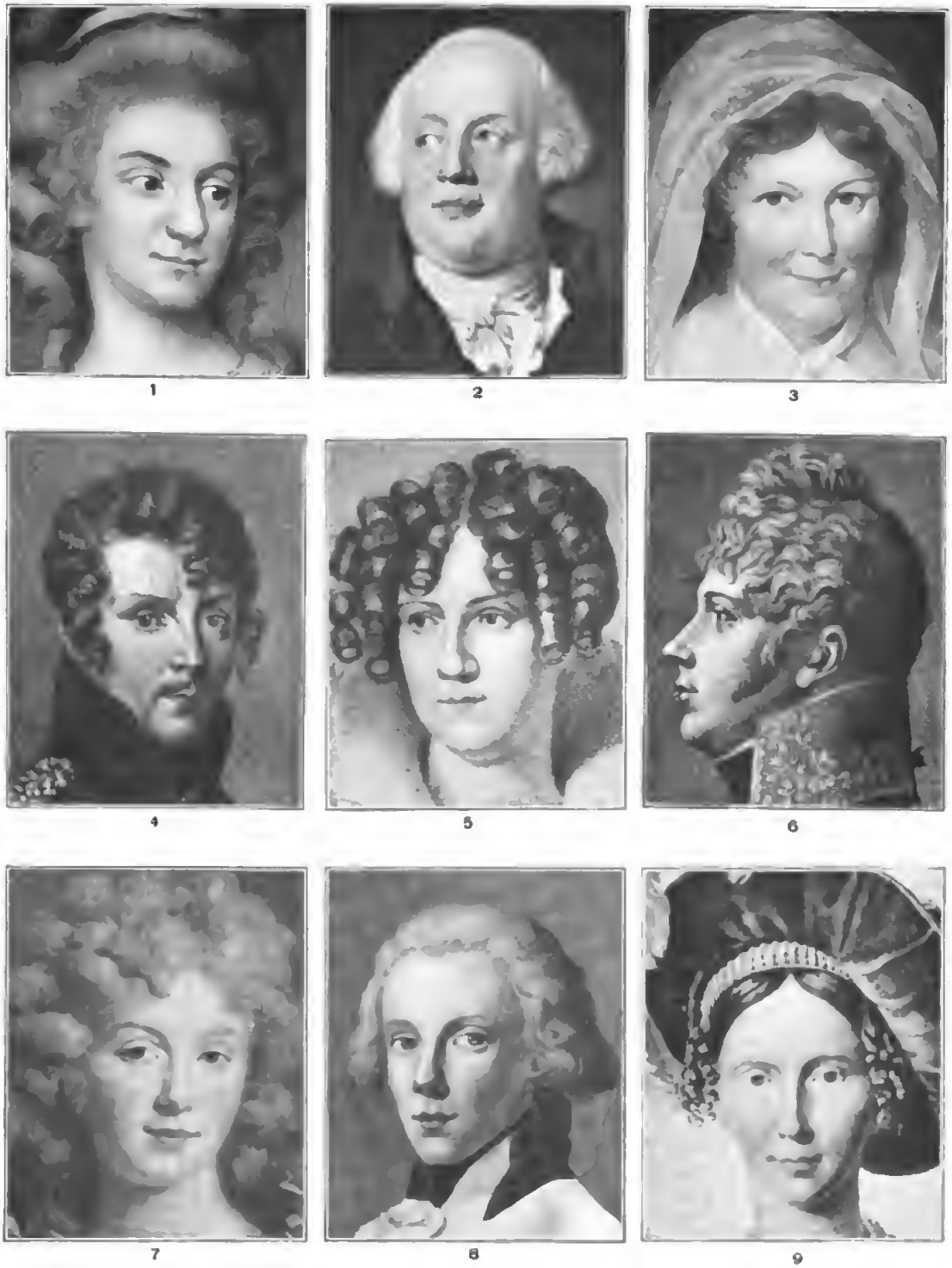
Digitized by Google

wie immer und überall in unſerem Volkstum und in unſerer Geſchichte, fruchtbar und ſegensreich gewirkt hat.

Die Wandlung in der Kronprinzeſſin wurde raſch bemerkt. Die Oberhofmeiſterin, die noch am 18. März geſchrieben hatte: „die Prinzeſſin beträgt ſich gegen ihn immer noch ſehr ſchlecht," notierte am 2. April in Potsdam: „die Prinzeſſin betrug ſich den ganzen Tag vortrefflich", und drei Tage ſpäter: „die Prinzeſſin iſt glücklich"; der Kronprinz ſelbſt vertraute einem Freunde: „Meine Frau hat ſich hier ganz verändert." Die goldenen Tage von Darmſtadt ſchienen wiederzukehren: ein neuer Liebesfrühling erblühte dem jungen Paare. Soweit der Kronprinz nicht durch die militäriſchen Pflichten, mit denen er es ſehr ernſt nahm, in Anſpruch genommen wurde, ging er mit Luiſe in den Gärten Potsdams ſpazieren, beſuchte mit ihr den Brauhausberg und Babelsberg, beſonders gern auch Sansſouci — der Genius des Großen Friedrich hat auf dieſen ſeinen Nachfolger immer eine beſondere Anziehung geübt — oder ſie machten Ausflüge in die Umgegend. Abends wurden ſie oft zum König geladen, der in dem eben vollendeten Marmorpalais Konzerte gab; am liebſten aber blieben ſie ſtill zu Hauſe und verkürzten den Abend mit einigen Partien Mariage und mit Würfelſpiel, oder ließen ſich von Maſſow vorleſen. Zuweilen las auch der Kronprinz ſelbſt vor. Mit der vertrauten Umgebung des Königs, mit den Biſchoffwerder und Lindenau, tauſchten ſie häufige Beſuche. Einmal nahmen ſie am Potsdamer Schützenfeſt teil, wobei Luiſe den Siegern Medaillen verteilte, wie ſie gelegentlich auch dem Exerzieren des kronprinzlichen Regimentes zuſah.

Ein Brief Luiſens aus dieſen Tagen zeigt, wie die überwundene Kriſis noch nachzittert, zugleich aber, wie ſie in der innigen Gemeinſchaft mit dem Gatten Ruhe gefunden hat. Sie ſchreibt dem Bruder, von dem ſie vergeblich einen Brief erwartet hatte: „Du hätteſt mir wohl einige Augenblicke widmen können; ach, einige Worte nur haben ſo viel Troſt für mich. Ich brauche ihn mannigmal — Berlin iſt viel größer als Darmſtadt, es ſind auch viel mehr Leute allerhand Arten darin. — Das werde ich gewahr ... Ich bin in Potsdam und bleibe da ſechs Wochen lang, bis die kriegeriſchen Uebungen vorüber ſind, alsdann gehe ich wieder nach Berlin zu meiner engliſchen Friederike, die ich leider habe zurücklaſſen müſſen, nicht ohne Schmerz und Traurigkeit, aber ein Soldatenweib muß ihrem Berufe nachgehen, und das tat ich. Ich eſſe Punkt zwölf, ich trinke Tee nach fünf, .. und eſſe zu Nacht Punkt acht. Ich gehe zu Bette mit den Hühnern, Küken und Kikerikis und ſtehe mit höchſtdenenſelben wieder auf, aber ich bin beſſer als ſie, denn ich leſe Geſchichte, ich mache Auszüge aus Monſieur Weiß; ſchreibe Dir und Anderen und lebe zum Vergnügen meines Mannes. Nun Brüderchen, bald einen Brief und mir viel Freude und — Freunde"...

Digitized by Google



Die Königlich Preußiſche Familie I.

1. Prinzeſſin Friederike von Preußen, Herzogin von York. 2. König Friedrich Wilhelm II. 3. Königin Friederike. 4. Prinz Wilhelm d. Ae. von Preußen. 5. Prinzeſſin Marianne von Preußen. 6. Prinz Heinrich d. J. von Preußen. 7. Prinzeſſin Wilhelmine von Preußen, Prinzeſſin von Oranien, Königin der Niederlande. 8. Prinz Louis von Preußen. 9. Prinzeſſin Auguſte von Preußen, Erbprinzeſſin von Heſſen-Kaſſel

Digitized by Google

Und in demselben Sinne schreibt der Kronprinz seinem Adjutanten und Vertrauten, dem Major Schack: „Wir leben hier sehr ruhig und für mein Teil sehr angenehm, Berlin regrettiere ich gar nicht, und habe ich mir hier noch nie so gefallen. Alles lebt in Einigkeit, da sich keine fremde Hand ins Spiel mischt, und wir benutzen täglich recht fleißig die schöne Gegend, die so manche anmutige Gegenstände darbietet; zumal für Personen, denen sie noch unbekannt sind ... Gott gebe, daß bei unserer Rückkunft nach Berlin nicht neue Mißhelligkeiten und Klatschereien den häuslichen Frieden stören mögen“ ...

In das junge Glück des kronprinzlichen Paares aber griffen schon nach wenigen Wochen kriegerische Ereignisse störend ein, diesmal nicht wie in der Brautzeit von Westen her, sondern von Osten.

II. Trennung

In dem unglücklichen Polen war nach dem im Januar 1793 zwischen Preußen und Rußland vereinbarten Teilungsvertrag, bei dem Danzig und Thorn nebst einigen Woiwodschaften von Großpolen und Stücken von Masovien, Cujavien und Kleinpolen an Preußen abgetreten waren, eine nationale Gärung entstanden, die im Frühjahr 1794 zu einem gefährlichen Aufstand führte. Der polnische General Madalinski rückte mit einer Kavalleriebrigade in preußisches Gebiet ein, überfiel eine preußische Schwadron, plünderte die königlichen Kassen und entkam den herbeieilenden preußischen Truppen durch glückliche Märsche in der Richtung nach Krakau. Hier hatte Kosciuszko, der von Dresden herbeigeeilt war, die Leitung der Bewegung übernommen; es gelang ihm, sich mit Madalinski zu vereinigen und die Russen am 4. April bei Raclawize zu schlagen. Nun breitete sich der Aufstand über ganz Polen aus; am 17. April erhob sich auch die Hauptstadt Warschau, die von den russischen Truppen geräumt werden mußte.

Auf die ersten Nachrichten von diesen Unruhen wurden an der preußischen Ostgrenze militärische Gegenmaßregeln ergriffen, die sich jedoch der wachsenden Ausdehnung des Aufstandes gegenüber bald als unzulänglich erwiesen. Vollends nach der Vertreibung der Russen aus Warschau konnte man sich in Berlin nicht verhehlen, daß jetzt zu dem Kriege gegen die französische Revolution im Westen die Gefahr eines zweiten Krieges im Osten drohe. König Friedrich Wilhelm II. selbst zwar sah einem Kriege nach zwei Fronten ohne große Sorge entgegen. Mit den polnischen Scharen, hoffte er, würden seine Generale unschwer fertig werden. Der Osten kümmerte ihn überhaupt wenig; sein Blick war nur nach Westen gewandt, wo er als Vorkämpfer des Deutschen Reiches noch immer die

Digitized by Google

franzöſiſchen Revolutionäre vom Rhein zurückzutreiben dachte; eine leiſe Sehnſucht zog ihn insbeſondere nach Frankfurt, wo er ein Jahr zuvor ſo glückliche Tage verlebt und eine ſchöne Frankfurterin ihn gefeſſelt hatte. Und eben ſchloß er — am 19. April 1794 — mit England einen Vertrag, der ihm durch die Gewährung reichlicher Subſidien die Fortführung des Krieges gegen Frankreich ermöglichen ſollte. Ganz andere Stimmungen aber herrſchten in der Umgebung des Königs und im Lande. Das Bündnis mit Oeſterreich und der Krieg gegen Frankreich waren, wie wir wiſſen, in Preußen nie populär geweſen. Im Volke wie in der Armee, bei Miniſtern wie bei Generalen, regte ſich längſt eine Unzufriedenheit, die allmählich zu einer faſt allgemeinen Mißſtimmung und zu dem lauten Ruf nach Frieden mit Frankreich anwuchs. Kein national-deutſches Intereſſe, ſo meinte man, fordere Preußens fernere Teilnahme am Kriege im Weſten, bei dem nicht Deutſchland und Frankreich um die Rheingrenze, ſondern Oeſterreich und Frankreich um den Beſitz Belgiens zu kämpfen ſchienen. Preußens territoriale Intereſſen wieſen eher nach Oſten, wo der augenſcheinliche Todeskampf der polniſchen Republik das Einſetzen der vollen Kraft des preußiſchen Staates verlangte. Es war beſonders der Oberſt Manſtein, Generaladjutant des Königs, der nachdrücklich in dieſem Sinne ſprach. Er hatte ſeit einem Jahre den bis dahin faſt allmächtigen Einfluß des Generaladjutanten Biſchoffwerder zurückzudrängen gewußt, und ihm gelang es jetzt, den König von der Notwendigkeit eines kräftigen Einſchreitens in Polen zu überzeugen.

Nicht ohne Widerſtreben gab König Friedrich Wilhelm II. nach. Er verfügte die Zuſammenziehung eines Heeres von 40—50000 Mann gegen Polen; er entſchloß ſich, ſelbſt an die Weichſel zu gehen, während das Heer am Rhein unter Möllendorffs Oberbefehl blieb, und er beſtimmte, daß auch ſeine beiden Söhne, der Kronprinz und Prinz Louis, an dem Feldzug in Polen teilnehmen ſollten. Er hoffte noch, wie angedeutet, in kurzer Friſt die Ruhe an der Weichſel wiederherzuſtellen und dann an den geliebten Rhein zurückkehren zu können; der Kronprinz war minder vertrauensſelig, er meinte gleich zum Major von Schack: „Dies ſcheint ganz der zweite Teil der franzöſiſchen Revolution werden zu wollen.“

Die Nachricht von dem bevorſtehenden Abmarſch des Kronprinzen, den der König auf Mitte Mai feſtſetzte, traf die Kronprinzeſſin aufs ſchmerzlichſte, obgleich ſie als „Soldatenweib“, wie ſie ſich fühlte und gern nannte, darauf immer gefaßt war. Nun drohte die Trennung in einem Augenblicke, wo ſie zu ihrem Gatten eben erſt das rechte eheliche Verſtändnis gefunden hatte, das ſich mit jedem Tage in Potsdam inniger geſtaltete. Nur jetzt nicht wieder nach Berlin zurück, war ihr erſter Gedanke. Gleich am 27. April, bei einem Abendkonzert im Neuen Palais, erbat ſie vom König die Erlaubnis, während

Digitized by Google

der Abweſenheit des Kronprinzen in Sansſouci wohnen zu dürfen, wohin auch ihre Schweſter überſiedeln ſollte. Der König willigte gern ein. Raſch verfloſſen dann die nächſten Tage, in Abſchiedsbeſuchen, Spaziergängen und Waſſerpartien, wobei das ſchöne Einvernehmen des kronprinzlichen Paares durch nichts als durch den Schmerz der nahenden Trennung getrübt wurde. Am 10. Mai endlich fuhren Friedrich Wilhelm und Luiſe nach Berlin, wo zwei Tage ſpäter Königin Friederike die königliche Familie zu einem Abſchiedsmahl in Monbijou vereinigte. Auch die Offiziere vom Regiment des Kronprinzen, das jetzt an Stelle eines ausrückenden Regimentes nach Berlin verlegt wurde, nahmen daran teil. Alle waren in tiefer Bewegung, beſonders auch der König. Die Königin äußerte Beſorgniſſe für ihn vor Attentaten durch Revolutionäre und Verſchworene; der König erwiderte ihr mit dem ſtolzen Vers aus Racines „Athalie", der in unſeren Tagen durch Bismarck faſt zu einem deutſchen Sprichwort geworden iſt: „Je crains Dieu et n'ai pas d'autre crainte". Am nächſten Tage, 13. Mai, trennte man ſich. Der Kronprinz und Prinz Louis, noch von ihren Gemahlinnen begleitet, fuhren nach dem Maſſowſchen Gute Steinhövel — es iſt noch heute im Beſitz der Familie —, wo man ſie durch ein Gartenfeſt und eine Bauernhochzeit über den Trennungsſchmerz hinwegzutäuſchen ſuchte. Am 15. Mai aber in aller Frühe verließen die beiden Prinzen, der Generalmajor Kronprinz Friedrich Wilhelm und der Oberſt der Kavallerie Prinz Louis, das gaſtliche Steinhövel, um über Frankfurt ſich in Poſen dem Hauptquartier des Königs anzuſchließen. Mit ihnen gingen Major Jagow und Major Köckritz, der jetzt für den erkrankten Major Schack den Kronprinzen als Adjutant begleitete.

In welchen Gefühlen und in welcher Stimmung Luiſe zurückblieb, zeigt uns der Brief, den ſie wenige Stunden nach des Gatten Abreiſe noch von Steinhövel aus dem Kronprinzen nach Poſen nachſandte. Sie ſchreibt ihm (im Original franzöſiſch): . . . „Eine Feder, mein teurer und geliebter Freund, ſoll Dir nun ſagen, was mein Mund Dir ſchon eine Million Mal geſagt hat: daß Du mir unausſprechlich teuer biſt. Wie hart iſt es für mich, Dich nicht mehr bei mir zu haben. Einſam und allein überlaſſe ich mich ganz meinem Schmerze, und mein einziger Troſt iſt, auf demſelben Sofaplatze zu ſitzen, wo Du immer ſaßeſt. O Gott, könnteſt Du mich ſehen, könnteſt Du Dein unglückliches Weib ſehen, wie ſie über Deine Abreiſe ſeufzt, wie unglücklich und verlaſſen ſie iſt! Tränen ſind meine einzige Wohltat, und wie bitter iſt dieſe Wohltat. Vergiß mich nicht, mein teurer Freund, erinnere Dich Deiner Luiſe, die nur für Dich lebt, und die ohne Dich unglücklich iſt . . . Ich kann Dir nicht ſagen, was ich beim Abſchied gelitten habe. Als Du unten warſt und auf Deinen Bruder warteteſt, da ſtand ich am Fenſter, um noch einen troſtvollen Blick zu erſpähen,

Digitized by Google

aber vergebens, und ich war zu ſchwach, um Dir Lebewohl zuzurufen und fürchtete, Du möchteſt gerührt werden, was Dir doch vor ſo vielen Leuten unangenehm geweſen wäre. Aber was ich gelitten habe, als ich Deinen Wagen abfahren ſah, wahrhaftig, ich glaube, das kann ſich niemand vorſtellen, mir war, als ob man mir die Seele aus dem Leibe reiße, und ſo war es auch, denn was bin ich ohne Dich, mein teurer Freund?? .. Ich brauche Dich nicht zu bitten, mir zu ſchreiben, denn Deine wahre und zärtliche Liebe zu mir, die Du mir durch ſo viele viele Freundſchaft ſo göttlich bewieſen haſt, verbürgt mir ſicher, daß Du es tun wirſt, ſobald Du kannſt ... Bei Gott, ich ſchwöre Dir, daß keine Liebe der gleich iſt, die ich für Dich fühle, nicht die Liebe zu Vater, zu Mutter, zu Schweſter, zu Bruder." Und dann fügt ſie deutſch hinzu: „Du biſt mein Alles, Engel meiner Seele, in Dir finde ich all mein Glück, und ohne Dich iſt mir Alles nichts, und ich bin unglücklich. Ich bitte Dich, um Gotteswillen, antworte mir recht aufrichtig, ob Du auch recht innig und wahrhaftig von meiner wahren, reinen Liebe zu Dir überzeugt biſt?"

Dem Bruder Georg aber, in dem ſie mehr und mehr ihren vertrauteſten Freund ſah, und dem ſie das Innerſte ihres Herzens ausſchüttete, ſchrieb ſie einige Tage ſpäter von ihrem unausſprechlichen Schmerze über die Trennung von dem Gatten, den ſie mehr liebe als ſich ſelbſt. „Ein Abſchied, wie der war, welcher mich von meinem Mann trennte, iſt platterdings nicht zu ſchildern. Er war ſo gerührt und ſo unglücklich darüber, daß er ſelbſt als Mann dachte, es nicht überſtehen zu können. Ach, lieber Junge, ich bin außerordentlich glücklich durch ihn ... Oefters wenn wir ſo traulich beiſammen ſaßen und er mir vorlas, ſo unterbrach er ſich ſchnell und ſagte: „Dich, die Du all mein Glück und meine Seligkeit ausmachſt, ſoll ich verlaſſen! Ach Gott, wie hart!" So eine Zuſicherung macht einen doch wahrlich glücklich, beſonders wenn man nur den einen Wunſch hat, ſeinen Mann recht glücklich machen zu wollen. Die ſechs Wochen, die ich in Potsdam mit Ihm zugebracht habe, waren unſtreitig die glücklichſten meines Lebens. Ganz ohne Gêne und Etikette, ſo ganz nach ſeinem Willen hab' ich gelebt, und ich fühlte das Glück, ſolch' ein Leben zu führen, nie lebhafter als wenn ich von Berlin Nachricht bekam: heute iſt großer Ball oder heut iſt groß Conzert und Souper. Ach da war ich vergnügt, mich an der Seite meines Mannes zu finden, in einer Linonchemiſe und ausgekämmte Haare, und ihm recht vorſchwatzen zu können, wie ſehr ich ihn liebte und ſchätzte" ....

Bereits am 16. Mai waren die Prinzeſſinnen wieder in Potsdam, wo ſie nun in Sansſouci Wohnung nahmen, einſam inmitten ihrer Hofſtaaten, allein mit ihrer Sehnſucht nach den fernen Gatten. Während im Weſten und Oſten, am Rhein und an der Weichſel um die deutſchen Grenzmarken gekämpft wurde und die preußiſchen Waffen noch oft

Digitized by Google

ihren alten Ruhm erneuerten, lebte man in Sansſouci, an der Stätte, auf die noch vor einem Jahrzehnt die Augen einer Welt bewundernd gerichtet waren, ein Stillleben, von deſſen inhaltloſem Einerlei ſich wenig erzählen läßt.

Scheinbar war es ähnlich wie ein Jahr zuvor, als Luiſe in Darmſtadt weilte, während der Kronprinz Mainz und Landau belagerte; tatſächlich war es doch ſo ganz anders .... In Darmſtadt von vielen lieben Angehörigen und Verwandten umgeben, fühlte Luiſe jetzt in einer ihr ſo fremden Welt die ganze Laſt der Vereinſamung, die in den Umſtänden, in denen ſie ſich befand, mit doppelter Schwere auf ihr lag. Wohl hatte ſie die Schweſter neben ſich, an der ſie mit innigſter Liebe hing, die aber ſelbſt mehr Rat bedurfte als gewähren konnte. Die ſonſtige Umgebung flößte ihr wenig Vertrauen ein, eine Freundin, wie ſpäter an Frau von Kleiſt und Frau von Berg, hatte ſie noch nicht gefunden. Mit der Oberhofmeiſterin hatte ſich noch kein Verſtändnis gebildet; Frau von Voß, der jungen Kronprinzeſſin an Jahren und höfiſcher Erfahrung ſo ſehr überlegen, hatte nach den Vorfällen im März einen hofmeiſternden Ton gegen ihre junge Herrin angenommen, den dieſe ſchließlich nachdrücklich zurückweiſen mußte; wie ſie auch deren Neigung, alle möglichen alten Etikettevorſchriften wieder in Kraft zu ſetzen, in häufigen „Bataillen“ zu bekämpfen genötigt war. Sie hätte deshalb die Voß am liebſten entlaſſen, und an ihrer Stelle die Frau von Schack, deren Mann damals ſtarb und die Maſſows Schweſter war, als Oberhofmeiſterin angenommen. Beſſer ſtand ſie zu Henriette von Viereck, ohne ihr doch ganz vertrauen zu können, da man ihr fälſchlicherweiſe nahe Beziehungen zum Könige nachſagte. Die Hofdamen vollends ihrer Schweſter zeigten bedenkliche Neigung, ſich die Potsdamer Langeweile durch allerhand kleine Liebeleien zu verkürzen, und bedurften ſehr der Ueberwachung. An Verkehr fehlte es ſonſt keineswegs. Wenn die Prinzeſſinnen ſelbſt wenig ausgingen, ſo empfingen ſie dafür oft Beſuche. Die Königin kam zuweilen; ſie war jetzt ſehr gnädig und brachte jedesmal kleine Geſchenke und Neuigkeiten, denn ſie ſtand in nahem Verkehr mit Frau von Biſchoffwerder, die von ihrem Manne immer die beſten Nachrichten erhielt. Häufige Gäſte waren die jüngeren Brüder des Kronprinzen, die Prinzen Heinrich und Wilhelm, damals 12 und 10 Jahre alt, auch ihre Schweſter, die Prinzeſſin Auguſte. Beſonders gern pflegte Luiſe die Offiziere vom Regiment des Kronprinzen zu ſich zu bitten. Sie nahm ſtets lebhaften Anteil an der Sorge des Kronprinzen für dies Regiment, und ſie freute ſich, wenn ſie dem Gemahl, der wegen des Aufenthaltes in Berlin nicht ohne Sorge geweſen war, berichten konnte, daß es keinerlei Anlaß zu Klagen gebe und daß ein Soldat des Regimentes, dem ſie begegnet ſei, recht „propre“ ausgeſehen habe.

Bei dieſem Verkehre war die Kronprinzeſſin nach den Erfahrungen des letzten Winters ängſtlich befliſſen, ſich allezeit nach den Wünſchen ihres Gemahls zu richten, hauptſächlich

aber Rückſicht auf den Willen des Königs zu nehmen. Die Abhängigkeit, in der ſie ſich befand, ertrug ſie ſchwer, und rüttelte wohl zuweilen an den ſie einſchließenden Schranken, ohne ſich doch je darüber hinaus ins Freie zu wagen. So war es, als damals König Friedrichs des Großen Bruder, Prinz Heinrich, von Rheinsberg, das er nur ſelten verließ, nach Berlin kam und zu allgemeinem Erſtaunen — er hatte noch nie ein deutſches Stück geſehen — einer Aufführung der mit ungeheurem Erfolge geſpielten „Zauberflöte" beiwohnte. Er war der Hochzeitsfeier ferngeblieben, und man erwartete, daß er jetzt die Prinzeſſinnen in Sansſouci beſuchen werde, die darüber in nicht geringe Aufregung gerieten. Sie wußten, daß er bei dem König in Ungnade war, deſſen politiſche Richtung der unentwegte Franzoſenfreund mit beißenden Sarkasmen kritiſierte. Wie ſollten ſie ihn empfangen, wenn er ſie beſuchte; oder wie würde es werden, wenn ſie gar zu einem Gegenbeſuche genötigt wären? Zur großen Beruhigung der Prinzeſſinnen reiſte jedoch Prinz Heinrich bald wieder nach Rheinsberg zurück, ohne nach Potsdam zu kommen, ja ohne ſeine eigene Gemahlin in Berlin zu ſehen.

Ein anderer Vorfall, der ſie in Unruhe verſetzte, war das Ableben ihres Onkels, des regierenden Herzogs von Mecklenburg-Strelitz, „Dörchläuchtings", das am 2. Juni 1794 eintrat. In dem Glückwunſchſchreiben an den Vater, der nun zur Regierung in Neuſtrelitz berufen wurde, meinte Luiſe, „er werde jetzt ſeinen Wunſch, Gutes zu tun, viel mehr befriedigen können als bisher; ohne das mache das Regieren nicht ſehr glücklich, denn es ſei doch eine ſchwere Laſt." Die Prinzeſſinnen hätten gern den Vater in Neuſtrelitz beſucht, aber ohne ausdrückliche Erlaubnis des Königs wagten ſie es um ſo weniger, als ſie bei der Fahrt nach Neuſtrelitz wohl auch Rheinsberg hätten berühren müſſen. Die Ermächtigung des Königs traf ſchließlich aus Polen ein, aber nach vielfältigen Zögerungen ſo verſpätet, daß Herzog Karl inzwiſchen Neuſtrelitz wieder verlaſſen hatte und die Reiſe unterbleiben mußte.

So begnügten ſich die Prinzeſſinnen meiſt mit Spaziergängen in dem Neuen Garten, nach dem Japaniſchen Palais, nach der „Grotte", wo ſie oft zu Abend ſpeiſten, und beſonders in Sansſouci ſelbſt. Dem Schatten des Großen Königs, den die bewundernde Erinnerung der Nachwelt immer in den Alleen ſeines Parkes ſuchen und finden wird, iſt Kronprinzeſſin Luiſe nie begegnet; nie erſcheint ſein Name in ihren Briefen. Die Vergangenheit des Staates, in den ihr Schickſal ſie geführt, iſt ihr noch nicht lebendig geworden; ſie lebt nur der Gegenwart und einer Zukunft, in der ſie wieder mit dem Gatten vereint ſein wird, einer Zukunft vielleicht zu dreien. Und wenn ſie Ausflüge macht in die weitere Umgegend Potsdams, etwa nach dem „Kaninchenwerder" — der ſpäter ſo geliebten Pfaueninſel —

Digitized by Google

ſo geht mit ihr immer die Erinnerung an die Stunden, die ſie dort mit dem Gatten in glücklicheren Tagen verlebt hat. Sehr hübſch hat Luiſe dieſen Empfindungen Ausdruck gegeben in der Schilderung eines Ausfluges nach Berlin, wobei ſie die Einrichtung in ihrem Palais für die erwartete Familie beſichtigte. Sie ſchreibt darüber dem Kronprinzen am 6. Juli: „Geſtern habe ich dort eine Stunde geſchlafen. Denke nur, ich hatte das Vergnügen, dasſelbe Kiſſen noch zu finden, auf dem Du geſchlafen hatteſt, und ich habe meinen Kopf daraufgelegt und da recht friedlich geruht, aber nicht auf dem Bette, das hätte mich zu ſehr gerührt, ſondern auf dem Canapé. Ich bin deshalb auch nicht in Deine Zimmer heruntergegangen, wo wir noch in den letzten Tagen ſo glücklich waren; aber ich habe mich vor den Schreibtiſch geſetzt, den ich Deiner Güte verdanke, und ich habe die Soldaten und die Offiziere betrachtet, die Du gemalt haſt, Deine und meine, und ich habe mich recht lebhaft daran erinnert, wo der eine und der andere gemalt wurde. Es gibt Braunshardter und Darmſtädter darunter, einige in meinem eigenen Zimmer gemalt, andere in den Zimmern Großmamas. Einige ſind auch in Marienborn entſtanden, in dem reizenden Hagebuſch, wo wir den angenehmen Nachmittag verlebten, der etwas heiß war, aber wo wir doch ſo glücklich und zufrieden waren. Wie haben ſich die Zeiten ſeitdem geändert! Der arme Schack lebte noch, der die Großmama beſchäftigte, damit ſie uns mit ihren Geſchichten und ihren ſo geiſtvollen Bemerkungen in Ruhe ließ. Denn hätte man ſie gewähren laſſen, ſo hätten wir keinen ruhigen Augenblick gehabt, und ich glaube, ſie hätte lieber geſehen, daß Du ihr den Hof machteſt als mir“ ...

In Potsdam ſelbſt haben die Prinzeſſinnen auch an kleinen Feſtlichkeiten teilgenommen, ſo im Waiſenhauſe, wo ſie Prämien verteilten, und am Schützenfeſte, wo die Kronprinzeſſin von der Gilde zur Königin geſchoſſen wurde, ſo daß ſie ſich mit einem großen Geldgeſchenk loskaufen mußte, ſchweren Herzens, denn ihre Kaſſe war ſchon durch Unterſtützungen an Arme übermäßig in Anſpruch genommen. „Die allerliebſte und viel geliebte Schützengilde,“ ſo ſchreibt Luiſe darüber, „hat ſich ſchon zum zweiten Mal die Ehre ausgebeten, uns bei ſich zu ſehen, mit dem angenehmen Zuſatz, daß ſie hätten ein Zelt aufſchlagen laſſen und zwei Schildwachen davor geſtellt, damit wir nicht von dem Pöbel beläſtigt würden, hätten allerhand Eis und Kuchen backen laſſen, und freueten ſich höchlich uns zu ſehen. Was bleibt uns alſo übrig? Wir müſſen, wollen wir oder wollen wir nicht, uns ſchmoren laſſen und vielleicht gar toll werden, um die Ehre zu haben, den Bürgern die Cour zu machen.“

Humorvolle Aeußerungen, wie dieſe, begegnen nur ſelten einmal in den zahlreichen Schreiben der Kronprinzeſſin aus dieſem Sommer. Der Grundton der Briefe iſt vielmehr ernſt, zuweilen wehmütig und ſelbſt traurig. Immer umdüſtert das Gefühl ratloſer

Digitized by Google

Vereinſamung Luiſens ſonſt ſo ſonniges Weſen. Und ob ſie an Vater und Bruder ſchreibt, oder an die Großmutter, an Pfarrer Lichthammer oder an Fräulein von Gélieu, — ihr Gemahl, ſeine Liebe und ſeine Güte bilden den Hauptinhalt ihrer Briefe, wie er jetzt auch ihr Gefühlsleben ganz beherrſcht und ausfüllt. So heißt es zur Großmama: „Du glaubſt nicht, wie dieſer Engel mich glücklich gemacht hat, wie aufmerkſam er für mich war.“ Dem Geiſtlichen, dem ſie ihre Teilnahme bei einer Erkrankung ausſpricht: „Sie werden mich gewiß recht ſehr bedauert haben bei der ſchrecklichen Trennung von meinem Mann ... Bedenke Sie aber nur dieſen einzigen Gedanken, daß er mich unter lauter fremde Leute zurückließ, die ich nicht kenne, mit deren Charakter und Verbindungen ich ebenſo wenig bekannt bin, als die Abſichten, wodurch ſie handeln. Kein Freund, kein Ratgeber habe ich, ich bin ganz verlaſſen.“ Und dem Fräulein von Gélieu: „In Allem iſt meine Seele nicht mehr ſo heiter wie einſt, das iſt freilich natürlich, wenn man das Unglück hat, von ſeinem Manne getrennt zu ſein, den man anbetet und der unſer ganzes Glück ausmacht. Dann verläßt uns der ausgelaſſene Uebermut und man hat oft recht melancholiſche Augenblicke. Ihre Wünſche und Ihre Gebete, meine liebe Freundin, ſind völlig erhört. Denn ich bin die glücklichſte der Frauen, mein Mann macht mich ganz glücklich, er iſt ſo gut, ich habe ſo viel Urſache, ihn zu lieben und zu ſchätzen, daß ich wohl mit Zuverſicht mir ſchmeicheln darf, daß mein Glück wird dauerhaft ſein, da es auf der feſten Grundlage der Achtung und der Freundſchaft ruht“ ...

Sehnſucht und Wehmut iſt vor allem auch der Grundton der Briefe an den Kronprinzen ſelbſt; erfüllt und beſeelt von reinſter und echteſter Gattenliebe, ſpiegeln ſie den ganzen Umſchwung wieder, der ſich in Luiſe vollzogen hat. Sie ſind wie ein Schrei der Sehnſucht des Weibes nach dem Manne, dem ſie ſich ganz gegeben, der in einer fremden Welt, zu einem neuen Leben, ihr Stab und ihr Führer geworden iſt; nach dem Manne, in deſſen Händen ihr Glück ruht. — Aus der Fülle der von ſolchen Stimmungen durchdrungenen Briefe wollen wir wenigſtens einige Auszüge hier mitteilen, und zwar hauptſächlich deutſch geſchriebene Aeußerungen, die immer die Empfindungen Luiſens am vollſten und reinſten wiedergeben.

Schon am 21. Mai ſchreibt ſie dem Gemahl: „Bei allem, was Dir teuer iſt, ſchreibe mir oft, das iſt das einzige Vergnügen, das mir in meiner Vereinſamung bleibt, das einzige, wobei mein Herz noch etwas Freude empfindet. Denn ich verſichere Dich, daß ich ſeit Deiner Abreiſe kaum kenne, was man Freude, Heiterkeit, Lachen nennt ... Mein Herz iſt ſo traurig, daß ich kein anderes Vergnügen habe, als in meinem Zimmer zu bleiben oder im Garten ſpazieren zu gehen oder die letzte Spazierfahrt in dem hübſchen kleinen Gehölz zu wiederholen, die ich mit Dir gemacht habe. Am Sonntag war ich in der

Digitized by Google

Kronprinzessin Luise und ihre Schwester Friederike bekränzen die Büste König Friedrich Wilhelms II.
Gelgemälde von Weitsch, 1795

Digitized by Google

Kirche und beim Anblick des Schlosses flossen meine Tränen. Ach, großer Gott, wie glücklich war ich dort, ja, ich schwöre Dir, dort habe ich die glücklichste Zeit meines ganzen Lebens verbracht, Gott lohn' es Dir, Du Freund meiner Seele." Und einige Tage später: „Tausend Dank, lieber guter Mann, für alles Liebe, was Du mir sagst, es wird meinem Herzen dabei so weh und so wohl, und [ich] lese die liebevollen Stellen noch viel öfter durch, als alles andere. Engelskind, ich liebe Dich auch über alle Maßen und erinnere mich mit tausend Freuden aller der glücklichen Zeiten, die ich mit Dir durchlebt habe. Wenn ich nur einmal das Glück hätte, recht lebhaft von Dir zu träumen, allein das Glück ist mir noch nicht zu Teil geworden. Des Tages beschäftige ich mich aber desto mehr mit Dir, denn ich kann mit Wahrheit sagen, daß ich wohl nicht eine halbe Viertelstunde zubringe, ohne an Dich, lieber Freund, zu denken. Noch tausend Dank, Lieber, für alle Liebe, die Du mir wieder beweisest in Deinem letzten Brief, und nehme dafür die feste Versicherung von meiner reinen ungekünstelten und ewig dauernden Liebe, mit der ich leben und sterben werde"... Und nach Empfang von Briefen des Gatten: „Ich habe mir noch einmal was zu gute getan und Deine beiden letzten Briefe durchgelesen, Du bist doch so zärtlich und gut, ach ich möchte Dich küssen vor Dankbarkeit, wenn ich nur könnte, Du bist wahrhaftig ein Engel gegen mich, und Du wirst gewiß sehen, daß ich alles anwenden werde, um immer mehr Deine Liebe und Güte zu gewinnen und zu verdienen. Wenn Du nur wieder da bist bis zu meinen Wochen, ich wünsche es gar zu sehr, damit Du mir durch Deine liebe Gegenwart beistehen kannst in den großen und schrecklichen Schmerzen, die mich erwarten. Gern will ich dann leiden, was nur ein Mensch leiden kann, wenn ich nur dann auch die Belohnung habe, Dich bei mir zu haben" ....

Am 1. Juli beginnt Luise den Brief an den Gatten: „Ich kann meinen Monat, lieber und geliebter Freund, nicht besser anfangen, als indem ich Dir meine ersten Gedanken widme. Immer also noch getrennt von Dir muß ich diese 31 Tage verleben, immer Dich in Gefahren wissend, ohne ihnen vorbeugen oder Deine Verdrießlichkeiten lindern zu können ... Du mein teurer und zärtlich geliebter Freund, Du bist der Quell so vielen Glücks für mich, Du bist aber auch der Quell vieler Tränen. Ich hänge so ganz mit Leib und Seele an Dir, es ist mir nichts so teuer und lieb wie Du, desfalls muß ich aber auch recht leiden, da ich alle mein Glück in Dir setze, der Du so weit von mir bist ... Gott bewahre Dich und schütze und segne Dich, das [sind] die wahren und innigen Wünsche Deiner treuen ängstlichen Luise. Hätt' ich Dich doch nur bald wieder bei mir, sonst ist doch kein wahres Glück bei mir, denn Du weißt es aus allen meinen Briefen, Du bist doch allein mein Glück und meine Freude. Dies ist was Altes, lieber Freund, nicht wahr?

Digitized by Google

aber eine glückliche Wahrheit, wovor wir Gott nicht genug danken können. Die Verſicherung, daß Du mit Deinem lieben Frauchen zufrieden biſt, macht es unendlich glücklich, und ich hoffe, daß es immer ſo bleiben wird, wenigſtens, ich ſchwöre es Dir zu, habe ich die beſten Abſichten von der Welt, alles zu tun, was Dich glücklich und zufrieden machen kann." Wenige Tage ſpäter, nach einem Beſuche der Grotte im Neuen Garten, wobei alle fröhlich waren, ſie allein ſchwermütig, ſchreibt Luiſe: „Ich träumte mir alle die glücklichen Zeiten der Vergangenheit, alle das Unglück, was uns noch in der Zukunft verſchleiert liegt, und war ſo traurig und ſo zum Weinen geſtimmt, daß ich alle Mühe hatte, meine Tränen zurückzuhalten. Die Augenblicke, die ich mit Dir in der Grotte zubrachte, und waren es gleich nur Augenblicke, ſo waren ſie doch glücklich, und jetzt, ach! wie verſchieden iſt nicht Alles, denn überall entbehre ich Dich, lieber, guter Mann."

Inzwiſchen war der Kronprinz mit dem König, nach längerem Aufenthalt in Poſen, den die Unfertigkeit der Rüſtungen verurſachte, endlich Anfang Juni über Trebnitz und Czenſtochau in Polen eingerückt, wo ſie ſich mit den preußiſchen Truppen unter Favrat in Wola, einige Meilen nördlich von Krakau, vereinigten. Ehe es aber zu einem Zuſammenſtoß mit der unter Kosciuszko verſammelten polniſchen Inſurrektion kam, entfernte der König den Kronprinzen von der Hauptarmee, indem er ihm mit drei Bataillonen Infanterie und einigen Schwadronen Kavallerie eine Diverſion nach dem 22 Meilen nördlich gelegenen Petrikau auftrug, angeblich „um dem Feinde auf ſeiner rechten Flanke und im Rücken Jalouſie zu geben" und eintretendenfalls deſſen Rückzug nach Warſchau zu bedrohen. Der Kronprinz machte vergeblich Vorſtellungen gegen dieſe Entfernung von der Hauptarmee, gerade in dem Augenblicke, wo ein ernſthafter Kampf bevorſtand; er ſchrieb dem König, es ſei ihm äußerſt ſchmerzlich, von allen „brillanten Vorfällen" ausgeſchloſſen zu werden, während ſein einziger Wunſch dahingehe, ſich unter der Führung des Königs ſelbſt „immer mehr zu belehren und ſeine Kenntniſſe zu erweitern". Der König ſuchte ihn zu beruhigen, er erwiderte ihm eigenhändig: „ein Detachement zu führen, iſt allezeit ein Zeichen von Zutrauen und eine Diſtinktion und viel inſtruktiver als ſo beim großen Klumpen zu bleiben". Nach Berlin aber ſchrieb er, er habe ſeinen Sohn abſichtlich entfernt, weil er dem Lande für die Erhaltung des Thronerben verantwortlich ſei; für ſich ſei er nur ſich ſelbſt verantwortlich, darum bleibe er. Während alſo am 9. Juni das für die Preußen ſiegreiche Treffen bei Rawka geſchlagen und Prinz Louis, der an der Spitze ſeiner Dragoner mit dem Säbel in der Fauſt eingehauen hatte, vom König zum Generalmajor befördert wurde, ſtand der Kronprinz müßig in Petrikau, wo, wie er ſchrieb, er niemand ſtörte und niemand ihn ſtörte. Nach manchen Orders und Konterorders wurde er von dort weiter nordwärts

Digitized by Google

nach Lowicz dirigiert, wo er Südpreußen gegen einen etwaigen Einfall von Warſchau her decken ſollte, dann aber an die Hauptarmee wieder herangezogen, mit der er ſich am 9. Juli bei Nadarzyn vereinigte, um an der Belagerung Warſchaus teilzunehmen. Der König, mit dem er jetzt wieder zuſammentraf, bezeigte ihm in gnädigen Worten ſeine volle Zufriedenheit.

Der Kronprinz ſelbſt war weit entfernt, mit dem Gange des Feldzuges zufrieden zu ſein. Er war nicht bloß erzürnt darüber, wie er ſelbſt beiſeite geſchoben wurde, ſo daß er wohl meinte, wenn der König ihn zu nichts Ordentlichem gebrauchen wolle, ſo ſolle man ihn doch zu Hauſe laſſen; er mißbilligte auch die preußiſche Politik, die den Kampf gegen Frankreich im Weſten fortſetzte und ſich zugleich, wie er meinte, durch Rußland zu einem Angriffskrieg in Polen verleiten ließ, während man hätte in der Defenſive bleiben können. Ganz beſonders aber verurteilte er die Kriegführung: die Schwerfälligkeit und Unzulänglichkeit der Rüſtungen, die ihm „bejammernswürdig“ ſchienen, die widerſpruchsvolle Befehlsführung, die das Sprichwort beſtätige, daß die „Kriegskunſt veränderlich ſei“, die Unentſchloſſenheit und Halbheit in allen Maßnahmen. „Nie,“ ruft er einmal aus, „nie habe ich einen ſolchen Feldzug geſehen.“ Bemerken wir es wohl: die Eindrücke, die der Kronprinz 1794 in Polen gewann, mehr ſelbſt als die Erfahrungen in den Rheinfeldzügen der Jahre 1792 und 1793, erklären die unerſchütterliche Friedfertigkeit der Politik des ſpäteren Königs, insbeſondere aber ſeine Abneigung gegen jeden Koalitionskrieg.

Der Verlauf der Belagerung von Warſchau, die Mitte Juli 1794 mit ungenügenden Mitteln zögernd unternommen, ſich ergebnislos durch den Sommer hinſchleppte, ſchien alle ſchlimmen Erwartungen des Kronprinzen zu beſtätigen. Die Truppen ſelbſt zwar erwieſen ſich immer wieder als würdige Söhne der Helden des Siebenjährigen Krieges. Der Kronprinz kann die hingebende Tapferkeit nicht genug rühmen, die ſie bei der Erſtürmung einiger Schanzen vor Warſchau, am 28. Auguſt, bekundeten. „Wir behaupteten endlich,“ ſchreibt er der Gemahlin, „das durch die unerhörte und göttliche Bravour unſerer ausgezeichneten Truppen eroberte Terrain .... Es war ein mörderliches Feuer, und wir haben grauſam viel Menſchen verloren und ſehr viele brave rechtſchaffene Offiziers, um die es recht Schade iſt und die allgemein bedauert werden. Ich kann Dir verſichern, ich habe ſo etwas noch nicht geſehen. Die Bleſſierten kamen immer haufenweiſe zurück .... Der Anblick war erſchrecklich und man mußte ohne Empfindung ſein, um dieſes mit Gleichgültigkeit anzuſehen. Ich konnte es nicht und die Thränen ſtanden mir und mehreren in den Augen, ſolch herrliches braves unverdroſſenes ihrem Könige und ihren Offiziers ſo zugetanes Volk ſo aufopfern zu ſehen, ohne das geringſte Murren, vielmehr die auffallendſten Aeußerungen von Attachement und Liebe für den König von verſchiedenen ſchwer bleſſierten und jämmerlich zugerichteten Leuten

5*

Digitized by Google

äußern zu hören. Nein, gewiß, ich vergesse es nie, ich habe in meinem Leben noch keine rührendere Szene erlebt" ....

Was half die Tapferkeit von Soldaten und Offizieren gegenüber der Unzulänglichkeit des Oberbefehls? Es mangelte an Belagerungsgeschütz, und dann, als es endlich auf der Weichsel herbeigeschafft war, an der passenden Munition, so daß der König mit Strafen gegen die Nachlässigen dazwischenfuhr. Wie wenig entsprach auch dieser Feldzug wieder den Erwartungen, mit denen er im Frühjahr ausgezogen war! Unter den Entbehrungen in dem verwüsteten Lande, dem ungesunden Klima mit seinem raschen Wechsel von Hitze und Kälte, unter den Verdrießlichkeiten aller Art litten das freudlose Gemüt und die ohnehin erschütterte Gesundheit des Königs, und in dem Anschwellen seiner Beine zeigten sich schon die Anfänge der Krankheit, die ihn drei Jahre später hinraffen sollte. Es mag damit zusammenhängen, daß er den Entschluß zu dem Sturme auf Warschau nicht fassen konnte und sich vielmehr am 1. September für Aufhebung der Belagerung entschied, dem unrühmlichen Rückzuge aus der Champagne einen gleich ruhmlosen Rückzug aus Polen hinzufügend. Der Kronprinz schreibt hierüber noch am selbigen Tage: „Heute war hierselbst eine große Krisis, in der man den ganzen Tag bis jetzt geblieben ist, ob wir den Feind morgen von allen Seiten und mit der ganzen Macht angreifen sollten oder nicht. Die Manstеinsche Partei war für das erste. Nun waren aber alle übrige gutgesinnte Menschen für das letzte, indem wir durch den Verlust von elf Kähnen, auf denen Munition herangefahren werden sollte, in die größte Verlegenheit wären gesetzt worden, und überdem die ganze Sache ohnmöglich auf etwas Reelles abgelaufen wäre und uns bloß viel Menschen gekostet hätte, und wir am Ende doch hätten abziehen müssen, und vielleicht mit Verlust unseres Belagerungsgeschützes. Nun hat der König endlich den zwar harten, jedoch weisen Entschluß gefaßt, mit der Armee abzumarschieren und Südpreußen zu decken, die Confederations nehmen daselbst täglich überhand, und es ist die höchste Zeit, daß wir Hand über Herz legen und den Ruhm hierselbst fahren lassen .... Man sagt, der König wäre gesonnen, zur Rheinarmee zu gehen. Welcher Gedanke. Ich hoffe er kommt nicht zur Reife ...." Und in einer Nachschrift fügt er hinzu: „Bischoffwerder hat hiebei viel Gutes gestiftet, und ist mit einer von denen, die dem König die ganze Sache klar und deutlich dargestellt haben." So war es in der Tat: Bischoffwerder hatte über Manstein gesiegt, sein Einfluß beherrschte fortan die Politik der letzten Jahre König Friedrich Wilhelms II., so entscheidend wie früher die der ersten Jahre.

Der Kronprinz, wie wir sehen, billigte durchaus die Aufhebung der Belagerung Warschaus; allein er empfand doch anderseits brennend die Schmach dieses Rückzuges, und

Digitized by Google

er meinte wohl, daß die Urheber, die durch ihre „fehlerhaften und törichten Maßregeln" diese Niederlage verschuldet hätten, „vor Scham sterben müßten".

In allen diesen Enttäuschungen und Verdrießlichkeiten war und blieb dem Kronprinzen ein Trost: die Briefe seiner Gemahlin, aus denen ihm Luisens liebe Persönlichkeit lebendig und gegenwärtig hervortrat. Es war ihm, als sitze sie bei ihm und plaudere mit ihrer lieblichen Stimme und schaue ihn an mit dem „freundlichen liebevollen Blicke", den er glücklich war auf einem Bilde von ihr, einem Geburtstagsgeschenk, wiederzufinden. So wenig an sich Gefühlsergüsse in seiner Natur lagen, so hat er Luisens innige Liebesbeteuerungen doch immer mit derselben Innigkeit erwidert. Er wußte, und er sprach es aus, daß ihm nur von ihr das Glück kommen könne. „Wie glücklich bin ich," so schreibt er einmal, „eine Frau zu haben, die mich so mit Aufmerksamkeiten und Zärtlichkeiten überhäuft. Gebe der Himmel, daß ich alles vergelten kann, wie Du es verdienst, und daß ich bald das eine und einzige Glück habe, wieder bei Dir zu sein, bei Allem, was ich liebe und anbete." Dazwischen sorgte er mit rührender Aengstlichkeit um ihre Gesundheit, die in ihrem Zustande doppelte Vorsicht erfordere, und in Erinnerung an ihre Eßgewohnheiten, warnte er sie bei Eintritt der „lieben Ertoffelzeit" vor Unregelmäßigkeiten.

Kronprinzessin Luise in Sanssouci war dem Verlaufe des polnischen Feldzuges mit lebhaftestem Interesse gefolgt, teilnahmsvoll für das Geschick des Gatten, den sie wieder mit leichtester Unterhaltungslektüre versorgte, während der König von seiner Freundin Burkes und Dumouriezs Schriften erhielt, und als „gute Patriotin und gute Preußin", wie sie sich einmal nennt, besorgt um den Ruhm der preußischen Waffen. Sie hatte sich eine Karte von Polen beschafft und neben den Feldzugsbriefen des Kronprinzen las sie „mit Rage", „was an Wunder grenzete" — so schreibt sie der Großmutter —, die Cölnische Zeitung. Aus vollem Herzen teilte sie die Entrüstung des Kronprinzen über seine Entfernung von der Hauptarmee vor dem Treffen von Rawka. „Ich bin wirklich ein wenig wüthend und möchte den prügeln, der diesen dummen Plan gemacht hat, der zu nichts nützt als Dich zu ermüden und von der Hauptarmee zu entfernen .... Du bist ordentlich abgesondert von der ganzen Menschheit und bist vergraben bey die infamen Polen. Gott verzeihe mir meine Sünde, aber ich weiß nicht, was ich schreibe noch tue vor Wut, denn schon Dich betrübt und böse zu wissen, ist mir schmerzhaft, aber Deine üble Lage dabei macht mich ganz mürrisch, doppelt, da ich alle Galle vor mich behalten muß und es keiner merken darf, sonst würde es gewiß zu Dero höchstem Wissen kommen." Sie hielt nichts von der Allianz mit Rußland, das Preußen doch nur werde „hineinplumpen" lassen, und schalt ganz wie der Kronprinz auf die Planlosigkeit bei der Einleitung und Führung des Feldzuges überhaupt.

Digitized by Google

„Wir haben wenig Glück mit unsern Kriegen.“ „Immer,“ so schreibt sie, „immer wird alles, um es durchzusetzen, leicht, ganz leicht vorgestellt, haben wirs dann erlangt, so nehmen wir alles auf der leichten Achsel, übereilen uns, und soll es dann auf etwas Ordentliches hinausgehen, ja, dann sitzen wir in der Bredouille, haben vorne und hinten nichts und geben uns immer ein großes Ridicül.“ Die Langsamkeiten insbesondere bei der Belagerung Warschaus empörten sie: „es ist wahrhaftig um die Schwartzegelbesucht zu bekommen.“ Ueber Bischoffwerder und Manstein, mit deren Gattinnen sie häufig verkehrte, urteilt sie einmal: „Ich möchte wahrlich Verstand genug besitzen, um Manstein und Bischoffwerder ganz aus dem Fundamente zu kennen, denn dies tut und kann kein Mensch. Bald glaubt man, der Eine, bald, der Andere sei besser, dabei bleibt es und weiter kann niemand nichts sagen“ .... Mit dem Kronprinzen teilte sie die Bewunderung für die Hingebung der Truppen. Der Bericht über den Sturm vom 28. August rührte sie zu Tränen. Sie eilte, wenigstens durch Scharpiezupfen mit ihrer Schwester zur Linderung der Leiden der Verwundeten etwas beizutragen und schrieb ihrem Gatten, dem künftigen Könige von Preußen: „Was sind doch unsere gute Preußen verehrungswürdig und wie glücklich ist es, Herr und König solcher braver biederer Menschen zu sein .... Die Preußen werden doch immer ihren alten Namen behalten“ ....

Sie hatte sich inzwischen mehr und mehr in den Gedanken gefunden, der sie zuerst am meisten bekümmert hatte, daß sie ihre Wochen noch vor der Rückkehr ihres Gatten aus Polen werde halten müssen. Ihr Gesundheitszustand, der anfangs wenig günstig gewesen war, hatte sich allmählich gebessert und ihre Stimmung sich gehoben. Am 3. August konnte sie mit ihren Hofstaaten und mit den Offizieren des kronprinzlichen Regimentes den Geburtstag ihres Gemahls fröhlich feiern, und die Ankunft des Vaters vollends, der sie Anfang September für einige Tage besuchte — „gütig, zärtlich, anbetungswürdig wie immer“ — brachte ihre fröhliche Laune wieder. Sie freute sich unendlich darauf, „bald Mama zu werden“. Nur die Aussicht, „in dem schrecklichen großen Berlin“ allein und vereinsamt ihre Wochen zu halten, beunruhigte sie noch sehr. Da erhielt sie, am 12. September, die überraschende Nachricht, daß der Kronprinz in wenigen Tagen wieder bei ihr sein werde.

Es war der König, dem sie dies Glück verdankte. Er hatte am 6. September die Belagerung von Warschau aufgehoben und sich mit seinen Truppen, unverfolgt von Kosciuszko, langsam in südwestlicher Richtung nach Südpreußen zurückgezogen. Er selbst reiste dann nach Breslau; er wollte es vermeiden zu seinem Geburtstage, dem 25. September, in Berlin zu sein, und dachte selbst wieder daran, an den Rhein zu gehen; seinen Söhnen aber gestattete er, nach Berlin zu eilen, um ihren Frauen in ihrer schweren Stunde nahe

zu ſein. Nichts gibt ein helleres Bild von der innigen Lebensgemeinſchaft, wie ſie zwiſchen dem Kronprinzen und Luiſe jetzt ſich herausgebildet hatte, als die Briefe, die ſie bei dieſer Nachricht miteinander wechſelten.

Der Kronprinz ſchrieb am 7. September (franzöſiſch): „Nun paß einmal auf, was ich Dir jetzt ſagen werde. Sage mir zunächſt, engelhafte Luiſe, würdeſt Du Dich wohl ſehr erſchrecken bei der unerwarteten Erſcheinung eines gewiſſen Jemand, der Dir nicht gleichgültig iſt, und der von recht weither käme? Würde Dir dieſe Ueberraſchung nicht unangenehm ſein, und genügt es wohl, wenn ich Dir ſagte, Dich auf eine ſolche Erſcheinung vorzubereiten, die vielleicht gegen Ende dieſes Monats und vielleicht ſelbſt noch früher eintreten könnte? Nun, was meinſt Du dazu? Ahnt Dein Herz wohl, um wen es ſich dabei handelt, und kannſt Du Dir deswegen die Freude deſſen vorſtellen, den dieſes Glück erwartet? Alles was ich Dir ſagen kann, iſt, daß dieſer gewiſſe Jemand faſt toll vor Freude iſt, ohne es jedoch zu ſehr merken zu laſſen, denn es iſt, glaube ich, nicht angemeſſen, zu viel Lärm darüber zu machen. Höre, der König hat mich geſtern rufen laſſen und mir dieſe Nachricht gegeben, zugleich aber geſagt, daß ich Euch darauf vorbereiten möchte, damit in Eurem gegenwärtigen Zuſtand die Nachricht Euch nicht mehr ſchade als erfreue. Er hat uns befohlen — denn, wie Du Dir natürlich denken kannſt, handelt es ſich hier immer noch um einen zweiten Jemand — vorauszureiſen; er werde uns bald folgen .... Wahrhaftig, ich verſichere Dich, ich bin der glücklichſte Menſch von der Welt. Welche Ausſicht für mich, die nahe Hoffnung zu haben Dich wiederzuſehen, das einzige Weſen wiederzuſehen, das ich liebe und das ich anbete, und bald das vollkommene Glück zu genießen, Dich in meine Arme zu ſchließen und an ein Herz zu drücken, das Dich ſo zärtlich liebt. Es war natürlich, daß ich dem König meine Freude äußerte, und er ſchien ſehr erfreut, uns alle beide dadurch glücklich zu machen. Als guter Offizier mußte ich ihm noch die Einwendung machen, ob ich nicht vielleicht eine Affaire verpaſſen könnte, wenn ſich hier etwas ereignen ſollte; er beruhigte mich aber, daß das ſicher nicht der Fall ſein würde“ .... Der Kronprinz ſchließt dann in deutſcher Sprache: „Nun will ich doch hoffen, daß Dir dieſer mein Brief willkommen ſein wird ... Stelle Dir meine Freude recht lebhaft bei dieſer angenehmen Hoffnung vor, ich tue dasſelbige von der Deinigen, die gewiß auch nicht heuchleriſch ſein wird“ ....

Nein, ſie war nicht heuchleriſch, Luiſens Freude! Gleich am Tage, wo ſie den Brief erhielt, am 12. September, antwortete ſie dem Gemahl aus Sansſouci, auch ſie franzöſiſch und deutſch abwechſelnd: „Folle, Splitter raſend toll vor Freude, kaum fähig die Feder zu führen, das iſt mein Zuſtand, und das, ich wette, daß Du es ſchon geraten haſt, und das wegen Deines göttlichen Briefes vom 7. September, den ich grade noch vor Tiſch erhielt.

Digitized by Google

Welch göttliche Nachricht, ich wagte gar nicht mehr darauf zu hoffen, um so angenehmer. Kurz, ich weiß nicht, wo mir der Kopf steht, und weiß nicht was ich tue. Ein Freudebeben ergriff mich bei der Lektüre Deines Briefes, mein Atem wurde ganz kurz, ganz kurz, noch jetzt weiß ich nicht was ich tue, und ich kann fast meine Feder nicht in der gewohnten Weise führen. Was wird es erst geben, wenn Du kömmst, wenn ich nur nicht niederkomme vor Freude; aber ein rechtes Glück ist es, daß ich es so lange voraus weiß, wahrhaftig, ich glaube, ich wäre umgekommen, denn so eine Sensation läßt [sich] gar nicht beschreiben, ach Gott, was ein Glück, welche Freude erwartet mein, ich zittre an Arm und Bein, wenn ich daran denke! Dein Brief war recht willkommen und tausend und tausend Mal habe ich die Stelle vom 7. durchgelesen. Was mich nur der Gedanke quälet, wann ist der Tag wo er kommen wird, das ist nicht zu sagen .... Ich bitte Dich aber auch recht inständig, mir den Tag Deiner Ankunft zu schreiben, denn ich muß es wahrhaftig wissen, sonst sterbe ich oder erschrecke wenigstens zum Tode, kömmst Du so und machst eine Surprise .... Ich schwöre Dir, ich weiß nicht was ich tue. Ich will Dir einen langen Brief schreiben, aber das gehet gar nicht, denn meine Gedanken verwirren sich so, daß ich nicht weiß, wo herausfinden" ....

Bald sollten beide wieder vereinigt sein. Am 20. September siedelte Luise mit der Schwester nach Berlin über, schon am nächsten Tage kam der Kronprinz „fröhlich und gesund" mit Major Köckritz an, am 22. folgte ihm Prinz Louis. Erst am 26. September traf auch der König wieder in Potsdam ein, glücklich, in seinem „ehrlichen Garten" dem polnischen Elend entronnen zu sein.

III. Wieder vereinigt

Kronprinz Friedrich Wilhelm und Luise hatten nicht lange die Freude des Wiedersehens genossen, als ein trauriges Ereignis ihrem Glück und ihren Hoffnungen jäh ein Ende machte. Am 7. Oktober genas Luise eines Kindes, das tot zur Welt kam, wie es später hieß — das Tagebuch der Oberhofmeisterin erwähnt noch nichts davon — infolge eines unglücklichen Falles. Mit rührender Geduld und Sanftmut ertrug Luise die Leiden ihrer schweren Stunde; die Zerstörung ihrer Mutterhoffnungen aber kostete ihr unendliche Tränen, die sich erneuerten, als am 30. Oktober ihre Schwester einen Prinzen gebar und bald darauf am Milchfieber gefährlich erkrankte. Vor dem Kronprinzen, dessen weiches Gemüt selbst sehr litt, suchte Luise die Tränen möglichst zu verbergen; das gemeinsame

Digitized by Google

Kronprinzessin Luise mit ihrer Schwester Friederike
Zeichnung von J. F. A. Tischbein, 1794

Kronprinzessin Luise mit dem am 15. Oktober 1795
geborenen Prinzen Friedrich Wilhelm (IV.)

Digitized by Google

Unglück führte ſie noch näher zueinander, und Luiſe kann in ihren Briefen die Güte und die Liebe ihres „Engels“ von Gatten in dieſen Tagen nicht genug rühmen. Auch die Königinnen und beſonders der König zeigten ihr herzlichſte Anteilnahme. Luiſe ſelbſt ſuchte ergebungsvoll ſich in Gottes Fügung zu ſchicken, und in der Hoffnung Troſt zu finden, daß, wie ſie der Großmutter ſchrieb, „der Verluſt bald wieder gut gemacht werde“. Dem Bruder Georg aber ſchrieb ſie am 1. November: „Ach, lieber George, wer beſſer als Du könnte meine Freude, meine Wonne, mein Glück teilen, wenn ich Dir von meinem Kinde ſchreiben könnte! So aber kann ich leider nur ſagen: es war ſchön! Meine Tränen erſticken mich. Ich murre nicht. Ich trage mit Ergebung den Willen Gottes, der in allen ſeinen Fügungen unſer Glück und unſer Beſtes vor Augen hat, auch ſind Tränen kein Murren, ſondern Empfindungen der Wehmut, deren ſich ein mütterliches Herz nicht erwehren kann. Mein Mann grüßt Dich .... Er macht mich zum glücklichſten Weibe der Erde. Er iſt ein ſeltener Mann.“

Es folgte ein ſtiller Winter. An den offiziellen Feſtlichkeiten beteiligten ſich Friedrich Wilhelm und Luiſe, ſoweit ſie es nicht vermeiden konnten; ſonſt lebten ſie ruhig für ſich, in regelmäßigem Verkehr nur mit Prinz Louis und Friederike, und den jüngeren Brüdern des Kronprinzen, die ſich allſonntäglich einzufinden pflegten. Das Familienleben mit ſeinen ſtillen Freuden, für Luiſe doch immer der Quell alles Glückes, legte ſich allmählich lindernd und heilend auf die Wunde, die ein grauſames Geſchick ihr geſchlagen und an der ſie lange noch ſchweigend litt. Die alte Luiſe, voll ausgelaſſener Fröhlichkeit, wurde ſie erſt wieder, als im März 1795 Bruder Georg mit ſeinem Gouverneur Oberſt von Gräfe zu Beſuche kam. Bruder Georg! Mit unendlicher Liebe, mehr noch als früher, hingen beide Schweſtern an dem jetzt Fünfzehnjährigen; niemand war ihnen willkommener. Es war, als brächte er ihnen das entſchwundene aber nie vergeſſene Glück der rheiniſchen Jugendtage wieder, und jene holde Schwärmerei, die ſie beide an der Seite ihrer Gatten entbehren mußten und doch nie ganz entbehren lernten. Schon bei der Nachricht von dem nahen Beſuche überſtrömte Luiſe ein Wonnegefühl, das alle Geiſter der Laune und Fröhlichkeit wieder wach rief. „Außer mir bin ich, Euch wieder zu ſehen, Ihr Lieben, Ihr Guten. Kommt nur früh, liebe Kinder! Sonſt möchte ich vor Ungeduld des Tages Länge nicht erleben. Gehet frühe weg, Ihr alten lieben Geſchöpfe, und laßt nicht gar zu lange auf Euch warten. Herr Oberſt, ich werde mich noch einmal ſo tief bücken, wenn ich den Oberſt ſehe. Herr Erbprinz, um Gottes Willen ſchlafen Sie nicht zu lange. Ich bin dull im Kopf .... Ach liebe, beſte Leute, kommt nur nicht zu ſpät, ich bitte Euch. Nun Adieu, des Unſinns iſt genug. Adieu, je vous aime tous les deux.“

Digitized by Google

Einige Wochen, nachdem Georg wieder abgereiſt, im Mai 1795, kam „Mabuſcha“, die Großmama, überaus rüſtig mit ihren 66 Jahren, redſeliger als je, zum großen Verdruß der gleichaltrigen und gleichredſeligen Frau von Voß, die während ihrer Anweſenheit kaum zu Worte kommen konnte und ihre Abreiſe ſtets mit einem „Gott ſei Dank“ im Tagebuche zu verzeichnen pflegte. Großmama war immer unterwegs, bald nach Monbijou zur regierenden Königin, bald nach Schönhauſen zur Witwe König Friedrichs. Luiſe liebte mit ihr und ihrer Hofdame Frau von Boſe das Plauderſtündchen morgens beim Kaffee, wo die Tage von Darmſtadt wieder lebendig wurden, und blieb der Führerin ihrer Jugend in Liebe und Dankbarkeit ergeben. „Ich kann Dir doch nie vergelten,“ ſchrieb ſie ihr, „was Du mir Gutes getan; Du haſt mein irdiſches und geiſtiges Glück begründet, ich kann nichts tun Dir meine Erkenntlichkeit zu beweiſen, ich werde ewig Deine Schuldnerin bleiben.“ Die Großmutter hatte im nächſten Jahre den großen Schmerz, ihre dritte Tochter, ihren Liebling, Prinzeſſin Auguſte von der Pfalz zu verlieren und ſiedelte dann vom Rheine zu ihrem Schwiegerſohne Herzog Karl nach Neuſtrelitz über. Sie blieb in regſtem Verkehre mit Berlin, wohin ſie oft eingeladen wurde. „Wir haben Platz für ſechs Großmütter,“ ſchreibt Luiſe ihr einmal, und ein andermal: „Du wirſt Dich überzeugt haben, daß man Dich liebt und daß Du willkommen biſt in unſerem Hauſe, wo die Liebe und die Eintracht herrſchen“. Einen Verſuch aber der Großmutter, ſie zur Einmiſchung in politiſche Fragen zu verleiten, wies ſie 1795 entſchieden zurück: „Der König,“ erwiderte ſie ihr, „habe ſchon vor ihrer Heirat zu ihrem Manne geſagt: Frauen dürfen ſich nicht in Politik miſchen, ein Mann darf das nicht leiden. Er muß regieren und eine Frau muß gehorchen; Alles, nur nicht unter den Pantoffel kommen, davor hüte Dich ja.“

Das Zuſammenſein mit Bruder Georg und der Großmutter hatte alle zärtlichen Gefühle in Luiſe erregt, ſie hätte gern ſchon im Sommer 1795 den Vater in Neuſtrelitz beſucht, aber der König wünſchte es nicht, um einer Berührung mit Prinz Heinrich in Rheinsberg vorzubeugen. Dagegen durften Kronprinz und Kronprinzeſſin im Juli ein Johanniterfeſt in Sonnenburg mitfeiern, wo Prinz Louis zum Koadjutor des Herrenmeiſters Prinz Ferdinand erwählt wurde. Auch deſſen Tochter Prinzeſſin Luiſe, die bald darauf dem Prinzen Radziwill vermählt wurde, war bei dieſem Feſte zugegen, ſie ſchildert die Kronprinzeſſin, die dabei „ſchöner war als je und ſich alle ihre Reinheit und ihre edle Einfachheit bewahrte und mit dem Kronprinzen das Bild einer glücklichen Ehe darbot.“ Auch die Maſſows in Steinhövel, wo man immer hübſche Feſte zu veranſtalten wußte, wurden dabei wieder beſucht; im September, bei Frau von Humboldt in Tegel ein Picknick gefeiert. Im Herbſte kam Schweſter Lolo, die Herzogin von Hildburghauſen, zu Beſuch,

Digitized by Google

deren angenehmes Wesen auch bei der gestrengen Frau von Voß Beifall fand. Kurz nach ihrer Abreise trat endlich das Ereignis ein, das die Wünsche des kronprinzlichen Paares krönen sollte. Am 15. Oktober gab Luise einem Prinzen das Leben, der am 28. Oktober in Gegenwart der ganzen königlichen Familie, auch des Herzogs Karl und des Erbprinzen Georg, von Sack auf die Namen Friedrich Wilhelm getauft wurde. Es ist der spätere König Friedrich Wilhelm IV. Der kleine Fritz wurde und blieb der Liebling seiner Mutter, obgleich oder vielleicht gerade weil er einigermaßen ein Sorgenkind war, dessen körperliche und geistige Entwickelung nicht ganz regelmäßig verlief.

Der Winter kam und ging langsam, die Tage verrannen in einer Einförmigkeit, über die Frau von Voß in ihrem Tagebuche oft genug zu klagen hatte: regelmäßiger Verkehr mit Prinz Louis und Friederike, häufige Spazierfahrten nach dem „Hofjäger", den der Kronprinz besonders geliebt zu haben scheint, Theaterbesuche, Teilnahme an den üblichen Wintervergnügungen oder auch an irgendeinem militärischen Schauspiel, darin erschöpfte sich gewöhnlich der Tageslauf. Die geistigen Interessen gingen nicht hinaus über die Romane Lafontaines oder eines anderen Modeschriftstellers, aus denen Massow oder Kammerherr von Buch abends vorzulesen pflegten. Den Welthändeln stand man am kronprinzlichen Hofe fast völlig fern. Mit Frankreich war am 5. April 1795 in Basel ein Friede geschlossen, der den Zustand vor dem Kriege einfach wiederherstellte und nur für den Fall der Abtretung des linken Rheinufers an Frankreich im künftigen Reichsfrieden für Preußen Entschädigungen in Aussicht nahm. Zu schwach, Deutschland im Westen zu schützen, zog Preußen sich auf die Verteidigung Norddeutschlands zurück, dessen Staaten es in einem festen Schutzbunde zusammenzufassen suchte. Im Osten hatte eine dritte Teilung den Untergang Polens vollendet, wobei Preußen zwar nicht das ersehnte Krakau, aber doch Warschau mit anderen polnischen Gebietsteilen erhalten hatte. Der Kronprinz, auf den Dienst seines Infanterieregimentes beschränkt — ein Kavallerieregiment, um das er bat, schlug ihm der Vater ab —, blieb von der Politik ausgeschlossen. Die Kronprinzessin war nicht ohne Teilnahme für das Schicksal des den Franzosen verfallenen westlichen Deutschlands, ohne doch damals schon tiefer davon berührt zu werden.

Lebhafteren Anteil nahm man an dem Schicksale der oranischen Familie, die durch die Revolution aus Holland vertrieben nach England hatte flüchten müssen; der Erbstatthalter Wilhelm V. hatte König Friedrich Wilhelms II. Schwester Wilhelmine zur Gattin, und sein Sohn Wilhelm, der spätere König Wilhelm I. der Niederlande, war seit 1791 mit seiner Base Wilhelmine vermählt. Die schlanke und anmutige „Mimi", wie sie in der Familie genannt wurde, war Friedrich Wilhelms II. Lieblingstochter, und seine Freude war überaus groß, als

Digitized by Google

ſie im Mai 1796 mit ihrem vierjährigen Söhnchen von England glücklich in Berlin ankam, wo ihr Gemahl ſie ſchon erwartete. Die oraniſche Familie, der ſich einige niederländiſche Familien angeſchloſſen hatten, brachte für das nächſte Jahrzehnt ein neues Element in die Berliner Hofgeſellſchaft; namentlich Mimi, die ſich mit der Kronprinzeſſin raſch befreundete, wußte durch ihre muntere Lebhaftigkeit Bruder und Schwägerin, auch in trüben Stunden, oft aufzuheitern. Dem Erbprinzen von Oranien, der den Kronprinzen gelegentlich auch in politiſche Unterhaltungen verwickelte und ihn dabei wohlwollend und einſichtig fand, gefielen die beiden Prinzeſſinnen ſehr, beſonders Luiſe. Er ſchrieb ſeiner Mutter nach England: „Da Du meine Anſicht über die beiden Prinzeſſinnen zu hören wünſcheſt, ſo will ich Dir ſagen, daß ich ſie beide reizend finde, beſonders die Kronprinzeſſin, die mit allen äußeren Vorzügen eine engelhafte Sanftmut verbindet, wodurch ſie ihren Gemahl ganz an ſich gefeſſelt hat, der ſich nirgend glücklich fühlt als bei ihr. Prinzeſſin Louis iſt lebhafter und unterhaltender, beide beſitzen das Talent, den Leuten etwas Angenehmes zu ſagen, wodurch ſie ſich die Herzen gewinnen. Im Publicum, das heißt in allen Klaſſen der Geſellſchaft, wird beſonders die Kronprinzeſſin ſehr geliebt“ ....

Im Sommer 1796 erfüllte ſich endlich ein lange gehegter Herzenswunſch Luiſens. Während der König, bei dem ein ernſtes Leiden immer mehr hervortrat, zu einer Badekur nach Pyrmont reiſte, durften Friedrich Wilhelm und Luiſe nach Neuſtrelitz fahren und den „Papa“ beſuchen, wie ihn auch der Kronprinz nannte, der ſeinen eigenen Vater immer nur als „der König“ bezeichnete. Faſt wäre der Reiſeplan noch an einer Ungeſchicklichkeit des Kronprinzen geſcheitert. Es war Luiſe, die den König um die Erlaubnis zur Reiſe bat. Friedrich Wilhelm ſchrieb darauf dem Kronprinzen eigenhändig, nicht ohne vornehme Ironie: „Da Du nicht Zeit haſt mich ſelbſt um die Erlaubnis zu bitten, die Prinzeſſin Deine Gattin nach Strelitz zu begleiten, ſo müßte ich Dir durch einen Sekretär ſchreiben laſſen. Da ich aber viel weniger beſchäftigt bin als Du und viel mehr Zeit für mich habe, ſo finde ich glücklicherweiſe einen Augenblick, Dich durch dieſe Zeilen zu benachrichtigen, daß es ungehörig iſt, wenn mein Sohn und ein General meiner Armee mich durch ſeine Gemahlin um Urlaub bittet. Uebrigens gebe ich Dir vierzehn Tage Urlaub für die Reiſe“ .... Am 15. Juli wurde die Fahrt angetreten; es war das erſte Mal, daß Luiſens Fuß den mecklenburgiſchen Boden, das Land ihrer Väter, betrat. „Papa“ wurde in Hohenzieritz überraſcht. Dort, in Neuſtrelitz und in Ivenack verlebte Luiſe glückliche Tage; in voller Zwangloſigkeit konnte ſie ſich des Umganges mit Vater und Verwandten freuen. „Die Fürſten,“ ſchrieb ſie über dieſen Aufenthalt ihrer Erzieherin, „verderben ſich meiſt ihre Vergnügungen durch unerträglichen Zwang und durch Ideen von Großartigkeit, welche

Digitized by Google

ſehr oft nur ihre Kleinheit bemerkbar machen. Das wahre Verdienſt findet ſich nur in uns ſelbſt, und unſere Taten allein entſcheiden darüber. Möge Gott mir immer die Kräfte verleihen, die mir notwendig ſind, um meine Pflichten gegen ihn und meinen nächſten zu erfüllen" .... Am 1. Auguſt, nachdem man noch Großgiewitz, das Gut der Frau von Voß, beſucht hatte, waren Kronprinz und Kronprinzeſſin wieder in Berlin.

Der Winter begann glücklich für Luiſe und Friederike, die am 10. September 1796, erſt achtzehnjährig, ihr drittes Kind, ein Töchterchen gebar, während Luiſe neuen Mutterfreuden entgegenſah. Gegen Ende November kam Schweſter Thereſe von Thurn und Taxis, die „Frau Poſtmeiſterin", wie der Kronprinz ſie ſcherzend nannte. Der Frau von Voß gefiel ſie am wenigſten von den Schweſtern; auch ihre Begleiterin, Frau von Lenthe, die über Literatur und Philoſophie gern und in hohen Tönen zu reden liebte, nennt ſie etwas ſpöttiſch einen „bel esprit". Wir aber verdanken dieſem Beſuche Thereſens zwei höchſt wertvolle Zeugniſſe über das Innenleben Luiſens, wie es ſich unter dem Einfluſſe der Ereigniſſe, die wir geſchildert haben, gebildet hatte und wie es im weſentlichen unverändert geblieben iſt: das eine ein ſpäteres Selbſtbekenntnis Luiſens, wahrhaft und echt, wie alles, was aus ihrer Feder ſtammt; ein Bekenntnis, das wie eine Fackel den tiefſten Grund ihres Herzens und den ſchönſten Reichtum ihrer Seele vor uns aufleuchten läßt; das andere ein Schreiben Thereſens an Bruder Georg voll ſcharfer Beobachtung und treffender Beurteilung der Schweſtern und ihrer Beziehungen zu den Gatten. Luiſe ſchreibt an Georg: „Noch ein Wort über die Wahrheit, daß ein reines Herz keiner Philoſophie bedürfe. Du wollteſt gerne wiſſen, wie ich auf den Gedanken oder zu dieſer Ueberzeugung gekommen bin. Ich kann Dir verſichern, lieber George, daß ich ſie allein aus meinem eigenen Herzen habe ... Nun hörte ich öfters Menſchen über Pflichten, Rechte, philoſophiſche Principien reden und disputiren und wunderte mich des Todes, daß man erſt darüber reden müßte, um überzeugt zu werden, daß man ſo und nicht anders handeln müßte, wenn man gut und rechtſchaffen ſein wollte. Ueber Pflichten gegen Gott, gegen die Menſchen und ſich ſelbſt, über Pflichten als Gattin und Mutter, über häusliche und öffentliche Angelegenheit, darüber zu debattiren, war mir unglaublich, denn, ſagte ich mir, es iſt nur ein Weg, glücklich zu werden, nämlich der, der Stimme ſeines Gefühls, ſeines Herzens zu folgen .... Eine Gelegenheit, wo mir dieſe Wahrheit wieder ganz beſonders auffiel, war, wie Thereſe zum erſten Male hier war, nach meiner Heirath, wo ſie und die Lenthe ſo viel philoſophirten, Letztere Thereſe abſolut die Kant'ſche Philoſophie beibringen wollte und ſich doch beide des Todes verwunderten, wie es möglich wäre, ſo ganz ſeinen Pflichten zu leben wie ich, ſeinen eigenen Geſchmack zu verleugnen und alles zu thun, was zum Glück eines guten, geliebten

Digitized by Google

Gatten beitragen konnte. Dabei, mein Gott, dachte ich, zu was denn all das Studiren, wenn es Einem nicht einmal Kraft giebt, seinen Geschmack, Lieblingsideen und Gewohnheiten aufzuopfern, um einen Anderen glücklich zu machen? Diese und tausend ähnliche Fälle gaben mir Anlaß, mich zu überzeugen, daß man nicht grübeln müßte, um gut zu werden, sondern daß Gott die schönen Lignamente tief in unsere Seele und Herz eingegraben hätte, und daß man nur diesen folgen müßte, um auf dem rechten Wege zu bleiben."

Aus dem Herzen, hat man gesagt, kommen die großen Gedanken. Aus Luisens reinem und gutem Herzen quoll die Klarheit und Wahrheit ihres Wesens, die sanfte Harmonie ihrer ganzen Persönlichkeit.

Thereses Brief an Bruder Georg, vom 10. Dezember 1796 datiert, bestätigt, was wir von der inneren Entwickelung Luisens, vor allem in ihrem Verhältnis zum Gatten, erfahren haben. Therese schreibt: . . . „Ich fand die Schwestern sehr hübsch, Friederike zumal verschönert und frisch wie eine Rose. Jetzt nach zwölf Tagen täglichen Umgangs läßt sich mehr sagen. Es sind wirklich liebliche Geschöpfe, sehr verschieden, aber sehr liebenswürdig. Luise ist mehr glücklich, aber sie ist es sich selbst schuldig. Wie viel Frauen an ihrer Stelle würden sich unglücklich fühlen, wenn der Kronprinz nicht alles gut in ihren Augen machte. Kleine Rauhheiten, Eigenheiten des Kronprinzen, wie leicht könnten sie zur Härte werden, wie leicht plagend werden, wenn nicht dieses biegsame aber immer elastische Rohr ihnen entgegengesetzt würde. Was das unbändige Pferd zu dem gemacht hat, was es ist, ist ein vortreffliches Herz, Vernunft durch guten Rath befestigt, Nachdenken, Erfahrung, und das mächtigste aller Mittel, die Liebe. Liebe ist stark wie der Tod, beiden gehorcht Alles. Das Bewußtsein, daß man glücklich macht, ist ein göttliches Bewußtsein, das erhielt ihr ihren heiteren Sinn, das macht, daß sie Alles belebt, Alles beglückt und dadurch alle Herzen gewinnt. Friederike ist ein einziges [nicht deutlich lesbar] Geschöpf, wahrhaftig nicht weniger zu bewundern. Wie unglücklich, daß gerade das liebliche, hingebende Wesen mit so einem eiskalten Mann verbunden sei. Gott Lob, jetzt finden sie sich ganz, sie entschuldigt gewisse Schwächen und findet viel Glück, Freude und Nahrung für ihr Herz in ihren Kindern. Man weiß, wie leicht getäuschte Hoffnungen verbittern, allein das ist gar nicht ihr Fall. Sie hat sich und mir zugleich versprochen, daß sie sich vor Klagen und Explikationen wie vor Feuer hüten will, dabei ist ihr Dichten und Trachten, ihr ganzer Wandel, ein Bestreben, das, ihre Pflicht zu thun, und ihm wohl zu gefallen. Seit 3 Wochen, daß der Mann krank ist, denkt sie an kein Ausgehen, sogar der Wunsch, mich zu sehen, hindert sie nicht daran. Ich denke, es ist unmöglich, von dieser Beharrlichkeit, Sanftmuth und Liebe nicht gerührt zu werden. Gott gebe es auch" . . . .

Digitized by Google

Noch während der Anweſenheit der Prinzeſſin Thereſe, die am 19. Dezember 1796 Berlin wieder verließ, war Prinz Louis plötzlich erkrankt; trotz ſorgſamſter Pflege ſeiner Gattin, die nicht von ſeinem Lager wich, ſtarb er am 28. Dezember 1796. Bald darauf, am 13. Januar 1797, verſchied auch König Friedrichs des Großen greiſe Witwe, trotz ihrer Wunderlichkeiten allgemein betrauert wegen ihrer großen Herzensgüte und Wohltätigkeit. Auch der Kronprinz erkrankte an dem Leiden, dem ſein Bruder zum Opfer gefallen war, einer Art Bräune, und ſchien zeitweiſe dem Tode nahe; die Kunſt des Hofarztes Brown und die aufopfernde Pflege Luiſens, die ſich der Bedienung des Kranken ſelbſt unterzog, retteten ihn. Prinz Georg, der mit der Großmutter wieder in Berlin anweſend war, ſchrieb darüber an Schweſter Thereſe: „Luiſe muß für ihren Mann ſorgen, deſſen Kopf halten, der Großmama Artigkeiten erweiſen u. ſ. w. Und wie ſich Luiſe dabei benimmt, nein, auf Ehre, es iſt unmöglich, ihr Ebenbild noch einmal zu finden. Der Oberſt [von Gräfe], der ſonſt nur zu oft hie und da etwas auszuſetzen fand und es ihr dann freimütig ſagte, beteuert mir jetzt den ganzen Tag, ſelbſt wenn er raffinierte, ſo wüßte er nichts an ihr zu tadeln“ ....

Aus der Verlaſſenſchaft der Königin-Witwe bot der König das Schloß Schönhauſen dem Kronprinzen an, der es aber ablehnte, weil es ihm zu nahe bei Berlin lag; es wurde dann der Witwe des Prinzen Louis, Prinzeſſin Friederike, überlaſſen, die es mit der oraniſchen Familie teilte. Der Kronprinz zog das kurz vorher von ihm gekaufte Gut Paretz, hinter Potsdam, vor, deſſen weltentlegene Einſamkeit ihm beſonders zuſagte und das er jetzt für ſich einrichten ließ.

Dem trauerreichen Winter folgte ein glückliches Frühjahr. Am 22. März 1797, überraſchend und leicht, gab Kronprinzeſſin Luiſe einem zweiten Knaben das Leben, dem Prinzen Wilhelm, der faſt 74 Jahre ſpäter, nach wunderbarem Schickſalswandel, der erſte Kaiſer des neuen Deutſchen Reiches werden ſollte. Der günſtige Verlauf der Entbindung und der Wochen, das Daſein eines zweiten Knaben, der ſich zart aber gut entwickelte, haben Luiſe innig beglückt und die immer in ihr ſchlummernden Geiſter übermütig ſprudelnder Laune aufgeweckt. Sie hat das ſelbſt lebhaft empfunden und dem Bruder Georg damals bekannt: „Die Luiſch iſt noch mehr ein Nari geworden ſeit ihren Wochen. Gottlob, ja! Sie iſt ſeitdem heiterer geworden.“ Dieſe beſeligte Stimmung, dies Glücksgefühl im Beſitz von Gatte und Kindern, belebt ihre Briefe an den Kronprinzen, der damals wieder in Potsdam im „Langen Stall“ exerzieren mußte und mit dem ſie eifrig korreſpondierte. Wenigſtens einen dieſer ſchönen Briefe in dem uns ſchon bekannten köſtlichen Gemiſch von Deutſch und Franzöſiſch wollen wir hier mitteilen. Er iſt aus Berlin vom 25. April 1797:

Digitized by Google

„Votre servante très humble et très obéissante! J'ai attendu en vain toute la journée. Point de nouvelle, point de lettre, point de réponse de Son Altesse Royale, et je suis aussi loin et aussi savante que je l'étais hier avant de vous avoir écrit. Das Gallenfieber ärgere ich mich an den Hals, doch das will ich bleiben lassen und Dir sagen, daß ich mich recht sehr wohl befinde, heute etwas eingenommen habe, worauf ich mich gestärkt und erleichtert fühle. Ma tête va extrêment bien et est devenue si légère que je ne la sens plus du tout. J'ai aujourd'hui aussi meilleure mine que l'autre jour, et en général je suis einem Fisch im Wasser ähnlich. M. Brown vous portera cette lettre, et comme vous êtes accoutumé qu'il ne vient jamais mit leeren Händen, il vous remettra des cerises, qui auront, à ce que j'espère, votre approbation.

Des nouvelles, je n'en ai guère que Maman a été hier à Charlottenbourg, aujourd'hui chez moi (sans m'en parler) et qu'elle ira demain à 8 heures à cheval à la faisanderie. Au reste, theuerster Gemahl, est-il 10 heures, je sacrifie pour vous sommeil, yeux, santé et tout, seulement pour vous parler, parce que je vous — aime.

A propos, ich habe mir was ausgedacht. Pour vous punir de ce que vous prenez tant de vin de champagne les samedis, je vous avertis que je mettrai tout le temps de mon séjour à Potsdam du rouge, et que si j'apprends que vous buvez encore tant le samedi qui vient, alors j'en mettrai aussi à Paretz, ja, ja. A présent, vous n'avez qu'à vous arranger de façon que je n'aie pas besoin de cette dernière punition, car pour la première, vous n'en échappez plus, nein, nein. Je crois réellement que je suis le petit Amour de l'arbre de Diane, qui se cache et qui crie toujours ja, ja, nein, nein.

Pensez seulement que Heinitz a été hier chez la Voss, qu'il lui a dit qu'il savait que cela était grossier, mais n'importe qu'il viendrait demain matin avec ce peintre suédois ou danois [Plötz] me faire peindre, parce que l'académie, la manufacture de porcelaine, enfin tout le monde le voulait et le demandait à cor et à cri. Wohl oder übel muß ich armes Weibsen dran. Also morgen um 11 sitze ich da und blaße hölliſch Trübsal.

Adieu, je vais reposer mes grâces pour être plus fraîche que le matin qui va éclore. Je le sens, j'inspirerai de la jalousie demain même à Venus. Pourvu que le serviteur zélé de Mars m'aime toujours, je laisse bien volontiers à Venus sa beauté et ses grâces, le bonheur est pour moi. Du lieber Kriegsknecht, bleibe mir treu und gut, und mache mich stets so glücklich, wie ich es nun drei Jahre durch Dich bin.

Deine

Louise."

Digitized by Google

Inzwiſchen hatte das Leiden des Königs, das man einer Vergiftung in Polen zuſchreiben wollte, ſich ſo verſchlimmert, daß er auf Andringen der Aerzte am 21. Juni 1797 eine zweite Badereiſe nach Pyrmont antreten mußte. Am nächſten Tage folgte ihm ſeine Schwiegertochter, Prinzeſſin Friederike, die ſehr in Gunſt bei ihm ſtand, und die er nach Pyrmont eingeladen hatte. Beklommenen Herzens ſah Luiſe die Schweſter abreiſen. Die 19 Jahre Friederikens, ihre Unerfahrenheit und zu große Weichheit erfüllten ſie mit bangen Sorgen. Würde ſie ſich vor Fallſtricken zu hüten wiſſen? Würde ſie es verſtehen, mit Keinem zu gut zu werden, mit Keinem es zu verderben? In der rührenden Sorge ihrer Schweſterliebe hat ſie Friederiken damals eine Art Inſtruktion nach Pyrmont mitgegeben, die, wir wollen es glauben, das leichte Blut der Schweſter vor Unbeſonnenheiten zu hüten beigetragen hat. Im Juli durften Kronprinz und Kronprinzeſſin ſelbſt den König in Pyrmont beſuchen, wo ſie eine Reihe angenehmer Tage verlebten; auf der Rückreiſe, im Auguſt, haben ſie ſich einige Zeit in Luiſens Geburtsſtadt, in Hannover, bei Onkel Ernſt aufgehalten und auch Magdeburg mit ſeinem ehrwürdigen Dome beſichtigt. Am 16. Auguſt waren ſie wieder in Potsdam.

Während ihrer Abweſenheit war die Neueinrichtung von Paretz vollendet, und das kronprinzliche Paar ſiedelte Anfang September auf einige Wochen dahin über, um ſich an den Genüſſen des Landlebens, an Spazierritten, Waſſerfahrten, Jagd zu erfreuen. Eine Freundin der Natur, wie Luiſe war, hat ſie auch die beſcheidenen Reize der märkiſchen Landſchaft immer geliebt. Die Oberhofmeiſterin war anfangs ſehr enttäuſcht von Paretz, ſie fand es „nicht im geringſten hübſch", hat ſich jedoch ſpäter damit ausgeſöhnt. Friedrich Wilhelm aber und Luiſe haben die ſorgenfreieſten und glücklichſten Stunden ihres Lebens in der Stille und Zurückgezogenheit dieſes abgelegenen kleinen Landgutes verlebt, wo er als „Schulze" und ſie als „gnädige Frau von Paretz" walteten. Major Köckritz, den ſie mitgenommen hatten, ſchrieb über das kronprinzliche Paar: „Der Kronprinz, dieſer liebenswürdige Prinz, behandelt mich als ſeinen Freund ... Ohngeachtet ich am Hofe lebe, ſo weiß ich doch nichts von Zwang, denn der Prinz iſt ein Feind aller Ceremonien und aller läſtigen Etikette. Seine Gemahlin iſt die liebenswürdigſte Perſon ihres Geſchlechts und ſucht ſich ganz nach der biederen Denkungsart ihres vortrefflichen Gemahls zu bilden" ... Und nach der Rückkehr nach Berlin (am 22. September 1797): „Mein guter Herr würde auch noch nicht ſo bald das ruhige Landleben, wozu er ſo viel Gefühl und Stimmung hat, mit dem quälenden Geräuſch der großen Stadt verwechſelt haben, wenn nicht das hieſige Herbſtmanöver ſeine Gegenwart erfordert hätte. Die guten Menſchen genoſſen zum erſten Mal in ihrem Leben ſo ganz das Einfache der Natur, entfernt von allem Zwang nahmen ſie ſo herzlich Anteil an den naiven Aeußerungen der Freude des Landvolks, beſonders bei dem Erndtefeſte,

vergaßen ihre Hoheit, mischten sich in ihre Tänze, und hier war im eigentlichen, aber wahren Verstande Freiheit und Gleichheit. Ich selbst dachte nicht daran, daß ich 54 Jahre zurückgelegt, und tanzte gleichfalls mit, desgleichen die Frau Oberhofmeisterin von Voß, Excellenz"... Auch Prinz Georg, der damals Paretz besuchte, rühmt in einem Briefe an Schwester Therese den „kindlichen Frohsinn" des kronprinzlichen Paares; den ganzen Tag war man beieinander, speiste immer zusammen, und Friedrich Wilhelm und Luise stritten um die besten Stücke und nahmen sie sich gegenseitig weg: „mehr brauchen sie nicht, um zufrieden zu sein".

Die Tage König Friedrich Wilhelms II. neigten zu ihrem Ende. Im Frühjahr 1796 war seine Lebenskraft noch einmal aufgeflackert und der Gedanke eines neuen Krieges mit Frankreich scheint ihm nahe getreten zu sein. Schließlich, unter der vereinten Einwirkung des Grafen Haugwitz und des Generals Bischoffwerder, blieb es doch bei dem System der norddeutschen Neutralität, das den Interessen und der Lage des preußischen Staates damals entsprach und in dem der König selbst Ruhe fand. Dann kam der Winter von 1796, der dem König seinen zweiten Sohn nahm. Das Innenleben Friedrich Wilhelms II. ist uns meist verschlossen; nur zuweilen gestattet eine Aeußerung von ihm oder eine Zeile seiner ungelenken Hand einen Blick, der uns das Geheimnis harter Seelenkämpfe, bitterer Leiden ahnen läßt. Der König war ehrlich gewesen in dem Kampfe gegen das, was ihm die falsche Richtung seiner Zeit schien, wie er aufrichtig war in seinem antirevolutionären Eifer. Die Mißerfolge nach innen wie nach außen hatten ihn tief erschüttert. Er hatte sich selbst von seinen Angehörigen zurückgezogen, die seinen dem Mystischen zugewandten Neigungen kein Verständnis zeigten, und unter denen er nur Freigeister und Gottesleugner zu finden wähnte. Der Tod des Prinzen Louis, die schwere Erkrankung des Kronprinzen haben ihn dann mit seinen Kindern wieder zusammengeführt. „Der König," so schrieb Mitte Januar 1797 Luise dem Vater, „hat uns während dieser ganzen schrecklichen Zeit mit Güte überhäuft; er hat sich als ein wahrer Familienvater gezeigt." „Die Eintracht der Prinzen des preußischen Hauses," so schreibt der französische Gesandte in Berlin, „ist musterhaft. Der König liebt seine Kinder außerordentlich, und diese haben ihrerseits eine unbegrenzte Anhänglichkeit an ihren Vater. Die Geschichte wird über Friedrich Wilhelm als König richten; als Mensch ist unter allen, die ihm nahe stehen, nur Eine Stimme über seine Rechtschaffenheit, seine Güte und seine häuslichen Tugenden." Indessen machte das Leiden des Königs, ungehemmt durch Badekuren und andere Heilversuche, rasche und furchtbare Fortschritte; die Kräfte schwanden, der Atem stockte, das Leben wurde ihm zu einem langsamen, fühlbaren Sterben. Dabei wurde es allgemein bewundert, wie er die Qualen der Krankheit mit ruhiger Ergebung trug, während seine Güte unverändert blieb.

Digitized by Google

Selbſt der damalige Geſandte Oeſterreichs in Berlin, deſſen Berichte ſonſt manch hartes Wort über den König und deſſen Regierung enthalten, hat bezeugt, daß die Freundlichkeit des Königs ſich immer gleich blieb und die allgemeine Teilnahme an ſeinem Leiden erhöhte. Am 15. November ſprach der König in Potsdam noch einmal ſeine Gemahlin und ſeinen Sohn, den Kronprinzen; ſeine Schwäche war ſchon ſo groß, daß an die Einrichtung einer Regentſchaft gedacht wurde. Am nächſten Tage kam die Nachricht, daß er im Sterben liege. Während der Kronprinz zögernd nach Potsdam fuhr, begegnete ihm ſchon Biſchoffwerder mit der Nachricht vom Ableben des Königs. Prinzeſſin Luiſe Radziwill war bei der Kronprinzeſſin, als man Biſchoffwerder auf das Palais zukommen ſah; gleich darauf trat Frau von Voß ein, mit den Worten: „M. de Bischoffwerder demande à parler à Votre Majesté.“

So war Luiſe Königin geworden, der Kronprinz König Friedrich Wilhelm III. Beide empfanden ſchwer und drückend die Laſt der Krone, die Größe ihrer neuen Aufgabe. Wie der Kronprinz bei ſeiner Abfahrt nach Potsdam zu ſeiner Gemahlin gemeint hatte: „Unſer ruhiges Glück iſt vorüber, die Prüfungszeit beginnt“, ſo ſchrieb Luiſe am 17. November aus Potsdam dem Vater: „Mein teurer Vater. Ach, ſeit geſtern 9 Uhr iſt der König nicht mehr, und wir armen Kinder, wir weinen um ihn und trauern .... Gott wolle ſeiner Seele gnädig ſein und meinem Mann in ſeinen Arbeiten beiſtehen, die ſchrecklicher ſind als man glaubt.“

Leicht hingeworfene Worte, deren zukunftsſchwere Bedeutung Luiſe nicht ahnen konnte.

Digitized by Google

Viertes Kapitel

Stille Jahre

(1797—1802)

I. König Friedrich Wilhelm III.

„Ein Regiment der Gerechtigkeit, der Ordnung und der Sparsamkeit beginnt" — mit diesen Worten begrüßte der französische Gesandte in Berlin die Thronbesteigung König Friedrich Wilhelms III. Ohne Zweifel bezeichnete er damit treffend die Absichten, in denen der junge König die Regierung antrat und durch die er den Schwierigkeiten, die er vorfand, abhelfen zu können meinte. Der Staatsschatz war geleert, die politische Lage infolge des Anwachsens der französischen Uebermacht gefährdet, die Verwaltung im Stillstand, die Disziplin im Beamtentum gelockert, und im Osten bot die Eingliederung der großen polnischen Erwerbungen fast unlösbare Aufgaben. Doch noch ganz andere Hoffnungen, als nur auf die Beseitigung der offenkundigsten Mißstände, knüpfte man in weiten Kreisen an den Regierungswechsel; man erwartete, daß nun eine neue Zeit für Preußen überhaupt anhebe. „Wir sind wirklich unbeschreiblich glücklich in allem Betracht .... Wir bekommen alle neues Leben", schrieb der greise Führer der Berliner Aufklärung, Nicolai. Ein Schüler von Suarez, dem Vater des preußischen Landrechts, schien der junge König den neuen Ideen, wie sie im siegreichen Fortgang der französischen Revolution unter preußischen Beamten, Offizieren und Bürgern sich verbreitet hatten, nicht unzugänglich. Der glänzendste Schriftsteller der Hauptstadt, Friedrich Gentz, ein Beamter, konnte es wagen, in einem der

Digitized by Google

Oeffentlichkeit übergebenen Schreiben den König zu Reformen, zur Anbahnung wirtſchaftlicher und geiſtiger Freiheit einzuladen; und die neue Königin ſelbſt, wie wenigſtens Gentz wiſſen wollte, ſollte ihren Gemahl auf dies Schreiben aufmerkſam gemacht haben.

Das Schickſal Preußens hing nun davon ab, inwieweit der neue König nach ſeinem ganzen Weſen dieſen weitgehenden Erwartungen entſprechen konnte.

Wir wiſſen es bereits: Friedrich Wilhelm war ein verſchüchterter, in ſich gekehrter, ſchwerblütiger Charakter. Eine durch und durch innerliche Natur von aufrichtiger und altväteriſcher Frömmigkeit, beſaß er menſchlich ſchöne und achtungswerte Eigenſchaften: einen milden und wohltätigen Sinn, Rechtſchaffenheit und Biederkeit, Treue und Zuverläſſigkeit, Ordnungsliebe und Sparſamkeit, die freilich oft in harte Pedanterie ausarten konnten, vor allem eine unbedingte Wahrheitsliebe. Selbſt Frau von Voß, die ihn ſonſt in ihrem verſchwiegenen Tagebuch oft ſtreng genug beurteilt, ſchreibt einmal: „Er iſt wirklich der wahrhaftigſte Menſch, der exiſtiert". Eine ſtattliche Erſcheinung von männlich würdiger Haltung, war er doch im Verkehr ungewandt und wortkarg, gegen die Oeffentlichkeit ablehnend und zurückweiſend. Schmeicheleien und Huldigungen, von welcher Art auch immer, waren ihm widerwärtig. Den Herausgebern der „Jahrbücher der preußiſchen Monarchie", die ihm mit den ſeither oft wiederholten Ueberſchwenglichkeiten von Novalis-Hardenberg huldigten, ließ er bedeuten, ſolchen Unſinn nicht wieder zu drucken. Er war mißtrauiſch gegen andere, am meiſten vielleicht gegen ſich ſelbſt. Das Gefühl ſeiner Unſicherheit und Unzulänglichkeit machte ihn unentſchloſſen. Es ward ihm nicht leicht, zwiſchen entgegengeſetzten Anſichten zu entſcheiden: ſo neigte er dazu, eine Sache reifen zu laſſen, Entſchlüſſe hinauszuſchieben, oder nur vorläufige, unfertige Entſcheidungen zu geben. Das Kategoriſche fehlte ihm ganz, obſchon er hartnäckig ſein konnte bis zum Eigenſinn. Das „Ich will" fiel ihm ſchwer, leichter wurde ihm ein „Ich will nicht".

Eine ſchwunglos nüchterne Natur, die keinen Herd gefährlicher Leidenſchaften in ſich barg, die aber auch Begeiſterung ſelbſt ſo wenig empfand, wie ſie andere je zur Begeiſterung zu erheben und fortzureißen fähig war. Ein auf die Alltagswirklichkeit gerichteter Sinn, der das Element des Idealen, der Phantaſie völlig ausſchloß.

Für die Staatsgeſchäfte hatte Friedrich Wilhelm geringe Neigung, am wenigſten für auswärtige Politik. Seine entſchiedene Vorliebe galt dem preußiſchen Heere, und beſonders ſeinem eigenen Regiment, doch klagte man bald, daß ſeine Gutmütigkeit die Disziplin ſchädige. Es fehlte ihm im Militärweſen ſo wenig wie ſonſt an geſundem Urteil, das ſich aber oft mehr in ſcharfer und bitterer Kritik äußerte, als in durchgreifenden Willenshandlungen. Ueberdies hafteten ſein Blick und ſeine Teilnahme doch mehr an Aeußerlichkeiten, mehr an friedlichen Exerzierübungen, als an kriegsmäßiger Ausbildung.

Digitized by Google

Das Weſen Friedrich Wilhelms zeigt einen patriarchaliſchen Grundzug: das offenbart ſich ſeinem Lande gegenüber wie in ſeiner Häuslichkeit.

Durchaus patriarchaliſch iſt doch die Auffaſſung von ſeinem Verhältnis zum preußiſchen Volke: er hoffte, wie er es ſpäter in einer der großen Kriſen ſeiner Regierung (1809) ausgeſprochen hat, „ein treu ergebenes, friedliches, williges, gehorſames und beſſerungsfähiges Volk zu finden", und er war entſchloſſen, durch ſein Beiſpiel, durch „Ordnung, Gerechtigkeit, Sparſamkeit" es von den „Abwegen der Irreligioſität, Immoralität und Genußſucht" zurückzuführen. Wie er ſelbſt an ſeiner Stelle wirken wollte, ſo ſollte auch jeder andere in dem Kreiſe, in dem er einmal geboren, ſeiner Pflichterfüllung ſtill und ruhig leben; der altpreußiſche Klaſſenſtaat, mit ſeiner ſtrengen Sonderung der Stände, mit dem ſchroffen Gegenſatz von Stadt und Land, war eigentlich ganz nach ſeinem Sinne: unruhiges Hinausſtreben über die gegebenen Schranken war ihm unwillkommen, aber jedem ſollte auch innerhalb ſeiner Sphäre ſein Recht ungekränkt bleiben.

Wir beſitzen zwei wertvolle Zeugniſſe, noch aus Friedrich Wilhelms Kronprinzenzeit, die uns das zweifelloſe Vorhandenſein gewiſſer reformatoriſcher Beſtrebungen, nicht minder deutlich aber auch deren enge Umgrenzung aufweiſen.

Im Sommer 1796, als die Erkrankung des Königs, ſeines Vaters, ihren gefährlichen Charakter offenbarte, hatte Friedrich Wilhelm in einer umfangreichen Niederſchrift ſeine Auffaſſung der Pflichten eines Königs von Preußen niedergelegt. Ein poſitives „Regierungsprogramm" kann man es kaum nennen. Es iſt mehr eine Kritik der Regierung Friedrich Wilhelms II., von deſſen Handlungen er ſelbſt faſt in allem und jedem das Gegenteil zu tun ſich vornimmt. Den Kriegen des Vaters ſtellt er den Satz entgegen: „Das größte Glück eines Landes beſteht zuverläſſig in einem fortdauernden Frieden". Er wird die Einkünfte, „die nicht dem Landesherrn, ſondern dem Lande gehören", nicht in unſinnigem Aufwand vergeuden; vielmehr ſelbſt mit einer „guten Wirtſchaft" vorangehen. Kein Luxus beim Militär, keine verſchwenderiſche Hofhaltung mit lächerlichem und ſteifem Zeremoniell; vor allem keine Günſtlingswirtſchaft, wegen deren die Höfe ſo vielfach als Sitze des Laſters und der Ueppigkeit verabſcheut werden. Ein Fürſt darf nicht bloß „den reicheren und angeſeheneren", ſondern muß auch „den nützlicheren und arbeitſameren gemeineren Teil des Volkes ſeiner Gnade und Aufmerkſamkeit teilhaftig" werden laſſen. Er muß den Rat „rechtſchaffener, biederer, einſichtsvoller und unintereſſierter" Männer einholen.

Einen Mann dieſer Art glaubte Friedrich Wilhelm in ſeiner Umgebung bereits gefunden zu haben: den Major Köckritz, einen herzlich unbedeutenden Menſchen, dem aber Biederkeit und Treuherzigkeit aus allen Zügen ſprachen, und der dem Kronprinzen und dem ſpäteren

Digitized by Google

König vor allem gefiel, weil er nie „durch Aufſehen erregende Hypotheſen, Paradoxen und Theorien zu glänzen ſuchte."

Im Juni 1797 hat der Kronprinz eine zweite Denkſchrift verfaßt, die er noch am Tage des Regierungsantrittes ſeinem Generaladjutanten, dem nunmehrigen Oberſtleutnant Köckritz einhändigte. Es war, als fühlte Friedrich Wilhelm doch, daß die Tage der abſoluten Selbſtherrſchaft vorüber ſeien. Bittend wendet ſich der Erbe der Monarchie Friedrichs des Großen an einen ſeiner Offiziere, deſſen Rechtſchaffenheit und Zuverläſſigkeit ſein Vertrauen gewonnen haben, und in einer Sprache, die ſchlichte Wahrhaftigkeit und tiefen ſittlichen Ernſt bekundet, fordert er ihn auf, dem Könige ein wahrer Freund und treuer Ratgeber zu bleiben, wie er es dem Kronprinzen geweſen, und nach innerer Ueberzeugung, nach Pflicht und Gewiſſen, über die Menſchen und die öffentliche Meinung als ehrlicher Mann ihm allezeit ſeine Meinung zu ſagen. Zugleich enthält das Schreiben aber auch einen Hinweis auf Reformen, die den Gebrechen des preußiſchen Staatsweſens da, wo ſie am fühlbarſten ſind, Abhilfe verheißen: Friedrich Wilhelm kündigt ſeinem Adjutanten an, daß er unter dem Beirat der geſchickteſten und erfahrenſten Staatsmänner die Zerrüttung in den Finanzen beſeitigen und ein auf Ordnung ruhendes feſtes Syſtem der Staatsverwaltung einzuführen denke.

Wir ſehen: zu einem „Regiment der Ordnung, Gerechtigkeit und Sparſamkeit" war der neue Herr ſeinem ganzen Weſen nach ohne Zweifel entſchloſſen; wie er auch zur Beſeitigung der ſchreiendſten Mißſtände und Auswüchſe der bisherigen Regierung ganz bereit war. Er erſcheint ſelbſt nicht unberührt von human-bürgerlichen Gedanken, von dem philanthropiſchen Geiſte des 18. Jahrhunderts, von dem der Ratgeber, den er nächſt Köckritz ſich zum Vertrauten wählte, der Kabinettsrat Mencken, ganz erfüllt war. Aber ſeine Neigung geht doch eigentlich weniger auf die Einführung von Reformen, am wenigſten von grundſtürzenden, als auf die Abſchaffung von Mißbräuchen. Und wie ſehr blieb dabei das Regierungsprogramm, wenn wir das Wort wiederholen dürfen, überhaupt zurück hinter den theoretiſchen Forderungen der rationaliſtiſchen Aufklärung nicht bloß, ſondern auch hinter den realen Bedürfniſſen des preußiſchen Staates! Es iſt nur zu wahr: die Abſichten des Königs ebenſo wie ſeine nächſten Maßnahmen berührten nur oberflächlich den eigentlichen Sitz der Krankheit des preußiſchen Staatsweſens, ſie griffen nicht hinein in die großen Lebens- und Daſeinsfragen.

Das Regiment Woellners und Biſchoffwerders wurde beſeitigt, das drückende Tabaksmonopol abgeſchafft, gegen Verſchleppungen in der Rechtspflege ſchritt der König perſönlich ein. Langſam und zaghaft, wie es einmal ſeine Art war, wagte er ſich an andere Reformen. Für ſein Heer dachte er an Vermehrung der Inländer, namentlich bei den Regimentern

im Oſten, an Hebung des militäriſchen Unterrichtsweſens, an Aufbeſſerung der wirtſchaftlichen Lage der Soldaten. Nicht lange, und er lud Scharnhorſt nach Berlin, der ſich ihm durch ſeine reformatoriſchen Ideen beſonders empfohlen hatte. Er berief die Kommiſſion zuſammen, die er in dem Schreiben an Köckritz ſchon angekündigt hatte. Er verſuchte ſich an der Löſung der großen Frage, die bereits ſeine Vorgänger vielfach beſchäftigt hatte: er begann die ſchon oft geplante Bauernbefreiung, zunächſt durch Freigebung der Domänenbauern. Beſſerungen im Zoll- und Steuerweſen, in der Verwaltung durch Umwandlung der Zentral- und Lokalbehörden wurden erwogen; man kann ſagen: die Reformen, mit denen der große Freiherr vom Stein ſpäter ſeine miniſterielle Wirkſamkeit bezeichnet hat, ſind ſchon in den erſten Jahren des neuen Königs angeregt, beraten, vorbereitet worden. Allein zur Verwirklichung und Durchführung fehlten ein Mann und ein Wille. Das altpreußiſche Staatsweſen war auf einen kraftvollen und belebenden Antrieb von oben her gerichtet, der von König Friedrich Wilhelm, wie er nun einmal war, nicht erwartet werden durfte. Mit ſeinen Miniſtern hatte er wenig Fühlung, zu ſeinen Beamten überhaupt anſcheinend wenig Vertrauen. Wie charakteriſtiſch iſt es, daß er die Inſtruktion für die eben erwähnte Finanzkommiſſion von einem ſeiner Offiziere, dem Kommandanten von Potsdam, General Rüchel, hat ausarbeiten laſſen. Die Kabinettsräte aber, auf deren Stimme er zu hören pflegte, hemmten oft die Wirkſamkeit der Miniſter, ohne ſie doch erſetzen zu können. So geſchah es, daß man bei dem Reformwerk über Erwägungen und Vorbereitungen wenig hinauskam.

Die auswärtige Politik blieb von dem Regierungswechſel völlig unberührt. Nach den weitausgreifenden Plänen der erſten Jahre König Friedrich Wilhelms II. hatte unter des Grafen Haugwitz' Leitung die preußiſche Politik ſich auf das Syſtem der norddeutſchen Neutralität zurückgezogen, das durch Verträge mit Frankreich und durch Abmachungen mit den norddeutſchen Ständen ſelbſt geſichert war. Es gab Preußen und ſeinen deutſchen Nachbarſtaaten eine Zeit wirtſchaftlichen Gedeihens und geiſtiger Blüte. Auch politiſch war es doch ein Fortſchritt gegen die Zeiten Friedrichs des Großen und ſelbſt gegen den Fürſtenbund, wenn Preußen gegen Frankreich jeden Angriff auf Hannover für einen Friedensbruch erklärte und ſich zugleich in Hildesheim mit den norddeutſchen Ständen zur Aufſtellung eines Schutzheeres verbündete. Der neue König ergriff mit voller Ueberzeugung dieſe Politik der norddeutſchen Neutralität, freilich mit einer gewiſſen einſeitigen Bevorzugung der Neutralität an ſich. Der Gedanke der Intereſſengemeinſchaft Preußens mit den norddeutſchen Staaten, der unter Friedrich Wilhelm II. oft und ſtark betont war, erfüllte ihn weniger lebendig als die Vorliebe für Neutralität und Frieden. „Alle Welt weiß, daß ich den

Digitized by Google

Kronprinzeſſin Luiſe mit ihrer Schweſter Friederike
Marmorgruppe von G. Schadow, vollendet 1796

Digitized by Google

Krieg verabſcheue," ſo ſchrieb er eigenhändig ſeinem Großonkel, dem Prinzen Heinrich, „und daß ich kein größeres Gut auf Erden kenne als die Erhaltung von Frieden und Ruhe als das einzige für das Glück des Menſchengeſchlechtes geeignete Mittel."

Während im Weſten und Süden das Völkermeer wie in einem Wirbelſturm ſchäumte und brandete, ging des Königs unabläſſiges Bemühen dahin, die Gegenſätze auszugleichen, unruhige Nachbarn durch vermittelnde Worte zu beſchwichtigen und den Zuſtand Mitteleuropas, wie er aus den Revolutionskriegen hervorgegangen, möglichſt unveränderlich feſtzulegen. „Konſervieren, apaiſieren, kalmieren" waren ihm Lieblingsworte und Lieblingsgrundſätze.

Der patriarchaliſche Grundzug im Weſen Friedrich Wilhelms beherrſchte auch das Hofleben und die Häuslichkeit des Königspaares. Einfach und regelmäßig in allen ſeinen Lebensgewohnheiten, verlangte der König in ſeiner Umgebung ebenfalls Einfachheit und Regelmäßigkeit. Nur in der Karnevalszeit entzog er ſich nicht den einmal herkömmlichen Hoffeſten. Wie er das Berliner Königsſchloß verſchmähte und im Kronprinzlichen Palais wohnen blieb, ſo ſollte auch ſonſt möglichſt die bisherige Lebensweiſe beibehalten werden. Er liebte weder Neuerungen noch neue Geſichter. Nach Jahrzehnten zum erſten Male wieder beſaß nun Preußen nicht bloß einen König und eine Königin, ſondern ein Königspaar, das in gemeinſamer Häuslichkeit lebte — einer Häuslichkeit freilich, für die des Hausherrn peinlich ſtrenger Wille alles regelte, die Stunden der Mahlzeiten wie die Pferdezahl vor dem Wagen der Königin. Wie im Staate hatte im Hauſe jedes ſeinen unveränderlichen Platz. Abweichungen von der einmal eingeführten und ihm genehmen Ordnung duldete Friedrich Wilhelm nicht, ſie waren ihm „fatal", wie eines ſeiner Lieblingsworte lautete, und weckten den in ihm ſchlummernden Haustyrannen. Die Feſſeln der Etikette ließ er dabei ſich lockern, die Tore zum Königspalaſt weit ſich öffnen. In ſeiner Abneigung gegen Hofzeremoniell, in ſeinem Hang zu bequemer Häuslichkeit, glitt Friedrich Wilhelm zuweilen faſt ins kleinbürgerliche Leben hinein. Wie ein echter und rechter Berliner beſuchte er den Weihnachtsmarkt und den Stralauer Fiſchzug, beſah den Aufſtieg eines Luftballons oder ein Panorama. Sein Lieblingsvergnügen war das Theater, wo er Luſtſpiele und Poſſen bevorzugte, und das er aufſuchte ſelbſt wenn ſich eben der Grabhügel über einem ſeiner Kinder geſchloſſen hatte.

Indeſſen, das Hofleben in Berlin, ſo ſehr es der König vereinfachte, blieb doch immer ein Hofleben unter dem Druck des Zeremoniells und der Etikette; lieber weilte er deshalb in Charlottenburg, in ſeiner Geburtsſtadt Potsdam, am liebſten in Paretz, wo er ſich nach ſeiner Neigung zwanglos gehen laſſen konnte und an Topfſchlagen und Blindekuhſpiel teilnahm. In Potsdam trennte nichts ihn von ſeinem Volke; kein Poſten ſperrte zu ihm den

Weg, und ein öſterreichiſcher Geſandter, Fürſt Dietrichſtein, berichtet ſtaunend und mißbilligend, wie der König dort mit dem Kronprinzen, die Königin mit einer Prinzeſſin auf dem Arm unter den Bürgern einherging.

„Bon bourgeois, bon père de famille, aber kein König für dieſe Zeiten“ — ſo lauten bald die einmütigen Urteile der fremden Diplomaten. „Man muß ihn lieben, aber ihn bedauern.“

Es war ein Glück für dieſen König, wie für ſeinen Hof und das preußiſche Volk, daß das Schickſal ihm dieſe Königin an die Seite geſtellt hatte.

II. Stilleben

Die erſten Wochen nach der Thronbeſteigung vergingen der neuen Königin in den zahlreichen Zeremonien, die von einem Regierungswechſel unzertrennlich ſind. Da waren Audienzen zu erteilen, die Geſandten der befreundeten Höfe zur Entgegennahme der Beileidskundgebungen und Beglückwünſchungen zu empfangen; von den kleineren deutſchen Höfen eilten viele Prinzen perſönlich an den Berliner Hof, der bald inmitten der Kriegsſtürme zu einem geſuchten Mittelpunkt fürſtlicher Geſelligkeit in Deutſchland wurde. Auch Luiſens Vater kam, die Großmutter und der jüngſte Bruder Prinz Karl, der etwas ſpäter in die preußiſche Armee eintrat. Während der neue König ſich ſeinen Repräſentationspflichten nicht ohne ſichtliches Widerſtreben unterzog und überhaupt aus der kronprinzlichen Zurückgezogenheit in die helle Oeffentlichkeit des Königtums nur ungern hinaustrat, erfüllte Luiſe ihre königlichen Pflichten zugleich mit majeſtätiſcher Würde und bezaubernder Liebenswürdigkeit. Wie mancher hat den unvergeßlichen Eindruck geſchildert: Wenn die Geladenen erwartungsvoll ſich verſammelten, die Tür, auf die längſt aller Blicke gerichtet waren, ſich öffnete und die Königin hereintrat „als ob ein glänzendes mildes Licht den ganzen Saal erfüllte. Ihr blaues freundliches ſeelenvolles Auge, ſchnell den ganzen Kreis durchlaufend, hatte eine ſo eigentümliche heitere Lebendigkeit und doch dabei eine ſo vertrauende Innigkeit und Ruhe, eine ſo herzgewinnende Huld, daß alle hätten meinen können, jeder für ſich habe nur allein den freundlichen Gruß: ‚Willkommen‘ empfangen.“ Es wird erzählt, daß Geſandte, die zum erſten Male zu einer Audienz zugelaſſen waren, bei dem Anblick der ſchönen Königin in ihrer Anſprache ſtecken blieben. Anmutiger noch wirkte der Königin Erſcheinung im kleineren häuslichen Kreiſe, unter den lieben Verwandten und Freunden, die ſich überzeugen konnten, daß ſie unter dem Glanz der Krone noch die alte Luiſe geblieben war. „Sie iſt ein Engel,“

Digitized by Google

ſchreibt die Großmutter aus Berlin einem ihrer Enkel; „ſie wird von aller Welt bewundert“, und Frau von Voß, hierin einmal mit der Großmutter einverſtanden, notiert in ihrem Tagebuch: „La Reine est un ange en tout“.

Luiſe ſelbſt war noch entfernt davon, in ihrem Inneren die ruhige Sicherheit, das Selbſtbewußtſein einer Königin zu fühlen. „Ich bin nicht zur Königin geboren, das glaube mir,“ hatte ſie wenige Wochen vor dem Thronwechſel dem Bruder Georg geſchrieben, und dieſem Beſcheidenheitsbekenntnis noch die Verſicherung hinzugefügt: „Doch will ich gern das Opfer werden, wenn nur ſonſt in der Zukunft mal dadurch was Gutes geſtiftet werden kann“; und ferner: „Du wirſt mich vermutlich nie mehr ſo glücklich ſehen, als Du mich verließeſt.“ Jetzt ſchrieb ſie ihm voll Wehmut zugleich und in jenem Pflichtgefühl, das in ihr in ſchweren Tagen immer den Ernſt ihrer Stellung verklärt hat: „Wir ſind glücklich! Ich? So ſehr als es eine Königin ſein kann. Es iſt aber doch nicht das Glück einer Kronprinzeſſin. Als ich von dem Glück ſprach, ſo wollte ich ſagen: Könnt' ich doch Rang und Würde ablegen, und bloß mit Menſchen umgehen, die ich lieben könnte. Die Ueberzeugung aber, daß ich Gutes ſtifte in der Lage, wo ich bin, gibt mir Kraft und belebt meine Seele aufs neue mit dem heiligen Feuer, das nur Tugendhafte fühlen können, wenn ſie ſich vornehmen immer gut und tugendhaft zu ſein.“

Es war nicht bloß das Bewußtſein von dem, was ihr ſelbſt noch zur Königin fehlen mochte, wodurch ſie im Inneren ſich unſicher fühlte; wie es ſcheint, ſah ſie auch ſchon jetzt nicht ohne Sorge auf ihren Gatten und deſſen Königtum. Sie rühmte ihm Mut und vielen guten Willen nach, aber würde das genügen? In ſo unruhigen Zeitläuften, wo nach kaum geſchloſſenem Frieden mit Oeſterreich die Franzoſen ihre Hände immer drohender über den Rhein ausſtreckten und das Syſtem der norddeutſchen Neutralität gefährdeten? Sie geſtand es leiſe dem Vater, daß ſie um den Gatten ſich beunruhige, der jetzt zum erſten Male ſelbſtändig handeln und ſich durch ſeine Handlungen einen Namen machen ſolle.

Welches aber auch anfangs und zeitweiſe ihre Sorgen geweſen ſein mögen, ſie zerflatterten bald, als im Hofleben wieder die Tage feſtlicher Zerſtreuungen anbrachen. Die Trauer um den verſtorbenen König — das hatte er ſelbſt noch beſtimmt — dauerte nur wenige Wochen, dann begannen die Feſtlichkeiten, ſo glänzend und doch ſo einförmig wie je, die Bälle und Thé-dansants, die diplomatiſchen Diners und Theaterbeſuche. Niemand kümmerte es, daß in denſelben Tagen zu Raſtatt zwiſchen franzöſiſchen und deutſchen Bevollmächtigten um die Rheingrenze geſtritten wurde, wie man ſich auch nicht ſtören ließ, wenn des unglücklichen Ludwigs XVI. Kammerdiener Clery in einer der glänzenden Geſellſchaften zur Unterhaltung der Gäſte aus ſeinen Tagebuchaufzeichnungen über die Gefangenſchaft

Digitized by Google

im Temple vorlas. Dem König war es ganz willkommen, wenn man ſich in Berlin vergnügte, als ob es kein Frankreich und kein Oeſterreich auf der Welt gäbe. Eine Unterbrechung erlitten die Hoffeſtlichkeiten nur, als gegen Ende Januar 1798 zuerſt der König und dann auch die Königin an den Maſern erkrankten; nach wenigen Wochen waren ſie wieder hergeſtellt und der Reigen der Feſtlichkeiten begann von neuem. Mit beſonderem Glanze wurde der erſte Geburtstag Luiſens als Königin gefeiert; bei der abendlichen Cour erregte eine außerordentliche türkiſche Geſandtſchaft Aufſehen. Auch an der Feier der Vermählung einer Hofdame der Prinzeſſin Louis, Fräulein von Knobelsdorff, einer vielgefeierten Schönheit, mit dem Stabskapitän von Hünerbein beteiligte ſich das Königspaar.

Dem Berliner Wintervergnügen folgte — ein Jahr wie alle Jahre — der militäriſche Frühjahrsdienſt in Potsdam. Ende März bezogen Friedrich Wilhelm und Luiſe im Stadtſchloß den nordweſtlichen Flügel, der unter König Friedrich Wilhelm I. als Garniſonkirche gedient hatte. Einrichtung und Ausſtattung der Zimmer der Königin ſind noch heute faſt unberührt erhalten. Das Boudoir oder Schreibzimmer mit ſeinen grünſeidenen Tapeten und einem Sofa mit grünſeidenem Kiſſen, ein Mahagonibureau, zwei Bücherſchränke, daneben ein einfenſtriges Schlafzimmer mit rotgeſtrichenen Wänden und Draperien von weißem Muſſelin, in den Salons überall ſchmuckloſe, ſteife, unbequeme Möbel. Von den Zimmern der Königin führte eine Treppe zu den Zimmern des Königs, die eine noch einfachere Einrichtung zeigen; übrigens ließen ſich die Räume ſchwer heizen, und es war bekannt, daß man ſich dort gewöhnlich eine Erkältung zuzog.

Potsdam glich jetzt im Frühjahr und im Herbſt faſt einem Feldlager. Nicht jede Prinzeſſin aus dem Reich fand ſich leicht in dies Potsdamer Weſen. „Nein, das iſt ſchrecklich," ſchreibt einmal einige Jahre ſpäter die Gemahlin des Prinzen Wilhelm, eine Homburger Prinzeſſin, „man macht ſich keine Vorſtellung davon, wenn man nicht das Vergnügen hat es zu ſchmecken. Ein Tag iſt wie der andere. Den ganzen lieben Morgen hört man nichts als den Lärm der Waffen, der Kanonen und Gewehre, nicht zu vergeſſen das ewige Rufen der Offiziere. Von halb elf bis zwölf iſt die Königin bei mir, oder ich bei ihr, um zwölf ziehen wir uns für das Mittageſſen an, genau 10 Minuten vor 1 Uhr muß man bei der Königin ſein, und wenn das langweilige Glockenſpiel ſagt, daß es ein Uhr ſei, ſetzt man ſich zu einem ſehr einfachen Mahl mit vier oder fünf Offizieren. Nach dem Eſſen langweilt man ſich im Zimmer bis 3 Uhr, um 4 Uhr bin ich im Wagen zu zweien mit der Königin, gewöhnlich gehen der König und ſeine Brüder und ſein Schwager zu Fuß, und wir treffen uns in der Allee von Sansſouci, wo wir nach Belieben ſpazieren gehen bei einer ſchneidenden Kälte. Um 6 Uhr muß man wieder in dem gelben Zimmer ſein . . .

Digitized by Google

Jetzt naht der ſchreckliche Augenblick, wir ſitzen um einen Tiſch um zu arbeiten und den Tee zu nehmen; wenn er genommen iſt, beginnen der König und ſeine Brüder zu leſen, ſo ſind wir natürlich verpflichtet zu ſchweigen, manchmal ſetzen die Königin und ich uns in ein anderes Zimmer, das geht dann ſehr gut, aber das iſt dem König nicht recht. Niemand geniert ſich, man bleibt ſitzen, wenn die Majeſtäten ſtehen. Um halb neun ſetzt man ſich zum Nachteſſen, ich immer zwiſchen den Majeſtäten an einem kleinen runden Tiſche, mit der lieben Familie, zu ſechſen, die Damen und Herren ſind an einem anderen Tiſche, gewöhnlich ſpricht niemand und man unterhält ſich mit dem Leſen der Speiſekarte. Um neun tritt der wachthabende Offizier ein mit dem Rapport, man ſteht auf, zieht ſich durchs Zimmer, oder arbeitet auch bis halb elf, das iſt die ſpäteſte Stunde, in der man ſich zurückzieht."

Auch die Königin fand, wie ſie dem Vater ſchrieb, die Lebensweiſe in Potsdam „ſehr einförmig", aber ihre Schmiegſamkeit war doch ſo groß und ihr Anpaſſungsvermögen ſo ſtark, daß ſie, da der König es nun einmal wünſchte, in dieſem militäriſchen Getriebe munter ſich herumtummelte. Sie erſchien zu Pferd oder zu Wagen bei den Revuen; ſie verkehrte fleißig mit den Generalen, beſonders mit dem neuen Vertrauten des Königs, Rüchel; ſie nahm lebhaften Anteil an allen kleinen Vorfällen bei dem erſten Garderegiment, dem Regiment des Königs. Angenehmer doch waren ihr die nachmittäglichen Ausflüge nach Paretz und nach der Pfaueninſel, wo auf dem üppigen Grün des Wieſengrundes unter den herrlichen alten Eichen der Tee getrunken und geſcherzt wurde, bis die abendliche Kühle nach dem Stadtſchloß zurücktrieb. So erſchien ihr dieſer Aufenthalt in Potsdam ſchließlich doch als eine Reihe „glücklicher Tage".

Was das Glücksgefühl der Königin erhöhte, war die ſchöne Gewißheit, daß ihr Gemahl ein Leben ohne ſie ſchlechterdings nicht zu ertragen vermochte. Waren die militäriſchen Pflichten erledigt und einige Kabinettsvorträge raſch entgegengenommen, ſo gehörten die übrigen Tagesſtunden ſeiner Gemahlin. Sie war die Freundin, die Vertraute, mit der er alles beſprach, die über das freudloſe Einerlei ſeines Daſeins den fröhlichen Zauber ihres ſonnigen Weſens breitete. Sie erhielt jetzt einen neuen Beweis ihrer Unentbehrlichkeit. Der König beſtimmte, daß ſeine Gemahlin ihn auf der Reiſe zur Krönung nach Königsberg begleiten ſolle. Die Königin war darüber unendlich froh. Dem Bruder Georg, der ſich beſorgt um ihre Geſundheit äußerte, da ſie ſich doch erſt von ihrer winterlichen Erkrankung erholt hatte und überdies wieder mit Mutterhoffnungen geſegnet war, ſchrieb ſie beruhigend, ſie werde nur kleine Tagesreiſen machen, während der König, um Zeit für ſeine Revuen zu haben, 20—25 Meilen im Tage zurücklegen müſſe. „So gewinne ich Zeit und gehe meinen langſamen bedächtigen Weg und komme immer zur Zeit an. Außerdem noch

Digitized by Google

werden alle Wege meiner teuren Perſon wegen ausgebeſſert ... Nun warum reiſe ich? Dieſes läßt ſich leicht erraten, weil mein Mann es wünſcht, dieſer Wunſch, ich möchte ihn begleiten, machte mich ſehr glücklich, ein neuer Beweis ſeiner Liebe kann mir nicht gleichgültig ſein, eine ſo große Reiſe zu machen unter den bewandten Umſtänden iſt höchſt angenehm; ſonſt reiſte ich nach Frankfurt, um Krönungen zuzuſehen, jetzt laſſe ich mich beinahe doch nun ſelbſt krönen. Alsdann weiß ich mit Zuverläſſigkeit, daß ich meinem Mann von Nutzen bin. Du weißt, er liebt nicht Cour, Gêne, Etikette, und wie die Dinger alle heißen, und dieſe Reiſe iſt eine Kette von ſolchen Dingerchen; ich werde alſo die Laſt ehrlich mit ihm teilen, und die Gêne fällt größtenteils auf mich zurück, die ich aber nicht achten werde. Ich werde alles anwenden, um ohne Zwang die Liebe der Untertanen durch Höflichkeit, zuvorkommendes Weſen, Dankbarkeit da, wo man mir Beweiſe der Liebe und Anhänglichkeit geben wird, zu gewinnen und zu verdienen, und ſo, glaube ich, werde ich mit Nutzen reiſen."

Am 24. Mai wurde die Reiſe von Berlin aus angetreten. Ueber Freienwalde, wo die Königin die Freude hatte, ihren Onkel Ernſt zu treffen und gute Nachrichten von ihrem Vater zu erhalten, ging es zunächſt nach Pommern, dann über Danzig nach Königsberg, Warſchau und Breslau. Wir brauchen hier die Schilderungen nicht zu wiederholen, die uns die Begleiterin der Königin und treue Hofchroniſtin Frau von Voß in ihren Aufzeichnungen aufbewahrt hat und deren Bearbeitung in dem bekannten Buch: „Neunundſechzig Jahre am Preußiſchen Hofe" gedruckt vorliegt. Es war von Anfang bis zum Ende ein ununterbrochener Triumphzug, wie ihn das alte Preußen niemals vorher geſehen. Von weither ſtrömte alles zuſammen, um dem König und namentlich der Königin zu huldigen. Ueberall Ehrenpforten, Begrüßungen, Blumenregen, Feſtlichkeiten, jubelnde begeiſterte Menſchenmaſſen, Empfänge und Anſprachen, dem König läſtig, von der Königin mit immer gleicher bezaubernder Huld entgegengenommen und unermüdlich erwidert. Selbſt in Warſchau, ſo berichtet ein franzöſiſcher Agent, gelang es ihrer hinreißenden Schönheit und Anmut, die widerwillige Abneigung der Polen zu überwinden. Und bald erzählte man ſich im ganzen Preußenlande, in Paläſten wie in Bauernſtuben, von ihrer herzgewinnenden Freundlichkeit gegen Hoch und Niedrig, von ihrer faſt töchterlichen Güte gegen ein altes Mütterlein, von ihrer mütterlichen Herzlichkeit gegen Kinder, und hundert Erzählungen, heute noch immer von Mund zu Mund wiederholt, flogen durch das Land. In den von der harten Hand der großen Könige des 18. Jahrhunderts geformten Staat, in das kalte graue Preußen ſtrömte von Königin Luiſe eine Flut von Licht und Liebe: ſonnig, wärmend, belebend.

Digitized by Google

Von der Königin ſelbſt ſind nur wenige Aeußerungen über ihre Reiſe und ihre Eindrücke erhalten. Sie hatte, wie öfter, ein Tagebuch zu führen angefangen, das aber nach einigen Bemerkungen über Pommern wieder abbricht. Sie rühmt die alte Pommerntreue und freut ſich an der maleriſchen Tracht der Bäuerinnen bei Köslin. „Nach allem was ich von dem Volk der Pommern habe bemerken können," ſchreibt ſie, „ſcheinen ſie viel Bonhomie zu beſitzen und der Bauer ſcheint mir im ganzen nicht arm zu ſein. Er iſt ſehr gewerbfleißig und arbeitet alles ſelbſt, was er in ſeiner Wirtſchaft braucht. Die Kleiderſtoffe und die Kleider ſelbſt ſind ihrer Hände Arbeit. Der Boden, obgleich hie und da ein wenig ſandig, gibt ihnen genug, um mit Leichtigkeit leben zu können, und mehrere Bauern, die ich fragte, ob ſie mit ihrer Exiſtenz zufrieden ſeien und ob ſie reich wären, antworteten mir behaglich: Reich ſind wir nicht, aber zufrieden und haben unſer Auskommen. Wie viele können in Wahrheit ſagen, daß ſie zufrieden ſind. Gott erhalte ihnen dieſe glückliche Empfindung und laſſe ſie nie die Bedürfniſſe und den Luxus der Städte kennen, der das Unglück ſo vieler Familien macht, die den Phantaſien der Mode nicht genügen können, der größten Tyrannin unſerer Tage." Dem Bruder Georg und der Königin-Mutter ſchrieb ſie aus Königsberg voll Entzücken über Danzig und deſſen Handel und Schifffahrt und beſonders über Oliva, das ihr mit dem Karlsberg, dem Waſſerfall und der großartigen Meeresausſicht von dem chineſiſchen Häuschen wie ein Paradies erſchienen ſei, der Großmutter aus Warſchau, wo es ihr ſo gut gefallen habe, daß es nicht beſſer hätte ſein können. Mit Begeiſterung ſpricht ſie auch von Arkadien, dem Schloß der Radziwills, und von dem dortigen Tempel, den ſie voll heiliger Ehrfurcht betreten habe.

Am 29. Juni 1798 war das Königspaar wieder in Charlottenburg, Luiſe etwas ermüdet, aber doch recht glücklich über die Reiſe und über die Liebe, die ihr allenthalben entgegengejubelt hatte. Wenige Tage ſpäter, am 6. Juli, fand im Berliner Schloß die feierliche Huldigung der märkiſchen Stände ſtatt, der auch die Königin beiwohnte. Unter dem Thronhimmel nahm der König den Eidſchwur der Verſammelten entgegen. Zwiſchen den geladenen Zuſchauern fiel der neue Geſandte der franzöſiſchen Republik auf, der frühere Abbé Sieyès, von dem alle Welt wußte, daß er für den Tod des Königs Ludwig XVI. — la mort sans phrase — geſtimmt hatte: Vertreter der königmordenden Revolution inmitten einer dem Königtum begeiſtert huldigenden altſtändiſchen Verſammlung.

Abermals wenige Tage ſpäter, am 13. Juli 1798, genas Königin Luiſe in Charlottenburg ihres vierten Kindes, einer Prinzeſſin, die am Geburtstag des Vaters, 3. Auguſt, auf den Namen Charlotte getauft wurde, die ſpätere Kaiſerin von Rußland. In Charlottenburg blieb der Hof auch während der nächſten Monate, ein friedſames Stilleben führend. Nur

Digitized by Google

einmal klopfte die läſtige Politik an die Tür des Königsſchloſſes. Außerordentliche Botſchafter Rußlands und Oeſterreichs, Fürſt Repnin und Graf Ludwig Cobenzl, der Unterhändler des Friedens von Campo Formio, erſchienen in Charlottenburg, um den König zu einer Verſtändigung über gemeinſame Abwehr der franzöſiſchen Uebergriffe zu bewegen. In einer ungewöhnlich langen Audienz, die der ungeduldige König mehrmals abzukürzen ſuchte, am 6. Auguſt in Charlottenburg, bemühte ſich Cobenzl, den König mit allen Mitteln diplomatiſcher Kunſt zum Anſchluß an Rußland und Oeſterreich zu gewinnen; vergeblich. Friedrich Wilhelm begnügte ſich mit Verſicherung ſeiner Freundſchaftsgefühle für den Kaiſer von Oeſterreich; an allem, was nach einer Koalition ausſah, lehnte er ſeine Beteiligung ab. Er war und blieb entſchloſſen, ſich in ſeiner Politik der Neutralität und des Friedens nicht ſtören zu laſſen. Mochte Nelſon die franzöſiſche Flotte bei Abukir vernichten, Napoleon Bonaparte Aegypten erobern, Rußland ſich mit England und Oeſterreich zu neuem Kampfe gegen Frankreich rüſten: in Charlottenburg beharrte der Erbe der Monarchie Friedrichs des Großen in dem bequemen Wohlleben eines vermögenden Gutsbeſitzers inmitten ſeiner Familie, ſeiner Verwandten und Freunde.

Es liegt eine Stimmung heiteren Behagens und ſorgloſen Genießens über dieſen Charlottenburger Spätſommertagen. Friedrich Wilhelms und Luiſens Leben ging völlig auf in den ſchlichten Freuden der Häuslichkeit und des traulichen Umgangs mit den lieben Verwandten. Regelmäßiger Verkehr herrſchte mit den Höfen in Schönhauſen. Die Prinzeſſin Wilhelmine von Oranien und Luiſens Schweſter Friederike waren häufige Gäſte in Charlottenburg; „Mimi“, ohne jedes höhere geiſtige Intereſſe, in ihrer Alltagsluſtigkeit ganz für ein anſpruchsloſes Genußleben geſchaffen, „Ika“ — „munterer als je“ — wie Prinz Georg damals urteilt — glücklich als vielumworbene Witwe in Schönhauſen, aber noch glücklicher faſt, zu der geliebten Schweſter nach Charlottenburg kommen zu dürfen. „Durch die Sandwüſte bis zum Elyſium“, ſchrieb ſie wohl auf einen der Briefe, die von Schönhauſen nach Charlottenburg durch „1½ Meilen arabiſcher Wüſte“ gingen. Dort fühlte ſie ſich mit Luiſe in die Tage ihrer Kindheit zurückverſetzt. Denn in Charlottenburg fand ſie alte Darmſtädter Freunde wieder. Vetter Ludwig war da, der ſpätere Großherzog Ludwig II., ein etwas indolenter junger Mann, aber, wie Friederike verſichert, „ein ausgezeichneter Charakter“; und Onkel Georg, ſo unverwüſtlich fröhlich wie einſt am Rheine. Frau von Voß ſah mit Mißtrauen auf ſeine Beſuche, da er immer nur zu kommen ſchien, wenn er Geld brauchte; aber ſie ergab ſich doch ſchließlich ſeiner unwiderſtehlichen Liebenswürdigkeit. Zu dem fröhlichen Kreiſe in Charlottenburg gehörte auch Herzog Karl Auguſt von Sachſen-Weimar, der immer ſeine heiterſte Laune mitbrachte und in der Zwangloſigkeit dieſes Hofes es ſich wohl ſein ließ.

Digitized by Google

Der liebſte Beſucher aber war und blieb doch Bruder Georg, der am 12. Auguſt ſeinen 19. Geburtstag in Charlottenburg feierte. Er war ein hübſcher, ſchlanker, blonder Burſche geworden, etwas weiblich gefühlvoll und ſchwärmeriſch, aber eben darum wohl der Liebling Luiſens und Friederikens, denen er auch äußerlich glich, während der ſchwarzhaarige Karl mehr Charlotten und beſonders Thereſen ähnelte. Mit ihm wurden alle die Lieblingsplätze in Potsdam und auf der Pfaueninſel beſucht und in Paretz zum Erntekranz getanzt. Ein Augenzeuge hat uns die Ungezwungenheit dieſer Feier geſchildert. „Da ſah man eine Königin neben einer Dienerin, einen Prinzen von Geblüt Kotillon tanzen mit einer Müllerin, einen König ſich Punſch ſervieren laſſen von einem Stalljungen und eine Prinzeſſin ſich begegnen mit ihrer Köchin."

Wie erſchien Königin Luiſe in dieſen Charlottenburger Tagen? Wie hatte ſich das Verhältnis zu ihrem Gatten geſtaltet? Friederike und Georg geben uns Antwort auf dieſe Fragen. Sie haben den Prinzeſſinnen Charlotte und Thereſe, die immer mit geſchwiſterlicher Teilnahme nach Berlin blickten, darüber berichtet, beide in liebender Bewunderung, Georg aber auch mit einer unter die lachende Oberfläche dringenden Beobachtungsgabe und mit nicht gewöhnlichem Verſtändnis.

Friederike ſchreibt: „Luiſe ſieht ſo friſch aus und iſt immer ſchön wie ein Engel. Ihr Charakter und ihr Herz entſprechen ihrem himmliſchen Aeußern, das macht ſie in meinen Augen noch ſchöner. Gott erhalte ſie und ſtöre nie ihr Glück, das jetzt vollkommen iſt und von Seite ihres Gatten noch nie die mindeſte Trübung erfahren hat." (Schönhauſen, 11. Auguſt 1798.)

Prinz Georg (2. Oktober 1798) ſchildert das Glück des Alleinſeins mit Luiſen in den Vormittagsſtunden, bei dem es faſt wie eine Störung empfunden wurde, wenn der König vom Exerzierplatz zu ihnen zurückkam. „Aber wenn ich die Liebe ſah, mit der er ſie und ſie ihn bewillkommnete, wenn es ſo echt durchleuchtete, wie ihr Morgenkuß ihm nach der Arbeit ſchmeckte und wie ſie das beſeligte, dann verſchwand alles eigene Intereſſe, und ich war in dem Glück einer ſo guten edlen Schweſter glücklicher noch als vorher. Schwer würde es mir aber auch werden, Dir zu beweiſen, wie ſehr ſie's verdient; Dir zu ſagen, wie ſie ſo unermüdet fortſchreitet auf der Bahn des Guten, ſo unabläſſig ihre Pflichten vor Augen hat, nichts ſieht als ihren Mann, nichts ſucht, nichts wünſcht, als ihm zu gefallen, ihn glücklich zu machen, dabei der reine Sinn, der reine Wille, immer beſſer zu werden, die Gefälligkeit, das liebliche Weſen, ſo vollkommen das alte Betragen, ohne auch nur die Spur der Königin, und doch dabei die hohe Würde, die feſte Treue und Wärme gegen ihre Freunde. Nein, es iſt ein recht braves Weib und gewiß, wenn Du ſie jetzt ſo ſäheſt, Du würdeſt ſie in dem Grade hoch ſchätzen wie ich. Willſt Du wohl glauben, daß ſie jetzt

ſanfter wie die Ika iſt? welche, obgleich ich ſie diesmal munterer wie je fand, doch gewiß nicht auffahrend iſt. Ihre Naivität und ihr damit verknüpftes originelles Weſen hat ſie zwar ganz behalten, und obgleich die Raſeſchauer [?] und alles was in das Fach der Bouffons ſchlägt, vorüber iſt, ſo gibt es doch immer noch Szenen, wenn wir allein ſind, in denen die alte Luiſe zu erkennen iſt. — Aber laß die Szene ſich ändern, entweder der König ſoll humeurs bekommen oder die [ein unverſtändliches Wort] ſich erhitzen und einer ſich mit ihr ſtreiten, ja laß ihr Unrecht tun, ſie kränken, und von dem Augenblick haſt Du nichts ſanfteres geſehen. Eine ſolche Beſcheidenheit, eine ſolche Gutmütigkeit, alles dabei ſo wenig erkünſtelt, ſo daß man ſieht, es iſt Charakter und der überwiegende gute Sinn ſiegt über Temperament und Jugend. Nein, ich ſchwöre Dir, die Tränen ſind mir oft in die Augen gekommen, und ich hätte ihr die Hände dafür küſſen mögen. Wahr iſt es, ſie hat unzuberechnende Aufforderung, ſo ſich ſtets zu bewachen und zu beſſern, denn nicht allein ihr größtes, nämlich ihr häusliches Glück erhält dadurch immer hellere und reinere Farben, ſondern auch ihr Platz, auf dem ſie ſteht, muß ſie ſchon unbeſchreiblich aufmuntern, da es gewiß keine kleine Stärkung iſt, die feſte Ueberzeugung haben zu können, durch unſer Beiſpiel auf Millionen zu wirken, Millionen dadurch glücklich zu machen und von Millionen dafür angebetet zu werden. Aber laß auch noch zehnmal mehr ſie dazu anſpornen, wer das unendlich große Wort Selbſtbeherrſchung kennt, der wird ihr deswegen weder ſeine Liebe noch ſeine Bewunderung um das geringſte entziehen können. Ich wenigſtens, der ihre Lage ſo unverſchleiert ſah, wie's nur immer möglich iſt, kann das in Wahrheit beteuern, denn ſo gänzlich willenlos zu ſein, ſobald der König den kleinſten Wunſch äußert, und täglich mit dem Bewußtſein, den größten Dank zu verdienen, humeurs mit Lächeln ertragen zu müſſen, iſt und bleibt hart, und wenn auch der Mann, von dem ich ſie ertrage, ein verehrungswürdiger Mann und ein Mann iſt, der mich wieder mit Liebe überhäuft und ſein ganzes Glück in mir findet, wie dies alles der Fall iſt. Daher fließt denn manche Träne im ſtillen, die nicht geſehen oder deren Urſache nicht klar wird, und ich wiederhole es darum nochmals: wenn auch alles dies nicht hinlänglich iſt, ſie zu Fehlern zu berechtigen, ſo gehört doch eine ſehr hohe Kraft des Herzens ſowohl als des Geiſtes dazu, ſich in dem Maße der Vortrefflichkeit zu erhalten, und ſtets ſo ſich getreu zu bleiben" . . .

Im Wechſel der Jahreszeiten war inzwiſchen der Herbſt gekommen mit ſeinen Manövern, die jetzt, zum erſten Male ſeit dem Tode des Großen Königs, wieder in Potsdam und Umgegend abgehalten wurden. Die Königin war faſt regelmäßig dabei anweſend, wie ſie auch an der Weihe und Nagelung der Fahnen für die Garde teilnahm. Einige Wochen ſpäter ſiedelte der Hof ganz nach Potsdam über; Mitte November war man wieder in Berlin.

Digitized by Google

Ein Jahr war nun ſeit dem Thronwechſel vergangen, ein Jahr ſelbſtgenügſamer einförmiger Behaglichkeit, und hinter dieſem einen Jahre lagen andere Jahre, ebenſo groß an Zahl wie unveränderlich in ihrem Kreislauf: der Winter in Berlin mit ſeinen Feſtlichkeiten, Frühjahr und Herbſt in Potsdam mit Revuen und Manövern, der Sommer mit Reiſen und Erholungstagen in Charlottenburg. Ein mächtiger Strom neuen politiſchen Lebens brauſte durch Europa, eine geiſtige Bewegung ohne gleichen flutete durch Deutſchland: der Berliner Hof, den von dem Alltagsleben keine Schranke trennte, blieb jenen Strömungen verſchloſſen. Geiſtige Werte hatten in dieſem Daſeinskreiſe noch keine Geltung. So reich das häusliche Leben des Königspaares an ſtillem Glück war, es ſchien doch faſt wie ein Blumenleben, das Luiſe führte. Dem Gemahl alles aus dem Wege räumen, was ihm läſtig und unangenehm werden könnte, für die Regelmäßigkeit des Tageslaufes ſorgen, den Verdrießlichen aufheitern durch ein Liedchen oder ein trauliches Geſpräch, einen einſamen Spaziergang, eine luſtige Unterhaltung am Familientiſch, oder ein fröhliches Spiel in der Kinderſtube, ernſteren Stimmungen auch wohl durch eine kleine religiöſe Vorleſung entgegenkommen, darin erſchöpfte ſich hauptſächlich Luiſens Tagewerk. In der unbedingten Unterwerfung unter den Willen des Gatten, in der rückhaltloſen Hingabe an das ihm bequeme phäakiſche Daſein drohte Luiſens Perſönlichkeit mit allem ſchlummernden Reichtum ihrer Begabung unterzugehen.

Durfte es ſo weitergehen? Sollte Luiſe abſeits ſtehen bleiben von dem deutſchen Geiſtesleben, wie ihr Gemahl abſeits ſtand von der europäiſchen Politik? Luiſe war nicht blind gegen die Gefahr, die ihr drohte: „Ich weiß noch lange nicht genug, beſonders habe ich viel vergeſſen, was ich gewußt habe“ — ſo bekannte ſie dem Bruder Georg im dritten Jahre ihrer Ehe; jetzt im fünften Jahre ſagte ſie einmal ſcherzend: „Wenn es ſo fortgeht, werde ich bald nicht mehr wiſſen, ob London in England oder in Deutſchland liegt.“

Mit wachſender Beſorgnis ſahen die Geſchwiſter auf dieſe Entwickelung. Luiſe war ihr Stolz, von der ſie das Höchſte erwarteten: ſie ſollte eine Krone auch in der geiſtigen Welt tragen. Georg insbeſondere, nach den Beobachtungen, die er bei ſeinem letzten Beſuche gemacht, war traurig über dies leere Daſein. „Nein, ich ſchwöre Dir,“ ſo ſchrieb er an Schweſter Thereſe, „es hat mich oft ſo unglücklich gemacht, daß ich hätte blutige Tränen vergießen können.“ Es beruhigte ihn nicht, daß der König ſelbſt höhere Bildung bei einer Frau für überflüſſig hielt; er fürchtete für eine Zukunft, in der „der Reiz der Jugend vorüber und das Alter da iſt“ — wie würde dann bei der Abweſenheit aller geiſtigen Intereſſen die Langeweile ertragen werden? Thereſe, ohne die Angſt des Bruders ganz zu teilen, empfahl für Luiſe kleine geographiſche und hiſtoriſche Taſchenbücher, die von England bezogen werden ſollten und als engliſch wohl vor des Königs Augen Gnade finden würden.

7*

Digitized by Google

Georg oder ſein Gouverneur ſollten der Königin die Bücher geben; eine ſolche Sendung von ihr ſelbſt, fürchtete ſie, würde leicht dem Autodafé des Königs verfallen.

Indem die Geſchwiſter noch hierüber berieten und Luiſe ſelbſt ſich nach Hilfe in ihrer geiſtigen Not umſah, trat ein Ereignis ein, das dieſe Beſtrebungen zunächſt zurückdrängte und das Glück des ganzen Familienkreiſes erſchütterte.

Friederikens Ehe mit Prinz Louis war, wie ſchon früher angedeutet, niemals eine glückliche geweſen. Während der Kronprinz bei einer gewiſſen Empfänglichkeit für weibliche Reize doch ohne jede intimere Beziehung geblieben war, hatte Prinz Louis ſchon früh Liebesverhältniſſe angeknüpft, die er auch nach ſeiner Vermählung fortſetzte und die ſeiner jungen Frau nicht verborgen waren. Die Geburt des erſten Sohnes, des Prinzen Friedrich, der vom Vater große dunkelblaue Augen und von der Mutter Grübchen am Munde geerbt hatte, führte das Ehepaar zeitweiſe einander näher, und auf einer Reiſe und bei einem längeren Aufenthalt in Schwedt hat Friederike glückliche Tage mit dem Gatten verleben können. In Berlin aber zeigte ſich der Prinz ſtets „verſteinert kalt" und beleidigend gleichgültig gegen die Gemahlin, die ihm noch zwei Kinder gebar, Friederike und Karl. Friederike ſchalt wohl über „die verteufelte Stadt", die den Prinzen mit ſoviel Verführung umgab und ihr den Gatten entzog, und die ſie ſelbſt doch ſo ſehr liebte. Wieviel bittere Tränen hat ſie geweint, ſie die weichſte und anſchmiegendſte aller Prinzeſſinnen, deren Weſen nichts als Liebe atmete, und die das Schickſal an dieſen „eiskalten Mann" gefeſſelt hatte! Wie oft ihren Kummer und ihre Verzweiflung in Georgs treues Bruderherz ausgeſchüttet! „O bitte Gott mit mir, daß er mir jungem Weibe Klugheit genug gebe, alles zu tragen, was er mir auflegt, daß er mir helfe in allen Nöten, daß er mich lehre, einen jungen unerfahrenen Menſchen ſo zu lenken, daß er mir auf ewig zugetan bleibt." Und ein andermal: „Unterlaſſe es nicht, für die arme Ika zu bitten. Die beſten Jahre, worin ſie jetzt lebt, wo Mädchen ſonſt am luſtigſten und am tollſten ſind, verlebt ſie in Schwermut und in Traurigkeit." Schließlich fand ſie ſich in ihr Schickſal und gab ſich Mühe, nichts zu hören und nichts zu ſehen, und blieb auch für den Ungetreuen „das liebe, ſanfte Geſchöpf", das ſie immer geweſen war. Während der tödlichen Erkrankung des Gatten, der ſein Ende kommen ſah, bewies ſie ihm die aufopferndſte Liebe und Pflege und Georg kann in den Briefen an Thereſe „die arme, fromme, ſtille Dulderin" nicht genug rühmen, die ſich wie „ein Engel" am Krankenbett benommen habe. Luiſe aber ſchrieb mitleidig: „Wie gut iſt das Schickſal für mich gegenüber Friederike. Verdiene ich es denn aber mehr? Nein, gewiß nicht. Gott muß es ihr noch einmal in der Welt recht gut gehen laſſen. Sie verdient gewiß Glück und hat nichts als Kummer."

Digitized by Google

Der jungen Witwe war dann, wie oben erwähnt, das Schloß von Schönhauſen zum Aufenthalt überlaſſen worden, wo ſie ſich bald ganz behaglich fühlte, da ſie dort nicht ſo „ausſpioniert“ werden konnte. Der neunzehnjährigen Schönheit fehlte es nicht an Verehrern und Bewerbern, deren troſtvolle Huldigungen entgegenzunehmen ſie ſich durch ihr Eheunglück berechtigt hielt. „Jeder will ſie haben“, notiert Frau von Voß in ihrem Tagebuch. Der erſte, den ſie auszeichnete, war Prinz Louis Ferdinand; man dachte ſelbſt an eine Vermählung, die aber, wie es ſcheint, König Friedrich Wilhelm III. unterſagte. Dann kam einer ihrer engliſchen Vettern, Prinz Auguſt Herzog von Suſſex, der ſie heiraten und mit nach England nehmen wollte, wenn ſie ſich entſchließe, ihre Kinder auf dem Feſtlande zu laſſen. Friederike war nicht ganz abgeneigt, darauf einzugehen; da ſtarb Anfang April 1798 ihr jüngſtes Kind, Prinz Karl, und dieſer Verluſt ſchien ihr wie eine Strafe des Himmels dafür, daß ſie ſich von ihren Kindern hatte trennen wollen. Bei der ſchwermütigen Stimmung, in die ſie hierüber geriet, näherte ſich ihr als teilnehmender Freund der Prinz Friedrich von Solms-Braunfels, der, anfänglich in holländiſchen Dienſten, 1795 in das Ansbacher Huſarenregiment eingetreten und jetzt durch Friedrich Wilhelm III. nach Berlin in die Garde verſetzt war. Der Umgang wurde während der Huldigungsreiſe des Königspaares höchſt vertraulich: aus den Briefen Friederikens im Sommer 1798, obſchon ſie den Prinzen nie erwähnt, ſpricht verſchwiegenes Liebesglück.

Friederikens Verhalten hatte die Geſchwiſter längſt beunruhigt. Prinz Georg namentlich, immer ſcharfblickend, fürchtete alles für ſie von dem verführeriſchen Müßiggang des Berliner Wohllebens. Er vermißte an ihr ohnehin Luiſens Geiſt, Luiſens „esprit de conduite“ und ſeufzte: „wenn doch der liebe Gott ſie recht glücklich verheiraten wollte.“

Um Weihnachten des Jahres 1798 erfuhr Königin Luiſe, aber nicht von der Schweſter, was zwiſchen ihr und dem Prinzen Solms vorgegangen; Luiſe ſelbſt mußte dann dem König Mitteilung machen. Nach längeren Beratungen, bei denen namentlich die Prinzeſſin von Oranien für Friederike eintrat, wurde eine ſchleunige Vermählung mit dem Prinzen Solms beſchloſſen, die der Prediger vom Invalidenhaus ſofort vollzog. Zugleich aber befahl König Friedrich Wilhelm die Entfernung des jungen Paares nach Ansbach; die kleine Friederike durfte vorläufig die Mutter begleiten, der Sohn Fritz ſollte in Berlin erzogen werden. Am 10. Januar 1799 verließ die Prinzeſſin den Berliner Hof; die jüngeren Brüder ihres verſtorbenen Gemahls, die Prinzen Heinrich und Wilhelm, geleiteten ſie zum Reiſewagen. Erſt von Potsdam aus durfte ſich der neue Gemahl ihr anſchließen. Sie ſelbſt ſchien glücklich. „Ich habe immer das Glück geſucht und erſehnt, zu lieben und geliebt zu werden, endlich werde ich es genießen“, ſchrieb Friederike zum Abſchied der Prinzeſſin Radziwill, und bald

Digitized by Google

nach der Ankunft in Ansbach dem Bruder: „Ich genieße das Glück, was in Hütten wohnt, und nicht das, was auf Thronen und in Kronen besteht. Ich bin verbunden mit dem einzigen Mann, der nach meinem Gefühl allein mich je hätte glücklich machen können."

Es war eine böse Täuschung. Friederike sollte nach wenigen Jahren inne werden, daß das ersehnte und erhoffte Glück ihr abermals nicht beschieden war. Das leichtsinnige und brutale Wesen des Prinzen, seine rohen Trinkersitten, machten dem kurzen Glückstraum bald ein schlimmes Ende.

Königin Luise war durch den Fehltritt der so heiß geliebten Schwester aufs schmerzlichste erschüttert, sie war verwundet in dem tiefsten ihrer Gefühle: in ihrer geschwisterlichen Liebe. Immer hatte sie mit der Schwester Freud und Leid geteilt und getragen: nichts kränkte sie jetzt mehr, als der Mangel an Vertrauen, den Friederike die ganze Zeit her ihr bewiesen. Immer hatte sie die Schwester, deren Verhalten schon so manchmal Anstoß gegeben und Verdacht erregt, gegen alle verteidigt: jetzt mußte sie dem Vater, den Verwandten, selbst dem englischen Prinzen das Vorgefallene eröffnen.

Wie ergreifend schluchzt der Schmerz der Königin aus den Zeilen, die sie am Tage nach der Trennung von der Schwester an Bruder Georg richtete: „Sie ist fort, ja, sie ist auf ewig von mir getrennt. Sie wird nun nicht mehr die Gefährtin meines Lebens sein. Dieser Gedanke, diese Gewißheit umhüllen dermaßen meine Sinne, daß ich auch gar nichts weiteres denke und fühle. Ach Gott! helfe mir diese schwere Trennung tragen. Der Himmel allein weiß, was ich die Zeit über litt, und wieviel Tränen heimlich des Nachts mein Lager netzten. O! wie gerne will ich dies alles erduldet haben und mit Freuden noch ein Mal ... soviel auf mich laden, hätte ich nur die Gewißheit, daß ihre Zukunft heiter und glücklich wäre ... Das unumschränkte Vertrauen, das ich zu Gott habe, der Glaube an seine Liebe erhält mich, daß ich nicht ganz kleinmütig werde. Wenn ich mir vorstelle, daß Friederike unglücklich werden könnte, so recht elend und gequält, so kann ich Augenblicke haben, wo ich ganz verzweifelt und kopflos bin. Ach, gütige Vorsehung, verhindere dies. Es wäre mein Tod ....." Bald wurde sie jedoch ruhiger; sie suchte und fand Trost in dem Gedanken, daß die Nähe Charlottens in Hildburghausen und Theresens in Regensburg günstig auf Friederike einwirken werde, und vor allem glaubte sie, daß eine große Liebe, wie die Friederikens, auch ein großes Glück verbürgen könne. Georg aber fand eine bittere Genugtuung in der raschen Verwirklichung seiner Besorgnisse und schalt grimmig auf das „verfluchte Schlaraffenleben" in Berlin, bei dem auch „ein Heiliger in Gefahr komme."

Auf das Hofleben hatte die Entfernung der Prinzessin Friederike nur geringen Einfluß. Außer der Königin trauerte ihr kaum jemand nach; man meinte, Luise sei ohne sie besser.

Digitized by Google

Alle wetteiferten, die Königin zu zerſtreuen und zu unterhalten. Die Karnevalsfeſtlichkeiten gingen ihren gewohnten Gang, und jeder Anlaß zu einer beſonderen Feier, wie der Geburtstag eines prinzlichen Vetters oder einer fürſtlichen Tante, war willkommen. Zu Faſtnacht 1799 veranſtaltete man das erſte jener glänzenden Koſtümfeſte, wie ſie fortan faſt alljährlich zum Abſchluß des Karnevals gefeiert wurden; es ſtellte dar die Vermählung der katholiſchen Königin Maria von England (Königin Luiſe) mit König Philipp II. von Spanien (Prinz Auguſt Herzog von Suſſex). Leiter dieſer Feſtlichkeiten war der von der Gräfin Lichtenau nach Berlin gebrachte Archäologe Hirt, den Profeſſor Kieſewetter und für die Muſik der Komponiſt der beliebten Oper Fanchon, Himmel, unterſtützten. Fröhliche Feſtproben, von denen jeder Etikettezwang verbannt war, und eine Nachfeier für alle Teilnehmer füllten den ganzen Monat Februar. Wie manchmal haben Königin Luiſe und Prinzeſſin Luiſe Radziwill ſpäter in Memel und Königsberg an dieſe Tage harmloſer Freuden zurückgedacht, wo man keinen größeren Kummer kannte, als wenn einmal König Friedrich Wilhelm ſtörend in die Vorbereitungen eingriff und etwa den Gebrauch königlicher Inſignien bei den Koſtümfeſten verbot!

Schon damals aber gab es am Berliner Hofe doch wenigſtens eine Perſon, die mit Unbehagen auf dies feſtliche Treiben ſah: am 5. Februar ſchrieb Frau von Voß in ihr Tagebuch: „Man denkt an nichts als an die Redoute, während die Könige von Sardinien und Neapel auf der Flucht ſind und Ehrenbreitſtein genommen wird. Gott weiß, wie das alles gehen wird; gebe der Himmel, daß die Reihe nicht an uns kommt.“

Denn inzwiſchen war der Krieg der franzöſiſchen Republik mit der großen Koalition Oeſterreich-Rußland-England, der Krieg, der ganz Weſteuropa von den Niederlanden bis Neapel erſchüttern ſollte, in der Schweiz und Italien zum Ausbruch gekommen. In Berlin erſchienen wieder außerordentliche Botſchafter der verbündeten Mächte, Thomas Grenville von England, Fürſt Dietrichſtein von Oeſterreich, General Kinkel für das Haus Oranien, um König Friedrich Wilhelm III. endlich zum Anſchluß an die Koalition zu bewegen. Auch diesmal aber, obgleich von dem preußiſchen Miniſter Graf Haugwitz ſelbſt lebhaft unterſtützt, ſcheiterten ihre Bemühungen an der unerſchütterlichen Friedensliebe des Königs. Vergeblich ſuchte man ſeine perſönliche Teilnahme für das ſo nahe verwandte Haus Oranien und beſonders für die alten linksrheiniſchen Beſitzungen Preußens rege zu machen: er blieb nach wie vor entſchloſſen, nur bei einem wirklichen Angriff der Franzoſen auf Norddeutſchland zu den Waffen zu greifen: nur dann glaubte er auch auf die volle und begeiſterte Hingabe ſeines Volkes rechnen zu können.

Bei dieſen Verhandlungen iſt, wie es ſcheint, zum erſten Male auch Königin Luiſe etwas in die Politik hineingezogen. Der ruſſiſche Geſandte, Graf Nikita Panin, hatte ſchon

Digitized by Google

früher ſeiner Regierung empfohlen, die Gemahlin Kaiſer Pauls I., Kaiſerin Maria Feodorowna, eine geborene württembergiſche Prinzeſſin, zu einem vertraulichen Briefwechſel mit Königin Luiſe zu veranlaſſen, um durch ſie auch auf den König Einfluß zu gewinnen — ein Briefwechſel, der ein Jahrzehnt ſpäter unter ſo ganz anderen Umſtänden verwirklicht wurde. Panin überzeugte ſich freilich bald ſelbſt und ſprach es aus, daß die Königin keinen politiſchen Einfluß habe und überhaupt zu einer politiſchen Rolle nicht geeignet ſei. Als er im Sommer 1799 ſich von ihr verabſchieden durfte, war er erſtaunt zu hören, wie wenig ſie doch von der eigentlichen Lage der Politik unterrichtet war. Anderſeits iſt anſcheinend im Intereſſe des Hauſes Oranien auf die Königin eingewirkt worden, und General Kinkel erfuhr, daß ſie bei der Nachricht von den anfänglichen Niederlagen der Oeſterreicher in Graubünden, ähnlich wie Frau von Voß, geäußert habe: „Nach ihnen werden wir an die Reihe kommen.“ Es findet ſich auch, daß die Königin eine der damals entſtandenen Denkſchriften für die Neutralität Preußens, vielleicht eine Arbeit des Geheimen Kabinettsrats Beyme, eigenhändig abgeſchrieben hat.

Alle dieſe politiſchen Verhandlungen hemmten weder, noch beſchleunigten ſie den Gang des Berliner Hoflebens. Pünktlich Ende März wurde nach Potsdam übergeſiedelt, wo die Königin ſich anfangs recht traurig und niedergeſchlagen fühlte, da das Andenken an Schweſter Friederike und deren Schickſal ſich ihr dort mit neuer Gewalt aufdrängte. Kaum hatte ſie dieſe ſeeliſchen Eindrücke überwunden, als ſie ſich von körperlichen Leiden heimgeſucht ſah. Es war ein ungewöhnlich kaltes Frühjahr und die Wohnung im Potsdamer Stadtſchloß ſchwerer noch zu heizen als ſonſt. „Dank einem Berg glühender Kohlen und einem fürchterlichen Feuer“, ſchreibt Königin Luiſe an Frau von Voß, „iſt es mir [heute] gelungen, mich zu erwärmen. Geſtern aber bin ich faſt der heftigen Kälte erlegen, die das Blut in meinen Adern erſtarren ließ. In dieſem Augenblick ſchneit es .... Potsdam iſt entſetzlich traurig, alles iſt ſo kalt, alles iſt ſo ſtill. Glücklich, wer mit der äußeren Ruhe die Seelenruhe verbindet, die alles ertragen läßt. Wenn ich auf die Vergangenheit zurückblicke, ſo zittere ich nicht und fürchte mich nicht, mit mir allein zu ſein, um etwas zu entdecken, was mich beunruhigen könnte. Meine Kinder, meine Bücher, das Schreiben beſchäftigen mich ſo, daß dieſe beiden Tage recht ſchnell vergangen ſind.“ Wenige Tage ſpäter erkrankte ſie, ähnlich, aber ſchwerer als vier Jahre früher in Sansſouci. Bald hieß es, daß ihre Bruſt angegriffen ſei, daß ſie Blut ſpeie. „Dieſe verwünſchten Zimmer,“ klagt Frau von Voß, „in denen ſie wohnt, und die Kälte, die dort herrſcht, müſſen ſie ſchließlich töten. Ich bin ganz verzweifelt darüber.“ Erſt nach einigen Wochen erholte ſich die Königin. Sie konnte ſich des Beſuches ihres Vaters freuen und ſelbſt wieder die üblichen Revuebälle beſuchen, wo ſie, wie

Digitized by Google

1

2

3

4

5

6

7

8

9

Die Königlich Preußiſche Familie II.

1. Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunſchweig. 2. Königin-Witwe Eliſabeth Chriſtine von Preußen. 3. Prinz Heinrich d. Ae. von Preußen. 4. Prinzeſſin Ferdinand von Preußen. 5. Prinz Ferdinand von Preußen. 6. Prinzeſſin Wilhelmine von Preußen, Erbſtatthalterin der Niederlande. 7. Prinz Auguſt von Preußen. 8. Prinzeſſin Luiſe von Preußen, Fürſtin Radziwill. 9. Prinz Louis Ferdinand von Preußen

Digitized by Google

einer der Teilnehmer, Graf Lehndorff, berichtet, die Anwesenden durch „den göttlichen Ton ihrer Stimme bezauberte, der nur diesem Engel von Frau eigen ist."

Von Potsdam aus, am 25. Mai, wurde die Sommerreise angetreten, diesmal nach Westen, ins „Reich". Was Luisens Herz dabei mit freudiger Erwartung erfüllte, war die Aussicht, alle ihre Schwestern — auch Friederike — und die Stätten ihrer Kindheit, Darmstadt und Frankfurt, wiederzusehen. So hatte der König selbst alles längst angeordnet und vorbereitet. „Wisse noch," schrieb Luise dem Bruder Georg, „daß mein Mann allein, ohne daß ich daran dachte, mit dem Plan meiner ganzen Reise hervorrückte und daß er es ist, der alles, alles arrangirte. Nun denke Dir diesen Beweis seiner Liebe gegen mich zu allem andern und empfinde lebhaft, was mein Herz gegen diesen edlen, durchaus rechtschaffenen guten Mann empfindet." In Hildburghausen sollte die Zusammenkunft der vier Schwestern — die erste seit der Verlobungsfeier in Darmstadt — stattfinden. „Lieber Georg, wie wird Dir bei diesem Gedanken?" Gegen Ende Mai schon war der ganze Familienkreis in Hildburghausen bei Charlotte versammelt: Therese und Friederike, Georg und Karl, und auch die jetzt siebzigjährige Großmama. Man erwartete noch den Vater, Herzog Karl, und Königin Luise. Der Vater kam zuerst. „Welch Augenblick, dies Wiedersehn," schreibt Therese einer Freundin; „es gibt keinen liebevolleren und geliebteren Vater als ihn und mit Recht, es ist ein so vortrefflicher, so ritterlicher Mann. Jedes seiner fünf Kinder und neun Enkelkinder verlangte nach einem Blick, nach einem Kuß, wenigstens nach einem Händedruck. Er konnte nicht allen genügen. Wir zerflossen sämtlich in Tränen." Am 2. Juni, von Westfalen her, traf Luise ein. „Heute", schreibt Therese, „kommt die Königin, es ist zu viel auf einmal. Was habe ich getan, so viel Glück zu verdienen?" Und einige Tage später: „Ich weiß nicht, wie ich das Leben nennen soll, das wir seit der Ankunft der Königin führen. Sie ist die Seele eines Kreises, der auch ohne sie sich schon auf dem Gipfel des Glückes glauben würde. Auf dem Antlitz dieser unvergleichlichen Frau sind die Göttinnen der Anmut, des Spiels, des Lachens vereinigt. Ihr heiterer schuldloser Blick belebt und beglückt alles. Die Fremden strömen in dieser Stadt zusammen, man hat kaum Zeit Atem zu holen." Zu diesen Besuchern Hildburghausens gehörte auch Jean Paul, der dort der Königin durch Charlotte vorgestellt wurde und der später den „vier schönen und edeln Schwestern auf dem Throne" seinen Titan widmete. Ein junger Künstler, Karl Barth, hat die Schwestern dort öfter auf ihren Spaziergängen im Park von Hildburghausen beobachten können; ihm fiel besonders Luise auf, „deren reine Formen, vor allem der so schön gebildete und doch wieder so individuell reizende Kopf, so harmonisch mit dem schlanken Hals vereinigt, überall an die Antike mahnten."

Digitized by Google

Am 7. Juni verließ Luise mit Thereſe und Georg Hildburghauſen und erreichte über Eiſenach am nächſten Tage Kaſſel, wo ſie mit ihrem Gemahl zuſammentraf, der inzwiſchen in Weſtfalen noch Revuen gehalten hatte. Längſt hatte der Ruf von Königin Luiſens Schönheit und Holdſeligkeit die Grenzen Preußens überſchritten. Das dem preußiſchen Weſen ſonſt ſo ſpröde „Reich" huldigte dieſer preußiſchen Königin wie einer deutſchen Kaiſerin. Göttinger Studenten haben geſchildert, wie die ganze Univerſität damals „in Hitze und Staub" nach Kaſſel wanderte, angezogen von dem „Magnet", von Königin Luiſe. Alle Kollegien wurden geſchloſſen, „denn nur Kranke oder griesgrame Antiken" waren zurückgeblieben. „Die Landſtraße war von Kutſchen, Reitern, Menſchen und Karren ſo bedeckt, daß man hier einer Völkerwanderung oder Emigration beizuwohnen ſchien." Viele ſind in der Nacht vom 8. zum 9. Juni zu Fuß von Göttingen nach Kaſſel gewandert und fühlten ſich glücklich, am nächſten Tage — einem Sonntage — dort oder auf dem Weißenſtein (Wilhelmshöhe) die Königin ſehen zu können. „Ihre Geſtalt", ſchreibt ein Student dem Freunde, „hat etwas Aetheriſches, welches durch die ſehr dünne Kleidung ſehr unterſtützt wird; o des ſchönen Weibes, der Königin — hätteſt Du ſie nur geſehen, wie ſie mit einem holden Blick alle Herzen feſſelte." Aber auch Thereſe fand ihre Bewunderer. Ein Berichterſtatter meint, daß, „wer das Pikante dem Feinen vorziehe, ihr den Apfel reichen würde."

Ueber Eiſenach, Hildburghauſen und Koburg wurden dann die damals preußiſchen Markgrafſchaften Ansbach-Bayreuth beſucht, für die Königin Luiſe eine beſondere Vorliebe faßte. Auch die Grabſtätten der Hohenzollern in Heilbronn wurden beſichtigt. Mit Hardenberg, dem alten Bekannten ihrer Eltern von Hannover her, der ſeit einigen Jahren in preußiſche Dienſte getreten war und jetzt die Markgrafſchaften faſt ſelbſtherrlich regierte, kam Luiſe damals in nähere perſönliche Beziehungen. Dann ging es über Würzburg nach Wilhelmsbad, von wo Ausflüge in die Umgegend unternommen wurden. Welche Freude für die Geſchwiſter, in Darmſtadt das „Paradies" ihrer Kindertage wiederzuſehen, und Frankfurt, „den Ort", wie Luiſe ſchreibt, „unſeres erſten Umherſehens in der großen Welt, den Ort, wo ich die intereſſanteſten Bekanntſchaften meines Lebens gemacht habe." „Ganz Darmſtadt", ſchreibt Thereſe, „empfing uns in rührender Weiſe und jedes Zimmer im Palaſt unſerer Großmama erhielt einen beſonderen Beſuch." Im Roten Haus zu Frankfurt, wo 1793 König Friedrich Wilhelm II. reſidiert hatte, gab die Kaufmannſchaft dem Königspaar ein Ballfeſt, bei dem eine von Köckritz verbreitete Nachricht über angebliche franzöſiſche Ueberrumpelungspläne Beunruhigung erregte. In Frankfurt hat, wie bekannt, Luiſe durch Prinz Georg auch Goethes Mutter zu ſich in das Thurn- und Taxiſche Palais geladen und mit ihr von „vorigen Zeiten" geplaudert. Am 30. Juni verließ ſie nach einem rührenden

Digitized by Google

Abſchied von Friederike Wilhelmsbad und kam über Eiſenach, wo ſich Charlotte verabſchiedete, mit Thereſe und Georg am 1. Juli in Weimar an. Hier ſah ſie am nächſten Tage eine Aufführung von „Wallenſteins Tod“ — die Piccolomini hatte ſie ſchon am 2. März desſelben Jahres in Berlin geſehen — und ließ ſich Schiller, der von Jena herübergekommen war, Goethe und Wieland vorſtellen. Schiller fand die Königin „ſehr graziös und von verbindlichſtem Betragen“; Herders Frau nennt ſie „ein Weſen von der glücklichſten Natur, die Naivetät und Grazie ſelbſt“, „eine Hebe“. Am folgenden Tage verließ Luiſe mit dem Könige Weimar. Thereſe, die noch zurückblieb, ſchreibt über den Abſchied von der Schweſter: „Die Himmliſche, ſie ſchloß mich ſo feſt in ihre Arme, ich drückte ſie ſo warm an mein Herz, und doch vermochte man uns zu trennen ... Du kannſt nicht denken, was das für ein edles, reines, anmutiges Geſchöpf iſt, der Umgang mit ihr läutert einen, denn man würde ſich fürchten, in ihrer Nähe mit unlauterem Herzen einherzugehen, vielmehr es wäre unmöglich, denn ſelten erſchien wohl ſo hohe Tugend unter einer ſo reizenden Geſtalt ...“

Am 8. Juli war das Königspaar wieder in dem geliebten Charlottenburg.

Die raſche Ausſöhnung mit Friederike, deren Verbannung wenige Monate vorher ſo großes Aufſehen gemacht hatte, erregte doch einigen Anſtoß, um ſo mehr, da es hieß, die Prinzeſſin werde bald wieder nach Berlin zurückkehren. Königin Luiſe nahm das übliche Berliner Gerede ſehr leicht. „Daß hier und da junge ungezogene Herren“, ſchrieb ſie einmal an Georg, „ſich dumme Späßchen oder Bemerkungen erlauben ſollten, und *mich* ſo wenig als andere damit verſchont laſſen, iſt ſehr glaublich.“ Daß ſie gegen Schweſter Friederike und andere Verwandte — auch Stein hat das ſpäter getadelt — zu nachſichtig ſei, war ihr ſelbſt recht wohl bewußt. Allein dieſe geſchwiſterliche und verwandtſchaftliche Liebe bildete ſo ſehr einen Weſenszug ihrer weiblichen Natur, daß kein ſchlimmes Erlebnis je etwas daran hat ändern können. „Meine wahre und aufrichtige Anhänglichkeit an meine ganze Familie“, ſchrieb ſie einmal der Großmutter, „iſt der Art, daß ich nicht ganz glücklich ſein kann, wenn ich ſie nicht alle glücklich weiß.“ Dem Bruder Georg aber, der ſie von dem Geziſchel benachrichtigt hatte, bekannte ſie: „Ich bin ein ſchwaches Weib, das fühle ich alle Tage mehr; aus Güte des Herzens werde ich ſchwach. Ich wünſche, es ginge allen Menſchen wohl, deshalb verzeihe ich leicht, vergeſſe gern, ſchelte nicht, wo ich ſollte, um nicht zu betrüben, und ich fürchte, ich ſtifte doch nichts gutes, weder außer mir, noch in mir; denn die menſchliche Natur iſt verdorben, ſie will Härte um der Beſſerung willen, ſie dürfen nicht geſchont ſein, und ich habe mir zum Grundſatz gemacht, ſanft, ſchonend, gütig gegen Jeden zu ſein, und eben darum fürchte ich, werde ich ſchwach und meine Selbſtändigkeit verlieren. Beruhige mich darüber, lieber Georg, Du biſt ein gefühlvoller Menſch, nur zu gefühlvoll,

Digitized by Google

das iſt Dein Fehler, manchmal ſchwärmeriſch. Es darf nicht geſchwärmt ſein, in der wirklichen Welt müſſen wir bleiben, uns durcharbeiten, ſo will es das Schickſal. Kommt es bloß auf mich allein an, ſo traue ich mir zu, nicht ſchwach zu ſein, ſo wenig in meinen Handlungen, als in meinem Urteile. Iſt aber ein Anderer damit verbunden, hat mein Urteil Einfluß auf das Wohl eines Zweiten, ſo ſchwanke ich, obgleich das Gefühl des Rechts tief und klar in meinem Herzen ſchlägt. Was iſt dieſes Schwanken? Iſt es Schwäche oder iſt es Menſchenliebe? . . . . . "

Königin Luiſe hat in dieſen Zeilen ihrer Geſchwiſterliebe und ihrer Menſchenliebe ein ſchönes Denkmal geſetzt. Gab ſie ſich dabei aber nicht nachſichtiger vielleicht und weicher, als ſie tatſächlich war? Gerade dem Bruder gegenüber bewies ſie damals, daß ſie doch mit beiden Füßen feſt „in der wirklichen Welt" ſtand und „um der Beſſerung willen" auch „hart" zu ſein wußte.

Prinz Georg, der bisher in Roſtock ſtudiert hatte, ſollte nun in einer größeren Stadt ſeine Bildung erweitern und vervollſtändigen. Unter dem friſchen Eindruck des Aufenthaltes in Weimar riet Luiſe ihm, dieſe Stadt zu wählen, wo er auch Finanz- und Kameralwiſſenſchaften lernen könne; und dann — „denke Dir einmal die herrlichen Erholungsſtunden in Wielands und Goethes Geſellſchaft". Luiſens Gedanke kam nicht zur Ausführung; es wurde vielmehr beſchloſſen, daß der Prinz nach Berlin gehen ſolle. So glücklich Luiſe darüber war, den Bruder längere Zeit um ſich zu haben, ſo war ſie doch nicht ohne Sorge, daß der Prinz in den berauſchenden Genüſſen des Berliner Karnevals der Verführung leichtfertiger und ausſchweifender Menſchen erliegen könne. Schweſterlich warnte ſie ihn: Wenn ſie ſo etwas an ihm erlebte, „ich heulte und ſchämte mich tot; Du würdeſt in mir die kälteſte und fremdeſte Perſon finden." Scherzend fügt ſie dieſen Ermahnungen ein andermal hinzu: „Herr Lichthammer iſt in mich gefahren."

Zu Anfang des Winters 1799 ſiedelte Prinz Georg wirklich nach Berlin über, wo er im Palais des verſtorbenen Prinzen Louis Wohnung erhielt. Soweit es ihm eine beginnende Schwerhörigkeit geſtattete, beſuchte er die Vorleſungen des Predigers und Hiſtorikers Ancillon, des ſchon erwähnten Profeſſors Kieſewetter, des Apoſtels der Kantiſchen Philoſophie in Berlin, der auch die jüngeren Brüder des Königs unterrichtete; Friedrich Schlegel u. a. ſcheint er ebenfalls gehört zu haben. Er war täglich am Hofe, allen ein willkommener Gaſt, auch dem Könige, den er durch ſeine bewegliche Fröhlichkeit aufheiterte; ſelbſt in die gefürchtete Teeſtunde brachte er mit Luiſe etwas Leben. Mit der Frau von Voß und dem Kammerherrn von Schilden ſchloß er gute Freundſchaft. Die ſchönſte Freude an ſeiner Gegenwart hatte, wie ſich verſteht, Königin Luiſe, die namentlich im Sommer 1800, während

Digitized by Google

der König die Truppen in Pommern beſichtigte, in Sansſouci mit ihm frohe Tage verlebte. Sorgen um den Bruder blieben ihr dabei freilich doch nicht ganz erſpart. In Berlin zwar verhielt ſich der Prinz tadellos, herzlich dankbar dafür, daß er bei Schwager und Schweſter ein „Vaterhaus" gefunden habe; aber plötzlich überkam ihn die Sehnſucht nach einer älteren Roſtocker Dame, in die er ſich verliebt hatte, und die er jetzt durchaus heiraten wollte. Da hat ihn Königin Luiſe in ſchönen und ernſten Worten abgemahnt; ſie beſchwor ihn bei ihrer geſchwiſterlichen Liebe und Zärtlichkeit, und ſie rief ihn aus ſeiner Schwärmerwelt in „die wirkliche Welt" zurück: „Laß Dich nicht ſo gehen wie ein Romanheld." Prinz Georg hörte und verzichtete, Königin Luiſe aber tröſtete die Verlaſſene.

Wir haben dieſer Epiſode gedacht, nicht bloß des Anteils der Königin Luiſe wegen, ſondern weil ein Vierteljahrhundert ſpäter, unter ernſten und für das preußiſche Königshaus bedeutſamen Umſtänden, noch einmal daran erinnert wurde. Als Prinz Wilhelm, der ſpätere Kaiſer, in ſchwerer Herzensnot um die Hand der Prinzeſſin Eliſe Radziwill kämpfte, hat Prinz Georg als Großherzog dem Neffen von ſeinem eigenen Liebesleid erzählt und mit den verſtändnisvoll tröſtenden Worten eines Schickſalsgenoſſen ihn zur Entſagung ermutigt.

Nach etwa dreijährigem Aufenthalt, im Mai 1802, verließ Prinz Georg Berlin, um die Schweiz, wo er in Neuchatel Fräulein von Gélieu beſuchte, und Italien zu bereiſen. Er blieb längere Zeit in Rom, wo er mit Wilhelm von Humboldt näher bekannt wurde und Kunſtſachen für den Berliner Hof aufkaufte. Königin Luiſe trug die lange Trennung ſchwer. Was würden ihr die Berliner Winter ohne den Bruder ſein? Die geſchwiſterliche Liebe aber ſchien mit der Entfernung noch zu wachſen, und Luiſe konnte ſich nicht genug tun in Verſicherungen zärtlichſter Anhänglichkeit an den fernen Freund und Bruder. „Ich kenne meinen Georg," ſchreibt ſie bald nach deſſen Abreiſe, „dem nichts ſo heilig iſt als Freundſchaft, und gottlob, wir begreifen nicht, wie man leben kann und glücklich ſein ohne dieſe himmliſche Empfindung." Und zu ſeinem Geburtstage: „Die Kenntnis meines Herzens muß Dir ſagen, daß ich dieſen Tag preiſe und Gott ewig dafür danken werde, der mir meinen Bruder gab, den ich mit allen ſtarken und zarten Empfindungen meines Herzens und meiner Seele lieben kann."

Georg hat der Schweſter zärtliche Liebe allezeit mit ſchwärmeriſcher Innigkeit erwidert. Der Großmutter bekannte er einmal, daß „das Gefühl, mit dem die Katholiken an ihren Heiligen hingen, nicht von dem verſchieden ſei, das ihn an den Engel feſſele". Und der Schweſter ſchrieb er zum Geburtstag: „Sei mir gegrüßt und drei Mal willkommen, du Tag, den auch kommende Generationen noch mit dem Griffel der Liebe in ihr Herz zeichnen werden, der genannt werden wird, ſo lange die Menſchheit noch Sinn ſich erhält für den

Digitized by Google

Gedanken, daß wirklich einſt das ſchönſte Gemüt in der ſchönſten Hülle lebte.“ Die Geſchwiſterherzen ſchlugen in einem Gleichklang, für den Luiſe einmal das Wort fand: „Unſere Seelen verſtehen ſich ſo ganz, ein Hauch belebt die Saiten, und der Accord iſt da und wird ewig da ſein.“

Unter den Schweſtern war es Prinzeſſin Thereſe von Thurn und Taxis, die in dieſer Zeit dem Herzen der Königin am nächſten ſtand; ſie trat gleichſam an Friederikens Stelle, die ihre Eiferſucht darüber nicht verhehlen konnte. Nach Thereſe ſehnte ſich Luiſe beſonders im Frühjahr 1800, als der Tod eines nur wenige Monate alten Töchterchens, Friederike, und eine Erkrankung des Königs ſie ſchmerzlich erſchüttert hatten; dringend lud ſie die Schweſter zu einem Beſuche ein. Die Briefe, die Luiſe und Thereſe darüber wechſelten, führen uns hinein in die ganze Innigkeit ihrer Schweſternliebe und zugleich in die überſchwängliche Gefühlsſeligkeit jener Tage.

„Ich habe,“ ſchreibt Luiſe, „drei Wochen lang grauſam gelitten, und erſt ſeit einigen Tagen beginnt meine Seele ruhiger zu werden. Der grauſame und zerreißende Verluſt meiner kleinen Friederike, die Erkrankung des Königs, die vor ihrer Entſcheidung mich zu Tode ängſtigte, alles das überfiel mich mit einem Male. Ich war in einem bedauernswürdigen Zuſtande, das ſchwör' ich Dir. Meine Tränen, die gerecht waren, ſtockten plötzlich vor Schreck, als ich eines Morgens meinen Mann in ſtarkem Fieber und ſehr krank fand. Des Nachts weint' ich, bei Tage am Krankenbett lächelt' ich, um dem Leidenden Mut zu geben, bei den ſchönſten Sommertagen ſein Leid zu tragen .... Den 30. [März] verlor ich meinen Engel, ihre Agonie dauerte von 6 bis 8 des Abends, da verſchied der Engel und erwartet mich nun oben in beſſeren Sphären mit aufgeklärtem Geiſte ...“

Die Königin bittet dann die Schweſter, ſie im Mai in Charlottenburg zu beſuchen; vom 24. an werde ſie dort 14 Tage lang allein ſein, die ſie ganz der Freundſchaft widmen könne.

Thereſe lehnte ab, aus Rückſicht zunächſt auf ihre Kinder, die der Mutter bedürften, dann wegen des in Süddeutſchland wütenden öſterreichiſch-franzöſiſchen Krieges. Luiſe erwiderte (13. Mai 1800): „Wie konnteſt Du einen Augenblick zweifeln, daß ich Dich von Deinen Pflichten abhalten würde? Geſiegt hat das Muttergefühl, ſobald ich Deine Gründe las, und die Schweſter ſteht gern den Kindern nach. Bleib, beſte Thereſe, bei Deinen lieben Kindern, ſorge für ſie, pflege ſie, und wenn Du glücklich durch die Erfüllung Deiner Pflichten biſt, ſo denke, daß ich Dich nicht hinderte, dieſe ſeligen Gefühle zu genießen. Ich geſtehe Dir dennoch meine Schwachheit, daß geſtern, als ich Deinen Brief (in Charlottenburg gerade) empfing und las, einige Tränen dem ſchön geträumten Traum floſſen. Nenne es Eigennutz, nenne es aber auch Liebe, denn wahrlich, ich liebe Dich! und es

Digitized by Google

koſtet mir nicht wenig, ganz den Gedanken zu unterdrücken, Dich nicht zu ſehen, indem ich die Hoffnung unſerer Vereinigung ſo lange und ſo beſorgt nährte. Tauſend Wünſche ſchicke ich zum Himmel für Dein Wohl."

Wenige Tage ſpäter, am 18. Mai, fügt ſie hinzu: „Was ſind wir Menſchen doch für ſchwache Geſchöpfe. Kaum haben wir einen Entſchluß gefaßt, ſo wanken wir auch ſchon wieder. Glücklich, wenn wir nur wanken und nicht ganz erſchüttert mit ſamt den Wurzeln untergehn. Dieſes hat Bezug auf meinen Zuſtand. Denke, liebe Thereſe, daß ich in dieſem Augenblick Deine beiden Briefe empfange, den vom 8. und den vom 11.... Mein Herz bebte und fühlte noch einmal mit aller Lebhaftigkeit das Glück unſerer Vereinigung, die ſeligen Stunden, die ſie uns gewährt haben würde. Doch nein! Das, was ich einmal für gut erkannt, dem blieb ich treu. Du bleibſt bei Deinen Kindern, ich bleibe ohne Schweſter! aber doch mit dem Bewußtſein, recht getan zu haben, das wird mein Troſt ſein.... Eine Bitte habe ich zu Dir, beſter Engel, ſchicke mir eine Kleinigkeit, die Du aber viel trägſt oder getragen haſt. Ein Ring oder Band oder Kette, nur etwas, ich bitte Dich. Dieſe Kleinigkeit verläßt mich dann nicht die Zeit, die wir hätten können zuſammen ſein, und ich ſehe es an, drücke es an mich und denke Dein! Schicke es mir durch eine Stafette, ich bitte Dich, dann kann ich es bald haben... Adieu, Engel! Es iſt kalt, graues und trauriges Wetter. Gott gebe Deinem Herzen immer Sonnenſchein.... Sterbliche ſind wir und ſterblich all unſere Wünſche. Leid und Freud, ſie gehen oder wir gehen vorbei. Wie wahr iſt dieſes! Lebe wohl, beſter Engel, und vergeſſe um Gottes willen nicht meine Bitte."

Thereſe erfüllte raſch den Wunſch der Schweſter und ſandte ihr ein Arbeitskäſtchen nebſt einem Ringe mit einem „armen gefeſſelten gezerrten Herzen, dem Bild des ihrigen." Zugleich ſchrieb ſie ihr einen Brief, der ſpäter das Schickſal gehabt hat, durch Napoleon aus Charlottenburg nach Paris entführt zu werden, und uns dadurch erhalten geblieben iſt.

„Luiſe, Engel, Schweſter, Liebling meiner Seele," ſchreibt Thereſe am 22. Mai, „wie ſoll ich Dich nennen, wie Dir ausdrücken, was ich empfinde? Worte können es nicht, nimm meine Tränen, ach, ſie fließen Dir, unſerer Nicht-Vereinigung im vollen Maße. Wie iſt es möglich, daß das eiſerne Schickſal ſo dem Drang zweier ſich liebender Herzen widerſtehen kann. Schickſal iſt es, nicht Du, nicht ich, die das Nein ausgeſprochen haben. Es iſt ja unmöglich. Wie könnte ich meine Luiſe trauernd, wünſchend laſſen, wenn es irgend in meinen Kräften ſtände, es abzuändern. Ehe ich Dich nicht wieder heiter weiß ehe iſt kein Sonnenſchein für mein Herz. Gott iſt mein Zeuge, liebe, einzige Luiſe, daß jetzt meine erſte Pflicht mich zur Schweſter ruft. Meine Kinder ſind wohl, Sophie iſt ſehr geſtärkt, und wahrhaftig, ich verließe ſie ruhig. Und an Deinem Herzen könnte mir jetzt

Digitized by Google

ganz wohl werden. Glaube, Engel, daß mein gebeugtes Herz ganz die hohe Entſagung des Deinen fühlt, und daß, wenn ich recht tue, ich es Dir allein verdanke. Zu dieſem wohltätigen Engel müßte ich, wollte ich hin, bei dem wäre ich beinahe ſchon jetzt, hätte der Alles vernichtende Krieg nicht auch meine ſchönſte Hoffnung vernichtet ... Nein, ich darf nicht an den Himmel denken, deſſen Eingang ich offen ſehe und deſſen Eintritt mir verſagt wird. Vierzehn Tage mit Dir im ſchönen Charlottenburg oder in dem lieblichen Sansſouci, ſo was wird mir wohl nicht mehr. Luiſe, Luiſe, was für arme Menſchen ſind wir! Nein, Du kannſt es nicht denken, mit was für vielen heißen Tränen Dein Brief iſt benetzt worden. Es herrſcht darin eine Schwermut, die mich ganz zu Boden geworfen hat, und ich, ich Auserkorene, je pourrais voir refleurir ce cœur flétri, und das bleierne Schickſal hält mich. Mein hohes Glück macht mich höchſt unglücklich. Ach nur, Engel, ſiehe recht in mein wundes Herz — fordere was Du willſt von mir, das ſchwerſte Opfer, mir deucht, ich hätte Vieles wieder gut zu machen ... Leid und Freude, ſie gehen oder wir gehen vorbei. Frau von Lenthe hat herzlich mit mir geweint, ſie betet Dich an, ihr Herz iſt wie das meine zerknirſcht, ‚und die Frau,‘ ſagte ſie, ‚iſt betrübt, und man eilt nicht zu ihr?‘ ... In dem Kiſtchen findeſt Du eine Locke, die ich von meinen Haaren abgeſchnitten habe. Engel, Engel, könnte ich bald dieſen glücklichen Gegenſtänden folgen, die Dich erinnern ſollen an Deine treue Thereſe.“

Trotz der Kriegsnot in Süddeutſchland brachte das Jahr 1800 den beiden Schweſtern ſchließlich doch noch die Erfüllung ihrer ſehnſüchtigen Wünſche. Anfang September kam Prinzeſſin Thereſe, ungeduldig erwartet, zu längerem Aufenthalt nach Potsdam, zur geringen Freude der Oberhofmeiſterin, da ſie immer einen Kreis von Verehrern an den Hof zog. Einer von dieſen, Graf Lehndorff, hat ihre „raſſige Schönheit“, ihre anmutigen Manieren, ihre Kenntniſſe und ihren überlegenen Geiſt damals in ſchwärmeriſchen Worten gefeiert. Erſt gegen Ende Oktober, von der Königin bis nach Baumgartenbrück geleitet, unter vielen Tränen reiſte Thereſe nach Regensburg zurück.

Von dem äußeren Leben Luiſens in dieſen Jahren iſt ſonſt wenig zu erzählen. Kurz vor der Ankunft Thereſens, im Auguſt 1800, hatte ſie mit dem König wieder Schleſien beſucht. Am 18. Auguſt erſtiegen ſie die Schneekoppe, die Königin zu Pferde, in einem Amazonenanzug, ſtrahlend in Glück und Schönheit. Den Augenblick, wo ſie auf dem Gipfel anlangte, umgeben von einer bewundernden Volksmenge, hat ſie immer für einen der ſeligſten ihres Lebens gehalten: „Es war ihr,“ pflegte ſie zu ſagen, „als wäre ſie, erhoben über die Erde, Gott näher.“ Am nächſten Tage wurde im Waldenburger Bergwerk ein Schacht befahren, und man weiß aus des Hofpredigers Eylert ſchöner und ergreifender Erzählung,

Digitized by Google

wie unter den Bergleuten dort die Erinnerung an die Holdſeligkeit der Königin lebendig geblieben iſt. Dann wurde Fürſtenſtein, das ſchöne Schloß des Grafen von Hochberg, die Adersbacher Felſengruppe, die Herrenhuter-Kolonie Gnadenfrei und auch die Beſitzung des Miniſters Graf Haugwitz, Kogau mit ſeinem ſchönen Park, beſichtigt. Der Winter verlief unter den gewohnten Feſtlichkeiten, deren Glanz durch zahlreiche fürſtliche Beſucher und Beſucherinnen erhöht wurde. Während des Sommers 1801 blieb man in Charlottenburg; nur im Mai begleitete die Königin ihren Gemahl zu den Manövern nach Magdeburg, wo ſie unter 24 Prinzen, zu denen auch Onkel Georg gehörte, einige überaus heitere Tage verlebte.

So begann das neue Jahrhundert, wie das alte geendet hatte, in dem Wechſel von winterlichen Hoffeſten und ſommerlichen Reiſen. Das „Schlaraffenleben“ — auch die Königin hat das Wort einmal gebraucht — ging in ewigem Gleichmaß weiter?

Nein, eines war doch anders geworden. Unter der unveränderten Oberfläche regte ſich ein Neues: Ein geheimes ſehnendes Leben, das ſich nach außen nicht auswirken konnte; unter der Einförmigkeit ihres äußeren Daſeins erblühte in Luiſe ein Innenleben, reich und ſchön und voll froher Verheißungen.

III. Königin Luiſe

Luiſe hatte bisher geleſen, wahllos, was ihr der Zufall in die Hände gab; ſie hatte Herder verehrt, aber Lafontaine keineswegs verſchmäht. Sie war ſich, wie ſchon oben angedeutet, der Lücken ihrer Bildung längſt bewußt und noch als Kronprinzeſſin ſuchte ſie dieſe lernend auszufüllen. Sie wandte ſich an Schweſter Thereſe, deren Hofdame Frau von Lenthe ihre Lektüre regeln ſollte. Sie nahm engliſche Stunden und ſie dachte daran, auch hiſtoriſchen Unterricht zu nehmen, bei dem Sohne des Theologen Spalding, einem Berliner Schulmann, oder bei dem Oberkonſiſtorialrat Zöllner, dem Prediger an der Nikolaikirche, den ſie ſehr ſchätzte und der ihr neben religiöſem Zuſpruch zuweilen auch geſchichtliche Unterweiſung gegeben zu haben ſcheint. Nichts aber bezeichnet mehr die ratloſe Verlegenheit ihres Bildungsdranges, als daß ſie, gleich nach der Thronbeſteigung, den alten Prinzen Heinrich bat, ihr eine Anzahl Bücher auszuwählen, nicht für ihr Vergnügen, ſondern zum Nutzen ihrer Familie, ihrer Kinder, des Staates. Der Prinz empfahl der jungen Königin zum Studium der Moral Epiktet und Marc Aurel, von neueren Moraliſten Montaigne und La Bruyère, daneben Condillac, Fenelons Telemach und die Briefe der Sévigné; von Dichtern Horaz, Homer und Virgil; von hiſtoriſchen Werken Plutarch und

Digitized by Google

die Literatur zur Geſchichte der Liga und Ludwigs XIV. von Frankreich. Man wird ſich nicht wundern, in dem noch erhaltenen Verzeichnis kein deutſches Buch zu finden; ſelbſt für deutſche Geſchichte empfahl der Prinz das franzöſiſche Werk von Pfeffel.

Es ſcheint nicht, daß die Königin von den Ratſchlägen des Prinzen Heinrich irgend welchen Gebrauch gemacht habe. So ſehr ſie die franzöſiſche Sprache liebte und ſich ihrer im höfiſchen Verkehre wie in dem Briefwechſel mit dem Gemahl faſt ausnahmslos, ſeltener mit den Geſchwiſtern bediente, ihr Verlangen ging nach deutſcher, nicht nach franzöſiſcher Bildung. Nur daß ſie ſich nicht ſelbſt die Kraft und die Einſicht zutraute, den Weg zu den Höhen deutſchen Geiſteslebens zu finden: hier, wie ſonſt, bedurfte ihr ganz weibliches Weſen fremder Anregung und einer führenden Hand.

Zu den Offiziersfamilien, mit denen Luiſe ſchon als Kronprinzeſſin in Potsdam verkehrt hatte, gehörte auch die Familie des Hauptmanns von Kleiſt vom kronprinzlichen Regiment. Seine Frau Marie war eine geborene von Gualtieri, deren Bruder dem Kreiſe der Rahel angehörte und ſpäter als junger Diplomat bei der preußiſchen Geſandtſchaft in Madrid ſtarb. Eine Schweſter von ihr, Amalie, war mit dem Oberſt von Maſſenbach vermählt, der ſich im Kriege von 1806 als Generalſtabschef Hohenlohes einen ſo böſen Namen gemacht hat. Marie von Kleiſt fiel der Kronprinzeſſin durch ihre ungewöhnliche Bildung auf, mehr noch durch ihr Herz und ihr Gefühl, was Luiſe immer weit höher ſtellte als alles Wiſſen. Bald entwickelte ſich eine Freundſchaft zwiſchen beiden, die ſich nach Luiſens Thronbeſteigung noch inniger geſtaltete, zum eiferſüchtigen Kummer der Frau von Voß, die es nie ertragen konnte, ſich eine andere Frau vorgezogen zu ſehen.

So oft die Königin in Potsdam lebte, ließ ſie Frau von Kleiſt zu ſich rufen, um ſich bisweilen ſtundenlang mit ihr einzuſchließen. Sie hielt ihren Sohn, Adolf, über die Taufe und folgte auch den Einladungen der Frau von Kleiſt, die in ihrem Hauſe muſikaliſche Abende veranſtaltete. „Tauſend und tauſend Dank, meine teure Kleiſt," ſchreibt Luiſe einmal, „Ihrem Gatten und Ihnen für die ganz göttliche und köſtliche Soirée, die ich geſtern mit Ihnen verlebt habe. Nein, Sie können ſich nicht denken, wie glücklich und zufrieden ich war, ordentlich kindlich froh! Die Erinnerung daran wird mir lange bleiben und wird mir immer ſüß und koſtbar ſein, da ich meine Freude nur in ſo harmloſen und ſo einfachen Dingen gefunden habe, in einer ſo angenehmen und ſo auserleſenen Geſellſchaft; ich bin noch heute ganz übermütig und heiter darüber!" Die Freundſchaft mit Frau von Kleiſt verklärte ihr ſelbſt Potsdam, wo ihr nun die Leute „beſſer als irgendwo" erſchienen.

Allmählich gab Luiſe der Frau von Kleiſt neben ſich ungefähr die Stellung, die Köckritz bei dem König einnahm: ſie ſollte ihr Gewiſſensrat werden. Schon 1798 ſchrieb

Digitized by Google

ſie ihr: „Wenn Sie noch meine Freundin ſind wie einſt, ſo verlange ich von Ihnen die Wahrheit. Ich bitte Sie inſtändig, mir zu ſagen, wo ich etwa fehle und was ich tun muß, um von Tage zu Tage beſſer zu werden, fähig die gute Meinung aufrecht zu erhalten, die man von mir hat, würdig des großen Namens: Gattin und Mutter. Ich werde bei dieſen Zeilen bis zu Tränen gerührt, dieſe teuren Namen ‚Gattin und Mutter' haben meine Seele erſchüttert, und der Gedanke, meine Pflichten nicht zu erfüllen, trat plötzlich vor mich, aber mein Herz war ruhig, und die Begeiſterung für das Gute und die Erkenntlichkeit gegen Gott, der mich beſchützt und mich ſegnet, läßt dieſe ſanften Tränen fließen. Möchten Sie nie andere weinen, teure Freundin, und glauben Sie mir, wenn ich Ihnen ſage, daß ich Sie ebenſo liebe wie ich Sie ſchätze. Dieſe Empfindungen feſſeln mich für immer an Sie." Und ein ander Mal: „Ich bitte Sie aus meines Herzens Grunde, mir Ihre zärtliche Freundſchaft zu erhalten, die von unſchätzbarem Wert für mich iſt .... Wie angenehm iſt es doch, eine Freundin zu haben, welche die Sprache des Herzens verſteht .... Kurz, ich bin überzeugt: Sie ſind ‚ma sympathique'."

Man ſieht: es iſt eine Freundſchaft, ganz im Zeichen der Gefühlsſeligkeit, die Königin Luiſe mit Frau von Kleiſt verbindet; gemeinſame Schwärmerei für Freundſchaft, für das Gute, für eine recht allgemeine und unbeſtimmte „Tugend". „Wenn Sie nur eine Stunde mit mir zuſammen geweſen ſind," verſichert die Königin, „die wir damit hinbringen zu plaudern und unſere Herzen auszuſchütten, ſo finde ich mich immer in meinen guten Entſchlüſſen beſtärkt. Ihr Beiſpiel muß dieſe Wirkung haben, weil es ſo ſelten iſt, eine Seele zu finden, welche die Tugend liebt und übt aus Liebe zum Guten ſelbſt. Ich liebe von ganzem Herzen das Gute und alle Tugenden, welche die Seele läutern und uns der Vollkommenheit nähern, aber, meine teure Freundin, es iſt doch ſo ſchwer, immer das beſte zu tun .... Eine Seele braucht nur einen Augenblick Ueberlegung, um ſich zu ſagen, daß es nur die Uebung der Tugend iſt, die uns glücklich macht, die uns die Seelenruhe erhält, und die uns Kraft gibt, das Unglück zu überwinden, das das Schickſal für uns bereit halten könnte .... Sie verbinden mit der Tugend und deren Uebung die Nachſicht, die Heiterkeit, die Güte, die nötig iſt, um die Tugend ſo zu zeigen, wie ſie iſt; Sie nehmen ihr die Pedanterie, die ſie ſonſt oftmals verhaßt macht oder wenigſtens von ihr zurückhält. Sie geben mir ſo gute und ſo ſolide Gedanken vom Guten, von meinen Pflichten als Frau und als Mutter. Sie ſagen mir die Wahrheit! Sie lieben mich aufrichtig! Und ich ſollte Sie verlaſſen?" Frau von Kleiſt aber urteilte ſpäter über die Königin: „Es ſchien, als hätte das Schickſal einen Engel auf den Thron geſetzt, um die Tugend in ihrer ganzen Liebenswürdigkeit, in ihrem ganzen Glanze zu zeigen".

Digitized by Google

Indeſſen, nicht immer wurde zwiſchen Königin Luiſe und Frau von Kleiſt nur über Freundſchaft und Tugend geſchwärmt. Sie haben auch viel miteinander geleſen. Es war die Aufgabe der Frau von Kleiſt, für Bücher zu ſorgen, wobei ſie, wie ihr Schwager Maſſenbach verſichert, immer bemüht war, „den Sinn der Königin auf höhere Dinge zu lenken“. „Laſſen Sie ſich nicht einfallen,“ mahnt einmal Luiſe, „anders zu mir zu kommen als mit einem dicken Buche.“ Wie man ſchon aus den oben mitgeteilten Briefen ohne weiteres ſchließen wird und wie wir tatſächlich erfahren, ſind es vornehmlich Jean Pauls Werke geweſen, deren Bekanntſchaft Frau von Kleiſt der Königin damals vermittelte. Luiſe, die den Dichter, wie wir uns erinnern, in Hildburghauſen ſich vorſtellen ließ, hat dann mit ihm Aufmerkſamkeiten ausgetauſcht; ſein „Verzeichnis derer, welche heute der ſchönen und edlen Königin Glück zum Geburtstag wünſchen“ (10. März 1801) mit dem Geſchenk eines Schreibzeuges erwidert, und als er nach Berlin kam und ſich dort verlobte, ihm ein Kaffee-Service geſandt und ihn in Sansſouci empfangen. „Ich ſprach und aß,“ ſchreibt er darüber, „mit der gekrönten Aphrodite, deren Sprache und Umgang ebenſo reizend iſt, als ihre edle Muſengeſtalt.“ Uebrigens gehörte Luiſe bei aller ihrer damaligen Schwärmerei und Gefühlsſeligkeit keineswegs zu den gerade in Berlin ſo zahlreichen unbedingten Verehrerinnen Jean Pauls. Sein Mangel an Geſchmack und ſelbſt an Takt, ſo äußerte ſie gegen Frau von Krüdener, ſtimme nicht zu ihrer eigenen Gefühlsweiſe. „Ich liebe nicht dies Amalgam von Trivialem und erhabenen Ideen, dieſe Miſchung von Heiligem und Profanem.“

Ein beſonderes Verdienſt der Frau von Kleiſt aber iſt es, daß ſie die Teilnahme der Königin Luiſe für ihren Neffen, den großen märkiſchen Dramatiker, den Dichter des Prinzen von Homburg und der Hermannsſchlacht, Heinrich von Kleiſt, zu erwecken verſtanden hat. Mit 60 Louisdor jährlich unterſtützte ihn die Königin in ſeiner ſchwerſten Zeit, wie ſie auch ſeinem Freunde, dem damaligen Leutnant von Pfuel, dem ſpäteren General und Miniſterpräſidenten von 1848, und manchem anderen in ähnlicher Weiſe geholfen hat.

Mit Frau von Kleiſt beeinflußte auch deren Schwager Oberſt Maſſenbach Luiſens Lektüre. Maſſenbach hatte dem Königspaare gegenüber eine eigenartige Stellung. Das Amt, das der König dem Oberſt Köckritz, die Königin der Frau von Kleiſt übertragen, maßte er ſich ſelbſt an. Er glaubte ſich berufen, über das perſönliche Verhalten des Königspaares ebenſo zu wachen, wie über den Gang der preußiſchen Politik und über die Entwickelung des preußiſchen Heerweſens. Ungefragt, oft dreiſt und taktlos, gab er Ratſchläge, Warnungen und Ermahnungen. Dabei verehrte er anſcheinend aufrichtig den König und noch mehr die Königin. Noch als Kronprinz hatte ihm Friedrich Wilhelm, ſo verſichert er wenigſtens

Digitized by Google

ſelbſt, ſeine Gattin vorgeſtellt mit den Worten: „Das iſt meine Frau und meine Freundin". Von Luiſens Begabung und Beruf hatte er die höchſte Vorſtellung. Wiederholt kommt er in ſeinen — ungedruckten — Aufzeichnungen darauf zurück: ſie ſollte werden, was die däniſche Sophie Amalie, ja dieſe noch übertreffen. Sie ſollte auch den König mit emporreißen. „Sie war die belebende, die ſchaffende, auf das hohe Ziel der Größe Preußens hinweiſende, das Gemüt des Königs nach hohen Gegenſtänden hinleitende Phantaſie. Nie iſt eine Königin mit reinerer Ehrfurcht geehrt worden." Er erſchrak, als er erfuhr, daß ſie Wielands Agathon, den man ihr empfohlen, leſe und daraus Auszüge mache. Mit Recht forderte er für die Königin eine geſundere, gehaltvollere geiſtige Nahrung. Er lenkte ihre Aufmerkſamkeit auf die großen engliſchen Hiſtoriker, auf Robertſon, deſſen Geſchichte Kaiſer Karls V. kurz vorher in deutſcher Ueberſetzung erſchienen war, und Gibbon, deſſen Geſchichte des Verfalls des Römiſchen Reiches Luiſe — nach ihrem eigenen Bekenntnis — „las und las, daß ihr Hören und Sehen verging". Humes engliſche Geſchichte hat die Königin damals ebenfalls kennen gelernt. Maſſenbach überſetzte auch die früher vielgeleſene Lobrede von Thomas auf Marc Aurel und eignete ſie ihr zu.

Von der allergrößten Bedeutung aber für die ganze geiſtige Entwickelung der Königin Luiſe wurde die nähere Bekanntſchaft mit der Frau von Berg, die ungefähr um die Jahrhundertwende anhebt. Karoline Friederike von Berg, geborene von Häſeler, 17 Jahre älter als Luiſe, war die Tochter eines preußiſchen Diplomaten. Ihre Mutter, die Tochter des Grafen von Podewils, des bekannten Miniſters Friedrichs des Großen, eine bedeutende Erſcheinung in der Berliner Geſellſchaft des 18. Jahrhunderts, war viermal vermählt geweſen, zuletzt mit dem Grafen Hårdt, der aus ſchwediſchen in preußiſche Dienſte getreten war. Frau von Berg-Häſeler, wie ſie gewöhnlich genannt wurde, hatte früh das Glück gehabt, mit den Großen von Weimar, mit Goethe und namentlich mit Herder, in perſönliche Beziehung zu treten; auch mit Jean Paul, der ſie eine „geiſtige Amazone" nannte, mit den Gebrüdern Jacobi und Stolberg, mit Gleim und Voß war ſie bekannt. Herder verehrte in ihr „einen Schatz von Vernunft und tätiger Weisheit"; „es lebte ſich, ſagt er, mit ihr ungemein ſchön, hold, leicht, anmutig und vernünftig." Anderſeits war ſie ſeit dem Jahre 1783 mit dem Freiherrn vom Stein befreundet, der ebenfalls ihren „mannigfaltig gebildeten, tätigen Verſtand" rühmte, wenn er auch ihre Lektüre „überhäuft und unzuſammenhängend" fand. Ihre Tochter Luiſe vermählte ſich im Jahre 1800 mit Auguſt von Voß, dem Enkel der Oberhofmeiſterin. In Berlin verkehrten in ihrem am Tiergarten gelegenen Hauſe die Vertreter des altpreußiſchen Adels und des hohen Beamtentums ebenſo wie die Vertreter von Dichtkunſt und Wiſſenſchaft.

Digitized by Google

Das war überhaupt das Eigene und Große an dieſer Frau: Enkelin von Podewils, Freundin von Herder, vereinigte ſie in ſich eine feſte und ſtolze preußiſche Staatsgeſinnung mit dem Geiſt der neuen deutſchen Bildung. Eben hierdurch wurde ſie bedeutſam für Königin Luiſe.

Wir wiſſen nichts über die Anfänge der Bekanntſchaft zwiſchen der Königin und Frau von Berg, vielleicht war Frau von Kleiſt die Vermittlerin. Schon im Jahre 1800 iſt die Freundſchaft mit der Königin und auch mit Erbprinz Georg ſehr vertraulich. Die Königin ſchenkt ihr einen Ring und Georg ſagt zu ihr „Mama“. Ganz wie die Intimen des Hauſes am Frankfurter Hirſchgraben zu Frau Aja „Mama“ zu ſagen pflegten. Von Jahr zu Jahr wurde die Freundſchaft inniger. „Schon zwei lange Tage habe ich Sie nicht geſehen,“ ſchreibt ihr einmal die Königin, „das iſt mir unerträglich.“ „Glauben Sie an meine Freundſchaft, die ich langſam gebe, aber dann für's Leben, wenn ich ein Herz finde, wie das Ihrige.“ Und ein andermal: „Ich habe neulich Ihretwegen einen Streit mit einer Dame gehabt; ich ſagte, Sie wären eine Frau, die man nicht als Beiſpiel zu nehmen wage. So ein Verein findet ſich unter tauſend Frauen nicht zwei. Um das zu wiſſen, was Sie wiſſen, muß man ſoviel Verſtand haben wie Sie, dieſen hellen richtigen Blick in allen großen wie in allen kleinen Sachen, der nie fehlt, immer richtig urteilt, immer das beſte aus allem herausſucht. Kurz, dies ſeltene Unterſcheidungsvermögen. Wer Ihnen nachahmen will, kennt ſich ſelbſt nicht. Die Mama Berg iſt eine der Frauen, die man nicht als Ziel zu nehmen wagt, oder man muß durch Sie erzogen ſein, mit der Milch das eingeſogen haben, was Jahre von Arbeit nie erreichen werden. In Ihrem Umgang zu ſein, iſt wahrer Gewinn für einen jeden; aber die Eitelkeit, es Ihnen je gleichzutun, eitler Wahn.“

Frau von Berg, die viel bedeutendere, ſchob Frau von Kleiſt mehr und mehr in den Hintergrund; nach den Unglücksjahren 1806 und 1807 vollends wurde ſie die Herzensfreundin, der Luiſe zu beichten pflegte, was ſie ſelbſt dem Bruder nicht vertraute. Niemand, auch Friedrich Wilhelm und Georg nicht, hat einen ſo tiefen Einblick gewonnen in das innerſte Weſen Luiſens, in die geheimſten Regungen ihrer Seele. Die kurze Biographie, die ſie 1814 der verewigten Königin gewidmet und „dem preußiſchen Volke“ geſchenkt hat, bleibt immer die beſte Charakterſkizze der Königin.

Auch Frau von Berg wurzelte mit ihrer Gefühlsweiſe im 18. Jahrhundert: „Ich weiß zu lieben, aber ich weiß nicht zu ſchreiben“, äußert ſie einmal zu Georg. Allein die Verbindung mit Weimar hatte ſie geläutert und in eine andere Welt erhoben, in eine Welt, in die ſie nun auch Königin Luiſe einzuführen ſuchte. Es war nicht Teilnahme nur für eine aus beklemmender Enge in befreiende Weiten, aus dem Schatten nach Licht und Sonne verlangende Seele. Frau von Bergs Abſicht, auf das Große und Allgemeine gerichtet,

Digitized by Google

ging höher. Als das wichtigſte Moment in der deutſchen Geſchichte der nächſten Jahre erſcheint uns heute die Verſchmelzung des altpreußiſchen Geiſtes mit dem Geiſte der neuen deutſchen Bildung, auf der die preußiſche und die deutſche Geſchichte im 19. Jahrhundert beruht: Frau von Berg hat dieſer Entwickelung mit Bewußtſein vorgearbeitet. Ihre Gedanken berührten ſich mit denen Maſſenbachs. Durch Luiſe ſollte die neue Bildung in Preußen einſtrömen, Luiſe auch politiſch eine Führerin und dem Preußenvolk ein Vorbild und ein Segen werden.

Frau von Berg war es, die nun die Bücher für die Königin auszuwählen pflegte. „Bringen Sie ein Buch mit," ſchreibt ihr die Königin, „etwas für Herz und Kopf." Sie ließ ſich auch gern von ihr Erläuterungen geben und die beachtenswerten Stellen bezeichnen: „Sie werden finden, daß ich, wie Georg, eine rechte Herrſchaft bin, die es ſich gemächlich macht." Lafontaine verſchwindet nun völlig; aus der Gefühlswelt Jean Pauls tritt Luiſe in das Geiſtesleben der Klaſſiker. Herder wird wieder geleſen, insbeſondere die Adraſtea und die „Briefe zur Beförderung der Humanität", vor allem aber Schiller, deſſen Ethik ganz nach dem Herzen Luiſens iſt. Sie nimmt immer wieder die Gedichte zur Hand, „denn man muß ſie öfter leſen, um ſie zu verſtehen" — und erfreut ſich namentlich an dem Gedicht „Die Ideale" mit ihrem Freundſchaftskult und mit dem Schlußvers von der „nie ermattenden Beſchäftigung", der in ihr den Wunſch nach Bildung ſtets von neuem weckt. Sie lieſt die Jungfrau von Orleans und nennt den revuehaltenden Gemahl wohl einmal „Talbot"; ihr Lieblingsſtück ſcheint Maria Stuart geweſen zu ſein, deren Verſe oft in ihren Briefen begegnen. Ebenſo hat ſie die hiſtoriſchen Schriften Schillers und die von ihm herausgegebenen Memoiren viel geleſen, aber auch Goethe und ſelbſt Shakeſpeare, wie Frau von Berg berichtet.

Bei Luiſens empfänglicher Veranlagung konnte die glückliche Wirkung dieſer geiſtigen Zucht nicht ausbleiben: ſeit 1803 etwa ſpiegelt ſie ſich in ihren Briefen. Der urſprüngliche ernſte Zug in ihrem Weſen tritt wieder mehr hervor, ihr Gemüt vertieft ſich, wie ihr Geiſt reifer wird. Ihr Herz ſchlägt für Freundſchaft und Tugend noch ſo ſtark und ſo heiß wie je, aber das Gefühl wird abgeklärter und der Ausdruck gedämpfter.

Es ward der Königin nicht leicht gemacht, in dieſe neue Geiſteswelt vorzudringen. Die Tageseinteilung und die ganze Lebensweiſe ließen ihr wenig Muße zu ſtiller Beſchäftigung und geiſtiger Sammlung; ſie ſelbſt mit ihrer zarten und ſchwankenden Geſundheit beſaß auch wohl nicht Kraft und Ausdauer genug, um ſolche Hemmungen und Hinderniſſe zu überwinden. Das Bedenklichſte aber blieb immer, daß ihr Gemahl, König Friedrich Wilhelm, keineswegs geneigt war, ſie auf ihren neuen Bahnen zu begleiten oder gar zu fördern. Seine

Digitized by Google

Frau ſollte nicht ſteigen, wohin er ihr nicht folgen konnte; ſollte kein geiſtiges Sonderleben führen. Er war ganz zufrieden, daß man ihre „wiſſenſchaftliche Bildung" in der Jugend „vernachläſſigt" hatte, und meinte, daß ſie eben hierdurch „ihr reines und unverſchrobenes Gemüt" bewahrt habe. Ihm genügte „der natürliche und richtige Verſtand und das höchſte Gefühl für alles Gute und Schöne", die er an ſeiner Gattin bewunderte. Seiner Anſicht nach hatte ſie keinerlei Veranlaſſung, ſich ſelbſt für ungebildet, andere Frauen aber für „höhere Weſen" und deren Ausſprüche für „Orakel" zu halten. Er beklagte es, daß „unberufene Perſonen ihr unverſtändliche Schriften deutſcher Modeliteratoren, exzentriſcher Modeſchriftſteller in die Hände ſpielten", und ſuchte das zu verhindern, wie er auch den Umgang mit Frau von Berg einzuſchränken wünſchte. In ihr fand er ein „Gemiſch von Enthuſiasmus und hoher Poeſie mit Trivialität, exzentriſchem Weſen mit Natürlichkeit und Auſterität mit Leichtſinn und Adulation gepaart" und betrachtete ihren Einfluß, deſſen Stärke ihm nicht entging, geradezu als gefährlich. Aber ſeine Bemühungen, ſie von Luiſe fernzuhalten, ſtießen bei der ſonſt ſo fügſamen und nachgiebigen Königin auf einen unbeugſamen Widerſtand. Luiſe hielt mit feſter Treue an dieſer Freundſchaft, die ihr namentlich in Königsberg manche ſchwere Stunde tragen half, und an die Bruſt der Frau von Berg gelehnt, hat ſie ihren letzten Atemzug ausgehaucht.

Ebenſowenig freilich gelang es der Königin, ihren Gemahl mit in das neue Land hinüberzunehmen, das ſich ihr jetzt erſchloſſen hatte. Der König liebte hiſtoriſche Memoiren, er las gern mit ſeiner Gemahlin in den Werken Friedrichs des Großen, auch in deſſen damals noch ungedruckten Briefen an preußiſche oder braunſchweigiſche Prinzen. Aber deutſche „Modeliteratur", philoſophiſche Schriften und vollends Unterhaltungen darüber am Teetiſch waren ihm höchſt unangenehm und erregten ſeinen Widerſpruch. Er zeigte ſich dabei, wie ein Augenzeuge einer ſolchen Szene erzählt, als „Amuſos, ſkeptiſch und bitter." Königin Luiſe, die ſich hierdurch nicht ſtören ließ, hat es mehrfach verſucht, ihn zu bekehren. Sie las ihm ſelbſt eines Abends die „Vier Jahreszeiten der Liebe" von Jean Paul vor und war entzückt, als er ſie dabei mit der Bemerkung unterbrach, Jean Paul ſei zu ſchnell über den Sommer der Liebe hinweggegangen. Als ſie geendet hatte, ſchien er gerührt und Luiſe weinte an ſeinem Halſe heiße Tränen dankbarer Freude darüber, daß ihr und ihres Gatten Herzen den von Jean Paul geſchilderten Herzen ſo ſehr glichen. Könnte es nicht immer ſo ſein? meinte ſie. Allein der König ſprach ihr ſeine Beſorgnis aus, ſie würde auf einer höheren Bildungsſtufe ihm gegenüber eine andere werden und ihn nicht mehr leiden mögen. Er fürchtete: ſie werde ihm entgleiten. Sie aber ſollte ihm gehören, mit jeder Stunde ihres Tages, wie mit jeder Fiber ihres Herzens.

Digitized by Google

Kronprinzeſſin Luiſe
Oelgemälde von J. F. A. Tiſchbein, 1796

Digitized by Google

Es mag in dieſen Zeiten, da Luiſe um das Recht ihres emporſtrebenden Ichs kämpfte, wohl Stunden gegeben haben, wo ſie alle Liebe und alle Zärtlichkeit zu ihrem Gatten wie zum Selbſtſchutz im Herzen zuſammennehmen mußte; ja als ſie unter der verdrießlichen Laune des Gatten einſt mehr als billig zu leiden hatte, iſt ihr wohl einmal das Geſtändnis entſchlüpft: „Dieſe goldene Kette macht mir kein Vergnügen, denn ſie koſtet mich Tränen.“ Es waren ſeltene Augenblicke des Mißmuts, die doch raſch vorüberflogen. In denſelben Tagen hat ſie auch geſagt: „Ein guter, liebevoller Mann iſt der Grundſtein alles Guten.“ Wohl war es nun dahin gekommen, und es blieb auch dabei, daß Luiſe neben Friedrich Wilhelm ein geiſtiges Eigenleben führte, an dem er keinen Anteil hatte, das er aber dulden lernte, wie ſie ſich ſeinen Eigenheiten anbequemt hatte: ihr Herz gehörte doch eben nach wie vor ihm allein, und gerade in dieſem gegenſeitigen Gewährenlaſſen, wie der König ſpäter ſelbſt anerkannt hat, wuchs die Gattenliebe zwiſchen Beiden noch an Innigkeit und Herzlichkeit. Wenn Luiſe an den verwandten und befreundeten Höfen, in Regensburg und Hildburghauſen, in Weimar und Kaſſel, die unglücklichen Ehen ſah, ſo wurde ſie immer wieder inne, was ihr die durch und durch wahrhaftige und reine Natur ihres Gatten bedeutete, und ihr elaſtiſches Weſen trug es leicht, auch wenn einmal, um ein Wort Friederikens zu wiederholen, „ſeine humeurs ſo groß wurden wie Kirchtürme“. Der treue Geſelle in ihrer Bruſt, ihr goldener Humor, half darüber hinweg. Zärtlich bald und bald ſchalkhaft, ſtets wußte ſie den Weg zu ſeinem Herzen zu finden. „Vous êtes donc toujours le même envers moi,“ ſchreibt ſie ihm einmal, „toujours bon et indulgent, car vous m'aimez malgré tous mes défauts. Könnte ich Dir nur meine Seele ſo ganz aufſchließen, damit Du hineinſehen könnteſt, ſehen und empfinden, was Du mir biſt. Ja, wahrlich, ſehr viel. Oui, aimons-nous toujours, continuons à ne pas nous trouver heureux quand nous ne sommes pas ensemble, et nous le resterons, j'espère, encore longtemps.“ Und nach einer Schilderung der „Narrheiten“, mit denen ſie und ihre Umgebung ſich in „Ohneſorge“ die Zeit verkürzen: „Mitten unter dieſem allen iſt Dir mein Herz ſo gut als Du es kennſt und an Deinem Hals will ich Dir ſagen, wie ich Dich liebe.“ Und wie hätte er verdrießlich bleiben können, wenn ſie ihm folgende Bittſchrift überſandte:

„Allerdurchlauchtigſter, Großmächtigſter König und Herr!

Unter den vielen Bittſchriften, die Ihre Königlichen Majeſtäten täglich bekommen, möge doch der Herr wollen, daß dieſe mit einem gnädigen Blick beleuchtet werde, damit meine alleruntertänigſte, demütigſte, wehmütigſte Bitte nicht unbefriedigt bleibe. Hierbei liegende Strümpfe ſollen als Probe meiner Geſchicklichkeit in der Strickerkunſt zum Beweiſe dienen und mir hoffentlich mein Geſuch zu erlangen helfen, es beſteht nämlich darin:

Digitized by Google

„daß Ihro Majeſtäten die Gnade für mich hätten und mir zukünftig alle dero Strümpfe ſtricken laſſen und mir dabei den Titel als wirkliche Hofſtrickerin allergnädigſt erteilen ließen."

Dieſe hohe Gnade würde ich all mein Leben in tiefſter Untertänigkeit erkennen und mit dankbarem Herzen erſterben. Ew. Königl. Majeſtät

als alleruntertänigſte Magd
und Untertanin
Luiſe."

Der König anderſeits, trotz des Auseinandergehens ihrer geiſtigen Richtungen, ſchenkte ſeiner Luiſe unbedingtes Vertrauen; er beſprach mit ihr die Staatsangelegenheiten um ſo unbefangener, als in den großen Fragen von Krieg und Frieden noch kein Zwieſpalt zwiſchen ihnen hervorgetreten war; erkrankte er, ſo las ſie ihm die eingegangenen Berichte vor. Bei ſeiner ſonſtigen Verſchloſſenheit empfand er dieſe innige Gemeinſchaft als „eine große Erleichterung und Wohltat". Selbſt in die Militärverwaltung durfte Luiſe ſich erlauben hineinzureden. Als der vortragende Generaladjutant Holtzmann im Frühjahr 1803 ſtarb, ſchlug die Königin den Oberſt Zaſtrow als Vertreter vor, bis ſich ein Nachfolger unter ihm herangebildet habe. Hierzu aber empfahl ſie den Grafen v. Götzen, der Kenntniſſe auch in den Sprachen, Fleiß, Geiſt und einen zuverläſſigen Charakter beſitze. In der Tat wurde Graf Götzen im folgenden Jahre zunächſt zum Flügeladjutanten ernannt. Er hat ſich dann im Kriege von 1806 und 1807 als Verteidiger Schleſiens unſterblichen Ruhm erworben, und man mag ſich wohl ausmalen, ob er nicht, nach Königin Luiſens Rat an die Spitze des Militärkabinetts berufen, manchem Schlimmen vorgebeugt, manches Gute geſtiftet hätte.

Das geiſtige Reifen der Königin, in Verbindung mit der wachſenden Innigkeit ihres ehelichen Verhältniſſes zu dem Gemahl, entging auch der Umgebung des Königspaares nicht. „Sie lieben ſich täglich mehr", urteilt Frau von Voß in einer ihrer Neujahrsbetrachtungen; und der Kammerherr von Schilden berichtet im Jahre 1804 an Erbprinz Georg, der kurz vorher aus Italien nach Berlin zurückgekehrt war: „Am mehrſten Freude hat es Ihnen ſicher gemacht, daß das häusliche Glück des Königs und der Königin ſo auffallend fortſchreitend und ſich befeſtigend iſt. Die Königin hat in den zwei Jahren unendlich noch in Hinſicht ihrer Entwickelung gewonnen, das ſahen Sie und ich und einige von uns vorher, jetzt aber merkt es auch das größere Publikum mit wahrer Ehrfurcht und einer Anhänglichkeit an die Königin, die wahrhaft rührend iſt. Sie ſteht aber auch da als Muſter in jedem Edlen und in jeder Pflicht. Auffallend iſt es, wie der König dieſen hohen Wert mehr wie je erkennt und was ſonſt nicht immer der Fall war, anfängt, es bis in die feinſten Nuancen zu äußern. Sie werden ſich davon ſelbſt überzeugen, und, ſoviel es die

Digitized by Google

einmal beſtehende Art und Weiſe erlaubt, ſelbſt in den Aeußerungen Spuren der größten Anhänglichkeit und Wertſchätzung finden." ....

Man bemerkt in Schildens Worten den leiſen Tadel gegen die „einmal beſtehende Art und Weiſe" des Königs. Es lag nicht in Friedrich Wilhelms wortkarger Natur, den Gefühlen für ſeine Gemahlin mündlichen und gar öffentlichen Ausdruck zu geben. Sein Verhalten gegen ſie erſchien den Beobachtern darum nicht ſelten unfreundlicher als es war. Was er aber vor der Welt keuſch in ſich verſchloß, hat er ſpäter in der Stille ſeines Schreibzimmers um ſo treuherziger offenbart, voll innigſter Liebe und tiefſter Empfindung für das, was ihm ſeine Luiſe in guten wie in böſen Tagen perſönlich geweſen war. So gedenkt er ihres Verhaltens an ſeinen Geburtstagen und bei ſeinen Erkrankungen:

„Mein Geburtstag", ſchreibt der König, „war für ſie der feierlichſte Tag im Jahr, meine Wünſche alsdann zu erraten und zu erfüllen, war ihr ganzes Beſtreben. Wie wohl war mir an ſolchen feierlichen Tagen bei ihr, mit welcher liebevollen Freundlichkeit ſprach ſie alsdann zu mir. Ihre Augen wurden in ſolchen Augenblicken zum wahren Spiegel ihrer reinen himmliſchen Seele ... Ihr ganzes Innerſtes trat gleichſam hervor und ihr Blick war wie verklärt."

Beſonders dankbar aber empfand der König Luiſens hingebende Liebe in ſeinen nicht eben ſeltenen Erkrankungen, bei denen er ſich immer als wenig bequemer, ungeduldiger Patient zeigte.

„War ich krank," ſo hat er ſelbſt ſpäter geſchrieben, „ſo war ſie meine Pflegerin und was für eine teilnehmende zärtliche Pflegerin, wenn ſie mich für bedeutend krank hielt! In dieſem Fall verließ ſie faſt nie mein Bett und ſuchte mich durch ihre wahre, nie läſtig werdende, ich möchte ſagen himmliſche Zärtlichkeit und Teilnahme zuzuſprechen, zu beruhigen und meinen Schmerz zu erleichtern und erträglicher zu machen. Da war keine Art von Dienſt, die ſie ſich nicht unterzog, um mir Hilfe zu leiſten und für mich etwas Angenehmes zu tun. Ja, ich möchte faſt ſagen, daß in ſolchen Fällen ihre Liebe zu mir einen noch weit innigeren Charakter erhielt, als gewöhnlich. Ja, ich ſagte ihr wohl ſelbſt bisweilen, daß ich manchmal gern krank würde, um mich von ihr pflegen zu laſſen, da ſie alsdann gar zu gut gegen mich wäre."

„Gattin und Mutter", wir hörten es aus Luiſens Munde, waren ihr teure Worte, die ihr heilige Pflichten bedeuteten. Vielleicht iſt ſie noch mehr Gattin geweſen als Mutter, einfach weil der König ihrer noch mehr bedurfte als ihre Kinder. Wer möchte das abwägen wollen? War Luiſe unter ihren Kindern, mit ihnen ſpielend, ihnen Märchen erzählend oder am Krankenbett wachend, ſo war ſie ganz Mutter und der Mittelpunkt und die Seele eines

Digitized by Google

trauten Familienglücks, das ſie aus der Großeltern und der Eltern Hauſe nach Berlin verpflanzt und dort heimiſch gemacht hat.

Reicher Kinderſegen krönte dies häusliche Glück. Es war, als ob Luiſe, ſo ſagt der König, nach ihren Wochen immer „verjüngt und verſchönt erſchien", ſie wirkten bei ihr, meint ein anderer, „wie eine Frühjahrskur". Wie oft dachte der König ſpäter „ihrer Wonne und ihres Entzückens", „wenn ſie nach glücklicher Entbindung ihn zuerſt wieder an ihr Herz drückte und ihr Kleines in die Arme nahm." Zu ihrem „Kleeblättchen", wie ſie die drei älteſten, Fritz, Wilhelm und Charlotte nannte, kam im Juni 1801 ein Prinz, ein beſonders hübſches und liebenswürdiges Kind, von dem der Großvater Karl, deſſen Namen er erhielt, ſagte: er iſt unwiderſtehlich, und im Februar 1803 eine Prinzeſſin, die nach Kaiſer Alexander von Rußland und deſſen Schweſter Helena Pawlowna Alexandrine Helene genannt wurde.

Die Kinder wuchſen in großer Freiheit auf, nicht anders wie Luiſe ſelbſt in Darmſtadt aufgewachſen war, in herzlichſter Liebe zu den Eltern und zueinander, wenn es auch an Streitigkeiten und Balgereien nicht fehlte. Sie tummelten ſich in den Gärten zu Potsdam und Charlottenburg, auf den Wieſen von Paretz und der Pfaueninſel, und beſuchten in Berlin den Weihnachtsmarkt und die Weihnachtsausſtellungen. Ihre größte Freude war, der Mutter entgegenzueilen, wenn ſie von einer Reiſe zurückkam, ihr höchſter Feſttag der Mutter Geburtstag. Die beiden Neffen des Königspaares, Prinz Friedrich, Friederikens Sohn, und Prinz Wilhelm von Oranien, der artigſte und wohlerzogenſte von allen, beteiligten ſich oft an ihren Spielen und gelegentlich auch an ihren Unterrichtsſtunden. Es war eine fröhliche Schar, von deren Kindertagen Rouſſeaus Erziehungspredigten und Luiſens Jugenderinnerungen allen Zwang nahmen und ihnen einen Lebensfrühling ſchenkten, an deſſen Glück die Erwachſenen — zwei Könige, ein Kaiſer und eine Kaiſerin — oft zurückgedacht haben. Die Königin hat ſich freilich ſelbſt zuweilen bedenklich gefragt, ob ſie nicht zu nachſichtig gegen ihre Kinder ſei.

In einem Briefe an den Bruder Georg vom 13. Mai 1803 hat Luiſe dieſen Kinderkreis geſchildert: „Mein klein Töchterchen, Alexandrine Helene genannt, iſt ſo hübſch, ſo fett, ſo rund, als ich es nur wünſchen kann ... Karl iſt das ſchönſte meiner Kinder. Charlotte iſt ſehr groß, ſanft und gut und ihre Erziehung wird nicht ſchwer, Wilhelm iſt ein ſehr kluges, komiſches Kind, poſſierlich und witzig, Fritz über alle Maßen lebhaft, oft unbändig, aber ſehr geſcheit und ein gutes Herz. Er verſpricht viel und Gott wird meine heißen Gebete nicht unerfüllt laſſen."

Große Mutterliebe und auch etwas Mutterſorge ſprechen aus dieſen Worten. Luiſe liebte innigſt ihren Erſtgeborenen, und Kronprinz Fritz hing ebenſo mit ſchwärmeriſcher Liebe

Digitized by Google

an der Mutter, deren Schönheit er kindlich bewunderte. Seine wachsende Lebhaftigkeit, die sich nicht selten in Unarten austobte, machte es im Jahre 1800 notwendig, ihn unter männliche Zucht zu stellen. Zum Erzieher wählte man nach einigem Zögern den Rektor des altberühmten Pädagogiums am Kloster Unser Lieben Frauen zu Magdeburg, Friedrich Delbrück, einen Schüler Basedows, eine ernste und sinnige, etwas träumerische und schwärmerische Natur, nicht unberührt von der Gefühlsseligkeit und weichen Philanthropie des 18. Jahrhunderts, vielleicht mehr zum Prediger als zum Erzieher geeignet. Im Juli 1800 trat er sein Amt bei dem Kronprinzen an, im Mai 1801 wurde ihm auch die Fürsorge für den Prinzen Wilhelm übertragen. Eine besondere Instruktion für Erziehung und Unterricht, wie es sonst im Hohenzollernhause üblich gewesen war, erhielt Delbrück nicht; Königin Luise begnügte sich ihm zu sagen, er möge den Kronprinzen „zu einem guten Menschen und Fürsten" erziehen. Wie er diese Aufgabe zu lösen versucht hat, können wir jetzt Tag für Tag verfolgen in seinen eben erschienenen Aufzeichnungen, einer überaus reichhaltigen Quelle für das Hofleben unter Friedrich Wilhelm III. und Luise. Delbrücks Wirksamkeit blieb nicht auf die Erziehung der beiden Prinzen beschränkt. Er wurde zur Teestunde gezogen, bei der die Königin gern literarische und wissenschaftliche Fragen aufwarf, an deren Erörterung er sich beteiligte. Wie alle, die in ihren Kreis traten, wurde er bald zum wärmsten Bewunderer der hohen Frau. Er hat auch die Königin auf Bücher aufmerksam gemacht; Klopstock, dessen Frühlingsfeier ihr besonders gefiel, und Engels „Philosoph für die Welt" hat sie durch ihn kennen gelernt. Scherzend meinte sie deshalb einmal: „Delbrück erzieht Mutter und Kind." Freilich war er dabei nicht immer glücklich; er ist es, der der Königin Wielands Agathon empfahl, aus dem sich noch Auszüge von ihrer Hand erhalten haben.

Mit den Aufzeichnungen Delbrücks sind auch einige Briefe bekannt geworden, die zwischen der Königin und ihren Kindern gewechselt wurden; besser als alle Schilderungen zeigen sie uns die Liebesinnigkeit zwischen Mutter und Kindern, sowie die Größe und zugleich die Schlichtheit des Familienglückes in Friedrich Wilhelms und Luisens Hause.

Luise schreibt an ihr „Kleeblättchen" (9. September 1801):

„Lieber Fritz! Lieber Wilhelm! Liebes Charlottchen!

Guten Morgen liebe liebe Kinderchen. Papa küßt euch alle in Gedanken mit mir, und trägt mir auf euch zu sagen, daß ihm wie mir die Mohrrüben, Erbsen, Kerbel, Petersilie, Bohnen, Kohl und Salat aus eurem Garten außerordentlich viel Vergnügen gemacht haben. Das sind recht fleißige Kinderl hat Papa gesagt, ich will alles auf ihre Gesundheit essen; und ich sagte, die guten Kinder haben es so *gern* gegeben, es machte ihnen soviel Freude, es zu *schicken*, weil sie wußten, Papa und Mama würden sich *recht freuen*, und das tat

ihren kleinen Herzen wohl! — Ja, liebe Kinderchen, wir haben uns recht dazu gefreut, und es allen Menſchen gezeigt und herbeigerufen, daß ſie euren Fleiß bewundern ſollten. Heute Mittag eſſen wir ein Gericht Mohrrüben, das ihr gepflanzt und gezogen habt. Das wird ſchmecken! . . . Nun lebet wohl, liebe Kinder, ich liebe euch von ganzer Seele und von ganzem Herzen und bin ewig eure zärtliche Mutter. Luiſe."

Wir fügen noch einen undatierten Brief an Charlotte hinzu, deſſen franzöſiſches Original im Winterpalais zu Petersburg aufbewahrt wird.

„Meine gute Charlotte. Ich ſende Dir hierbei einen Taler. Glaube nicht, daß ich damit die reizende kleine Girlande bezahlen will, die Du mir geſchickt haſt und die mir ſoviel Vergnügen macht. Man kann nicht bezahlen, was Liebe uns darbietet, dieſe Liebe, die Dich dieſe Girlande winden ließ und dabei denken: „ſie wird Mama Vergnügen machen, und ich mache Mama ſo gern Vergnügen." Sondern ich ſende Dir dieſen Taler, damit Du heute das Vergnügen haben kannſt, einem Armen zu helfen und dafür zu ſorgen, daß ein Familienvater mit Frau und Kind vielleicht einmal eine gute Suppe eſſen und ſich ſättigen kann. Ich weiß, daß der Gedanke, andern Gutes zu tun, ein wahrer Genuß für Dein gutes kleines Herz iſt, und ich bin erfreut, ihm indirekt dieſen Genuß verſchaffen zu können.

Deine zärtliche Mutter und Freundin Luiſe."

Der Familienkreis des Königspaares erweiterte ſich mehr und mehr. Schon im Jahre 1797 hatte ſich Friedrich Wilhelms jüngſte Schweſter, Prinzeſſin Auguſte, mit dem Erbprinzen von Heſſen-Kaſſel vermählt, und mit den nahverwandten Prinzen des Hauſes Braunſchweig gehörten fortan die heſſiſchen Prinzen zu den häufigſten Gäſten des Berliner Hofes. Die Ehe war von Anfang an nicht glücklich und es kam ſelbſt im Berliner Schloß zu Streitigkeiten zwiſchen dem jungen Paare, bei denen Auguſte unter der gewalttätigen Natur ihres Gatten hart zu leiden hatte.

Glücklicher wurde die Ehe, die im Anfang des Jahres 1804 des Königs jüngſter Bruder Wilhelm mit ſeiner Baſe Marianne von Heſſen-Homburg ſchloß. Die Prinzeſſin hatte ſchon ihren Herzensroman erlebt, als ſie die Hand des Prinzen annahm; ſie trat ohne Glückserwartung in die Ehe, in der ſie doch reiches Glück finden ſollte. In Berlin erſchien ſie anfangs kalt, wie ihre Perſönlichkeit auch ſonſt enttäuſchte: die Herzogin von Kurland, die an den Vermählungsfeierlichkeiten teilnahm, meinte, man hätte viel eher Königin Luiſe für die jugendliche Braut halten können. Aber obgleich ſie ſich nur recht ſchwer eingewöhnte und ihr „über alles geliebtes" Homburg nie vergeſſen konnte, ſo wußte ſie ſich doch bald am Hofe zur Geltung zu bringen. Hochgebildet — Stein verglich ſie mit Vittoria Colonna —

Digitized by Google

und bei aller äußeren Zurückhaltung gemütvoll und warmherzig, feſſelte „Gillette“, wie man ſie nannte, ihren Gemahl eng an ſich und gewann auch zu Königin Luiſe bald das rechte Verhältnis. Beide teilten ſie die Liebe zur alten Heimat, zum „Reich“, zu den Geſchwiſtern. Aber Luiſe war dabei eine ganze Preußin geworden, Marianne hat nie aufgehört, ſich auch als heſſiſche Prinzeſſin zu fühlen. Dem König, deſſen Schwächen und Fehler Luiſe ſtets zu entſchuldigen bereit war, ſtand Marianne mit ihrem Gatten kritiſch gegenüber. In den Jahren des Unglückes aber hat Luiſe an Marianne, wie an Luiſe Radziwill, eine treue und kluge Freundin gefunden.

In dem Hofſtaat der Königin hatte ſich ſeit der kronprinzlichen Zeit wenig geändert. Neben Maſſow, Schilden und Buch waltete noch die Gräfin von Voß, wie ſie ſeit ihrem 71. Geburtstag (11. März 1800) hieß, als Oberhofmeiſterin ſtattlich und rüſtig ihres Amtes, mehr als je bemüht, von den alten Etikettevorſchriften zu retten, was ſich unter einer ſo jedes Zwanges ſpottenden Herrſchaft retten ließ. Ohne alle Menſchenfurcht ſchrak ſie vor keinem Streit zurück, ſobald es ſich um die Aufrechthaltung der ihr heiligen Formen handelte. Sie hatte einen klugen Kopf, ein warmes Herz und eine immer friſche Urſprünglichkeit, die ihr auch über die preußiſchen Grenzen hinaus neben der Königin eine gewiſſe Popularität ſchufen. Königin Luiſe ſelbſt ſtand mit ihrem „Konteſſinchen“, „Madamchen“, ihrer „Voto“, und wie ſie ſonſt ihre Oberhofmeiſterin koſend nannte, auf dem freundſchaftlichſten Fuße, und ſah auch über deren kleine Schwächen wohlwollend hinweg.

Zu den ſchon früher erwähnten Hofdamen, Henriette und Doris v. Viereck waren nach der Thronbeſteigung noch mehrere hinzugekommen, Auguſte von Heinitz, ſpäter mit dem Adjutanten und Oberſtallmeiſter des Königs von Jagow vermählt, Adelheid von Hardenberg, die den Franzoſen Le Camus, von König Jeromes Gnaden Grafen von Fürſtenſtein, heiratete; ſie und andere blieben nur wenige Jahre am Hofe. An ihre Stelle traten die Gräfinnen Liſinka von Tauentzien, die Tochter des bekannten Generals, und Bertha von Truchſeß, hübſche und muntere, etwas ſchwärmeriſche junge Damen, Liſinka als Kartenlegerin und Nachahmungskünſtlerin beliebt. Beide haben ſich erſt nach dem Ableben der Königin vermählt, Liſinka mit dem Grafen Guſtav Hacke, Bertha mit dem mecklenburgiſchen Freiherrn von Pentz. Ihnen allen war Luiſe eine gütige Herrin, herzlich teilnehmend an ihren Leiden und Freuden, nachſichtig gegen ihre harmloſen kleinen Koketterien, auch wenn dieſe einmal ſogar dem König galten, und ſie ſelbſt haben die Huld der Königin mit ſchwärmeriſcher Verehrung vergolten.

Eine nur unter den Hofdamen ſcheint der Königin wirklich näher geſtanden zu haben, Gräfin Charlotte Moltke, die Halbſchweſter des Herzogs von Holſtein-Beck, die ſchon 1797

Digitized by Google

an den Hof kam und ihn erſt verließ, als ſie ſich 1809 mit Friedrich Auguſt Ludwig v. d. Marwitz, dem bekannten Gegner Hardenbergs, vermählte. Auch ſie war begeiſtert von ihrer Herrin. Die Königin erſchien ihr, ſo ſchildert ſie den erſten Eindruck, „in der höchſten und vollendetſten Blüte ihrer Schönheit, liebreich, einfach, freundlich, wie ich noch nie ein Weſen geſehen habe.“ Charlotte Moltke kam bald in große Gunſt bei der Königin, die an ihr den ſie ſelbſt beſeelenden Bildungstrieb und die Tugendſchwärmerei liebte und wie eine ältere erfahrene Schweſter der Leidenſchaftlichen durch gute Ratſchläge den Weg zum Glück zu ebnen ſuchte. „Wenn Sie fortfahren, Ihre Lebhaftigkeit zu dämpfen“, ſo ſchrieb ſie ihr, „und Ihre Empfindlichkeit zu mäßigen, ſo werden Sie ſehen, wie Sie von aller Welt geliebt und verehrt werden. Nichts untergräbt das Glück und beſonders eine Häuslichkeit mehr, als wenn man ſich der Empfindlichkeit überläßt, mag ſie tauſendmal gerecht ſein. Sanftmut muß überall verzeihen, das iſt die Stärke unſeres Geſchlechtes.“ Zeitweiſe galt Gräfin Moltke für eine Nebenbuhlerin der Frau von Kleiſt und Luiſens Freundſchaft ſchien zwiſchen beiden zu ſchwanken. Dann aber glaubte ſie zu bemerken, daß die Gräfin, allzuſtolz auf ihre Bildung, ihr Fühlen auf Koſten ihres Wiſſens vernachläſſige — in Luiſens Augen das ſchwerſte Vergehen. Sie wurde fortan etwas zurückhaltender gegen ihre Hofdame, blieb aber doch in näheren Beziehungen zu ihr als zu den anderen, und bedauerte ſpäter lebhaft den Weggang dieſer „ausgezeichneten“ Perſon.

In dieſem Kreiſe nun, zwiſchen Gemahl und Kindern, Verwandten und Hofſtaaten, verlief in Berlin wie in Potsdam Luiſens tägliches Leben mit der Regelmäßigkeit, die alles am Hofe Friedrich Wilhelms III. beherrſchte.

Zwiſchen acht und neun erwachte die Königin; die Kammerfrau Schadow, die Schweſter des großen Bildhauers, kam und ſtellte quer über das Bett ein niedriges Tiſchchen, von dem Luiſe das Frühſtück nahm, meiſt einige Taſſen Schokolade mit Sahne und Zwieback. Dann erſchien die Gräfin Voß, der Küchenzettel wurde beſprochen, wobei auf die einfachen Lieblingsſpeiſen des Königs Rückſicht genommen werden mußte, Putz wurde vorgelegt und die Toiletten für den Tag ausgewählt. Die jüngſten Kinder, die Luiſe immer gern in ihrer nächſten Nähe hatte, wurden herbeigerufen, die Mutter herzte und küßte ſie im Bett und ließ ſie dann im Zimmer herumſpielen. Luiſe hatte einen Hang zur Gemächlichkeit, wie ſie auch trotz der Mahnungen des Königs ſich wenig Bewegung machte. Noch im Bett las ſie die Zeitungen, beſonders die Hamburger, auch wohl Bücher. Gegen 11 Uhr genoß ſie häufig etwas Gerſtenſchleim, den ſie eine Zeitlang wie eine Kur gebrauchte, um ſtärker zu werden. Gewöhnlich erſt nach 11 Uhr erhob ſie ſich und blieb in einem weißen Morgenkleid mit einem Morgenmützchen, die älteren Kinder empfangend, den Arzt, auch einen oder

Digitized by Google

den anderen ihrer Lehrer im Engliſchen und in der Muſik. Um 12 Uhr etwa kam der König, und mit Luiſens Freiheit war es aus. Raſch kleidete ſie ſich an, um im Tiergarten mit ihm ſpazieren zu fahren; bei ungünſtigem Wetter leiſtete ſie ihm daheim plaudernd Geſellſchaft. Pünktlich um 2 Uhr ging es zur Mittagstafel, zu der Luiſe, die erſt Toilette machen mußte, nicht immer rechtzeitig erſchien, was der König ſchmollend zu rügen pflegte. Bei der Mahlzeit trank ſie gern Stettiner Bier; von Speiſen liebte ſie beſonders rohen Schinken und Kartoffeln. Nach der Tafel, die eine gute Stunde dauerte, machte ſie es ſich wohl auf einer Chaiſelongue bequem, wobei ſie ein Buch las oder auch ein wenig ſchlummerte. Dann empfing ſie Beſuche, die Komponiſten Himmel oder Reichardt, mit denen muſiziert und geſungen wurde. Die kleinen Lieder, die Luiſe zur Gitarre mit einer angenehmen Stimme vortrug, erfreuten auch den ſonſt ſo amuſiſchen König. Luiſe ſelbſt ſcherzte darüber, daß ſie zuweilen deutſch und franzöſiſch las, engliſche Stunde hatte und italieniſch ſang. Ging die Königin nicht ins Theater, das ſie ſeltener beſuchte als der König, ſo verſammelte man ſich um ſieben zur Teeſtunde, wobei ſie ſelbſt faſt niemals Tee nahm. Sie ſuchte dabei die Unterhaltung in Gang zu bringen, was ihr freilich nicht immer gelang. Meiſt ſaßen die Damen über ihren Handarbeiten, während die Herren ſich mit Schach oder Kriegsſpiel beſchäftigten. Häufig wurde auch Karte geſpielt, namentlich Rabuge. Zuweilen las Buch vor, Memoirenliteratur; zuweilen zogen ſich auch König und Königin zu eigener gemeinſamer Lektüre in ein Nebenzimmer zurück. Um neun ſchloß ſich ein Abendeſſen an, bei dem es, wie wir ſchon aus der Schilderung der Prinzeſſin Wilhelm wiſſen, nicht lebhafter herging, als während der Teeſtunde.

Außer den genannten Muſikern hat Luiſe auch Maler und Bildhauer bei ſich geſehen und bei Genelli Zeichenunterricht gehabt, wie ſie überhaupt für Kunſt Intereſſe und Verſtändnis zeigte. Die Sendungen Georgs aus Rom machten ihr die größte Freude und die Verluſte an Kunſtwerken durch die Plünderungen der Franzoſen ſchmerzten ſie ſpäter tief. Gern unterhielt ſie ſich mit Schadow, dem ſie auch ihr Einverſtändnis mit dem damals viel angegriffenen preußiſchen Koſtüm ſeiner Feldherrnſtatuen äußerte; im Geſpräch mit ihm hat ſie den Gedanken eines Monumentes für Friedrich den Großen angeregt. Dem Bildhauer Rauch, dem ſpäteren Schöpfer ihres Grabdenkmals, der eine Zeitlang ihr Kammerdiener war, hat ſie die erſten Schritte auf ſeiner ruhmvollen Laufbahn erleichtert. Oft empfing Luiſe die Beſuche von Berliner Geiſtlichen; auch Huſeland, ihr Leibarzt, war ihr zugleich ein Seelenarzt, deſſen tiefinnerliche Frömmigkeit ſie ſehr ſchätzte. Zu der Umgebung des Königs, ſeinen Adjutanten und Kabinettsräten, hatte ſie keine näheren Beziehungen; ebenſowenig zu den Miniſtern, mit Ausnahme Hardenbergs, deſſen ganze

Digitized by Google

Persönlichkeit ihr höchst sympathisch war. Unter den preußischen Diplomaten korrespondierte sie mit dem Marquis Luccheſini, dem preußischen Gesandten in Paris, und mit dessen Gemahlin, einer geborenen von Tarrach; sie besorgten ihr Kopien von Raphael, für den sie nach ihrem eigenen Geständnis „schwärmte", aber auch Pariser Modewaren, wofür Luise dem Marquis einmal mit den Worten dankte: „Wem nichts zu groß ist, ist nichts zu klein." Die Vertreter der fremden Staaten sah die Königin fast nur bei feierlichen Empfängen oder großen Hoffestlichkeiten. Auch diese Kreise teilten die allgemeine Bewunderung für Luise. „Ein Fest ohne die Königin ist kein Fest" hieß es bei ihnen. Noch längere Zeit nach dem Weggang vom Berliner Hofe fing ein englischer Diplomat mit einem Kollegen Streit an, weil er „das Majestätsverbrechen" begangen habe, in dem Gesicht der englischen Königin, der Tante Luisens, eine gewisse Aehnlichkeit mit der unvergleichlichen preußischen „Schönheitskönigin" finden zu wollen.

Einem dieser jungen englischen Legationssekretäre, George Jackson, verdanken wir eine anmutige Schilderung der Königin; er schreibt im Februar 1803 an seine Schwestern: „Gestern Abend war Hofball zum Geburtstage der Prinzessin Heinrich. Die Königin war zugegen, verließ aber den Ballsaal bald nach neun Uhr. Kurz vor 11 Uhr erschien die Oberhofmeisterin Gräfin Voß wieder im Saale und verkündete die glückliche Entbindung Ihrer Majestät von einer Tochter. Dies glückliche Ereignis betrachten viele Anwesende und viele Abwesende als sehr zur Unzeit um einige Tage zu früh eingetreten. Denn die Königin hatte versprochen, am 1. März an einem großen Maskenball teilzunehmen .... Wie man versichert, bedauert die Königin ihre unfreiwillige Abwesenheit ebenso sehr wie ihre ergebenen Untertanen und Bewunderer. Das heißt: eine große Menge, denn in der Gesellschaft, besonders unter den jüngeren Leuten, herrscht ein Gefühl ritterlicher Ergebenheit für sie, und ein sonniges Lächeln oder ein Blick ihrer hell lachenden Augen ist eine Gunstbezeugung, nach der man eifrig trachtet. Wenige Frauen sind mit soviel Lieblichkeit begabt als sie, und sie ist ebenso liebenswürdig und anmutig, als sie schön ist, sie ist voll Lebhaftigkeit und geht mit Geist und Freude auf jedes Vergnügen ein. Doch ich muß innehalten oder Ihr werdet denken, daß mir der Kopf verdreht ist, wie es schon soviele Köpfe sind durch die Schönheit und Anmut der Königin Luise von Preußen."

Wir sahen Luise in ihrem geistigen Leben, im Kreise ihrer Geschwister, mit ihrem Gatten und ihren Kindern, wie in den Beziehungen zu ihrer näheren und weiteren Umgebung. Suchen wir noch die Hauptzüge ihrer Erscheinung und ihrer Persönlichkeit kurz zusammenzufassen und uns zu vergegenwärtigen.

Digitized by Google

Königin Luiſe war keine klaſſiſche Schönheit, ihr etwas blaſſes Antlitz aber hatte — nach dem Zeugnis der Malerin Vigée le Brun — feine und regelmäßige Züge; der biegſame Hals, auf dem das Haupt edel ruhte, die Schultern und die Arme waren von ſchöner Form und ihre Farbe blendend friſch; das Haar war blond, die Geſtalt von tadelloſem Ebenmaß, obwohl die Hände und die Füße etwas ſtark erſchienen. Aus dem großen ſeelenvollen Auge ſtrahlte ein Blick von gewinnendem Liebreiz. Die Schönheit der Geſtalt zeigte ſich beſonders in den elaſtiſchen Bewegungen ihres Ganges, und wenn ſie ritt oder tanzte. „Sie war nie ſchöner als zu Pferde“ meint einmal der König. Ihre Kleidung und ihr Schmuck, wenn ſie öffentlich erſchien, waren immer reich und geſchmackvoll; der König ſelbſt hatte ſie allmählich zu größerem Aufwand veranlaßt, da es ihn verdroß, wenn er immer die elegante Erſcheinung Friederikens rühmen hörte. Ihre Haltung war würdevoll und ungezwungen; die Stimme klangvoll, mit einer leichten dialektiſchen Färbung, die ihr einen beſonderen Reiz gab; ihr Geſpräch ſtets eingehend, teilnehmend; ſie verſtand gut zuzuhören und der Ausdruck ihres Geſichts zeigte leicht das Intereſſe am Erzähler und am Erzählten.

Der Zauber ihrer anmutigen Perſönlichkeit, dem ſich niemand entzog und niemand entziehen konnte, lag doch nicht ſo ſehr in ihrer äußeren Erſcheinung: er ſtrömte aus ihrem Innern, deſſen ſchöne ſanfte Harmonie ihre Bewegungen beſeelte und in ihren Worten wiederklang. Ueber ihrem Weſen lagen keine Schleier, keine Rätſel; auf ihrem Antlitz las man keine Herzenskämpfe, ſondern den tiefen Frieden einer unbefangenen reinen Seele und das warme Glück eines Herzens, das ſich ſelbſt froh und glücklich fühlt und alle froh und glücklich machen möchte. Frau von Berg ſchreibt ihr „eine angeborene Poeſie“ zu; andere ſprechen von dem idealen Schimmer, der ſie umfloß und alle bezauberte. Des Königs unfrohes Weſen fiel oft drückend und lähmend auf ſeine Umgebung: Luiſens Erſcheinung wirkte befreiend, erheiternd, beglückend. Es war nicht Gnade, nicht Herablaſſung; jeder fühlte eine aus dem Herzen kommende und zum Herzen ſprechende natürliche Güte, die ſich auch raſch in Taten des Wohlwollens und der Hilfe äußerte. „Ich bin den Menſchen ſo gut,“ ſchrieb Luiſe einmal an Frau von Kleiſt, „mein ganzes Weſen iſt Liebe für ſie, ich möchte ſo gerne die Menſchheit glücklich wiſſen und dazu beitragen, auf Koſten meiner ſelbſt!“ In der Beglückung anderer ſuchte und fand ſie ihr eigenes Glück. So erſchien ſie immer gleich gütig, und ſie ſtrahlte verſchwenderiſch ihre Huld und ihren Liebreiz aus über alle, die ihr nahten, vielleicht bisweilen zu raſch und zu verſchwenderiſch.

Luiſe wäre kein Weib geweſen, wenn nicht der Schlüſſel zu ihrem Weſen eben in ihrem Herzen gelegen hätte. Dies Herz aber hatte ſich während ihrer Jugend in dem heſſiſch-mecklenburgiſchen Familienkreiſe von Gefühl gleichſam ſo vollgeſogen, daß es jetzt leicht

Digitized by Google

überſtrömte. Es ſchwelgte in Liebe und Freundſchaft, wie in allen den hohen und edlen Gefühlen, die Luiſe unter dem Worte „Tugend“ verſtand. Sie liebte es, geliebt zu werden. „O wie ſüß, ſo geliebt zu werden“ ſchrieb ſie dem Bruder Georg als Antwort auf einen ſeiner Briefe. Ihre Güte verſagte allemal nur da, wo ſie Gefühlsleere zu bemerken glaubte. „Für die, die lieben, weinen, beglücken, fühlen und lachen, für die habe ich Herz, Kraft des Willens und Vollbringens.“ „Wer liebt der lebt, und nur der lebt der liebt, das iſt mein Wahlſpruch, mit dem ich lebe und ſterbe.“ Der Stimme ihres Herzens folgte Luiſe mit unbedingtem Vertrauen, in allen Zweifeln und Kämpfen; wie Karoline Schlegel hätte ſie von ſich ſagen können: „Ich mußte mich verlaſſen auf mein Herz über Not und Tod hinaus.“ Denn felſenfeſt war ſie überzeugt, daß, wie ſie an Georg ſchrieb, „im Herzen klar und deutlich das Wahre mit goldenen Buchſtaben aus Gottes Hand ſteht.“

Auch Luiſens Frömmigkeit war mehr Gefühl, Glaubensgefühl, als dogmatiſche Ueberzeugung. Die ſchlichten religiöſen Eindrücke, die ſie aus der Großmutter Hauſe mitgebracht, waren in Berlin im Umgang mit Spalding und Zöllner leicht umgeſtaltet. Sie machte ſich, wie Spalding, ein Chriſtentum zurecht, das in der Frömmigkeit eine Stütze für die Tugend, und in der Tugend eine Stütze für die Frömmigkeit ſieht. Religion haben hieß ihr in Gott die höchſte Tugend verehren, ihr nachſtreben und ſich ihres Urbildes zuverſichtlich freuen. Dies unerſchütterliche Glaubensgefühl aber durchdrang lebendig ihr ganzes Weſen. Nie hätte ſie zu Oſtern Beichte und Abendmahl verabſäumt, auf das ſie ſich in ſtiller Sammlung Tage lang vorzubereiten pflegte und das ſie in einer der Berliner Kirchen nach lutheriſchem Bekenntnis nahm, während der König als Reformierter die Potsdamer Garniſonkirche bevorzugte. Noch ſind Aufzeichnungen erhalten, in denen ſie an ſolchen weihevollen Tagen ihre Gedanken und Empfindungen ausſprach: ihren Glauben an den Erlöſer, ihre demutvolle Ergebenheit in Gottes Hand, ihr Pflichtgefühl, ihren reinen Willen, den Wunſch durch ihr Beiſpiel zur Nachahmung beſonders bei ihren Kindern anzuregen.

Freundlich und liebevoll, gütig und fromm, ſo war Luiſe in den ruhigen und heiteren Tagen, ſo blieb ſie auch in den ſtürmiſchen und dunklen Zeiten, deren Schatten ſich ihr langſam nun näherten und deren Schrecken doch auch noch andere Weſenszüge in ihr offenbaren ſollten.

Digitized by Google

Fünftes Kapitel

Zwiſchen Alexander und Napoleon

(1802—1805)

I. Zuſammenkunft in Memel

Preußen hatte, wie wir ſahen, auch während der Koalition Englands, Oeſterreichs und Rußlands gegen Frankreich in den Jahren 1799 und 1800 ſeine Neutralität behauptet. Der Verlauf des Krieges ſchien ihm recht zu geben. Nach anfänglichen glänzenden Erfolgen war das große Bündnis hauptſächlich infolge von Streitigkeiten Rußlands mit England und Oeſterreich zerfallen. Frankreich, das ſeine Grenzen ſchon von einer Invaſion bedroht geſehen hatte, blieb in der Schweiz und in Holland ſiegreich, und an die Spitze der Republik trat als erſter Konſul der aus Aegypten zurückgekehrte General Napoleon Bonaparte, der die Oeſterreicher bei Marengo entſcheidend ſchlug und damit Oberitalien zurückeroberte. Die kriegführenden Mächte ſchienen erſchöpft; eine friedliche Strömung, ſtärker als je ſeit acht Jahren, ging im Herbſt 1800 durch die europäiſche Politik. In Preußen war man mit dieſer Wendung der Dinge nicht unzufrieden; ein außerordentlicher Abgeſandter Bonapartes, der General Duroc, der noch oft in entſcheidungsvollen Tagen den Weg nach Berlin machen ſollte, fand am preußiſchen Hofe die freundlichſte Aufnahme. Man wünſchte eine Ausſöhnung zwiſchen Frankreich und Rußland und zugleich eine nähere Verbindung Preußens mit dieſen beiden Staaten, unter deren Schutz man zwei große politiſche Ziele erreichen zu können hoffte: eine volle Entſchädigung für die Abtretung preußiſchen Gebietes am linken

Digitized by Google

Rheinufer und die feſtere, ſozuſagen völkerrechtliche Begründung einer preußiſchen Führerſtellung in Norddeutſchland.

Die Ausſöhnung zwiſchen Rußland und Frankreich kam raſch zuſtande; wenn man ſich aber in Berlin geſchmeichelt hatte, die Beziehungen zwiſchen beiden Mächten zu beherrſchen oder wenigſtens zu beeinfluſſen, ſo trat vielmehr das Gegenteil ein: Preußen wurde abhängig von dem jedesmaligen Stande der ruſſiſch-franzöſiſchen Beziehungen, mochten dieſe freundliche ſein oder feindſelige.

Zunächſt zwang der gemeinſame Druck Frankreichs und Rußlands, die ſich gegen England verbündeten, im Frühjahr 1801 Preußen zur Beſetzung Hannovers. Vergeblich hatte man von hannoverſcher Seite die Verwendung der Königin Luiſe für ihr Heimatland nachgeſucht; ſie erklärte dem hannoverſchen Abgeſandten, der König werde zur vorläufigen Beſetzung genötigt, denke übrigens nicht daran ſich fremdes Gut anzueignen. Auch ihr Vater war von Neuſtrelitz herbeigekommen, um gegen die Okkupation zu wirken.

Kaum aber waren die Preußen in Hannover eingerückt, als die Nachricht aus Petersburg eintraf, daß Kaiſer Paul von Rußland in der Nacht vom 23. zum 24. März 1801 ermordet ſei. Sein Nachfolger Kaiſer Alexander I. verſtändigte ſich mit England, und die preußiſchen Truppen wurden wieder aus Hannover herausgezogen. Anderſeits glückte es im Mai 1802, nach wechſelvollen Verhandlungen mit Frankreich zu einem Vertrage über die preußiſchen Entſchädigungen zu gelangen. Preußen hatte anfangs außer Hildesheim, Osnabrück und dem Eichsfeld die fränkiſchen Bistümer Bamberg und Würzburg gefordert. Geſtützt auf dieſe Erwerbungen, würde Preußen eine maßgebende Stellung in Süddeutſchland, eine völlig beherrſchende in Norddeutſchland erlangt haben. Sachſen, Heſſen, Hannover wären hierdurch geographiſch und deshalb auch politiſch von Preußen ebenſo abhängig geworden, wie Braunſchweig und Mecklenburg es bereits waren. Allein, als die preußiſchen Pläne bei Rußland und bei Frankreich auf Widerſpruch ſtießen, ließ man ſie ohne viel Umſtände fallen und begnügte ſich ſchließlich mit Paderborn, Hildesheim, Eichsfeld nebſt Erfurt, einem Teil des Bistums Münſter und einigen Reichsſtädten und Abteien. Territorial waren dieſe Entſchädigungen für die preußiſchen Verluſte überreichlich bemeſſen; politiſch war es eine Niederlage. Nicht die Erforderniſſe der deutſchen Politik Preußens, ſondern die Wünſche Frankreichs und Rußlands beſtimmten die Entſchädigungen Preußens, wie die Umwandlung Deutſchlands durch den Reichsdeputationsſchluß (1803) überhaupt. Zugleich erloſchen durch dieſe Verträge die Abmachungen über die Demarkationslinie und die Verabredungen von Hildesheim (ſiehe oben S. 88), die nach einem Wort von Haugwitz der Grundſtein für den Bau der preußiſchen Herrſchaft in Norddeutſchland hatten werden ſollen.

Digitized by Google

Preußens Verbindung mit dem Deutſchen Reiche löſte ſich mehr und mehr, ohne daß ſeine Stellung in Norddeutſchland an Feſtigkeit gewonnen hätte.

Friedrich Wilhelm III. und Graf Haugwitz waren nicht ohne Empfindung für dieſe Nachteile; aber im Hinblick auf Preußens internationale Stellung gingen ſie darüber hinweg. Sie glaubten noch an die Möglichkeit des erſehnten Dreibundes mit ihren beiden mächtigen Nachbarn, um ſo mehr, da man mit Frankreich in gutem Einvernehmen ſtand und mit Rußland ſoeben die alte zugleich politiſche und dynaſtiſche Freundſchaft erneuert wurde.

Kaiſer Alexander I. von Rußland, deſſen Mutter Maria Feodorowna mit dem preußiſchen Königshauſe verwandt war, hatte unmittelbar nach der Thronbeſteigung in ſeinem erſten Schreiben an König Friedrich Wilhelm III. von der Feſtigung der zwiſchen ihnen beſtehenden verwandtſchaftlichen und freundſchaftlichen Bande und von der Konſolidierung der Beziehungen zwiſchen den beiden Staaten geſprochen. König Friedrich Wilhelm III. ging gern darauf ein: neben den politiſchen Erwägungen haben ganz perſönliche Stimmungen weſentlich hierzu beigetragen.

Noch unter Kaiſer Pauls Regierung, gegen Ende Januar 1801, hatte der Erbprinz Friedrich Ludwig von Mecklenburg-Schwerin mit ſeiner Gemahlin Helena Pawlowna, der Tochter Pauls, den Berliner Hof beſucht. Die Erbprinzeſſin, eine blendende Schönheit von kaum 16 Jahren, ſeit 15 Monaten vermählt und Mutter eines Knaben, des ſpäteren Großherzogs Paul, gewann durch ihre jugendliche Anmut und ihre natürliche Liebenswürdigkeit raſch die Freundſchaft der Königin Luiſe und die ſchwärmeriſche Verehrung König Friedrich Wilhelms III. Glänzende Feſte wurden veranſtaltet, an denen deutſche und fremde Fürſtlichkeiten zahlreich teilnahmen, auch Napoleon Bonapartes jüngerer Bruder Louis mit ſeinem Adjutanten Flahault, und viele Emigranten, wie Rivarol und der in der damaligen Berliner Geſellſchaft tonangebende Caraman. Beſonders prunkvoll wurde Faſtnacht gefeiert, wobei die Erbprinzeſſin als gütige Fee den König entzückte, und der Geburtstag der Königin, der Helena reiche Geſchenke machte. Auch ſie gefiel ſich ungemein am Berliner Hofe, wo ſie ſchließlich nicht mehr als Beſuch betrachtet, ſondern zur königlichen Familie gerechnet wurde. Kaiſer Paul, erfreut über die herzliche Aufnahme ſeiner Tochter, überſandte der Königin den Katharinenorden und zeichnete auch den Kronprinzen durch ruſſiſche Orden aus.

Unmittelbar nachdem die Prinzeſſin Berlin verlaſſen hatte, erfuhr man die Kataſtrophe ihres Vaters und die Thronbeſteigung ihres Bruders Alexander. An der Neigung für die Schweſter belebte ſich die Teilnahme für den Bruder. Die Prinzeſſin, die mit ihrem Gemahl im Sommer 1801 nach Rußland reiſte, trug des Königs freundlichſte Grüße, Aeußerungen

Digitized by Google

des Intereſſes und der Bewunderung für den jungen Kaiſer nach Petersburg. In ihren Händen liefen die Fäden zuſammen, die ſich jetzt zwiſchen den beiden Fürſten knüpften; in ihren und ihres Gemahls Unterredungen mit Alexander iſt das erſte Wort von einer Zuſammenkunft zwiſchen dem ruſſiſchen Kaiſer und dem preußiſchen Könige gefallen.

Auf der Rückreiſe von Petersburg, im Oktober 1801, beſuchte das erbprinzliche Paar abermals den preußiſchen Hof, wieder mit höchſter Freundlichkeit aufgenommen. Des Königs Schwärmerei für die „ſchöne Helena" war noch geſtiegen. Nach ihrer Abreiſe im März war ſeine ſchlechte Laune aufgefallen, ſein geringes Entgegenkommen gegen andere Beſucher. Dafür hatte er der Erbprinzeſſin in ebenſo herzlichen wie humoriſtiſchen Briefen, wohl den perſönlichſten und eigenartigſten, die je aus Friedrich Wilhelms Feder gefloſſen, ſeine Bewunderung offen ausgeſprochen. Jetzt überhäufte der ſonſt zurückhaltende König ſie ſo ſehr mit Aufmerkſamkeiten, daß die Oberhofmeiſterin Anſtoß nahm, während die Königin der gegenſeitigen Annäherung lächelnd zuſah und die Erbprinzeſſin nur noch immer mehr in ihr Herz ſchloß. In Berlin erzählte man ſich, der König habe von der Prinzeſſin verlangt, ſie ſolle ihn Fritz nennen, und da ſie es nicht getan, ſich ſchmollend von ihr entfernt; darauf habe ſie ihn beim Arme genommen und „mit dem lieblichſten Ausdruck" gefragt: „Fritz, maulſt du noch?"

Bei dieſem Beſuche teilte der Erbprinz den Wunſch Alexanders nach einer Zuſammenkunft mit, die von Friedrich Wilhelm bereitwilligſt angenommen wurde. Nach dem Vorſchlag des Königs ſollte die Begegnung während ſeiner Reiſe in die preußiſchen Oſtprovinzen im Juni 1802, und zwar in Memel ſtattfinden.

Am 25. Mai traten Friedrich Wilhelm und Luiſe mit den Brüdern des Königs die Reiſe an; auch die Gräfinnen Voß und Moltke waren im Gefolge. Ueber Stargard, wo die Königin an der Revue teilnahm und die Truppen „ſuperb" fand, zwiſchen Manövern und Revuebällen ging es über Hammerſtein und Mockerau nach dem ſchönen Schloß der Dohnas in Schlobitten, das die Königin an Charlottenburg erinnerte. Sie ſchlief in einem großen Himmelbette, in dem ſchon Friedrich Wilhelm I. und Friedrich Wilhelm II. geſchlafen hatten; der König in einem benachbarten Zimmer, in ſeinem Reiſebett auf einer Matratze unter einer einfachen Pikeedecke, die er immer mit ſich führte. Dem König gefiel es in Schlobitten, wo er das patriarchaliſche Verhältnis zwiſchen Gutsherrſchaft und Leuten ſo recht nach ſeinem Sinne fand. Am Morgen, beim Frühſtück, äußerte er ſich hierüber mit warmer Anerkennung. „Das ſind die guten Früchte", bemerkte er, „von einem langen Güterbeſitz von Großeltern bis auf Urenkel. Da können ſich Herren und Unterſaſſen recht kennen lernen und Liebe, Vertrauen und Anhänglichkeit gegeneinander faſſen; aber wo man die

Digitized by Google

Begegnung zwischen Königin Luise, Friedrich Wilhelm III. und Kaiser Alexander von Rußland in Memel am 10. Juni 1802

Gouachegemälde von Dähling

Von links nach rechts: Die Kammerherren der Königin von Buch und von Schilden, Oberhofmeisterin Gräfin Voß, Hofdame Gräfin Moltke, Königin Luise, Kaiser Alexander, Friedrich Wilhelm III., General Graf Kalckreuth, Oberst von Köckritz, Prinz Heinrich und Prinz Wilhelm d. Ae. von Preußen. Rechts im Vordergrunde Hofmarschall von Massow

Digitized by Google

Landgüter wie eine Ware behandelt, die oft ſelbſt unbeſehen aus einer Hand in die andere für übertriebene Preiſe übergehen, da kann nichts Gutes aus der Wirtſchaft werden."

Nach kurzem Aufenthalt in Königsberg trafen Friedrich Wilhelm und Luiſe am 8. Juni in Memel ein; am 10. Juni kam Kaiſer Alexander, inkognito als „comte de Russie", aber von Miniſtern und Adjutanten begleitet.

Die oftерzählten Einzelheiten der Zuſammenkunft, die bis zum 16. Juni dauerte, brauchen hier nicht wiedergegeben zu werden. Truppen wurden beſichtigt, Bälle veranſtaltet; dabei verkehrten König und Königin mit ihrem kaiſerlichen Gaſte in einer Ungezwungenheit, die eine herzliche Annäherung geſtattete und begünſtigte. „Man vergnügte ſich", ſchreibt die Königin, „wie die Kinder und ſprang herum wie die Böckchen, alles war glücklich und zufrieden." Nur einmal erfuhr die Feſtfreude eine jähe Unterbrechung; die Königin wurde von einem plötzlichen Bruſtkrampf befallen, der jedoch glücklicherweiſe raſch wieder vorüberging.

Zwiſchen dem preußiſchen Königspaare und dem ruſſiſchen Kaiſer ſchloß ſich ein Freundſchaftsbund, in Schwärmerei und Gefühlsſeligkeit eine ſpäte Blüte aus den Tagen der Empfindſamkeit, und zugleich eigenartig durch das Spiel der ſich kreuzenden perſönlichen Neigungen wie durch das Hineinwirken politiſcher Intereſſen. Des jugendlichen Zaren Lippen floſſen über von Tugend und Rechtſchaffenheit, von Menſchenliebe und Völkerbeglückung — war es ein Wunder, daß die ſchlichten Herzen des preußiſchen Königspaares ſolchem Zauber erlagen? Der König ſagte zu ſeiner Gemahlin: „Das kann ich Dir verſichern, die Ruſſen haben nie einen Kaiſer gehabt wie dieſen." Für Luiſe vollends war die Begegnung mit Kaiſer Alexander ein Erlebnis, das Erlebnis ihrer Frauenjahre. Es war gerade die Zeit, in der die Bekanntſchaft mit der neueren deutſchen Dichtung ihr Inneres tief aufgewühlt hatte. Sie fand den jungen Kaiſer keineswegs „regelmäßig ſchön"; nur ſein Antlitz verklärt durch einen Zug engelhafter Güte. Aber in Alexander trat ihr ein Mann entgegen, der mit der Schlichtheit und Wahrhaftigkeit ihres eigenen Gatten auch jene glänzenden Eigenſchaften zu verbinden ſchien, die ſie in ihrer nächſten Umgebung vermißte. Hier ſah ſie es vor ſich, das Ideal, von dem ihr weibliches Sehnen geträumt haben mochte, wenn ſie ihren Jean Paul oder ihren Schiller las. Ein Ideal, dem ſie ihre Freundſchaft und Bewunderung freigebig und rückhaltlos ſchenkte, an deſſen Vollkommenheit ſie ſich aber ganz unbefangen von jetzt ab ein Recht zuſchrieb. Darum bat ſie den Kaiſer zu bleiben, wie er ſei; darum warnte die Sechsundzwanzigjährige ſchweſterlich, nein mütterlich den Selbſtherrſcher Rußlands vor den Gefahren jugendlicher Unerfahrenheit und jugendlicher Leidenſchaft.

Digitized by Google

Aber auch Kaiſer Alexander hat doch unter dem Zauber dieſer Tage geſtanden. Die ſchöne Königin, die beſonders herrlich ausſah, wenn ſie zwiſchen den beiden Fürſten zur Parade ritt, oder wenn ſie mit dem Kaiſer tanzte, die „fée enchanteresse", wie der Kabinettsrat Lombard, ein Augenzeuge der Zuſammenkunft, ſie nennt, machte auf Alexander einen tiefen und nachhaltigen Eindruck. „Es ſcheint mir", ſchreibt die Gräfin Lieven, deren Gemahl den Kaiſer nach Memel begleitet hatte, „es ſcheint mir nach Hörenſagen, daß man entzückt iſt von der Königin; ich weiß ſelbſt nicht, ob ſie nicht noch mehr gefällt, als die Kaiſerin, obgleich das ſchwer iſt." Und die polniſchen Gegner eines preußiſch-ruſſiſchen Bundes warfen mit deutlicher Anſpielung dem Kaiſer ſpäter vor, er habe ſeit Memel „in Preußen nicht mehr einen Staat im politiſchen Sinne geſehen, ſondern eine Perſon, die ihm teuer ſei." Alexander ſelbſt aber hat noch nach zwei Jahrzehnten von einer Prinzeſſin, deren Erſcheinung ſeine Erwartungen übertraf, nichts ſchöneres zu ſagen gewußt, als daß ſie der Königin Luiſe ſehr ähnlich ſehe.

So geſchah es, daß während man den König mit ſeiner Neigung für Alexanders ſchöne Schweſter Helena neckte, Alexander und Luiſe in ſchwärmeriſchen Freundſchaftsgefühlen ſich zu einander fanden, und daß auch der König von Alexanders gewinnender Perſönlichkeit angezogen wurde, auf den wieder die treuherzige Biederkeit und offenbare Zuverläſſigkeit des Königs günſtig einwirkten.

Der Kaiſer und der König nahmen es beide ernſt mit dieſem Freundſchaftsbunde; und doch täuſchte man ſich auf beiden Seiten. Jeder glaubte in dem andern einen perſönlichen Freund nicht nur, ſondern auch einen politiſchen Bundesgenoſſen gewonnen zu haben. Wie ſehr verſchieden aber waren doch ihre Charaktere und die ihren Charakteren entſprechenden politiſchen Syſteme ihrer Staaten: die rückſtändige preußiſche Territorialpolitik und die aufſteigende ruſſiſche Weltpolitik. Friedrich Wilhelm ſah in der Intimität der Beziehungen zu Rußland und deſſen Kaiſer nur eine Bürgſchaft mehr für den über alles geliebten Frieden; der Kaiſer, dem die Großmutter Katharina den Namen des Welteroberers Alexander gegeben, glaubte ſich berufen zum Befreier des von Frankreich geknechteten Europa und des ſelbſt von Napoleon geknechteten Frankreich. Er zweifelte nicht, wenn die Stunde ſchlage, auch den neuen Freund zu dem Alexanderzug nach Weſten mit fortreißen zu können.

Königin Luiſe hat über die Zuſammenkunft in Memel ein Tagebuch geführt, in dem ſie die einzelnen Vorgänge, die Paraden und Prunkmahle, Teeabende und Tänze, mit chronikaliſcher Gewiſſenhaftigkeit verzeichnet, von Alexander ſelbſt und ihren Eindrücken nur in gedämpftem Tone redet. Aber ſchon am Tage, nachdem man in Memel unter Tränen voneinander Abſchied genommen, ſchrieb ſie dem Kaiſer, von ihrem Schmerz über die

Digitized by Google

Trennung, von dem Troſt, den ſie in der Hoffnung auf ein Wiederſehen in zwei Jahren empfinde. Vollends, als ſie über Warſchau und Poſen Anfang Juli wieder daheim war, gab ſie in Briefen an die Vertrauten ihres Herzens ihrer ſchwärmeriſchen Bewunderung für Kaiſer Alexander begeiſterten Ausdruck. So ſchrieb ſie dem Bruder Georg, der ihr von ſeiner Schweizerreiſe berichtet hatte, am 13. Juli: „Ich ſah zwar keine Alpen, aber ich ſah Menſchen, oder vielmehr einen Menſch, im ganzen Sinn des Worts, der durch einen Alpenbewohner iſt erzogen worden und deſſen Bekanntſchaft mehr wert iſt als alle Alpen der Welt. Denn dieſe wirken nicht, aber jener wirkt, verbreitet Glück und Segen mit jedem Entſchluß, mit jedem Blick macht er Glückliche und Zufriedene durch ſeine Huld und himmliſche Güte. Daß ich von dem Kaiſer, von dem einzigen Alexander ſpreche, haſt Du doch wohl verſtanden. Lieber Georg. Ach, wie viel, wie viel iſt mir dieſe Bekanntſchaft wert. Nicht ein Wort, welches man zu ſeinem Lobe ſpricht, kann je in Schmeichelei ausarten, denn er verdient alles, was man nur Gutes ſagen kann ... Die Memeler Entrevue war göttlich, die beiden Monarchen lieben ſich zärtlich und aufrichtig, gleichen ſich in ihren herrlichen Grundſätzen der Gerechtigkeit, Menſchenliebe und Liebe zum Wohl und Beförderung des Guten. Auch ihr Geſchmack iſt gleich. Viele Einfachheit, Haß der Etikette und Gepränge des Königs- und Kaiſertums. Alles ging erwünſcht und gut und es wird immer ſo gehen“ ...

Den Briefwechſel mit Kaiſer Alexander, „ihrem lieben Vetter“, ſetzte Luiſe fleißig fort, wie ſie auch Geſchenke mit ihm austauſchte. Dem König blieb die Verehrung ſeiner Gemahlin für den ruſſiſchen Kaiſer keineswegs verborgen; aber er wußte auch, daß dieſe Beziehungen „rein und edel“ waren. Er ſeinerſeits korreſpondierte eifrig weiter mit der Erbprinzeſſin Helena, die bereits im Herbſt 1802 abermals zu längerem Beſuch eintraf und dabei an dem ihr zu Ehren verſchobenen Erntekranzfeſt in Paretz teilnahm. Es ſind eben noch die Tage jener ſchwärmeriſchen Freundſchaften, die, wie wir aus Wilhelm von Humboldts kürzlich veröffentlichten Jugendbriefen wieder geſehen haben, Freundſchaften bleiben, aber zuweilen doch in die ehelichen Beziehungen hinübergreifen und gleichſam auf deren Koſten ſich ausdehnen.

Die neue preußiſch-ruſſiſche Freundſchaft erfuhr gleich im Jahre 1803 eine ſchwere Belaſtungsprobe. Während die preußiſche Politik auf der Erhaltung des europäiſchen Friedens beruhte, erkalteten die Beziehungen zwiſchen Frankreich und Rußland und zwiſchen Frankreich und England kam es zu heftigen Auseinanderſetzungen, welche die Dauer des Friedens in Frage ſtellten. Hiervon wurde Preußen in ſeinen Lebensintereſſen ſofort aufs empfindlichſte getroffen. Am 20. März 1803 erſchien General Duroc in Berlin, um im

Digitized by Google

Auftrage Napoleon Bonapartes anzukündigen, daß Frankreich bei Ausbruch des Krieges mit England das Kurfürſtentum Hannover beſetzen werde.

Mit Duroc kam auch ein Adjutant Napoleons, Graf Segur, nach Berlin, der ſich ſpäter durch ſeine „Geſchichte der großen Armee in Rußland" einen berühmten Namen gemacht hat. Er hatte die Ehre, der Königin Luiſe vorgeſtellt zu werden, von der er eine Schilderung entwirft, die hier wohl eingeſchaltet werden darf. „Eine der Erinnerungen," ſchreibt er, „die mir von meiner kurzen Reiſe nach Berlin geblieben ſind, iſt die Bewunderung, welche mir die ſchöne und geiſtreiche Königin von Preußen einflößte ... Ich glaube noch dieſe Fürſtin vor mir zu ſehen: halb hingeſtreckt auf ein prächtiges Sofa, ein goldener Dreifuß neben ihr, ein Schleier von orientaliſchem Purpur um die elegante und anmutige Taille. In dem Klang ihrer Stimme lag eine ſo harmoniſche Sanftheit, in ihren Worten etwas ſo liebenswürdig und rührend Hinreißendes, in ihrer Haltung ſo viel Reiz und Majeſtät, daß ich einige Augenblicke völlig betroffen, mich einer jener Erſcheinungen gegenüber glaubte, deren berückende und bezaubernde Bilder uns die Fabeln der alten Zeiten geſchildert haben."

Die Eröffnungen Durocs riefen in Berlin nicht geringe Beſtürzung hervor. Nachdem man zunächſt vergeblich verſucht hatte, den Ausbruch des Krieges durch diplomatiſche Mittel möglichſt hinauszuſchieben und die Gegenſätze der in Hannover aufeinanderſtoßenden Intereſſen durch wohlgemeinte Vorſtellungen nach allen Seiten hin auszugleichen und zu verſöhnen, empfahl der Miniſter Graf Haugwitz, zur Sicherſtellung Preußens gegen die Folgen des Krieges, die abermalige Beſetzung Hannovers durch preußiſche Truppen. Wiederum wurde Königin Luiſe an den hierbei gepflogenen Verhandlungen beteiligt. Der Herzog von Cambridge, ihr Vetter, ſchrieb ihr im Intereſſe Hannovers, und ſie vermittelte dem hannoverſchen Abgeſandten, Major v. d. Decken, auf deſſen Bitte eine Privataudienz bei dem König. Auf die Anregungen des Geſandten wegen einer neuen Demarkationslinie zum Schutze Norddeutſchlands verhielt ſich der König ablehnend; das würde, meinte er, jetzt zu einem Kriege mit Frankreich führen, den er bis aufs äußerſte vermeiden müſſe; auch eine Beſetzung des Landes durch preußiſche Truppen werde Frankreich nicht zugeben; übrigens habe er durch die Okkupation im Jahre 1801, die doch lediglich zu Hannovers Beſtem geweſen, bei dem Lande ſelbſt wenig Dank geerntet.

Neben der Friedfertigkeit des Königs, die vor der bloßen Möglichkeit einer kriegeriſchen Verwickelung mit Frankreich zurückſchreckte, war es Rückſichtnahme auf Rußland, was die preußiſche Politik entſcheidend beeinflußte. Zwei Jahre früher war die Beſetzung hauptſächlich auf ruſſiſchen Antrieb geſchehen; jetzt erklärte ſich Rußland dagegen, anſcheinend aus Argwohn gegen ein heimliches Einverſtändnis Preußens mit Frankreich.

Digitized by Google

Wenn hiernach die Beſetzung Hannovers durch preußiſche Truppen unterblieb, ſo beantragte Graf Haugwitz, wenigſtens durch gewiſſe militäriſche Rüſtungen ſich auf alle Zwiſchenfälle des engliſch-franzöſiſchen Krieges vorzubereiten. Der König zögerte, einer Maßregel zuzuſtimmen, deren Tragweite ſich ſchwer abſehen ließ. Er verſchob die Entſcheidung auf eine Beſprechung mit ſeinen militäriſchen Ratgebern, die bei den Manövern in der Umgegend von Magdeburg ſtattfinden ſollte und zu der er auch den Grafen Haugwitz einlud.

Am 25. Mai traten König und Königin die Sommerreiſe an, die zugleich Truppenrevuen, der Beſichtigung der neuen Erwerbungen Preußens in Thüringen und verwandtſchaftlichen Beſuchen, namentlich des kurheſſiſchen Hofes in Wilhelmsbad, gelten ſollte. Drei Tage ſpäter, am 28. Mai, kam es in Cörbelitz auf dem rechten Elbufer zu Beratungen, die für das Schickſal Preußens und Deutſchlands von großer Bedeutung werden mußten. Graf Haugwitz legte einen Erlaß an die preußiſche Geſandtſchaft in Paris vor, in welchem der franzöſiſchen Regierung der Verzicht auf den Einmarſch in Hannover vorgeſchlagen, zugleich aber die Vornahme militäriſcher Rüſtungen in Preußen ausdrücklich angekündigt wurde. Der König, in Uebereinſtimmung mit ſeiner militäriſchen Umgebung, namentlich mit dem Oberſt von Köckritz, verwarf den Vorſchlag des Grafen Haugwitz. Er erklärte, daß der Miniſter zu ſchwarz ſehe: nur ſchwache Truppenteile ſollten an der hannoverſchen Grenze aufgeſtellt werden. Am nächſten Tage, in ſchlechter Laune, ſetzte er mit der Königin die Reiſe nach Thüringen fort: aus Erfurt, am 31. Mai, ſchrieb der Kabinettsrat Lombard an Haugwitz: „Nichts wird uns verhindern, nach Wilhelmsbad zu reiſen.“

Das Syſtem der Neutralität Norddeutſchlands lag zertrümmert am Boden. Nachdem Preußen ſich von der Verteidigung des Deutſchen Reiches 1795 und 1796 zurückgezogen hatte, verſagte es nun auch den Staaten Norddeutſchlands die Hilfe, die doch ſeine eigenen Intereſſen unbedingt geboten hätten; wie lange werden die preußiſchen Grenzen ſelbſt noch unverletzlich bleiben und auf den Schutz ihres Staates rechnen können?

Während franzöſiſche Truppen das Kurfürſtentum Hannover überfluteten und zwiſchen Elbe und Weſer ſich feſtſetzten, reiſte der König, der ſeine gute Laune bald wiederfand, mit der Königin über Hildburghauſen, Koburg und Ansbach nach Wilhelmsbad, wo ſämtliche Schweſtern der Königin ebenſo wie die Brüder und Schweſtern und Schwäger des Königs ſich zuſammenfanden. Auch Königin Luiſe hatte die politiſchen Sorgen, wenn ſie ihr überhaupt näher gekommen waren, bald vergeſſen. In Wilhelmsbad ließ ſie Goethes Mutter wieder zu ſich einladen, plauderte mit ihr von den unvergeßlichen Jugendtagen in Frankfurt und beſchenkte ſie mit einem goldenen „Halsgeſchmeide“. Von ganzem Herzen genoß ſie die Freuden der Reiſe, vor allem die Wonne des Wiederſehens mit ihren drei Schweſtern. Dem Bruder

Digitized by Google

Georg, der noch in Italien weilte, ſchrieb ſie nach der Rückkehr von Charlottenburg aus: „Ich war alſo wieder in den glücklichen Gefilden, wo wir unſere ungetrübte Kindheit und Jugend zubrachten. Ach! Ich kann es nicht beſchreiben, mit welchen Gefühlen ich ſie durchlief. Doch das ſchwöre ich, daß Du immer unter uns warſt, wo die vier Schweſtern waren, und daß unſer Ausruf aus allen Kehlen gleich war: ‚Gott, was ſind wir doch glücklich, wäre George nur bei uns, ſo wäre es vollkommen‘, und was am ſonderbarſten war, iſt, daß dieſe Wahrheit ſich bis auf die Kammerfrauen erſtreckte; wie oft beim Ausziehen in Wilhelmsbad ſagte mir die Schadow nicht: ‚Es fehlt niemand, wie der Herr Erbprinz, der macht alles ſchöner und lebendiger‘. Ich kam den 1. Juni nach Hildburghauſen. Unten am Schloß ſtanden die zwei älteſten Schweſtern, alle Kinder, die ſich nach der Reihe an meinen Hals, Kleider und Schleppe hingen. Das war wieder ein himmliſcher Augenblick! ... Den 4. Juni gingen wir über Koburg nach Fürth ... In Fürth fand ich Friederike. Dieſe Zuſammenkunft war beinahe mehr ſchmerzlich wie erfreulich. Ich glaube, wir empfanden im Augenblick des Wiederſehens und der erſten Umarmung den ganzen Umfang des Unglücks, voneinander getrennt zu ſein, denn ſie weinte ſo heftig, daß ſie ſich nicht erholen konnte, und ich, als ſie mich aus ihren Armen losließ, beinah ohnmächtig. Ich fand ſie ſo gut und hübſch als möglich ... Den 12. kamen wir alle wieder zuſammen in Wilhelmsbad, ſowohl die preußiſche als die mecklenburgiſche Familie. Kaum waren wir beiſammen, ſo kam Dein teurer Name in aller Mund und der Wunſch Dich bei und um uns zu ſehen. Der Zuſammenfluß von Prinzen war unbegreiflich, 42 Prinzen und Prinzeſſinnen waren wir bei Tiſch ... Den 16. waren wir in Darmſtadt, alle vier [Schweſtern] in einem Wagen. Alle Tore, Straßen, Gänge mit Bekannten und Leuten angefüllt. Hoffmann, Strauß, Lichthammer, alles fand ſich wieder. Der Landgraf, einfach, aber herzlich. Die alte Rätin am Fenſter, ſtreckte beide Arme aus und über den Kopf. Im Wagen ſchrie alles, ach, ſehe, Papa ſein Haus, dem Onkel Karl ſeins, und ſo bis ans Palais, wo Tränen mich erſtickten und ſo auch beim Ausſteigen im Schloß. Ich konnte nicht ſprechen, aber denken tat ich, fühlen, und empfand das, was man nicht in Worten ausſpricht. Ich wette, Du biſt wie dahin verpflanzt beim Leſen dieſer Zeilen und lieſt in meinem Innern. Gott, wie iſt doch vieles ſo *gut*, ſo *ſonderbar*, ſo unbegreiflich in der Welt“ ... Auch der Großmutter berichtete ſie über den Beſuch in Darmſtadt: „Ich war im lieben Darmſtadt, ich kam bei dem lieben Palais vorüber, und tauſend köſtliche Erinnerungen und die vollkommenſte Dankbarkeit erfüllten mein Herz. Ich war ſo gerührt bei dem Anblick dieſer teueren Stätten und bei dem Gedanken an Ihre Güte und an Ihre Fürſorge, daß ich in Tränen das Schloß erreichte.“

Digitized by Google

Am 30. Juni war der König mit der Königin daheim in Potsdam, wo die politiſchen Sorgen ſogleich wieder auf ihn einſtürmten. Noch an demſelben Tage erhielt er eine Denkſchrift des Grafen Haugwitz, der infolge des Einmarſches der Franzoſen und bei der gefährdeten Lage Norddeutſchlands die Mobiliſierung eines preußiſchen Truppenkorps von 40—50000 Mann nachdrücklich forderte. Seine Vorſtellungen blieben nicht ohne Wirkung auf den König; noch vermochte er ſich nicht ohne weiteres zu Rüſtungen zu entſchließen, aber er ſandte ſeinen vertrauten Kabinettsrat Lombard zu Napoleon nach Brüſſel, um ſich nach deſſen Eindrücken über die Anträge des Grafen Haugwitz zu entſcheiden. Johann Wilhelm Lombard, ſchon unter Friedrich dem Großen Kabinettsſekretär, hatte ſich in die Anſchauungen König Friedrich Wilhelms ſo eingelebt, daß er der beſte Dolmetſcher ſeiner Gedanken geworden war und bei den fremden Geſandten in Berlin auch dafür galt. Er teilte die Vorliebe des Königs für das Neutralitätsſyſtem, womit er noch eine auf Abſtammung und literariſchen Sympathien beruhende Hinneigung zu Frankreich verband. Durch die beſtimmteſten und feierlichſten Verſicherungen ließ er ſich jetzt in Brüſſel überzeugen, daß Napoleon nur mit dem Kriege gegen England beſchäftigt ſei und ſelbſt den Frieden auf dem Feſtland erhalten wolle. Ohne ſich bei Napoleons Charakter für alle Zukunft verbürgen zu wollen, hielt Lombard doch zunächſt jede Gefährdung Preußens für ausgeſchloſſen und glaubte deshalb ſeinem König von militäriſchen Rüſtungen abraten zu ſollen.

Noch während der Anweſenheit Lombards in Brüſſel verſuchte Napoleon die Anknüpfung perſönlicher Beziehungen zu dem preußiſchen Königshauſe. Schon im Winter von 1800 auf 1801 hatte ſich, wie erwähnt, ſein jüngerer Bruder, Louis Bonaparte, längere Zeit in Berlin aufgehalten. Sein beſcheidenes Auftreten machte am Hofe einen günſtigen Eindruck, und auch ihm behagte es dort ſo, daß er erſt auf ausdrücklichen Befehl Napoleons im Februar 1801 abreiſte. Er hat die freundliche Aufnahme am Berliner Hofe nie vergeſſen und als König von Holland ſpäter wiederholt ſeine Dankbarkeit bewieſen; für Königin Luiſe insbeſondere empfand er aufrichtige Verehrung: ihr Bild hing in ſeinem Schlafzimmer. Wir erinnern uns, daß ein ruſſiſcher Diplomat einige Jahre früher empfohlen hatte, die ruſſiſche Kaiſerin zu Königin Luiſe in Beziehung zu bringen und dadurch auf den König einzuwirken. Wollte Napoleon jetzt in ähnlicher Weiſe verfahren? Von Brüſſel aus ſchrieb ſeine Gemahlin Joſephine an Königin Luiſe (28. Juli 1803):

„Frau von Lucchesini, gnädigſte Frau, hat mir einige Male von den Aufträgen erzählt, die Ew. Majeſtät ihr für franzöſiſche Moden gegeben haben; ich dachte mir deshalb, daß es Ihnen angenehm ſein würde, wenn ich ſie während ihrer Badereiſe verträte. Herr Lombard hat es freundlichſt übernommen, Ihnen Hüte und Brüſſeler Spitzen zu überbringen.

Dieſe Putzſachen können die Reize nicht erhöhen, die die Bewunderung aller erwecken, die das Glück haben, ſich Ihnen nähern zu dürfen. Aber indem ich ſie Ihnen anbiete, habe ich den außerordentlichen Vorzug, Eurer Majeſtät die Huldigung meiner Empfindungen darbringen zu dürfen. Joſephine Bonaparte.“

Bei allem weiblichen Entzücken über dieſe Geſchenke, von denen ſie gleich den Bruder Georg benachrichtigte, begnügte ſich Königin Luiſe doch, ihren Dank durch die Marquiſe Luccheſini übermitteln zu laſſen; erſt im Mai 1804 ſchrieb ſie ſelbſt an Joſephine. Noch länger dauerte die Herſtellung des Gegengeſchenkes, einiger mit Anſichten von Malmaiſon geſchmückten Vaſen der Königlichen Porzellanfabrik, die nicht beſonders geſchmackvoll gerieten und im Jahre 1805 nach Paris geſandt wurden.

Die von Lombard überbrachten Verſicherungen Napoleons beſeitigten zwar zunächſt den Gedanken an eine Mobiliſierung; da aber die allgemeine Lage der europäiſchen Politik für Preußen bedrohlich blieb, ſo mußte wieder der Weg diplomatiſcher Verhandlungen beſchritten werden, um dem erſchütterten preußiſchen Neutralitätsſyſtem eine neue und feſtere Grundlage zu geben. Dabei ſtellte es ſich immer mehr heraus, wie die Anweſenheit ſtarker franzöſiſcher Truppenmaſſen in Hannover eine unerſchöpfliche Quelle von Schwierigkeiten und Verwickelungen für Preußen bildete. Nachdem man zuerſt wieder verſucht hatte, mit Rußland und Frankreich zugleich, dann mit Frankreich allein zu einer Verſtändigung zu gelangen, brach man im April 1804 alle Verhandlungen mit der Erklärung ab: man erwarte mit Beſtimmtheit, daß Frankreich ſeine Truppen in Hannover nicht weiter verſtärke und die Neutralität der norddeutſchen Staaten nicht mehr verletze; bei Erfüllung dieſer Bedingungen werde Preußen ſich nie an feindſeligen Plänen gegen Frankreich beteiligen. Einige Wochen ſpäter unterzeichnete der König auf Kaiſer Alexanders Wunſch eine zweite Erklärung, worin er die Ruhe Norddeutſchlands auch Rußland gegenüber verbürgte. Eine ihm angetragene Allianz mit Rußland aber, deren Spitze ſich doch gegen Frankreich gekehrt hätte, verwarf der König ebenſo wie ein Bündnis mit Frankreich, an dem Rußland keinen Teil haben ſollte. Er wollte der Freund der einen wie der anderen Macht ſein und bleiben. Graf Haugwitz, der dem König vergebens ſeine Zweifel andeutete, ob man dieſe beiden Freundſchaften auf die Dauer miteinander werde vereinigen können, überließ im April 1804 die Leitung der preußiſchen Politik dem Freiherrn von Hardenberg. Der Miniſterwechſel bedeutete keinen Umſchwung in der preußiſchen Politik: nach wie vor war es König Friedrich Wilhelm III. ſelbſt, der ihren Charakter und ihre Richtung beſtimmte.

Während Preußen den beiden Nachbarſtaaten gegenüber eine durchaus freundſchaftliche Haltung beobachtete, hatten die erfolgloſen Verhandlungen über Hannover in Friedrich

Digitized by Google

Wilhelm doch eine gewiſſe perſönliche Verſtimmung gegen Napoleon hervorgerufen, die noch durch die Erſchießung des Herzogs von Enghien verſchärft wurde. Königin Luiſe hätte gern Trauer um den Prinzen angelegt. Auf die politiſchen Beziehungen aber hatte das Ereignis keinen Einfluß. Die Anzeige Napoleons von ſeiner Erhebung zum erblichen Kaiſer der Franzoſen erwiderte der König mit lebhaften und aufrichtigen Glückwünſchen. Napoleon benutzte das abermals zu einem Verſuch, ſich dem preußiſchen Königshauſe zu nähern. Er ſandte ſeinen Kammerherrn Graf Arberg an König Friedrich Wilhelm mit einem Schreiben, in welchem er für das Verhalten Preußens bei der Errichtung des Kaiſerreichs dankte und ſeine Bereitwilligkeit ausſprach, ſeinerſeits zur Erhöhung des Glanzes der preußiſchen Krone beizutragen. Während der Anweſenheit Arbergs in Berlin war viel davon die Rede, daß Preußen mit Zuſtimmung Frankreichs zum Kaiſerreich erhoben werden ſolle. Die Hofkreiſe, ſo hieß es, auch Hardenberg und die höheren Offiziere wären dafür geweſen: der ſchlichte Sinn Friedrich Wilhelms aber bewahrte Preußen vor der Gefahr eines Kaiſertums von Napoleons Gnaden.

Der franzöſiſche Geſandte will dabei erfahren haben, daß auch Königin Luiſe dem König zur Ablehnung des franzöſiſchen Antrages geraten habe, obgleich ſie im Inneren eigentlich dafür geweſen ſei. Wir haben keinerlei authentiſches Zeugnis über die Haltung der Königin in dieſer Frage; keiner ihrer Briefe aus dieſer Zeit enthält irgendwelche politiſche Anſpielungen. Bei aller perſönlichen Hinneigung zu Alexander und bei einer wachſenden Mißſtimmung gegen Napoleon, billigte ſie doch von Herzen das preußiſche Neutralitätsſyſtem; den fremden Geſandten galt ſie durch ihren angeblichen Einfluß auf den König für eine Hauptſtütze dieſer Politik, zuweilen ſogar eher für franzoſenfreundlich.

Viel näher als das politiſche Getriebe lag der Königin die Teilnahme an dem Schickſal ihrer Freundin Helena Pawlowna. Die Prinzeſſin war nicht lange nach ihrem letzten Beſuch am preußiſchen Hofe erkrankt, wie es ſpäter hieß, infolge einer Erkältung in Potsdam. Sie ſiechte langſam dahin, zur großen Verzweiflung der Königin, die mit der innigſten Liebe an ihr hing. Als im Frühjahr 1803 verlautete, daß die Leidende zur Wiederherſtellung ihrer Geſundheit nach dem Süden reiſen ſolle, lud ſie die Prinzeſſin dringend ein, ſich unterwegs einige Zeit in Sansſouci aufzuhalten und auch den kleinen Paul mitzubringen, der mit ihren Kindern Bekanntſchaft machen ſolle. „Engel meines Herzens," ſchrieb ſie ihr, „das ſchöne Sansſouci muß Sie reizen, die guten Früchte ebenfalls und Ihre Freunde auch ein wenig. Ich werde Ihnen ein Bett machen von Pfirſichen und von Trauben; wenn Sie ſich auf die eine Seite wenden, wird Ihnen ein Pfirſich in den Mund fallen, und wenn Sie ſich dann auf die andere Seite drehen, ſo wird eine Traube da ſein, die von

Ihnen verſchluckt werden will. Welch reizendes Leben, und dann werde ich Herrn Brown (den Arzt) quälen, bis er mir erlaubt, einige Stunden des Tages bei Ihnen zuzubringen, meine liebe Freundin, und ich werde Ihnen Geſchichten erzählen „à la morbleu“. Kurz, Sie müſſen nach Sansſouci, ohne Sansſouci kein Heil“ ...

Die Erbprinzeſſin reiſte nicht und kam nicht nach Sansſouci; ſie erbat ſich das Porträt der Königin, um es, wie ſie ſagte, mit demjenigen ihrer Mutter zuſammen an ihr Herz zu drücken. Aber da ihr Zuſtand immer bedenklicher wurde, machten Friedrich Wilhelm und Luiſe bei einer Reiſe nach Neuſtrelitz im Auguſt 1803 ihr einen Beſuch in Ludwigsluſt, von dem ſie in tiefer Ergriffenheit zurückkamen. Am 24. September ſtarb die Prinzeſſin. An der Schwelle der neuen ſo bedeutſamen und ſo lange nachwirkenden Phaſe der preußiſch-ruſſiſchen ſtaatlich-dynaſtiſchen Beziehungen ſteht für immer die liebliche Erſcheinung dieſer Prinzeſſin, umfloſſen von der rührenden Tragik eines frühen Todes, der ſie hinraffte, kaum ein Jahr nachdem ſie die Hände ihres Bruders Alexander und ihres Freundes Friedrich Wilhelm ineinandergelegt hatte. Das preußiſche Königspaar wurde durch dieſen Tod auf das ſchmerzlichſte erſchüttert; beſonders die Königin, die mitten in den Manöverzerſtreuungen die Nachrichten über den Todeskampf der unglücklichen Freundin erhielt. In zahlreichen Briefen hat ſie ihrem tiefen Schmerz Ausdruck gegeben. Dem Bruder Georg klagte ſie: „Der Tod der engelsguten, engelsreinen Erbprinzeß hat mich um vieles in dieſer Welt gebracht. Ich glaube, ich ſagte Dir ſchon einmal, daß ſie ſich in dem letzten Jahre ganz beſonders an mich geſchmiegt hatte. In den vier Wochen, die ſie vorigen Herbſt hier zubrachte, hatte ſie mich ganz genau kennen lernen. Kein Geräuſch der großen Welt entfernte uns, und daß ich in ihren Augen bei näherer Bekanntſchaft nicht verlor, hat ſie mir durch unzählige Proben gezeigt. Die Bekanntſchaft mit ihrem Bruder, den ſie anbetet, die näheren Verhältniſſe, die dadurch zwiſchen ihrer Familie und der unſrigen entſtanden, flößten ihr unbegrenztes Zutrauen ein. Sie war ſo gut gegen mich, der König war ihr mit ſo vielem Wohlwollen zugetan, wir verlebten ſo angenehme Stunden in ihrer Geſellſchaft. Sie hatte ſo wenig kleinliche Fehler an ſich, die ſo oft Freundſchaft ſtören und untergraben, ſie war ſo unfähig, etwas zu unternehmen, was mir oder ihr nachteilig ſein konnte, alles dieſes iſt dahin und wie fürchterlich dahin! ... Ich war ſehr herunter und auch meine Geſundheit hat gelitten, doch meine eiſerne Natur hat geſiegt, und der eiſerne Wille, den König nicht durch meinen Schmerz zu plagen, hat mir Mut gegeben, wieder fröhlich zu ſein und zu ſcheinen“ ... Einen gewiſſen Troſt und Erſatz für die verlorene Freundin fand Königin Luiſe in der Freundſchaft mit der Großfürſtin Anna, einer geborenen Prinzeſſin von Sachſen-Koburg, die mit Großfürſt Konſtantin, dem jüngeren Bruder Kaiſer Alexanders,

Digitized by Google

in unglücklicher Ehe lebte. Königin Luiſe hatte ſie bei der Durchreiſe durch Koburg 1803 näher kennen gelernt. Auf ihre Einladung kam die Großfürſtin Anfang Mai 1804 mit ihrem Bruder nach Charlottenburg, wo ſie ſich bis zum 20. Juni aufhielt. Luiſe ſchloß mit ihr innige Freundſchaft, die ſich in vielen Briefen äußert. Gleich am Tage nach der Abreiſe Annas ſchrieb ſie ihr: „Die Tage, die ich mit Dir und Deinem Bruder verlebt habe, werde ich immer unter meine glücklichſten Tage rechnen ... Ich freue mich ſo innig, daß ich Dich ganz kenne und Dich ſo herzlich lieb haben kann, bleib mir auch nur ein wenig gut." ...

Im Frühjahr 1804 ſah der preußiſche Hof noch andere bedeutſame Beſuche. Noch während der Anweſenheit der Großfürſtin war Friedrich Schiller, Luiſens Lieblingsdichter, am Hofe vorgeſtellt worden; ſie hat es immer bedauert, daß die damals angeknüpften Verhandlungen nicht zu ſeiner Ueberſiedelung nach Berlin geführt haben. Kurz vorher war Frau von Staël von der Königin empfangen worden. Als die Schriftſtellerin, deren Roman „Delphine" eben großes Aufſehen machte, der Königin gegenüberſtand, war ſie von deren Anblick ſo überwältigt, daß ſie, wie ſie ſelbſt ihrem Vater Necker ſchrieb, in tiefer Bewegung verſtummte — vielleicht zum erſten und einzigen Male in ihrem Leben! Die beiden Frauen wechſelten einige Komplimente miteinander. Frau von Staël war geblendet. „Ohne Schmeichelei," ſchreibt ſie, „es iſt die reizendſte Frau, die ich je geſehen habe."

Die übliche Sommerreiſe dieſes Jahres beſchränkte ſich auf einen kurzen Ausflug, der gegen Ende Auguſt nach Schleſien unternommen wurde. Der Winter brachte dem Königshauſe Freud und Leid, Leben und Tod. Am 13. Dezember 1804 gebar die Königin ihren vierten Knaben, der am 6. Januar 1805 auf den Namen Ferdinand getauft wurde. Wenige Wochen ſpäter erlitt die Königin-Mutter einen Schlaganfall, dem ſie nach einiger Zeit erlag. Ihr Ableben verbreitete tiefe Trauer bei ihren Kindern nicht nur, ſondern bei den vielen, denen ſie eine gütige Wohltäterin geweſen war. Nach dem ſtillen Winter, der dieſem Trauerfall folgte, freute ſich die Königin um ſo mehr zu der Sommerreiſe des Jahres 1805, die wieder ins Frankenland führen ſollte. Wie gewöhnlich wurde am 25. Mai aufgebrochen. Von der Revue in Cörbelitz, der auch franzöſiſche Generale beiwohnten, ging es nach Magdeburg, wo die Königin, wie Karl Immermann ausführlich geſchildert hat, durch ihre liebenswürdige Huld gegen ein Kind die Herzen aller Einwohner eroberte. Ueber Wernigerode, von wo der Brocken beſtiegen wurde, über Nordhauſen, deſſen eben erſt preußiſch gewordene Einwohner einen jubelnden Empfang bereiteten, Erfurt und Koburg reiſte man in die fränkiſchen Markgrafſchaften, deren Anhänglichkeit und Ergebenheit gegen das preußiſche Königshaus von keiner der alten Provinzen übertroffen wurden. In dem Bayreuther Oberlande, in dem

Digitized by Google

kleinen Badeorte Sichersreuth (Alexandersbad), inmitten einer reizenden Gebirgsgegend, verlebte das Königspaar heitere und glückliche Tage. Die Prinzeſſin Solms, deren Weſen man vorteilhaft verändert fand, und die Großfürſtin Anna nahmen zur Freude der Königin daran teil. Täglich wurden zu Pferde Ausflüge in die benachbarten Berge unternommen, oft unter der Führung Hardenbergs. Der preußiſche Geſandte in Paris, Luccheſini, hatte ſich ebenfalls eingefunden; er erzählt in den Briefen an ſeine in Frankreich zurückgebliebene Frau, wie alles herbeiſtröme, „angezogen durch die Freundlichkeit des Königs und die bezaubernde Schönheit der Königin.“ Luiſe hat ſich dort ungemein gefallen, das Land erſchien ihr als ein „Eden“, und es iſt bekannt, wie das Andenken an die Königin unter der fränkiſchen Bevölkerung, namentlich in Jean Pauls Geburtsort Wunſiedel, lebendig geblieben iſt und durch Luiſenburg, Luiſenſitz und andere Namen lebendig erhalten wird. Auch Eger mit den Erinnerungen an Wallenſtein, die Stelle, „wo er ſeinen ſchönen heroiſchen Geiſt aufgab“, ſowie Franzensbad hat Luiſe damals beſucht.

Es war die letzte jener Reiſen, bei denen die Königin immer ſo viel Glück genoſſen und ſo viel Glück verbreitet hatte. Was ſie ſich bei ihrer erſten Reiſe vorgenommen: „die Liebe der Untertanen zu gewinnen“, war ihr im reichſten Maße gelungen. Der Zauber ihrer Perſönlichkeit ſchlang um das preußiſche Königshaus und das preußiſche Volk ein feſtes Band, das auch die Stürme der nächſten Jahre nicht gelockert haben.

Am 8. Juli 1805 waren Friedrich Wilhelm und Luiſe wieder in Charlottenburg und das Hofleben nahm ſeinen gewohnten Gang. König und Königin beſuchten in Bellevue die Familie des alten Prinzen Ferdinand und deſſen Schwiegerſohn, den Fürſten Radziwill, in Friedrichsfelde die Herzogin von Holſtein-Beck; ſie fuhren nach Potsdam und Berlin ins Theater, wo Frau Jagemann aus Weimar gaſtierte, und ſahen „Armida“ und „König Lear“ und den „Geizigen“ Molières, den Iffland damals zum erſten Male mit großem Erfolge ſpielte. Sie beſichtigten die Merkwürdigkeiten, die Alexander von Humboldt von ſeinen Reiſen mitgebracht und die er im Prinz Heinrichſchen Palais, der ſpäteren Univerſität, ausgeſtellt hatte, und in der Porzellanfabrik die Vaſen mit Anſichten von Malmaiſon, die, wie erwähnt, der Gemahlin Napoleons als Gegengabe für die der Königin geſchenkten Spitzenkleider und Hüte beſtimmt waren. Sonntags ging man in die Nicolaikirche, um den neuen Prediger Probſt Ribbeck, den Nachfolger Zoellners, zu hören, der ſehr gefiel. Häufig und gern wurden Ausflüge gemacht, nach der Pfaueninſel, wohin auch die königlichen Kinder von Sansſouci aus kamen, und nach Paretz, deſſen weltentlegene Einſamkeit Friedrich Wilhelm immer noch jedem anderen Aufenthaltsorte vorzog. Oft, während der König ſeinen militäriſchen Beſchäftigungen nachging, ritt die Königin ſpazieren in Begleitung ihrer Hofdame, der

Digitized by Google

Gräfin Liſinka Tauentzien, oder der Gräfin Marie Brühl, die ſich ſpäter mit dem großen Kriegstheoretiker Clauſewitz vermählte.

Der Monat Auguſt brachte der königlichen Familie zwei ſchöne Feſttage: am 3. Auguſt den Geburtstag des Königs, am 12. Auguſt den Geburtstag des Bruders der Königin, des Erbprinzen Georg. Es iſt doch bezeichnend, wie verſchieden beide Geburtstage gefeiert wurden. Am 3. Auguſt: großes Feſtmahl, viel militäriſcher Prunk, vor allem viel, viel Janitſcharenmuſik, denn Muſik von Blasinſtrumenten war, wie Königin Luiſe einmal ſchreibt, des Königs „einzige Freude", und Iffland mußte ihr zuweilen die Muſik beliebter Opern, wie des „Unterbrochenen Opferfeſtes", für Blasinſtrumente beſorgen. Für Erbprinz Georg, der im Jahre vorher aus Italien zurückgekehrt war, hatte man einen Teil des nach dem Garten zu gelegenen runden Saales im Charlottenburger Schloſſe in ein Orangenwäldchen verwandelt, hinter dem die Muſik verborgen war, während Herren und Damen des Hofes in der Tracht römiſcher und albaniſcher Bauern und Bäuerinnen Quadrillen aufführten. Den Schluß des Feſtes machte in der mit Blumengirlanden geſchmückten Galerie ein allgemeiner Ball, bei dem Königin Luiſe im vollen Glanz ihrer Schönheit ſtrahlte, und auch ihre ſchönen Hofdamen, die Gräfinnen Moltke und Hardenberg, durch anmutigen Tanz auffielen. Gräfin Voß fand die Herren in ihren Bauernkleidern recht häßlich; aber der König, obgleich etwas leidend, freute ſich der Ueberraſchung ſeines Schwagers und meinte: „Es iſt ein recht ſchöner Ball, ich hätt's nicht gedacht."

Minder erfreulich verlief eine andere Angelegenheit, die damals den Berliner Hof viel beſchäftigte. Nachdem, wie wir uns erinnern, ein Jahr vorher der jüngſte Bruder des Königs, Prinz Wilhelm, mit Prinzeſſin Marianne von Heſſen-Homburg vermählt worden, dachte man jetzt daran, auch den jüngeren Bruder, Prinz Heinrich, zu verheiraten. Eine däniſche Prinzeſſin war zu ſeiner Gattin auserſehen, und däniſche Bevollmächtigte, unter ihnen Graf Bernſtorff, der Bruder des Miniſters, waren ſchon zu den Verhandlungen in Berlin eingetroffen. Aber Prinz Heinrich konnte zu keinem Entſchluß kommen; der Heiratsplan ſcheiterte, wie alle anderen Pläne derart geſcheitert ſind, und der Prinz iſt bekanntlich unvermählt geblieben.

In dies friedſame und häusliche Stilleben des Berliner Hofes brach nun im September der Kriegsſchrecken herein, der nach einem Jahrzehnt des Friedens zehn ſchwere Jahre lang auf dem Lande laſten ſollte: am 7. September 1805 begann die Mobiliſierung der preußiſchen Armee.

Digitized by Google

II. Bündnis mit Frankreich

Längſt war eine neue große Koalition gegen Frankreich in Vorbereitung.

Schon im November 1804 hatten Rußland und Oeſterreich einen Vertrag abgeſchloſſen, der noch einen defenſiven Charakter trug und nur bei weiteren Uebergriffen Napoleons den Krieg gegen Frankreich in Ausſicht nahm. Ein ruſſiſch-engliſcher Vertrag dagegen vom April 1805 ſtellte Forderungen an Napoleon feſt, deren Ablehnung ſofort den Krieg nach ſich ziehen ſollte: Räumung Italiens und Norddeutſchlands, Unabhängigkeit Hollands und der Schweiz. Ein ruſſiſcher Diplomat, Nowoſſiltzow, ſollte dieſe Bedingungen in Paris vorlegen, gab aber in Berlin die Reiſe auf, als die Nachricht von der ohne Rückſicht auf die ſchwebenden Verhandlungen vollzogenen Einverleibung Genuas in das franzöſiſche Kaiſerreich eintraf. Auf allen Seiten rüſtete man jetzt zu dem nun unvermeidlichen Kriege: Oeſterreich traf Anſtalten zum Einmarſch in Bayern und in das neue napoleoniſche Königreich Italien, ruſſiſche Truppen häuften ſich an der preußiſchen Grenze, und in Reval ſammelte ſich ein ruſſiſches Korps, das, wie es hieß, an der hannoverſchen Küſte landen oder von dem damals ſchwediſchen Stralſund aus die Franzoſen angreifen ſollte.

Während ſo ringsum die Welt ſich mit Waffenlärm füllte, atmete in Preußen alles den tiefſten Frieden. Friedrich Wilhelm war 1805 ſo friedfertig geſinnt wie je zuvor. Er war nicht gleichgültig gegen das gefahrvolle Anſchwellen der napoleoniſchen Uebermacht und klagt wohl einmal in einer ſeiner wenigen politiſchen Niederſchriften aus dieſer Zeit über die unruhige und unbeſtändige Politik ſeines Nachbars und deſſen maßloſen Ehrgeiz und maßloſe Herrſchſucht. Solange aber die von ihm in der Deklaration vom April 1804 (ſiehe oben Seite 144) gezogene Grenze nicht verletzt, ſolange nicht geradezu preußiſches Gebiet angegriffen wurde, war er entſchloſſen, ſeine Neutralität nach allen Seiten hin aufrecht zu erhalten. Königin Luiſe, ungeachtet ihrer Abneigung gegen Napoleon, die doch mehr ethiſcher als politiſcher Natur war, teilte die friedlichen Neigungen ihres Gatten durchaus. Von ihrer Sommerreiſe war ſie mit ungünſtigen Eindrücken und peinlichen Empfindungen zurückgekommen. Es hatte ihr nicht entgehen können, wie der franzöſiſche Einfluß tiefer und tiefer in das „Reich" eindrang, während Preußens Anſehen in gleichem Maße zurückging. Es war ihr erzählt worden, daß der franzöſiſche Geſandte in Kurheſſen, Bignon, der früher als Geſchäftsträger in Berlin für die Hoffeſtlichkeiten Gelegenheitsverſe dichtete, einmal an der Hoftafel in Kaſſel geäußert habe: „Des Allemands? Mais y en a-t-il encore des Allemands?" Sie hatte davon in Berlin geſprochen. Als Deutſche, wie ſie ſich immer

Digitized by Google

gefühlt hat, mochte ſie ſo dreiſter Hohn entrüſten; als Königin von Preußen war ſie mit dem preußiſchen Neutralitätsſyſtem gleichwohl vollkommen einverſtanden.

Es iſt allbekannt und braucht hier nicht näher ausgeführt zu werden, wie die leitenden Staatsmänner des damaligen Preußen, der Freiherr von Hardenberg und Graf Schulenburg, und die nähere Umgebung des Königs, ſein Generaladjutant General von Köckritz und ſeine Kabinettsräte Lombard und Beyme die Politik der Neutralität billigten und förderten. Aber auch die öffentliche Meinung Preußens, ſoweit eine ſolche ſchon ſich regte, war in weit überwiegendem Maße für dieſe Politik eingenommen. Seit dem Baſeler Frieden von 1795 lebte die preußiſche Bevölkerung in ſelbſtzufriedener Ruhe hinter der Demarkationslinie, hörte von den Schlachten Napoleons, Erzherzog Karls und Suworows, als ob ſie in anderen Weltteilen geſchlagen würden, und ſah der Zertrümmerung des alten Deutſchen Reiches und dem Verluſt des linken Rheinufers gleichmütig und teilnahmlos zu. Weltbürgerlichkeit und Partikularismus, Ueberhebung und Furchtſamkeit, Kriegsſpielerei und Friedensſehnſucht hatten ſich vereinigt, eine ſchwächlich laue Geſinnung hervorzubringen, in der das lebendige Gefühl für den vaterländiſchen Waffenruhm und die vaterländiſche Ehre nicht mehr gedeihen wollte. Zumeiſt gefiel man ſich in der Vorſtellung, das Neutralitätsſyſtem für einen Beweis der Stärke, nicht für ein Zeichen der Schwäche anzuſehen. Die Beſetzung Hannovers durch die Franzoſen und die daraus entſtandenen wirtſchaftlichen Störungen und Verluſte hatten dieſe ſelbſtgenügſamen Stimmungen leiſe erſchüttert, ohne doch einen tieferen Wandel hervorrufen zu können. Mochten einzelne große Geiſter wie Friedrich Gentz und bald auch Johannes von Müller die Notwendigkeit einer allgemeinen Waffenerhebung gegen die napoleoniſche Uebermacht mit eifriger Beredſamkeit predigen, die Wortführer der öffentlichen Meinung ſtanden in dem damaligen franzöſiſch-engliſchen Weltkampfe noch 1805 mehr auf Napoleons Seite. So Friedrich Buchholz, der Verfaſſer des „Neuen Leviathan", deſſen Lehre von der Notwendigkeit einer napoleoniſchen Weltherrſchaft zur Sicherung aller höheren Kulturgüter unter Beamten, Offizieren, Gelehrten viele und begeiſterte Anhänger fand; ſo Karl Ludwig Woltmann, der in ſeiner Zeitſchrift „Geſchichte und Politik" die deutſche Nation dem Genius der Menſchheit um höherer Zwecke willen gern zum Opfer brachte und ihr nur einen beſcheidenen Platz in der fränkiſchen Univerſalmonarchie zuwies; ſo die Militärſchriftſteller Maſſenbach und F. H. von Bülow, der Bruder des ſpäteren Siegers von Dennewitz. Auch die beiden Berliner Zeitungen, die ihren politiſchen Inhalt ohnehin meiſt den franzöſiſchen Blättern entnahmen, waren im ganzen franzoſenfreundlich.

Dies waren die Stimmungen am Berliner Hofe und in der Berliner Bevölkerung, als im Sommer 1805 zugleich von franzöſiſcher und von ruſſiſcher Seite ein Angriff auf die preußiſche

Digitized by Google

Neutralitätspolitik unternommen wurde. Preußen hatte, wie wir wiſſen, ſeine Intereſſenſphäre auf ſein eigenes Gebiet und ſeine nächſten Nachbarn in Norddeutſchland eingeſchränkt; es war ſeit König Friedrichs Tode von der Höhe einer europäiſchen Großmacht allmählich zu einer deutſchen, ſeit 1795 nur noch norddeutſchen Territorialmacht herabgeſunken. Die Bedeutung der Verhandlungen, derer wir hier nur kurz gedenken können, liegt doch eigentlich darin, daß gerade die europäiſchen Großmächte Preußen wieder an den Lebensfragen der europäiſchen Politik zu beteiligen und in den Kampf der europäiſchen Gegenſätze hineinzuziehen ſuchten.

Am 8. Auguſt 1805 erſchien der franzöſiſche Geſandte in Berlin, Laforeſt, bei dem Miniſter Hardenberg auf deſſen Landgut Tempelberg und ſchlug ihm einen Vertrag vor, worin Preußen ſich zur Unterſtützung Frankreichs verpflichten ſollte, falls irgendeine Macht den Beſitzſtand in Italien gewaltſam zu ändern verſuchen würde. Was Preußen im eigenſten Intereſſe für Norddeutſchland übernommen, ſollte es im franzöſiſchen Intereſſe auf Italien ausdehnen. Für die ſchwere Laſt einer ſolchen Verpflichtung konnte Frankreich eine vollwichtige Gegengabe bieten. Es verſprach, Hannover an Preußen ſofort abzutreten und die Feſtſetzung dieſer Abtretung in den künftigen Friedensſchluß mit England aufzunehmen. Um dem friedliebenden Könige den Vertrag annehmbar zu machen, wurde zugleich nachdrücklich betont, daß einem preußiſch-franzöſiſchen Zweibunde gegenüber niemand den Frieden des Feſtlandes zu ſtören wagen werde.

Die Erwerbung Hannovers war von zu ungeheurer Bedeutung für Preußen, als daß man das franzöſiſche Angebot ohne weiteres hätte zurückweiſen dürfen. Sie beſeitigte die Mängel der geographiſchen Zerriſſenheit Preußens, ſie ergab in politiſcher, kommerzieller und militäriſcher Hinſicht die unſchätzbarſten Vorteile. Dieſe Erwägungen lagen ſo ſehr am Tage, daß König Friedrich Wilhelm und Hardenberg auch ihrerſeits den Gedanken einer Erwerbung Hannovers bereits mehrfach erörtert hatten. Wenn ſie aber jetzt auf die franzöſiſchen Allianzanträge zunächſt eingingen, ſo meinten ſie, und insbeſondere war das die Anſicht oder der Wunſch des Königs, damit doch zugleich an der bisherigen Grundlage der preußiſchen Politik feſthalten zu können. Eifrig ergriffen ſie die franzöſiſche Andeutung, daß die Allianz Preußens und Frankreichs den Frieden bedeute. Um aber hierfür noch eine breitere Grundlage zu gewinnen, forderten ſie im Intereſſe Oeſterreichs und Rußlands nun auch von Frankreich Bürgſchaft für die Unabhängigkeit der noch ſelbſtändigen Staaten Italiens, der Schweiz und Hollands. Sie ſchmeichelten ſich, damit den Wünſchen Oeſterreichs und Rußlands entgegenzukommen und ihnen die Beweggründe zu ihrer Feindſeligkeit gegen Frankreich diplomatiſch zu entziehen.

Allein Napoleon, wie er ſelbſt einmal geſagt hat, ſah in Italien eine Geliebte, die er für ſich allein haben wollte; man kann ſich denken, wie er die Forderung von Bürgſchaften

Digitized by Google

Kronprinzeſſin Luiſe
Paſtellgemälde von Félicité Taſſaert um 1797

Digitized by Google

für Italien, die ihn ſelbſt verpflichten ſollten, aufnahm. Sein Hausmarſchall Duroc, der am 1. September 1805 zu weiteren Verhandlungen in außerordentlicher Sendung in Berlin eintraf, erklärte auf ausdrücklichen Befehl Napoleons, daß die italieniſchen Verhältniſſe ganz von der Verhandlung ausgeſchloſſen bleiben müßten, und daß Frankreich höchſtens den Beſitzſtand, nicht aber die Unabhängigkeit Hollands und der Schweiz zugeſtehen wolle. Dafür aber verlangte er, daß Preußen durch energiſche Erklärungen, ſelbſt durch Truppenbewegungen Oeſterreich bedrohe. Der König und Hardenberg, mit dem Duroc am 3. September ſieben Stunden lang verhandelte, wiederholten ihrerſeits, daß ſie zu einer näheren Verbindung mit Frankreich geneigt ſeien, daß aber auch Frankreich Garantien gegen weitere Uebergriffe geben müſſe; der König erinnerte perſönlich an die überraſchende Einverleibung Genuas und gewiſſe Vorbereitungen gegen Lucca, wodurch ſelbſt die beſten Freunde Frankreichs beunruhigt würden. Nachdrücklich und in ſchriftlich verbindlicher Form wurde zugleich ausgeſprochen, daß des Königs Syſtem die Erhaltung des Friedens ſei und bleibe, und daß er nur zu dieſem Zwecke Napoleons Vorſchlägen nähergetreten ſei.

Es war der alte Gegenſatz, der ſeit dem Baſeler Frieden trotz aller gegenſeitigen Annäherungsverſuche Preußen und Frankreich immer wieder auseinandergehalten hatte, ein Gegenſatz, den auch die geſchickteſte Diplomatenkunſt nicht hinwegzuräumen vermocht hätte: Frankreich, unter der Republik wie unter Napoleons Regiment, ſuchte Preußens Bündnis zur Durchführung ſeiner kriegeriſchen Expanſionspolitik, Preußen war zu einer Allianz bereit, ſoweit dadurch die Herſtellung oder die Aufrechterhaltung des Friedens gefördert werden konnte.

In denſelben erſten Septembertagen, wo Frankreichs Angriff auf das preußiſche Neutralitätsſyſtem zum Scheitern kam, erging auch nach Petersburg hin durch König Friedrich Wilhelm ſelbſt eine entſchiedene Abſage an die ruſſiſche Aufforderung, ſich den Rüſtungen gegen Frankreich mitwirkend anzuſchließen.

Seit der Zuſammenkunft in Memel war Kaiſer Alexander I. von Rußland unabläſſig bemüht geweſen, den mit dem preußiſchen Königspaar geſchloſſenen Freundſchaftsbund zu einer intimen politiſchen Allianz im Sinne der ruſſiſchen Koalitionspläne zu erweitern, während König Friedrich Wilhelm III. allem Bitten, Schmeicheln und Drängen geſchickt auszuweichen verſtanden hatte. Im Sommer 1805 nun führte dieſe vorſichtige Zurückhaltung Preußens zu einer ernſten Kriſis, der ernſteſten vielleicht, die im 19. Jahrhundert die preußiſch-ruſſiſchen Beziehungen vor 1878 erſchüttert hat. Bei den Staatsmännern und Fürſten, von denen die große antifranzöſiſche Koalition von 1805 ausgegangen iſt, hatte die neutrale Haltung Preußens allmählich eine wahre Erbitterung hervorgerufen. Die früheren

Digitized by Google

Unternehmungen gegen Frankreich waren geſcheitert; für den Erfolg eines neuen Feldzuges ſchien die Hilfe der Armee Friedrichs des Großen unentbehrlich. Zu gut aber kannte man die friedfertige Geſinnung König Friedrich Wilhelms, als daß man einen bereitwilligen Anſchluß von ihm erwartet hätte. So tauchte denn der unheilvolle Gedanke auf, den Beitritt Preußens zu dem Weltbunde gegen Frankreich durch eine ruſſiſche Armee zu erzwingen, — der Gedanke, der der politiſchen Lage im Spätſommer 1805 ihr beſonderes Gepräge gibt. Der Plan der Vergewaltigung Preußens fand raſch Eingang in den aus dieſem oder jenem Grunde damals gegen Preußen aufgebrachten Kreiſen; ſelbſt die öſterreichiſche Diplomatie billigte ihn, der außerordentliche Abgeſandte Oeſterreichs in Petersburg, der General Stutterheim, ebenſo wie der Vertreter Oeſterreichs in Berlin, Graf Metternich. Mit beſonderer Freude griffen natürlich Polen und Ruſſen den willkommenen Gedanken auf, vor allem Alexanders vornehmſter Ratgeber, Fürſt Adam Czartoryski; er und ſeine Freunde hätten es am liebſten geſehen, wenn der Krieg gegen Frankreich durch einen Angriff auf Preußen eingeleitet und Preußen dabei ſeiner polniſchen Erwerbungen beraubt wäre. Auch Kaiſer Alexander, entrüſtet über den hartnäckigen Widerſtand des Königs gegen jede Beteiligung an der Koalition, aufgeſtachelt durch die unabläſſigen Wühlereien ſeiner preußenfeindlichen Umgebung, iſt auf ſolche Entwürfe eingegangen. Mag er ſeinerſeits einer freundſchaftlichen Verſtändigung mit König Friedrich Wilhelm noch den Vorzug gegeben haben: ſollte ſie mißlingen, ſo war doch auch er entſchloſſen, ohne weitere Rückſicht ſeine Heere in Preußen einbrechen zu laſſen.

Militäriſch wie politiſch wurde im Auguſt 1805 alles zur Ueberrumpelung Preußens vorbereitet. Zwei ruſſiſche Armeen ſollten ſich in Brzesc und Grodno ſammeln und von dort den Einmarſch in Preußen antreten. Zugleich wurde unter dem 18. Auguſt 1805 der ruſſiſche Geſandte in Berlin, Alopeus, mit den genaueſten Weiſungen verſehen, die den diplomatiſchen Feldzug gegen Preußen in allen Einzelheiten regelten. Man gab die Hoffnung noch nicht ganz auf, daß Friedrich Wilhelm einem gewiſſen ſanften Zwange nachgeben und endlich den Ruſſen Heeresfolge leiſten werde; wenn nicht, ſo mochte Preußen, ungerüſtet wie es war, die Folgen der Hartnäckigkeit ſeines Königs tragen. Schon war ſelbſt das Kriegsmaniſeſt gegen Preußen vorbereitet, in dem Kaiſer Alexander nach ſeiner Weiſe Gott und die Welt zu Zeugen für die Lauterkeit ſeiner Politik anrief.

Zwei eigenhändige Schreiben Kaiſer Alexanders an König Friedrich Wilhelm ſollten die einzelnen Phaſen der Unterhandlung einleiten.

Am 19. Auguſt benachrichtigte der Kaiſer den König von den Rüſtungen Rußlands und verlangte die Mitwirkung des Königs zu Maßregeln für Herſtellung des allgemeinen

Digitized by Google

Friedens, oder, wenn ein ſolcher noch nicht möglich wäre, zur Befeſtigung einer Ordnung der Dinge in Europa, bei der die Unabhängigkeit aller Staaten geſichert wäre. Dazu bedürfe es des Zuſammenwirkens von 200000 Preußen, ebenſoviel Ruſſen und 300000 Oeſterreichern mit den Streitkräften des Deutſchen Reiches. Sehr viel beſtimmter lautete das zweite Schreiben vom 4. September. Jetzt wurde die Erlaubnis für den Durchmarſch ruſſiſcher Truppen nachdrücklich gefordert; der Kaiſer werde ſich ſelbſt zu der Armee begeben und gern die Gelegenheit zu einer Zuſammenkunft mit dem König ergreifen, bei der alle noch nötigen Einzelheiten geregelt werden könnten. Der Ton des Schreibens war höchſt kategoriſch und ſchien die Möglichkeit einer Ablehnung überhaupt auszuſchließen.

Bereits das erſte Schreiben Alexanders aber, das am 28. Auguſt in Berlin eintraf und ſogleich wie eine Art „Marſchorder" aufgefaßt wurde, reichte hin, um lebhafte Beunruhigung und namentlich bei dem Könige eine tiefe Verſtimmung hervorzurufen. Es kam hinzu, daß von den ruſſiſchen Truppenanſammlungen in der Nähe der preußiſchen Grenze immer bedenklichere Nachrichten einliefen und daß hochfahrende Prahlereien ruſſiſcher Offiziere über einen bevorſtehenden Einmarſch in Preußen bekannt wurden. Mit dem friedſamen Stilleben war es vorbei: Sorgenvolle Tage kamen und gingen nicht ſobald wieder. „Ueberall brennt's, es iſt eine abſcheuliche Zeit," klagt die Gräfin Voß in ihrem Tagebuch. Schon das Zuſammenſtrömen heimiſcher und auswärtiger Staatsmänner und Abgeſandter gab dem Hofleben ein ungewohntes Ausſehen. Am 1. September, wie bereits erwähnt, war Duroc in Berlin erſchienen; am 11. September kam aus Wien in außerordentlicher Miſſion der Generalleutnant Graf Merveldt. Der König hatte das Bedürfnis, ſeine bewährten Ratgeber um ſich zu ſammeln. Der Herzog von Braunſchweig und die Grafen Haugwitz und Schulenburg wurden herbeigerufen; auch der Kabinettsrat Lombard, der für längere Zeit nach Italien beurlaubt geweſen, traf am 6. September in Berlin ein.

Inmitten aller Unruhe, beſtürmt von Rußland, Frankreich und Oeſterreich, war König Friedrich Wilhelm jetzt nur noch um ſo mehr entſchloſſen, unerſchütterlich an ſeinem Neutralitätsſyſtem feſtzuhalten. Wie er Durocs Anträge zurückwies, ſo beantwortete er Kaiſer Alexanders Zumutungen am 6. September mit einer entſchiedenen Ablehnung. Er erinnerte an ſeine ſo oft ausgeſprochenen Grundſätze, die ihm eine Teilnahme an offenſiven Maßregeln nicht geſtatteten; die in der Deklaration von 1804 vorgeſehenen Fälle ſeien noch nicht eingetreten. Er kündigte zugleich an, daß er ein Truppenkorps zur Aufrechterhaltung der Neutralität auf Kriegsfuß ſetzen werde.

In der Tat wurden am 7. September die Befehle zur Mobilmachung von etwa 80000 Mann erlaſſen, angeblich „zur Abwehr franzöſiſcher Uebergriffe", tatſächlich aber

Digitized by Google

doch eher gegen Rußland. Wenn der König das dem ruſſiſchen Kaiſer verſchweigen mochte, ſo wurde es dem ruſſiſchen Geſandten um ſo deutlicher geſagt. Dieſer Diplomat, der Finnländer Alopeus, hat in jenen ernſten Tagen, in denen ein unbedacht hingeworfener Funke die Kriegsflamme zwiſchen Rußland und Preußen entzünden konnte, beiden Ländern, die er gleichmäßig liebte, unſchätzbare Dienſte geleiſtet. Er hat ſeinem Kaiſer nicht verhehlt, welchen verhängnisvollen Eindruck die Bedrohung der preußiſchen Neutralität in Berlin hervorrufe: wie der König, der Hof, die Miniſter, die Generale, alle einmütig ſeien in dem Entſchluß, lieber unterzugehen als das zu dulden.

Der Bericht von Alopeus, der dieſe Warnungen enthielt, und das Schreiben des Königs, beide vom 6. September, brachten in Petersburg einen raſchen Umſchwung hervor. Während Metternich noch am 16. September eigenhändig nach Wien ſchrieb: „Die Maßregeln ſind ergriffen, um das zu nehmen, was nicht zugeſtanden wird; Preußen wird in jedem Falle überrumpelt werden wie Napoleon", ſandte Kaiſer Alexander zur geringen Freude ſeiner Umgebung am 18. September vorläufige Gegenbefehle an die zum Einmarſch in Preußen bereitgeſtellten Truppen. Drei Tage ſpäter ging er ſelbſt zu ſeiner Armee ab.

Ehe dieſe Nachrichten in Berlin eintrafen, hatte man noch einmal bange Stunden zu durchleben. Am 15. September, kurz vor Mitternacht, war jenes Schreiben Alexanders vom 4. September eingetroffen, das die Genehmigung zum Truppendurchmarſch in drohenden Worten forderte und zugleich auf die Möglichkeit einer Zuſammenkunft der beiden Souveräne hinwies. Die Aufregung, die hierdurch am Berliner Hofe entſtand, wurde noch geſteigert, als Alopeus zugleich vorzeitig die vertrauliche Mitteilung an Hardenberg gelangen ließ, daß die ruſſiſchen Truppen unter allen Umſtänden in Preußen einrücken würden. Der König, wie Alopeus am 18. September berichtet, erklärte ſeinem Miniſter Hardenberg abermals: er werde eher untergehen, als ſich von Rußland Geſetze vorſchreiben laſſen. „Aber iſt es denn nur möglich," ſo fuhr er fort, „daß der Kaiſer, den ich als meinen erſten Freund betrachtet habe, dem ich, Gott iſt mein Zeuge, ein unbegrenztes Vertrauen geſchenkt habe, das mißbrauchen könnte? Wenn er ſich in Gefahr befunden hätte, wenn ihm bei dem bevorſtehenden großen Kampfe ein Mißgeſchick begegnet wäre, ſo wäre ich ihm zu Hilfe geflogen. Daß er aber mich zu etwas zwingen will, daß ich die Lage der Dinge unter dem nämlichen Geſichtspunkte wie er ſelbſt betrachten ſoll, das verletzt doch meine Unabhängigkeit. Wenn dieſe aber angetaſtet iſt, kann ich dann noch auf meine Vorfahren ſchauen, kann ich denken, daß ein Friedrich II., ein Großer Kurfürſt unter ihnen iſt? Nein, mag ich untergehen, aber mit Ruhm. Ich werde dann als Opfer meines Vertrauens zu einem Fürſten fallen, der mein Herz zu gewinnen verſtanden hat."

Wenn dieſe Aeußerungen des Königs gegen Hardenberg hauptſächlich auf Rußland berechnet waren, ſo erkennt man die inneren Gründe ſeines politiſchen Verhaltens ſicherer aus einer Unterredung mit dem öſterreichiſchen Abgeſandten, Grafen Merveldt, dem er damals eine Audienz gewährte. Ihm erklärte der König, er ſei nicht gleichgültig gegen das Umſichgreifen Frankreichs, aber wenn ſich die Erhaltung des Friedens als unmöglich herausſtellen ſollte, müſſe man ſich doch über einen Krieg und deſſen Ziele rechtzeitig und gründlich verſtändigen. Er habe immer den Feldzug von 1792 in Erinnerung, wo man ſo leichtſinnig darauf losgegangen ſei. Faſt prophetiſch aber, wenn man ſich an Alexanders Verhalten nach Auſterlitz und Friedland erinnert, erſcheint das Mißtrauen, das der König dann gegen Rußland äußerte. Rußland, meinte er, könne ſich zurückziehen, ſelbſt ohne Frieden zu ſchließen, und die anderen ihrem Schickſal überlaſſen.

Der König ließ es nicht bei Worten bewenden. Auf ſeine eigenſte Veranlaſſung wurde ſeit dem 18. September auch der Reſt der preußiſchen Armee kriegsbereit gemacht, mit beſonderer Beſchleunigung die Regimenter an der ruſſiſchen Grenze. Dem Kaiſer Alexander ſchrieb der König am 21. September, daß die Geſtattung des Einmarſches ruſſiſcher Truppen eine Unmöglichkeit ſei. Charakteriſtiſch iſt die Antwort auf die vom Kaiſer angeregte Zuſammenkunft. In dem erſten Briefentwurfe nahm der König den Vorſchlag „avec reconnaissance“ an; in dem wirklich abgegangenen Schreiben verwies er auf die Pflichten, die ihn in einem ſo kritiſchen Augenblicke in Anſpruch nähmen; wenn aber der Kaiſer im Intereſſe der Geſchäfte eine Begegnung für nützlich halte oder aus Freundſchaft wünſche, ſo wolle er über alle Bedenken hinwegſehen, und der Kaiſer möge ihm durch den Ueberbringer des Briefes ſeine weiteren Entſchlüſſe darüber mitteilen. In der Tat empfand der König, wie Lombard damals an Hardenberg ſchrieb, einen wahren „Schrecken“ vor der Zuſammenkunft und war im voraus entſchloſſen, ihr unter irgendeinem Vorwande auszuweichen.

Mit dieſen Maßnahmen glaubte König Friedrich Wilhelm den Erforderniſſen der Lage völlig genügt zu haben: ſchon am 22. September kehrte er wieder in die ländliche Stille von Paretz zurück. Es war vergeblich, daß — bereits einige Tage vorher — Hardenberg, Haugwitz und ſelbſt Köckritz ihn beſchworen hatten, in Berlin zu bleiben — „auf den Knien“, wie Hardenberg ſeinem Freunde Alopeus verſicherte. Dem Könige war eigentlich die ganze auswärtige Politik läſtig. Man bemerkte ſeine Ungeduld, namentlich bei Verhandlungen, in denen von der Möglichkeit kriegeriſcher Verwickelungen die Rede war. Um dem Drucke der aufs äußerſte geſpannten Lage und dem politiſchen Wirrwarr ſich zu entziehen, mied er ſoviel als möglich Berlin, wo Miniſter und Geſandte mit unbequemen Anliegen ſeiner warteten. Wozu langweilte man ihn überhaupt mit dieſen unendlichen

diplomatiſchen Verhandlungen, dieſen ewigen Konferenzen und Audienzen, da er doch unerſchütterlich entſchloſſen war, nicht einen Fuß breit von ſeinem Neutralitätsſyſtem abzuweichen? Dabei überkam ihn wohl einmal die Ahnung des Unheils, das für ihn wie für Preußen aus ſeiner ſtarren Friedſeligkeit erwachſen ſollte; hat er doch, wie wiederum Alopeus berichtet, damals zu Köckritz geſagt: „Mehr als ein König iſt untergegangen, weil er den Krieg liebte; ich, ich werde untergehen, weil ich den Frieden liebe.“

Während die franzöſiſchen Truppen den Rhein überſchritten und Napoleon von Straßburg aus den diplomatiſchen und militäriſchen Feldzug einleitete, der die ſüddeutſchen Staaten Frankreich unterwarf und das öſterreichiſche Heer bei Ulm zertrümmerte, während auch die preußiſchen Truppen zu ihren Sammelplätzen eilten, blieb König Friedrich Wilhelm III. ruhig in Paretz, wo in den letzten Septembertagen das Erntefeſt in gewohnter Weiſe gefeiert wurde. Nur einmal verließ er ſein geliebtes Landhaus und nur zu einem Familienfeſte: am 27. September wurde die goldene Hochzeit des Prinzen Ferdinand durch ein Gartenfeſt in Schloß Bellevue und ein Prunkmahl vom goldenen Service in Charlottenburg gefeiert. Schon am nächſten Tage kehrte der König ſchleunig nach Potsdam und Paretz zurück, wo er vorläufig blieb, trotzdem früh eintretende Herbſtfröſte ſeiner Umgebung den Aufenthalt ſehr verleideten.

Noch waren auch Hof und Geſellſchaft — das Tagebuch der Gräfin Voß vergegenwärtigt dieſe Stimmungen — mit der Politik der Neutralität einverſtanden. Selbſt Königin Luiſe. Sie war gerade wieder ganz Tochter und Schweſter. Sie hatte faſt alle ihre Geſchwiſter um ſich verſammelt, außer den beiden Brüdern Prinz Georg und Prinz Karl auch die Prinzeſſinnen Thereſe von Thurn und Taxis und Friederike Solms. Man plante eine große Familienzuſammenkunft, zu der auch die vierte Schweſter Prinzeſſin Charlotte von Hildburghauſen erwartet wurde, um am 10. Oktober den 64. Geburtstag des Vaters in Neuſtrelitz zu feiern. Aber die leidige Politik, ſo ſehr man in Paretz die Türen vor ihr zuſperrte, drang auch dort ein, durchkreuzte die Pläne der Königin und koſtete ihr manche Träne. Der König war entſchloſſen, krank zu werden, nur um der gefürchteten Zuſammenkunft mit Kaiſer Alexander zu entgehen: wie konnte da die Königin ihren Gatten verlaſſen? Und wenn es Ernſt wurde, wenn die Zuſammenkunft nicht zu umgehen war, und Preußen doch noch in der einen oder anderen Weiſe in den Krieg hineingezogen wurde, dann mußte die Königin natürlich erſt recht an der Seite des Königs ausharren.

Und es wurde Ernſt. Am 4. Oktober kam Fürſt Peter Petrowitſch Dolgorukij mit einem neuen Schreiben Alexanders, in dem der Kaiſer ſeine Freude darüber ausſprach, daß der König, wie er von ſeinem Geſandten erfahre, die Zuſammenkunft annehme; er erwähnte die Gegenbefehle gegen die übereilten Märſche ſeiner Truppen, bat aber doch

Digitized by Google

zugleich um Beſchleunigung der Erlaubnis zum Durchmarſch. Am 6. Oktober in Sansſouci, in Gegenwart Hardenbergs, überreichte Dolgorukij dem König das Schreiben. Bei der Unterhaltung mit dem Geſandten berührte Friedrich Wilhelm ſogleich die drohenden Anſammlungen ruſſiſcher Truppen an der preußiſchen Grenze, die ihn bekümmert und gezwungen hätten, alles der Verpflichtung zu opfern, ſeine Ehre und Unabhängigkeit zu wahren; er äußerte ſich dann ſehr ſcharf über Napoleon und deſſen Regierungsgrundſätze, wiederholte aber immer wieder, daß Frankreich ihm keinen Grund zum Bruche gegeben habe. Er kündigte zugleich ſeine bevorſtehende Abreiſe zur Zuſammenkunft mit Alexander an, war aber trotz aller Einwendungen Hardenbergs und auch der Königin Luiſe innerlich entſchloſſen, nicht abzureiſen, ſondern den Herzog von Braunſchweig mit ſeiner Vertretung zu beauftragen. Da traf eine Nachricht ein, die den König aus ſeiner friedſeligen Stimmung gewaltſam herauswarf und der bisher mehr gegen Rußland gerichteten bewaffneten Neutralität Preußens eine Wendung gegen Frankreich gab.

In dem Augenblick, wo Hardenberg und Dolgorukij den König verlaſſen hatten, brachte ein Kurier die Meldung, daß am 3. Oktober zahlreiche franzöſiſche und bayeriſche Truppen bei ihrem Zuge vom Main zur oberen Donau durch das preußiſche Gebiet in Ansbach marſchiert ſeien. Was Rußland nur angedroht hatte, war von franzöſiſcher Seite rückſichtslos geſchehen; der König ſelbſt, der gegen die ruſſiſchen Zumutungen ſich immer auf Napoleons Vertragstreue berufen hatte, fühlte ſich perſönlich aufs ſchwerſte beleidigt. In der zornigen Aufwallung des erſten Augenblickes dachte er die Geſandten ſeines Beleidigers, Laforeſt und Duroc, aus Berlin auszuweiſen. Das Verhängnis Preußens wollte es, daß Hardenberg, der ſogleich zurückgerufen war, des Königs Entrüſtung beſchwichtigte und die Entfernung der Geſandten verhinderte. Man begnügte ſich, die Unterhandlungen mit Frankreich durch die Erklärung abzubrechen, daß Preußen jetzt ſeine Intereſſen ſelbſt militäriſch ſicherſtellen werde. Es wurde zugleich beſchloſſen, zwiſchen den kriegführenden Mächten eine bewaffnete Vermittelung in der Weiſe zu verſuchen, daß Preußen den Franzoſen billige Bedingungen vorſchlagen und bei deren Ablehnung am Kriege teilnehmen ſollte. Das Ziel der preußiſchen Politik war dabei nach wie vor die Erwerbung Hannovers, das man nun freilich durch eine Verſtändigung nicht mehr mit Napoleon, ſondern mit deſſen Feinden zu gewinnen hoffte. Am 13. Oktober ergingen die Befehle an die preußiſchen Truppen, die eben nach Oſten hin zuſammengezogen waren, nach Weſten umzukehren und Hannover zu beſetzen. An Kaiſer Alexander wurde der Fürſt Dolgorukij mit einem Schreiben des Königs zurückgeſandt, in dem der Einmarſch der Ruſſen nunmehr geſtattet, aber in Rückſicht auf die Lage um Aufſchub der Zuſammenkunft gebeten wurde.

Digitized by Google

Man kann nicht ſagen, daß bei allen dieſen Beſchlüſſen der König nun die Teilnahme am Kriege gegen Frankreich bereits mit voller Entſchiedenheit ins Auge gefaßt hätte. Er war, wie die Oberhofmeiſterin berichtet, „wütend“ über die Franzoſen und Bayern, die bei ihren Durchmärſchen durch preußiſches Gebiet manche Ausſchreitungen begingen; ſein Ausſehen war kummervoll und finſter; erſt die neue Ausgeſtaltung der Politik der bewaffneten Neutralität, die ganz ſeinem immer auf ſtarres Feſthalten eines beſtimmten Syſtems gerichteten Sinne entſprach, ſchien ihm Ruhe und Entſchloſſenheit wiederzugeben. Von einer Zuſammenkunft mit Alexander aber wollte er nach wie vor nichts hören, trotz alles Zuredens ſeiner Umgebung; er iſt „wie ein Maultier,“ vertraut die Oberhofmeiſterin ihrem verſchwiegenen Tagebuch an. Hartnäckig verblieb er in Paretz, ohne Rückſicht auf die in ſo kritiſcher Zeit ſich drängenden Regierungsgeſchäfte, deren Erledigung dadurch immer verzögert wurde.

In Paretz wurde damals auch der Eintritt des Kronprinzen in das preußiſche Heer gefeiert, nach Hohenzollernſitte an ſeinem 10. Geburtstage, dem 15. Oktober. Der König ſelbſt überreichte ihm Offiziershut und Degen. Mitten in die feſtliche Stimmung hinein aber trafen die erſten Nachrichten von den öſterreichiſchen Niederlagen. Königin Luiſe, ohnehin etwas leidend, war tief bewegt; wie ſie ſelbſt ein Jahr ſpäter an Gentz erzählt hat, ermahnte ſie ihren Sohn mit den bekannten Worten: „Ich hoffe, daß an dem Tage, da Du Gebrauch machſt von dieſem Rocke, Dein einziger Gedanke ſein wird, Deine unglücklichen Brüder zu rächen.“ Der Gräfin Voß ſchrieb ſie einige Tage ſpäter: „Der König iſt ſehr zufrieden mit Fritz, mit ſeinem Ausſehen und ſeinem Betragen. Was mein Herz empfindet, iſt unſagbar. Es iſt aber auch wahr, daß er ſich an ſeinem Feſttage ausgezeichnet benommen hat. Gott ſegne ihn und ſeine neue Laufbahn und den König und die Armee und ganz Preußen.“

Wir bemerken, wie ſich bei Königin Luiſe eine innere Wandlung langſam vorbereitet: ſie beginnt ſich der Politik zuzuwenden, der ſie bisher, ich wiederhole es, ganz fern geſtanden hatte. Es iſt nicht weiblicher Fürwitz, der ſie dazu treibt; die Macht der Ereigniſſe ſelbſt drängt ſie an einen Platz, den ſie einnehmen muß, weil nur ſie ihn einnehmen kann. In den Wirrniſſen und Erſchütterungen dieſer Tage erkennt ſie deutlicher als bisher, wie ſehr der König eines guten und treuen Gefährten bedarf, der ſein Selbſtvertrauen und ſeine Tatkraft ſteigert; ſie wird ſich ihrer hohen Aufgabe bewußt, und ſo ſehr ihr Herz nach dem Vater verlangt, ſo fühlt ſie, daß ſie auf einem Poſten ſteht, den ſie nicht verlaſſen darf. Darum ſchreibt ſie ihrer Freundin, der Großfürſtin Anna von Rußland, Schwägerin Kaiſer Alexanders: „Ich habe meinen Pflichten, die mir heiliger ſind und teurer als alles auf der Welt, ein recht großes und recht peinliches Opfer gebracht,“ und dem Bruder Georg: „Ich

Digitized by Google

ſtehe auf meinem Poſten und finde Troſt in der Erfüllung meiner Pflicht, aber mein armer Vater, wenn ich daran denke, heule ich. Nein, das Schickſal iſt doch manchmal zu hart."

Wenn die Entrüſtung über den franzöſiſchen Neutralitätsbruch in Berlin und am Hofe eine kriegeriſche Strömung hervorgerufen hatte, ſo war vollends in den Offizierskreiſen der Hauptſtadt, die nach alter friderizianiſcher Ueberlieferung bisher eher Gegner Oeſterreichs geweſen waren, die Stimmung völlig gegen Frankreich umgeſchlagen. Das zeigte ſich beſonders am Tage nach dem Geburtstag des Kronprinzen, am 16. Oktober, als man im Nationaltheater „auf Begehren" Wallenſteins Lager gab. Das Theater war überfüllt von Wachtmeiſtern, Unteroffizieren, Soldaten, für die das Offizierkorps des berühmten Regiments Gensdarmes die Plätze beſtellt hatte. Als das Reiterlied verklungen war, begann der Piccolominiküraſſier nach einer an die Melodie von „Am Rhein, am Rhein" anklingenden Weiſe ein von Major v. d. Kneſebeck verfaßtes Kriegslied zu ſingen, in das die übrigen Schauſpieler einſtimmten; von den Logen flatterten die Texte patriotiſcher Lieder herab, und bald durchbrauſten, von allen begeiſtert mitgeſungen, die Klänge des „Heil dir im Siegerkranz" den Saal.

Dieſe Bewegung ergriff auch die Bürgerſchaft Berlins. Am 16. Oktober war Fürſt Peter Dolgorukij mit dem die Zuſammenkunft hinausſchiebenden Briefe des Königs bei Alexander eingetroffen, der bereits einige Tage vorher die Nachricht von dem franzöſiſchen Durchmarſch durch Ansbach und dem in Berlin eingetretenen Umſchwung erhalten hatte. Alexander atmete erleichtert auf; er war nahe daran geweſen, noch einmal den Einflüſterungen ſeiner preußenfeindlichen Umgebung Gehör zu geben, und hatte ſchon ein Schreiben vorbereitet, in dem er unter Klagen über preußiſche Rüſtungen und das Verhalten des preußiſchen Miniſteriums den Vormarſch ſeiner Truppen ankündigte. Jetzt beſann er ſich eines andern. War es der Freundeswunſch, nach den vorhergegangenen Irrungen den König und die Königin ganz zu verſöhnen? War die Abſicht zugleich oder noch mehr politiſch: den König in ſeiner Erregung zum Anſchluß an die Koalition fortzureißen? Alexander faßte den Entſchluß und teilte ihn dem König in einem neuen Schreiben mit, daß er ſelbſt am 25. Oktober in Berlin eintreffen werde.

Schon am 22. Oktober verbreitete ſich dieſe Nachricht in Berlin, und, wie Fr. Delbrück aufgezeichnet hat, „eine freudige Bewegung" ging durch die Einwohnerſchaft. Am Hofe war die Stimmung geteilt; die Königin ſah dem Beſuche froh entgegen; ihre Oberhofmeiſterin, die für den ritterlichen und freigebigen Kaiſer ſchwärmte, war „außer ſich vor Freude". Der König zeigte ſich zurückhaltender; ſein vertrauteſter Generaladjutant, General Köckritz, der dem Kaiſer bis Frankfurt a. O. entgegenreiſen ſollte, ſchalt ſogar laut auf Alexander.

Digitized by Google

Am 25. Oktober nachmittags hielt Kaiſer Alexander unter dem Donner der Kanonen ſeinen Einzug in Berlin. Die Bevölkerung bereitete ihm einen jubelnden Empfang, der ſich in den nächſten Tagen bei einer Vorſtellung von Glucks „Armida“ wiederholte. Der Kaiſer, der urſprünglich bei ſeinem Geſandten hatte abſteigen wollen, bezog auf des Königs Zureden die Zimmer König Friedrich Wilhelms II. im Berliner Schloß, hielt ſich aber auch vielfach in Potsdam auf. Im übrigen verlief der Beſuch, wie fürſtliche Beſuche damals und heute zu verlaufen pflegen. Es gab Paraden — der König ſelbſt führte in Potsdam dem Kaiſer ſeine Kavallerie vor — Prunkmahle, Bälle und Feſtaufführungen. Der Kaiſer beſichtigte, was es im damaligen Berlin zu ſehen gab: das Zeughaus, die Militärakademie, das Kadettenhaus, die Porzellanmanufaktur, die Denkmäler des Wilhelmsplatzes.

Der Eindruck, den Kaiſer Alexander am Berliner Hofe machte, war, wie drei Jahre zuvor bei der Zuſammenkunft in Memel, gewinnend, hinreißend. Nicht bloß die Damen, wie Prinzeſſin Wilhelm, des Königs Schwägerin, ihrem Bruder in Homburg ſchrieb, fanden, daß man ſich „nichts lieblicheres vereint mit allem edlen“ vorſtellen könne; auch ein Mann wie der ſtolze Reichsfreiherr vom Stein wurde ſo von Alexander bezaubert, daß er bald darauf in ruſſiſche Dienſte zu treten dachte. Mit dem preußiſchen Königspaare verkehrte der Kaiſer in der einfachen und herzlichen Weiſe, wie ſie gerade dem Geſchmack Friedrich Wilhelms und Luiſens am meiſten entſprach. Der König, obſchon er auf den Beſuch vielleicht nicht ungern verzichtet hätte, vermochte doch dem ſieghaften Zauber der Perſönlichkeit ſeines Gaſtes nicht zu widerſtehen. Für Königin Luiſe war der Beſuch Alexanders ein Ereignis, das die Tiefen ihres Innenlebens bewegte. Seit Memel fühlte ſie ſich dem Kaiſer — wir ſind noch in der Zeit der Romantik — durch eine Art Seelenfreundſchaft verbunden; ihre Verehrung umkleidete ſeine geiſtige und ſittliche Perſönlichkeit mit allem Idealen, das in ihrem eigenen Weſen lag. Die Enttäuſchung konnte nicht ausbleiben. Ihr weibliches Empfinden begann ſchon damals inne zu werden, wie das Weſen des Kaiſers hinter glänzender und beſtechender Außenſeite der Tiefe und des Gehaltes entbehrte. So ſchloß der Beſuch für ſie mit einem gewiſſen Mißklang, wenn ſie auch einige Monate ſpäter den letzten Tag der Anweſenheit Alexanders als ihren letzten glücklichen Tag bezeichnet hat. Dem Kaiſer fiel jetzt beſonders auf, wie ſie der Möglichkeit eines Krieges mutig entgegenſah. Er ahnte nicht, wie tief die Königin innerlich erſchüttert war; ihre zarte Geſundheit beſaß wenig Widerſtandskraft gegenüber ſolchen Aufregungen, und ſie verfiel einmal, bei einem Feſte in Bellevue, einer Nervenkriſis, die ſich in einem Tränenſtrom löſte.

Dieſe Oktober- und Novembertage waren vielleicht die Tage größten äußeren Glanzes in der Geſchichte des alten Preußen. Welch auserleſene Geſellſchaft, die ſich damals in den

Digitized by Google

Prunkſälen des Berliner Schloſſes zuſammenſand, — des Schloſſes, in deſſen Fenſtern genau ein Jahr ſpäter ſich die Wachtfeuer widerſpiegelten, um die Napoleons Garde im Luſtgarten ſich gelagert hatte. Neben Kaiſer Alexander, in deſſen großem und glänzendem Gefolge man den Fürſten Czartoryski bemerkte, war als Vertreter des deutſchen Kaiſers Erzherzog Anton aus Wien erſchienen, der aber bei aller Biederkeit ſeines Weſens nach dem Urteil der Damen durch ſeine geſchmackloſe Kleidung und auffallende Haartracht von der ruſſiſchen Eleganz unvorteilhaft abſtach. Mit Napoleons Vertreter Duroc, der gegen die Königin ſich beſonders aufmerkſam erwies, begegnete ſich ein außerordentlicher Abgeſandter ſeiner engliſchen Todfeinde, Lord Harrowby. Sie alle waren gekommen, um die Hilfe des preußiſchen Schwertes zu werben, um die Unterſtützung jenes Heeres, an deſſen Fahnen noch der Ruhm Friedrichs des Großen haftete, und von deſſen Eingreifen jetzt der Ausgang des großen Kampfes abzuhängen ſchien.

Denn inmitten der rauſchenden Feſte hatte die Diplomatie endlich ihr Werk vollendet. Am 3. November wurde in Potsdam der Vertrag unterzeichnet, der die Bedingungen der bewaffneten Vermittelung Preußens regelte. Ein preußiſcher Staatsmann — Graf Haugwitz wurde dazu in Ausſicht genommen — ſollte dem Kaiſer Napoleon die Forderungen nach Unabhängigkeit der Schweiz, Neapels, Hollands, Räumung Deutſchlands uſw. vorlegen, deren Verwerfung die Teilnahme Preußens am Kriege gegen Frankreich ohne weiteres zur Folge haben würde. Für dies Zugeſtändnis Preußens an die Koalition verpflichtete ſich Rußland, den König von England zur Abtretung Hannovers an Preußen zu beſtimmen. Wie man ſieht, bildet der Vertrag ein Kompromiß, in dem ſich engliſch-ruſſiſche und preußiſche Intereſſen und Ziele verſchmolzen.

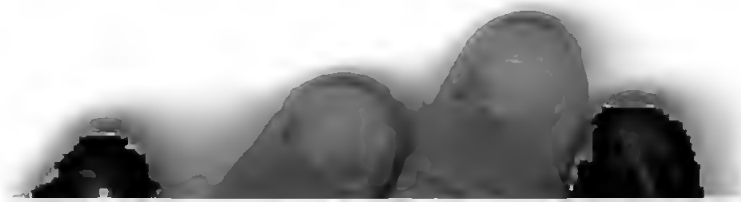
Gleich am Tage nach der Unterzeichnung des Vertrages, am 4. November, rüſtete Kaiſer Alexander zur Abreiſe. Bei dem abendlichen Abſchiedsmahl in Potsdam äußerte er noch den Wunſch, die Gruft König Friedrichs zu ſehen. Die Garniſonkirche wurde erleuchtet; bald nach Mitternacht begab man ſich zur Gruft, Kaiſer Alexander und Königin Luiſe traten Hand in Hand zum Sarge, den der Kaiſer küßte, während der König am Eingang ſtehen blieb. Dann reiſte Alexander zu ſeiner Schweſter nach Weimar, König und Königin in tiefſter Bewegung zurücklaſſend.

Die perſönliche Gegenwart Kaiſer Alexanders hatte die Zweifel, Bedenken und Schwankungen am Berliner Hofe für kurze Zeit überwinden können; nach ſeiner Abreiſe lebten ſie in alter Kraft wieder auf. Die Königin zwar, nachdem ſie nun einmal die Partei ergriffen, die patriotiſches Fühlen und ſittliches Empfinden ihr zur Pflicht zu machen ſchienen, blieb unerſchüttert feſt: voll heiligen Eifers, mit Bitten und mit Tränen kämpfte ſie für

Digitized by Google

die Sache, die Alexander — „unſer Kaiſer“, wie ſie mit ihren Damen ſagte — zu der ſeinigen gemacht hatte, für den Gedanken des preußiſch-ruſſiſchen Bündniſſes überhaupt; ſie ließ ſelbſt den Grafen Haugwitz zu ſich rufen, um ihm Feſtigkeit zu predigen und Energie einzuflößen. Den wechſelnden Nachrichten vom Kriegsſchauplatz folgte ſie in ängſtlicher Spannung. Treu zu ihr hielten die Hofdamen, alle eifrig ruſſiſch geſinnt, beſonders die Gräfin Moltke, die mit der üblichen Hofdamenſchwärmerei leidenſchaftliches politiſches Intereſſe verband, vor allem aber die Oberhofmeiſterin Gräfin Voß, „Hauptmann Voß“, wie man ſie damals in Berlin nannte, denn in ihrem von Neuigkeitsjägern viel aufgeſuchten Empfangszimmer im Schloß lag die Karte des Kriegsſchauplatzes immer aufgeſchlagen und wurden Kriegspläne eifrig erörtert.

Ganz anders war die Stimmung bei dem König und ſeiner Umgebung. Nach der beſtimmten und von andern beſtätigten Verſicherung der Gräfin Voß wären es aber jetzt nicht die bekannten Kabinettsräte geweſen, denen die Schuld zugeſchrieben werden müßte; es war vielmehr General Köckritz, der Generaladjutant, den der König zu ſeinem Gewiſſensrat geſetzt hatte, der das Bündnis mit Rußland und die kriegeriſche Wendung der preußiſchen Politik unabläſſig bekämpfte. „Köckritz iſt kindiſch, unausſtehlich; er iſt unſer Unglück“ ſchreibt die kriegeriſche Gräfin. Täglich im intimſten Verkehr mit dem König, war er nur zu geeignet, deſſen Zweifel und Bedenken zu nähren, ſein Mißtrauen, ſeine Neigung zum Peſſimismus zu ſteigern. Der König hatte den Potsdamer Vertrag vom 3. November unterzeichnet, nicht ſo ſehr getrieben von echteſter innerſter Ueberzeugung, als vielmehr dem Drängen Kaiſer Alexanders freundſchaftlich nachgebend. Er hat dem Grafen Haugwitz, den er am 14. November zu Napoleon entließ, beim Abſchied den Wunſch und die Hoffnung ausgeſprochen, daß der Friede erhalten bleiben möge. Seine Stimmung gerade in dieſen Tagen, wo die Entſcheidung unausweichlich näher rückte, erſchien abſcheulich. Den ruſſiſchen Siegesbulletins, die die Damen eifrig laſen und verbreiteten, verſagte er allen Glauben. Es kann nicht bezweifelt werden: in ſeinem Innern lebte noch unauslöſchlich der Gedanke an Frieden und an Neutralität, deren Erhaltung ſeine ganz unkriegeriſche Natur allem Waffenruhm und allen Eroberungen vorgezogen hätte. Allein ebenſo ſicher iſt doch anderſeits: der König erkannte in vollem Maße die Notwendigkeit, Norddeutſchland gegen Napoleon zu ſchützen. Dazu aber war die endgültige Entfernung der Franzoſen aus Hannover und, nachdem die Rheinlinie einmal verloren, die Gewinnung der Weſerlinie unerläßlich. Vor allem aber: er hatte ſein Wort gegeben, er war entſchloſſen, es zu halten. Durch alles, was geſchehen war, fühlte er ſeine Ehre verpflichtet, und wenn es denn gegen alle ſeine Vorſätze und gegen alle ſeine Neigungen doch zum Kriege kommen



Digitized by Google

ſollte, ſo hielt er ſich ganz gerechtfertigt durch das Bewußtſein, einen guten Kampf für eine gute Sache zu kämpfen.

Wir würden über die wechſelnden Stimmungen und Anſichten des Königs vielleicht ſicherer unterrichtet ſein, wenn er nicht, wie er politiſchen Unterredungen gern auswich, auch nur ſelten für politiſche Briefe zur Feder gegriffen hätte. Von dem Briefwechſel mit Kaiſer Alexander abgeſehen, der doch zum Teil auch etwas offizielle Färbung hat, liegt aus dieſer ganzen Zeit nur ein einziges von dem König unmittelbar ausgegangenes Schreiben intimeren Charakters vor, ein an den Hofprediger Sack gerichteter Brief, in deſſen Inhalt wir wohl den Ausdruck der Anſchauungen des Königs erblicken dürfen. Sack hatte dem König „in dieſem höchſt wichtigen Zeitpunkt ein Wort herzlicher Teilnahme“ ſagen wollen. Er wiſſe, ſchrieb er ihm ſchon am 19. Oktober, wie gern der König ſeinem Volke die Segnungen des Friedens erhalten hätte, und wie nur die ſchwere Regentenpflicht, die Ehre ſeiner Krone und „die Wohlfahrt ſeiner Länder,“ nicht Unwille oder Zorn, Ruhmſucht oder Machtbegierde den König unwiderſtehlich in den Krieg fortriſſen. Nur ſo könne die Unabhängigkeit des Staates erhalten werden; die Vorſehung wolle einmal, daß um die Segnungen des Friedens gekämpft werde. Seinem Volk ſei kein Opfer bei dieſem gerechteſten aller Kriege zu ſchwer, und der König ſelbſt werde durch das Bewußtſein der gerechteſten Sache über alle menſchlichen Beſorgniſſe hinweggehoben werden.

Der König — auch das iſt bezeichnend — hat erſt am 20. November den Brief Sacks noch beantwortet. Er hat deſſen richtige Beurteilung der Lage mit „Freude und Beifall“ aufgenommen: Sacks Folgerungen und Betrachtungen, ſchrieb er ihm, ſeien ganz in dem Sinne, wie er ſelbſt die Dinge beurteile, entſprächen völlig ſeiner eigenen Ueberzeugung. „Sie haben ein Wort zu ſeiner Zeit geredet; es dient mir aufs neue zur Stärkung und zur Beruhigung. Vertrauen auf Gott und die gerechte Sache (ein Ausdruck, der hier gewiß nicht gemißbraucht iſt) muß einen jeden braven Landsmann mit Mut und Kraft beſeelen.“

Es konnte aber nicht ausbleiben, daß der Mangel an einem friſchen und rückhaltloſen Entſchluß zum Kriege, wie er bei dem König und einem großen Teile ſeiner militäriſchen Ratgeber immer noch bemerkbar war, auf die Rüſtungen in Preußen hemmend einwirkte. Bedächtig und langſam, mit einem ſchleppenden Troß, der auch bei nichtmilitäriſchen Beobachtern Anſtoß erregte, hatten ſich die preußiſchen Truppen, in mehrere kleine Korps zerſplittert, in Bewegung geſetzt, teils um Hannover einzunehmen, teils um ſich in Thüringen zu ſammeln und dann nach dem oberen Main hin vorzurücken. Von einem energiſchen Angriffsplane war überall nichts zu merken. Die Truppenbewegungen ſchienen vielmehr, wie Prinz Louis Ferdinand einmal meinte, mehr beſtimmt, dem Feinde auszuweichen, als

ein Zuſammentreffen mit ihm zu ſuchen. Das Merkwürdige hierbei iſt, daß in den militäriſchen Beratungen, die in Berlin unter Zuziehung auch öſterreichiſcher, ruſſiſcher und engliſcher Bevollmächtigter gepflogen wurden, der moderne ſtrategiſche Gedanke, wonach das feindliche Heer das Operationsziel und Angriffsobjekt für die vereinigten Truppen bildet, mehrfach von öſterreichiſcher ſowohl wie von preußiſcher Seite nicht bloß ausgeſprochen, ſondern nachdrücklich und grundſätzlich betont worden iſt. Von dieſer geſunden theoretiſchen Erkenntnis freilich wie weit entfernt blieb die Wirklichkeit!

Immerhin, ſo langſam es ging, man kam doch vorwärts. Der Zuſtand der Truppen ſelbſt erſchien auch den Fremden vortrefflich. Anfang Dezember waren etwa 126000 Mann Infanterie mit 35000 Pferden kriegsbereit, um ſich, wie am 3. Dezember beſtimmt wurde, je nach den Ereigniſſen auf dem Kriegsſchauplatz und je nach dem Ausgang der diplomatiſchen Verhandlungen, gegen die franzöſiſche Flanke nach Böhmen oder nach der oberen Donau hinzuwenden. Am 4. Dezember rückten endlich auch die Truppen der Potsdamer Inſpektion aus, voran die Garde-du-Korps, mutig und kampfluſtig, begleitet von unzähligen Menſchenmaſſen. Sie marſchierten am König vorüber, der mit gezogenem Degen Befehle erteilte; die Offiziere ſalutierten, und die Fahnen neigten ſich vor der Königin, die mit ihren beiden Schweſtern und ihrer Schwägerin, der Prinzeſſin von Oranien-Fulda, vom Fenſter des Potsdamer Schloſſes dem Ausmarſch zuſah. Am nächſten Tage, — dem Jahrestag von Leuthen — folgten die letzten Truppen der Berliner Inſpektion. Schon am 3. Dezember war die Feldequipage des Königs abgegangen, der dabei zu dem alten Feldmarſchall Möllendorff bemerkte: er werde ſelbſt als Kurier folgen, ſobald es nötig ſei. Auch ſeinem jüngſten Bruder, dem Prinzen Wilhelm, der mit ſeinem Kavallerie-Regiment ausrückte, ſagte er beim Abſchied: „In vierzehn Tagen komme ich nach!“ Königin Luiſe, ſo war ſchon verabredet, ſollte ihn ins Feld begleiten.

Allein wenige Tage ſpäter, am 7. Dezember, man war gerade zum Tee bei der Königin verſammelt und freute ſich an der Friſche und Munterkeit des greiſen Prinzen Ferdinand, kamen zwei Stafetten von dem preußiſchen Geſandten in Olmütz und brachten die Schreckenskunde von einer völligen Niederlage der Ruſſen bei Auſterlitz (2. Dezember). „Wie ein Donnerſchlag wirkte dies auf die Gemüter,“ berichtet ein Anweſender. Die Königin war aufs tiefſte erſchüttert. „Gott behüte Dich,“ ſchrieb ſie dem Bruder Georg, „ich glaube an kein Glück mehr hienieden.“ Täuſchende Nachrichten von dem zähen Widerſtand der Ruſſen, die viel Leute verloren, aber ihre Stellungen behauptet hätten, beruhigten die Königin wieder einigermaßen, und ſie ſchrieb der Prinzeſſin Ferdinand von den Wundern der Tapferkeit, die die Ruſſen unter Befehl des Kaiſers und des Großfürſten Konſtantin verrichtet hätten;

„Gott ſegne die Waffen der guten Sache. Ich bin gewiß, liebe Tante, daß Deine Bitten ſich mit den meinigen vereinigen, und ſchmeichele mir, daß ſie allem, was uns teuer iſt, Glück bringen werden.“ (9. Dezember.)

Die Hoffnung währte nur kurz. In den nächſten Tagen kamen Schlag auf Schlag die Unglücksbotſchaften, die den Zuſammenbruch der Koalition bedeuteten: von der Zuſammenkunft des Kaiſers Franz mit Napoleon, dem Abſchluß eines Waffenſtillſtandes zu Znaym, den Friedensverhandlungen, dem Abzug der Ruſſen und der fluchtartigen Rückreiſe Kaiſer Alexanders nach Petersburg. Schlimmer noch als dieſe Nachrichten wirkte das Verhalten der Ruſſen und Oeſterreicher gegeneinander: was etwa in Berlin an Kampfesfreude und Kriegsluſt noch lebte, mußte dadurch erſtickt werden. Faſt vom Schlachtfelde weg, ängſtlich beſorgt, einer dem andern zuvorzukommen, eilten öſterreichiſche und ruſſiſche Vertreter nach Berlin, um Hilfe zu erbitten und ſich des Verrats, der Treuloſigkeit und Unfähigkeit gegenſeitig anzuklagen. Der erſte, der eintraf, war der öſterreichiſche General Stutterheim, der jahrelang in Petersburg den Kaiſer gegen Preußen aufgehetzt hatte; jetzt kam er, um durch preußiſche Einwirkung mildere Friedensbedingungen für Oeſterreich zu erlangen. Sein Bericht über den Verlauf dieſer Miſſion iſt ungemein merkwürdig; er zeigt, daß König Friedrich Wilhelm auch in dieſem Augenblick noch bereit geweſen wäre, ſein Wort einzulöſen und am Kriege teilzunehmen, wenn er nur auf die Feſtigkeit Oeſterreichs hätte rechnen können.

Der König empfing den General mit den bitterſten Vorwürfen, daß man ihn ſeinen Beſorgniſſen und Zweifeln überlaſſen habe; alles was er bisher über Auſterlitz wiſſe, habe er nur von den Franzoſen erfahren. Nachdem er ruhiger geworden, verſicherte er dem General, man ſolle überzeugt ſein, daß er Oeſterreichs Sache als die ſeinige betrachte; er verlange aber offenherzige Mitteilung über die Verhandlungen wegen eines Sonderfriedens, deren Anknüpfung Stutterheim dann zugab und mit der Iſolierung Oeſterreichs entſchuldigte. Der General brachte nun ſeine Klagen über die Ruſſen vor, die dem König nach ſeinen eigenen Erfahrungen nicht unberechtigt ſchienen; vor allem aber ſuchte er den König zu überreden, die preußiſchen Rüſtungen und Truppenbewegungen an der ſächſiſch-böhmiſchen Grenze zu beſchleunigen, natürlich ohne Ueberſchreitung der Grenze, was der öſterreichiſch-franzöſiſche Waffenſtillſtand unterſagte. Nach vielem Hin- und Herreden kam ſchließlich der König auf die Hauptſache zurück und gab die beſtimmte Erklärung: „Wenn der Kaiſer mir verſprechen will, keinen Sonderfrieden zu ſchließen, wenn er mir ſagen will, wie er zu den Operationen mitzuwirken denkt, falls Frankreich durch zu harte Bedingungen den Frieden unmöglich macht, ſo bin ich bereit, ſeine Sache mit meiner ganzen Macht zu unterſtützen.“

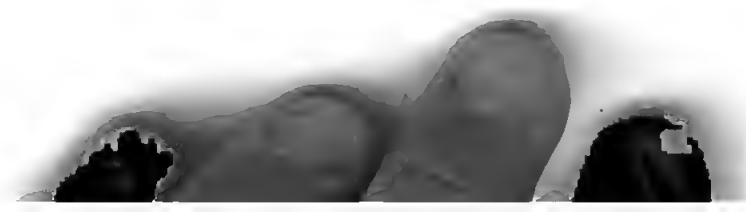
Digitized by Google

Der öſterreichiſche General war nicht ermächtigt, eine entſprechende Erklärung abzugeben. Er glaubte ſchon den Zweck ſeiner Sendung erreicht zu haben, wenn er Preußens Unterſtützung für Oeſterreich zur Erlangung gemäßigter Friedensbedingungen geſichert hielt.

Stutterheim hat auch Königin Luiſe geſprochen, ſie konnte bei der Unterredung über die unglückliche Wendung der Dinge ihre Tränen nicht zurückhalten und entſchuldigte ihre Erregung mit den Worten: „Man müßte kein Deutſcher ſein, um alles dies nicht zu fühlen" — es ſind die einzigen deutſchen Worte in Stutterheims ſonſt franzöſiſch abgefaßtem Berichte.

Auf Stutterheim folgte am 17. Dezember Fürſt Peter Dolgorukij mit einem Schreiben Kaiſer Alexanders vom 6. Dezember, das dem König überließ, ſich mit Frankreich zu verſtändigen, ihn aber zugleich auf alle Fälle und auf immer der Unterſtützung des Kaiſers verſicherte, und zwei Tage ſpäter des Kaiſers Bruder, Großfürſt Konſtantin, der ſich in den leidenſchaftlichſten und gehäſſigſten Anklagen gegen die Oeſterreicher gar nicht genug tun konnte und der durch ſein brutales Weſen überhaupt in Berlin den ungünſtigſten Eindruck machte. „Es iſt nicht mein Alexander," ſchrieb Gräfin Voß reſigniert in ihr Tagebuch. Man bemühte ſich eifrig, ſeine üble Laune durch Hoffeſte aufzuheitern, die gerade in dieſem Winter, mitten im Lärm der Waffen und im Zuſammenbruch des alten Europa, ſo glänzend und ſo zahlreich gefeiert wurden, wie kaum je zuvor, und bei denen ſich Konſtantin ebenſo tanzluſtig zeigte wie Königin Luiſe ſelbſt. Auch ihre Schweſtern, die ſich abwechſelnd in Berlin aufhielten, nahmen daran teil, und die Schweſter Alexanders und Konſtantins, Großfürſtin Maria Pawlowna, die Erbprinzeſſin von Weimar, die Anfang Januar 1806 nach Berlin kam.

Wenn nun auch Kaiſer Alexander ſelbſt in ſeinem Schreiben vom 6. Dezember den König von den Verpflichtungen des Potsdamer Vertrages freigeſprochen hatte, ſo war doch die letzte Entſcheidung über Krieg und Frieden damit noch nicht getroffen. In Berlin ſelbſt war wenigſtens in Königin Luiſe die kriegeriſche Stimmung noch keineswegs erloſchen. Man erzählte ſich am Hofe von lebhaften Auseinanderſetzungen zwiſchen ihr und dem König; ſie ſelbſt ſpricht einmal von „Wortwechſel" infolge „ganz verſchiedener Meinungen". „Die arme Königin," ſchreibt damals ein ruſſiſcher Diplomat aus Berlin, „iſt wirklich unſere Freundin... Sie iſt ſehr zu beklagen; laſſen Sie ſich alle die Szenen erzählen, die ſie mit ihm gehabt hat, und alle die Tränen, die wir ihr koſten. Beiläufig, wie hübſch iſt ſie, dieſe Königin." Unter den Truppen, die ihre Bewegungen zu größerer Konzentrierung nach der ſächſiſch-böhmiſchen Grenze hin ohne Unterbrechung fortgeſetzt hatten, war die Stimmung die allerbeſte. „Sage der Königin," ſchrieb Prinz Louis Ferdinand ſeiner Schweſter, der Prinzeſſin Luiſe Radziwill, „wenn ihre Gefühle und die entſchloſſene Art, wie ſie ſich für das Gute



Digitized by Google

und für energiſche Maßregeln ausgeſprochen hat, bekannt wären, ſo würden alle gutgeſinnten Leute und die ganze Armee ihr Altäre errichten." Bei dieſer Lage der Dinge hing noch alles von dem Ausgang der Verhandlungen des Grafen Haugwitz mit Napoleon ab.

Den Weihnachtsabend, der zugleich Kaiſer Alexanders Geburtstag war, hatte der Berliner Hof unter Beteiligung des Großfürſten Konſtantin und des Herzogs Eugen von Württemberg noch mit gewohntem Glanze gefeiert. Am erſten Weihnachtstage kam Graf Haugwitz ſelbſt von Napoleon zurück, und mit den Nachrichten, die er brachte, ſah man ſich vor eine Entſcheidung geſtellt, die der Politik der letzten Monate völlig zuwiderlief. Graf Haugwitz, der ſchon bei ſeiner erſten Unterredung mit Napoleon in Brünn noch vor der Schlacht bei Auſterlitz die ihm auf Grund des Potsdamer Vertrages aufgetragenen Forderungen nicht vorzulegen gewagt hatte, war nach der Zertrümmerung des ruſſiſchen Heeres zufrieden geweſen, die Bedingungen anzunehmen, die ihm am 15. Dezember zu Schönbrunn Napoleon für einen preußiſch-franzöſiſchen Vertrag anbot. Preußen ſollte gegen Abtretung von Ansbach, Cleve, Neuenburg und Garantie des franzöſiſchen Beſitzſtandes das heiß umworbene Hannover erhalten. Ohne langes Bedenken, überzeugt, daß er nur zwiſchen Krieg und Bündnis zu wählen habe, unterzeichnete Graf Haugwitz.

In Berlin war man doch nicht wenig betroffen, als Haugwitz mit dieſem Vertrage zurückkam. Ihn einfach abzulehnen hätte niemand auf ſich nehmen mögen. Um aber die in den napoleoniſchen Bedingungen liegende Feindſeligkeit gegen England und Rußland zu vermeiden, verfiel man auf den Ausweg, ihn nur mit Einſchränkungen anzunehmen, welche die Erfüllung der Abmachungen bis nach dem allgemeinen Frieden hinausſchoben. Man ermißt leicht, wie Napoleon dieſe Aenderung, zu deren Rechtfertigung Graf Haugwitz ſelbſt nach Paris ging, aufnehmen mußte: er zwang den preußiſchen Bevollmächtigten am 15. Februar 1806 zu einem neuen Vertrage, der Preußen auch noch zur Schließung der Häfen und damit zur Teilnahme am Kriege gegen England verpflichtete.

Die preußiſche Regierung hatte inzwiſchen ſelbſt ſich der Möglichkeit beraubt, den neuen Forderungen Napoleons Widerſtand entgegenzuſetzen. Einen mit Abſicht ganz unbeſtimmt und freundlich gehaltenen Erlaß des franzöſiſchen Miniſteriums an Laforeſt hatte man im Sinne einer Genehmigung der von Preußen vorgeſchlagenen Vertragseinſchränkungen, überhaupt als eine „Friedensbotſchaft" gedeutet und daraufhin, nicht ohne Bedenken des Königs, den größeren Teil der preußiſchen Truppen auf den Friedensfuß geſetzt. Gegen Mitte Februar ſah man die ſtolzen Garderegimenter wieder in Berlin und Potsdam einrücken, einzelne durch Deſertionen ſehr zuſammengeſchmolzen, insbeſondere gerade das Regiment des Königs, das der König ſelbſt deswegen nicht ſehen mochte. Alle Truppen, Offiziere wie

Digitized by Google

Soldaten, waren voll Scham und Erbitterung über dieſe kampfloſe und unrühmliche Rückkehr, nach den zweckloſen Märſchen von Oſten nach Weſten und wieder von Weſten nach Oſten. Unter den durchmarſchierenden Regimentern war auch das ſeit Hohenfriedberg hochberühmte Dragoner-Regiment Ansbach-Bayreuth, deſſen Chef, der letzte Markgraf, eben geſtorben war und das nun der Königin verliehen wurde, jetzt Küraſſier-Regiment Königin. Die Verleihung erweckte große und allgemeine Begeiſterung. „Möge einſt", hieß es, „in einem entſcheidenden Augenblicke, ſie ſelbſt an die Spitze des Regiments ſich ſetzen."

Am Abend desſelben Tages, wo dieſe Verleihung erfolgte, am 23. Februar, kam der preußiſche Geſandte in Paris, der Marquis Lucheſini mit dem neuen von Haugwitz unterzeichneten Vertrage in Berlin an. So groß auch die Mißſtimmung darüber ſein mochte: wie es ſcheint, war es doch nur Königin Luiſe, die dem Anſchluß an Frankreich noch zu widerſprechen wagte. Wenigſtens ſchreibt Lucheſini, den die Königin am 24. Februar empfing, am nächſten Tage an ſeine Frau: „Ich fand die Königin ſo ſchön und ſo liebenswürdig wie je, aber (unter uns geſagt) vollkommen unvernünftig in der Politik."

Waffenlos, wie jetzt Preußen den noch in Süddeutſchland verſammelten Heeren Napoleons gegenüberſtand, wer hätte es wagen mögen, das neue Abkommen zu verwerfen? Schon am 25. Februar wurde beſchloſſen, den Vertrag zu ratifizieren, der nun Preußen zum Verbündeten Frankreichs machte. Preußen, das noch eben mit Rußland, Oeſterreich und England gegen Frankreich verbündet ſchien, war zu Napoleon übergegangen. Aus Napoleons Händen nahm es das Kurfürſtentum Hannover entgegen, auf das ſein Landesherr noch nicht verzichtet hatte und das, mit Ausnahme der Feſtung Hameln, von den Franzoſen nicht mehr beſetzt war. Delbrück ſchrieb in ſein Tagebuch: „Preußen hat aufgehört Preußen zu ſein, und der Tag iſt gekommen, wo ſein Ruhm ſinkt." Alle Hoffnungen, die man in Norddeutſchland und auch in Süddeutſchland auf Abſchüttelung der napoleoniſchen Uebermacht an die preußiſche Waffenerhebung geknüpft hatte, waren von Preußen ſelbſt vernichtet worden. Tiefer hatte ſich Preußen nicht herabgewürdigt, tiefer war es in der Achtung der Welt, in der Achtung vor allem der Deutſchen nie geſunken; ſelbſt das in den Freiheitskriegen vergoſſene preußiſche Blut hat die brennende Erinnerung an jene Schmach nicht ganz auslöſchen können.

Digitized by Google

Sechſtes Kapitel

Bruch mit Frankreich

(1806)

Am Neujahrstage des Jahres 1806 ſchrieb der Vertreter Schwedens in Berlin, der unter dem Namen Selmar auch als deutſcher Dichter bekannte Brinckmann, an die Gräfin Voß, die Tochter der Frau von Berg und Gemahlin des Enkels der Oberhofmeiſterin:

„Für was ſollen wir uns ſchlagen, ſeitdem wir ſo weiſe und ſo aufgeklärt geworden, daß uns nichts mehr heilig iſt; ſeitdem wir vernünftig genug geworden, um jede Anhänglichkeit an das Alte und Ehrwürdige, das von unſern Vätern auf uns vererbt wurde, als ein Ammenurteil zu verſpotten, ſeitdem wir endlich einſehen gelernt haben, daß jenes myſtiſche Wort „Vaterland" nicht einen ſittlichen, ſondern bloß einen geographiſch-ſtatiſtiſchen Begriff bezeichne, und ſeitdem wir endlich zu philoſophiſch denken gelernt haben, um unſere Fürſten für etwas anderes zu halten, als für Regierungsinſtrumente, die wir alſo, gleichviel woher, am liebſten ſo wohlfeil wie möglich erkaufen. Warum denn nicht lieber einem Murat in Ruhe gehorchen, als den Thron Friedrichs des Großen mit höchſt unbequemen Aufopferungen des wirklichen Lebensgenuſſes verteidigen? Das bißchen Luxus von Ideen und Empfindungen, dem die menſchliche Seele doch nicht völlig entſagen kann, mögen wir ja zu Poeſie und Kunſt verbrauchen, nur verderbe man damit nicht den Volkscharakter und verkaufe nicht für ſolche Chimären die Realien des vegetierenden Lebens!"

Digitized by Google

Brinckmann ſelbſt hat dieſe bittere Satire auf das aufgeklärte Weltbürgertum der Deutſchen wenige Wochen ſpäter wieder eingeſchränkt, als er in den erſten Märztagen, nach Abſchluß des Pariſer Vertrages, ſeiner Regierung berichtete: „Zur Ehre der öffentlichen Meinung muß ich geſtehen, daß, ſo viele Jahre ich Preußen kenne, ich das Nationalgefühl nie ſo tief verletzt geſehen habe, als in dieſem Augenblick."

Man hat längſt bemerkt, wie durch die Umwälzungen im Winter von 1805 auf 1806 in den Geſinnungen der gebildeten Kreiſe Deutſchlands und beſonders Preußens ein tiefgreifender Umſchwung eintrat, wie die Gedanken an Weltbürgertum und Univerſalmonarchie von den Geiſtern abfielen, und die Erkenntnis der Verwerflichkeit ſelbſtgenügſamer Abſchließung gegen die Stammesgenoſſen und der notwendigen Hingabe des einzelnen an ſein Vaterland ſiegreich aufleuchtete. Am ſchönſten vielleicht und deutlichſten kann man dieſen Entwicklungsgang bei Prinz Louis Ferdinand verfolgen. Aber auch König Friedrich Wilhelm III. ſelbſt iſt von dem mächtigen Zuge dieſer Bewegung nicht unberührt geblieben. In Zorn und Erbitterung über die plumpe Liſt der napoleoniſchen Politik, die ihm die Waffen aus der Hand gewunden, über den Druck, der ihm die Verträge von Schönbrunn und Paris aufgezwungen, wandelte ſich die politiſche Geſinnung des Königs. Schwer litt ſein friedliebendes Gemüt und ſeine trübſelige Stimmung fiel allgemein auf; man erzählte ſich, daß er häufig weine und daß er das Wort „Ansbach" in ſeiner Gegenwart auszuſprechen verboten habe. Seine Verhandlungen waren bisher zumeiſt dahin gegangen, der Erhaltung oder Wiederherſtellung des Friedens zu dienen und dem preußiſchen Staate ſeine neutrale Stellung zu bewahren. Jetzt begann er ſich von dem bisher ſo zähe verteidigten Neutralitätsgedanken auch innerlich zu befreien und, die ſelbſtzufriedene Iſolierung aufgebend, engſte Anlehnung an Rußland zu ſuchen, die er, wie bekannt, während ſeiner ganzen Regierungszeit feſtgehalten hat. Damit verband ſich eine Abwendung von Frankreich und ein perſönlicher Widerwille gegen Napoleon, der ihn aus ſeinen Friedensträumen ſo rauh aufgeſchreckt hatte. Vergebens bemühte ſich Graf Haugwitz, der nach ſeiner Rückkehr aus Paris an Stelle Hardenbergs die Leitung der auswärtigen Politik Preußens wieder allein übernahm, ihn mit der neuen Ordnung der Dinge auszuſöhnen.

Niemand aber am Berliner Hofe hat den Wandel der Tage, den Uebergang von der Allianz mit Alexander zu dem Bunde mit Napoleon, den Zuſammenbruch des preußiſchen Anſehens, perſönlich ſo ſchwer und ſo ſchmerzlich empfunden wie Königin Luiſe. Je mehr ſie auch politiſche Fragen vornehmlich ethiſch aufzufaſſen pflegte, um ſo tiefer mußte ſie ſich erſchüttert fühlen. Alles was Schönes und Edles und Hohes in ihr lebte, alles was ſie ſelbſt als „Tugend" empfand, war im Innerſten getroffen. Der Abſchluß des Pariſer Vertrages

warf ſie geradezu aufs Krankenlager. Es war die volle Wahrheit, wenn ein deutſcher Diplomat, der Legationsrat Woltmann, einige Wochen ſpäter ſchrieb: „Die Königin ſoll bei dieſem Gang der politiſchen Angelegenheiten unausſprechlich leiden und beſonders den Verluſt Ansbachs nicht verſchmerzen können. Der Gram ſoll an ihrer Geſundheit nagen, daß der Leibarzt Huſeland ungemein für ſie fürchtet.“ Aber körperlich leidend, wie ſie war, iſt ſie in dieſer Kriſis geiſtig erſtarkt und gewachſen. Sie hat es ſelbſt ausgeſprochen, daß ſie ſich damals der Kräfte bewußt geworden ſei, die in ihr ſchlummerten. Nie fühlte ſie ſich in weihevollerer Stimmung zum Empfang des heiligen Abendmahls als Oſtern 1806.

In dem allgemeinen Umſchwung der Dinge änderte ſich auch ihre Beurteilung in der öffentlichen Meinung.

Man kennt das herrliche Sonett, in dem Heinrich von Kleiſt geſchildert hat, wie zu der Anmut und Schönheit der Königin, die zu bewundern man längſt gewohnt war, auch ihre Größe ſich ungeahnt und überwältigend offenbart habe. Die Gefühle und Empfindungen, denen der Dichter hier ergreifenden Ausdruck gab, begannen ſchon damals ſich zu verbreiten. Man fing an zu ahnen, was Königin Luiſe neben Friedrich Wilhelm bedeute: lebhaften Sinn für das Große und Schöne mit etwas Schwärmerei und Ideologie, reizbares deutſches Nationalgefühl mit friſch zugreifender preußiſcher Tatenluſt, alle die Eigenſchaften, die man bei dem König vermißte, fand man bei der Königin. Von einem König, der Hardenberg gehen ließ und Haugwitz wieder zu ſeinem erſten Ratgeber erhob, erwartete man nichts mehr; ſelbſt ein Mann wie Beyme, ſo wird glaubwürdig berichtet, empfahl die Heranziehung der Königin zu den Staatsgeſchäften. An Königin Luiſe klammerten ſich die Hoffnungen aller Patrioten; ſchon ſprach man von einer „Partei der Königin“. Auf ihre Unterſtützung bauten die Männer, die ſich zur Herbeiführung eines Umſchwungs im Innern wie nach außen hin damals vereinigten.

Die Allianz mit Frankreich und ihre Folgen, die Ländervertauſchungen, vor allem aber doch das Regiment der verhaßten Haugwitz, Lombard und Beyme, hatten in der Berliner Geſellſchaft aller Klaſſen eine tiefe Unzufriedenheit hervorgerufen, die ſich in bisher ungekannter Weiſe laut und rückhaltlos äußerte. Durchmarſchierende Regimenter hatten dem ſcheidenden Miniſter Hardenberg lärmende Huldigungen dargebracht. Den Offizieren mußte durch Parolebefehl das Politiſieren und Räſonnieren verboten werden. Die Vertreter Napoleons und ſeiner Verbündeten wurden geſellſchaftlich ebenſo gemieden, wie die preußiſchen Staatsmänner, die man zur „franzöſiſchen Partei“ rechnete. Es bedurfte erſt eines ausdrücklichen Befehls des Königs, ehe ſich die Oberhofmeiſterin der Königin, Gräfin Voß, herbeiließ, den Grafen Haugwitz nach ſeiner Rückkehr aus Paris zu empfangen. Sein Haus mußte

Digitized by Google

unter polizeilichen Schutz gestellt werden, nachdem zwei Nächte hintereinander die Fenster eingeworfen waren. Entscheidend aber wurde, daß die Bewegung bei den Persönlichkeiten nicht stehen blieb: sie wandte sich auch gegen die innere Einrichtung des preußischen Staatswesens. Was selbst in den schlimmsten Zeiten Friedrich Wilhelms II., unter der Herrschaft der Woellner und Bischoffwerder nicht geschehen war: es bildete sich aus den Prinzen des königlichen Hauses, aus den ersten Männern im Staate und in der Armee eine Vereinigung, die die Regierungsform in Preußen durch die Beseitigung der Kabinettsregierung und ihrer Träger und durch die Einführung eines wirklichen Staatsministeriums umzugestalten strebte. Das alte absolute Regiment in Preußen wurde in seinem inneren Bestande wie vorher schon in seiner auswärtigen Politik angegriffen. Hier haben wir den Anfang zur politischen Parteibildung in Preußen, vielleicht den Anfang zur neueren Geschichte Preußens überhaupt.

Die Führer dieser oppositionellen Bewegung in der Hauptstadt waren Prinz Louis Ferdinand und der Minister des Handels und der Finanzen, der Freiherr vom Stein, die einander seit Jahren schon nahe standen. Von den Generalen gehörten zu diesem Kreise Scharnhorst, Rüchel und Phull. Dazu kamen Gelehrte wie der Geschichtschreiber Johannes von Müller, auch Alexander von Humboldt und Ancillon. Man fand sich zusammen im Hause des Prinzen Louis, wo Phull militärische Vorlesungen hielt, oder in Bellevue und bei dem Prinzen Radziwill, dessen Gemahlin Luise, die Schwester des Prinzen, von manchen als „die Seele des weiblichen Hasses gegen Napoleon" betrachtet wurde. Hardenberg wußte um diese Bestrebungen, ohne indessen unmittelbaren Anteil daran zu nehmen. Neben dem Prinzen Louis wurden allmählich, wohl durch ihn hauptsächlich beeinflußt, auch andere Prinzen des königlichen Hauses ins Einverständnis gezogen, wie die Brüder und der Schwager des Königs, die Prinzen Heinrich und Wilhelm und der Prinz von Oranien-Fulda. Um aber auf den König selbst zu wirken, schien die Unterstützung der Königin unentbehrlich. So war es Königin Luise, der der Minister Stein am 10. Mai 1806 durch die Gräfin Voß jene berühmte Denkschrift überreichen ließ, in der er die Form der Kabinettsregierung und die Persönlichkeiten der Kabinettsräte selbst, sowie den Grafen Haugwitz und den General Köckritz einer schneidenden Kritik unterwarf. Die Königin, wie sie einige Wochen später durch Fürst Wittgenstein an Hardenberg schreiben ließ, spendete der Denkschrift ihren „höchsten Beifall"; allein sie fand die Ausdrücke Steins „zu heftig und zu leidenschaftlich," so daß man damit „mehr schaden als nützen" würde, und nahm deshalb Anstand, die Schrift dem Könige mitzuteilen.

Es ist gewiß, daß Königin Luise den Hoffnungen der Patrioten, die von ihr eine wirksame Unterstützung erwarteten, damals wie später noch manchmal, nicht entsprochen hat. Es

Digitized by Google

war vor allem doch das Verhältnis zum König, das ihr vorsichtige Zurückhaltung auferlegte. Sie hatte, wie wir wissen und wie Frau von Berg einmal später an Stein schrieb, aus Gattinnenpflicht sich gewöhnt, „alle Neigungen und Meinungen des Königs zu teilen, diejenigen zu verteidigen, die er verteidigte." Im letzten Winter hatte sie ihre abweichenden Ansichten oft genug nachdrücklich vertreten, und es war darüber zu „Wortwechseln" gekommen, die nicht zu einer wirklichen Entfremdung zu steigern sie ängstlich beflissen sein mußte. Besser als andere kannte und verstand Luise den Eigensinn des Königs, den zu überwinden fast unmöglich schien. Sie mochte es als eine Warnung empfinden, daß schon von Spannung und Erkältung zwischen ihnen gesprochen wurde, daß man sich selbst erzählte, ihr Gemahl wende seine Neigung anderen Frauen zu. Der König, in dem Briefwechsel mit seiner Gemahlin, der die ungetrübte Innigkeit ihrer Beziehungen außer allem Zweifel setzt, hat darüber gespottet; aber die Königin selbst fand es doch nötig, in ihren Briefen, auch an Kaiser Alexander, solchen allgemein verbreiteten Gerüchten entgegenzutreten.

Königin Luise war keine Kampfnatur. Ruhe und Eintracht in ihrer Familie und mit ihren Geschwistern, Ruhe und Friede auch nach außen war ihres Herzens Sehnsucht. So schrieb sie, noch im Februar 1806, dem Bruder Georg: „Gott weiß, daß die Einigkeit im Innern doch das Einzige ist, was Glück zu nennen ist. Uebrigens ist auch alles so affrös um und über mir, der Horizont so schwer und grau, weil die Teufel Macht haben und die Gerechten untergehen sollen, daß ich mehr als jemals das Glück erkenne, einen solchen Mann und solche Geschwister zu haben. Ach ja, bester Georg, das Diadem ist schwer, wenn man gut und ehrlich bleiben will; wenn man nicht schlecht mit Schlechten werden will ... Ich bin wieder einmal recht herunter an Leib und Seele, und gerne gäbe ich 20 Jahre meines Lebens hin und hätte ich nur noch zwei zu leben, wenn dadurch Ruhe in Deutschland und Europa zu erlangen wäre."

Es darf nicht übersehen werden: neben der Rücksichtnahme auf den König und dessen Eigenheiten war es auch das Gefühl körperlicher Schwäche, der leidende Zustand ihrer Gesundheit, was die Königin jetzt und oft von tatkräftiger Teilnahme an den politischen Kämpfen ausschloß. Sie war nie sehr kräftig gewesen. Wiederholte Erkrankungen, häufige Wochenbetten, nach denen sie sich nie lange schonen durfte, hatten ihr Befinden noch mehr beeinträchtigt. Schon 1799, auch die Berichte der Gesandten erwähnen es, sprach man von einem ernsten Lungenleiden. Die Krisen im Herbst und Winter 1805 und 1806 hatten dann ihre geringen Körperkräfte völlig erschöpft. Dazu kam gegen Ende März die tödliche Erkrankung ihres jüngsten Kindes, des Prinzen Ferdinand. Am 30. März mußte Luise noch, dem Wunsche des Königs gehorchend, an einem glänzenden Festmahl teilnehmen,

Digitized by Google

ſprang aber in ihrer Angſt vom Tiſche auf, um zu ihrem Kinde zu eilen. In der zweiten Nacht darauf ſtarb es. „Wie viel hatte die zärtliche Mutter gelitten," ſchreibt ein Augenzeuge, „nie werde ich vergeſſen den rührenden Anblick, ſie hingebeugt zu ſehen über das Bett des kämpfenden Sohnes. Sie hielt ſeine Hand in der ihrigen, ihre Lippen ruhten auf derſelben und ſie ſprach die rührenden Worte: „Mein Ferdinandchen, wird Dich Gott mir wohl wieder ſchenken?" ... Den Toten aber hat ſie dann glücklich geprieſen, da er vieler Schmach und vielem Ungeheuren entgangen ſei.

Eben in dieſen Tagen ſchweren perſönlichen Leids kam eine politiſche Nachricht, die die Königin aufs neue erregte. Die Verträge mit Frankreich hatten ſchon zu unangenehmen Zwiſtigkeiten mit verſchiedenen Staaten geführt. Zur größten Freude der Königin, die immer noch auf Alexander rechnete, gelang es zwar, mit Rußland die alten freundſchaftlichen Beziehungen aufrecht zu erhalten und ſelbſt im tiefſten Geheimnis, ohne Mitwiſſen des Kabinetts und des Grafen Haugwitz, allein durch Hardenberg, eine noch feſtere und innigere Verbindung vorzubereiten. Man dachte auch, infolge einer Anregung Kaiſer Alexanders, an eine Vermählung des Prinzen Heinrich mit einer ruſſiſchen Großfürſtin, wofür ſich beſonders Königin Luiſe intereſſierte. Inmitten ruſſiſcher Truppen, die ſich in Stettin nach ihrer Heimat einſchiffen ſollten, feierte ſie mit dem König diesmal ihren Geburtstag (10. März 1806). Dagegen kam es, hauptſächlich infolge der Sperrung der Nordſeehäfen und Lübecks, zu einem völligen Bruch mit England, der dem preußiſchen Handel unermeßlichen Schaden zufügte. Auch das Verhältnis zu Schweden geſtaltete ſich höchſt unerquicklich; von Schwediſch-Pommern aus hatten ſchwediſche Truppen das hannoverſche Lauenburg beſetzt, aus dem ſie nur mit Gewalt vertrieben werden konnten. In den erſten Apriltagen nun erhielt man die Nachricht, daß der neue Herzog von Cleve und Berg, Napoleons Schwager Joachim Murat, die Abteien Eſſen und Werden und etwas ſpäter noch Elten habe beſetzen laſſen, die erſt 1802 als Entſchädigungen an Preußen gekommen waren. Von franzöſiſcher Seite berief man ſich darauf, daß dieſe drei Abteien nach ihrer landſtändiſchen Vertretung und ihrer Steuerverfaſſung kürzlich mit dem im Pariſer Vertrag abgetretenen Herzogtum Cleve vereinigt ſeien. Einige preußiſche Truppen, die in Eſſen ſtanden, wurden leicht zurückgedrängt; der in Weſtfalen kommandierende General Blücher ließ dann aber durch ein ſtärkeres preußiſches Truppenkorps Murats Proklamationen in den Abteien abreißen und die preußiſchen Adler wieder anſchlagen. Königin Luiſe, der der König dieſe Nachrichten mitteilte, antwortete ihm, einen Tag nur nach Ferdinands Tode: „Ich rate Dir, von Bonaparte darüber Rechenſchaft zu fordern ... Uebrigens beweiſt das immer wieder, daß ſeine Politik nichts achtet; je mehr Nachgiebigkeit man ihm zeigt, um ſo mehr macht er ſich über die

Digitized by Google

Tafel 14

Königin Luiſe
Kupferſtich von Tielker, 1798

Digitized by Google

luſtig, die ſo gutmütig ſind. La force contre la force, voilà la seule chose à mon avis, nous avons un bon allié, profitons-en“ . . .

Auch ſonſt nahm Königin Luiſe noch in politiſchen Fragen das Wort, wenigſtens ſobald ſie damit nicht dem Willen des Königs geradezu entgegenhandelte. Sie hatte Hardenbergs Rücktrittsgedanken bekämpft und ihn inſtändigſt gebeten, den Dienſt des Königs nicht zu verlaſſen; ihr ſei es ein Troſt, ſo hatte ſie ihm geſchrieben, die Geſchäfte in den Händen des achtungswerteſten Mannes zu wiſſen, der da lebe. Mit dem Entlaſſenen, dem ja auch der König ſein Vertrauen nicht entzog, blieb ſie durch die Gräfin Voß und durch Fürſt Wittgenſtein in Verbindung, und vermittelte ihm in ihren Zimmern Zuſammenkünfte mit dem König. Was ihr aber am meiſten am Herzen lag und was ſie trotz ihrer Schwäche und trotz ihres Ruhebedürfniſſes immer noch Kraft fand zu fördern und zu pflegen, das waren die Beziehungen zu Rußland und zu Kaiſer Alexander. Wenn dieſe in Frage kamen, trug ſie kein Bedenken, nachdrücklich Partei zu ergreifen.

Der ruſſiſche Geſandte Alopeus hatte es vermieden, amtlich mit Graf Haugwitz zu verkehren, der darüber zu Anfang Mai durch die preußiſche Geſandtſchaft in Petersburg Beſchwerde führen und den Wunſch nach Abberufung von Alopeus andeuten ließ. Königin Luiſe, der der Erlaß nach Petersburg mitgeteilt wurde, ſprach ihre Bedenken gegen Lombard aus. Sie erinnerte daran, wie man es während der Kriſe mit Frankreich zugelaſſen habe, daß der franzöſiſche Geſandte Laforeſt, ſtatt mit Hardenberg, mit ihm, Lombard, verhandelte; ebenſo könne jetzt der ruſſiſche Geſandte mit dem Grafen Keller verhandeln, der damals als zweiter oder dritter Kabinettsminiſter neben Haugwitz in Ausſicht genommen war. Es wäre beklagenswert und nachteilig, wenn ein ſo guter Preußenfreund, wie Alopeus, durch einen anderen Geſandten erſetzt werden ſollte. Die Angelegenheit ſchien ihr wichtig genug, um ſie auch noch ſchriftlich zu erörtern. Sie ſchrieb eine „Parallele des Verhaltens, das man gegen Laforeſt und gegen Alopeus gezeigt hat“, worin ſie unter Angriffen auf Lombards Eitelkeit, der mit Laforeſts Betragen zufrieden geweſen ſei, jene Bedenken wiederholte, zugleich aber die ernſte politiſche Bedeutung dieſes Diplomatenſtreites hervorhob. Man hätte mindeſtens, meinte ſie, wie gegen Alopeus in Petersburg, ſo gegen Laforeſt in Paris vorgehen müſſen. Jetzt zeige man ſich ſchwach gegen den, der allen anſtändigen Leuten verhaßt ſei, und laufe Gefahr, an Stelle von Alopeus, auf deſſen Freundſchaft man ſicher bauen könne — ſein Verhalten im Herbſt des vorigen Jahres war ihr gewiß nicht unbekannt geblieben —, einen zweifelhaften Nachfolger zu erhalten, der vielleicht Preußen mit Rußland entzweie und es ſeiner letzten Stütze, den König ſeines wahren Freundes beraube. „Dann ſtehen wir iſoliert gegenüber dem infamen Koloß Napoleon. Und das eben iſt das Ziel

ſeiner Politik ... Man ſagt immer, man darf ſich nicht mit Frankreich überwerfen, mit dieſem Ungeheuer an Macht, und ich antworte: Man muß ganz ebenſo vorſichtig ſein, ſich ſeine Freunde zu erhalten, die einzigen, die uns nützen und als Stütze gegen dies Ungeheuer dienen können, das keine Freunde kennt. Er will nur Sklaven als Werkzeuge ſeines Willens. Und ich bin überzeugt, daß jeder Preuße lieber den letzten Blutstropfen hingeben, als ſich zu der Infamie erniedrigen wird, Verbündeter oder Sklave — was ſynonym iſt — der Franzoſen zu werden. Dahin aber arbeitet man, davon bin ich überzeugt."

Inzwiſchen nahm die Schwäche der Königin zu, ihr Leiden wurde ſichtbarer. Als ſie am Karfreitage 1806 in der Nikolaikirche bei Propſt Ribbeck das Abendmahl feierte, erſchien ſie den Anweſenden „wie eine Heilige". Rührende Anhänglichkeit bewies ihr in dieſer Zeit ihre Schwägerin, die Prinzeſſin von Oranien-Fulda, der es zuweilen gelang, ſie etwas aufzuheitern, während der König nach ſeiner Gewohnheit auch jetzt im Theater Zerſtreuung ſuchte. Da ihr Zuſtand ſich aber immer verſchlimmerte, ſo traten die Leibärzte Hufeland und Brown zu einer Beratung zuſammen und erklärten eine Badekur für unerläßlich. Königin Luiſe hat hiervon ſelbſt dem König in einem Schreiben Mitteilung gemacht, das für ihren Charakter wie für ihre Beziehungen zu ihrem Gemahl zu bezeichnend iſt, als daß es hier nicht Platz finden müßte. Sie ſchreibt dem Könige, der in Potsdam verweilte, aus Berlin am 12. April 1806:

„Beſter Freund! Die Aerzte wünſchen ernſtlich mit Dir reden zu können wegen meiner miſerablen Geſundheit, die, ich kann es nicht leugnen, wirklich durch Seelenkummer, der ſeit dem September unaufhörlich an meiner Lebenskraft nagte, ſehr herunter iſt. Du kennſt meine Geſinnungen, meine Liebe für Dich, Du kannſt Dir alſo leicht denken, daß eine Trennung von 5 oder 6 Wochen grade in einer Zeit, wo Du meiner bedarfſt, mir viel koſtet, aber ich glaube, um eine längere zu verhüten, bin ich Dir, mir und unſern Kindern ſchuldig, alles zu thun, um mich zu erhalten. Thue ich nichts Ernſtliches dieſes Jahr, ſo wird mein Zuſtand der Schwäche und Entkräftung mit jedem Monat ärger, und ich werde Dir in einem Jahre vielleicht ſchon zur Laſt, ein Gedanke, der mir manche bittere Thräne koſtete. Es iſt alſo beſſer, ich gehe, wohin der Ausſpruch der Aerzte mich ſchickt, es iſt beſſer, daß wir uns auf einige Zeit trennen, als bald auf immer. Bin ich geſtärkt, geheilt, ſo bin ich die alte wieder, Dir eine heitere Geſellſchaft und Freundin, (denn mein frohes Gemüth iſt jetzt mit einem Nebel umzogen), und meinen Kindern eine nützliche Stütze. Vergieb dieſe Zeilen, die Dir vielleicht einen Augenblick Mißmuth verurſachen werden, allein die Nothwendigkeit meines Zuſtandes machten ſie nöthig. Liebe immer Deine treue Luiſe.

Die Aerzte kommen um 10 Uhr, um mit Dir zu ſprechen."

Digitized by Google

Das Schreiben ist ein rührendes Zeugnis der selbstlosen Hingabe Luisens an den Gemahl: nur mit ängstlicher Scheu eröffnet sie ihm die Notwendigkeit ihrer Abreise, denn sie weiß, wie der Freudlose und Einsame durch eine Trennung von ihr leiden wird; und wenn sie ihre Gesundheit wiederzuerlangen wünscht, so ist es um seinetwillen, dem sie nicht zur Last fallen, den sie in trüben Tagen aufheitern und in ernsten stärken und stützen will.

Der König, so schwer ihm die Trennung wurde, willigte sofort ein; schon am nächsten Tage konnte Gräfin Voß freudig in ihr Tagebuch schreiben, daß man nach Pyrmont gehen und daß sie die Königin begleiten werde. Doch sollte erst die bessere Jahreszeit abgewartet werden. Das Frühjahr, mit dem gewohnten Aufenthalt in Potsdam und Charlottenburg, brachte der Königin keine Besserung. Die politische Lage verschlimmerte sich durch die Verschärfung der Streitigkeiten mit England und Schweden. Man war eifrig bemüht, durch Kaiser Alexander auf diese Mächte versöhnend einzuwirken, ohne damit Erfolg zu haben. Luise selbst schrieb ihm von Charlottenburg: „Sie sind meine ganze Hoffnung, das wahre Wohlergehen Ihres Freundes wird Ihnen mehr am Herzen liegen, als das Interesse Englands.“ Sie gedachte dabei des gemeinsamen Aufenthaltes in Charlottenburg am 29. Oktober 1805, wo der Kaiser das Schloß im Schnee kennen gelernt hatte, und wünschte ihn herbei, um ihm Charlottenburg in der Blütenpracht eines ungewöhnlich schönen Frühlings zu zeigen — schmeichelnde Träume, die sie über die traurige Wirklichkeit flüchtig hinwegtäuschten. „Denn,“ so fügte sie hinzu, „im Grunde finde ich wenig Glück in mir und außer mir ... Ich soll auf ärztlichen Rat nach Pyrmont, und ich werde im Juni hinreisen, um zu sehen, ob es ein Mittel gibt gegen seelische Leiden.“

Mitte Juni trat die Königin von Potsdam aus die Reise nach Pyrmont an, mit einigen Hofdamen und den Kammerherren von Schilden und von Buch; Gräfin Voß war bereits vorangereist. Große Hitze und sandige Wege, namentlich von Brandenburg ab, machten die Reise ungemein beschwerlich. Dazu kamen häufige Begrüßungen und Bewillkommnungen, Einladungen zum Frühstück usw., denen die Güte der Königin trotz ihrer Schwäche sich nicht entziehen mochte. Der König fehlte, der sonst die sich herandrängende Begeisterung abzuwehren pflegte, und so konnte die Bevölkerung ihre stürmische Teilnahme ungehindert bezeigen. Völlig erschöpft kam Luise am ersten Tage in Magdeburg an, wo alle „Honoratzionen“ — so schreibt sie selbst — sie empfingen und so umdrängten, daß sie wie schwebend in ihr Zimmer getragen wurde; und dann mußte sie noch die Liebenswürdige spielen, während sie vor Ermüdung fast umgesunken wäre. Am nächsten Tage, wieder in Staub und Hitze, ging es über Halberstadt nach Braunschweig, vor dessen Toren der alte Herzog Karl Wilhelm Ferdinand der Königin entgegenkam. Er hatte in den letzten

Digitized by Google

Monaten auf Bitten des Königs sich der schweren Mission unterziehen müssen, persönlich in Petersburg die durch die neuen Verträge mit Frankreich gefährdeten Beziehungen zu Rußland zu befestigen. Es konnte nicht fehlen, daß bei dem Zusammentreffen mit der Königin auch die Weltlage zur Sprache kam. Zur Ueberraschung der Königin, die ihn sonst als unschlüssig und schwankend kannte, zeigte er sich jetzt fest und bestimmt. Während Luise meinte, es werde ein wahres Glück sein, wenn man ein oder zwei Jahre Ruhe haben könne, erwiderte er: „Das wäre wohl zu wünschen, . . . aber daran ist nicht zu denken. Es ist eine Chimäre. Der König muß sich entscheiden, wen er in diesem Kampfe unterstützen will." Für wen nach seiner Ansicht Preußen Partei ergreifen sollte, zeigte seine Warnung vor Rekrutierungen in Hannover, die damals beabsichtigt waren. „Jeder gute Preuße," meinte er, „muß dem König Hannover wünschen, aber es ist unmöglich, daß er es behält, unmöglich, das würde ihn ins größte Unglück stürzen, und uns sicher mit unserem wahren Verbündeten und Freunde entzweien, und das ist der wahre Vorteil, den Frankreich davon erwartet" . . .

Ueber Hildesheim, das, obgleich erst seit wenigen Jahren preußisch, der Königin einen jubelnden Empfang bereitete, und das bisher hannoversche Hameln, dessen Einwohner kaum grüßten, erreichte Königin Luise am 19. Juni Pyrmont, wo sie als Gräfin von Hohenstein im Badehause Wohnung nahm.

Der Erzähler verweilt gern bei dieser Badereise, so wenig sie an sich im Leben der Königin bedeutet; wie man den schwindenden Glanz letzter Sonnenstrahlen noch möglichst zu genießen sucht, ehe das Dunkel der Nacht hereinbricht.

Pyrmont — Schiller läßt bekanntlich seine „berühmte Frau" dahin reisen und Matthisson wählt es zum Mittelpunkt seines Feenreiches — Pyrmont war noch immer das Modebad der vornehmen Welt, die sich in seiner berühmten Lindenallee damals zusammenfand, wie heute etwa in Baden-Badens Lichtenthaler Allee. Bei Königin Luisens Ankunft, die gleich am ersten Abend unter den Linden spazieren ging, gab es in so früher Jahreszeit nur erst wenige Badegäste: einige kurländische Familien, der Maler Schröder, der die Königin dort malte, der Musiker Himmel, der Leibarzt Hufeland, der die Kur der Königin leitete. Der Königin in ihrer noch schwermütigen Stimmung war die Stille eben recht; so lebte sie anfangs, da auch das Wetter kühl und regnerisch war, sehr zurückgezogen, nur mit Brunnentrinken und Baden beschäftigt. Allmählich wurde das Wetter sommerlicher und die Gesellschaft zahlreicher: es wurde Pyrmonts glänzendste „Saison". Man kann sich denken, wie Königin Luisens Anwesenheit Gäste herbeizog. Nur wenige Tage später als Luise kamen ihr Vater, Herzog Karl, seit fast 40 Jahren ein treuer Besucher Pyrmonts, der

Digitized by Google

Onkel Ernſt und ihr Bruder Georg, der immer Frohſinn um die angebetete Schweſter zu verbreiten wußte, und viele andere deutſche Fürſten und Prinzeſſinnen und adlige Familien von fern und nah. Beſonders lieb war der Königin die Anweſenheit von Kaiſer Alexanders Schweſter, der edlen Erbprinzeſſin von Weimar, Maria Pawlowna, die man als „Maria Angelica“ in Weimar kaum weniger verehrte als Königin Luiſe in Preußen. Die Erbprinzeſſin hatte ſchon im letzten Winter bei ihrem Aufenthalte in Berlin die Freundſchaft Luiſens gewonnen; inzwiſchen war auch ihr ein Kind geſtorben, und der gemeinſame Schmerz wie gemeinſame politiſche Anſichten führten jetzt die beiden Fürſtinnen noch näher zuſammen. Von Hameln kamen oft Offiziere des dort garniſonierenden preußiſchen Regimentes Prinz von Oranien, von Münſter General Blücher, der die Königin ſchwärmeriſch bewunderte, und bei ihr, wie alle friſchen und tatkräftigen Naturen, in großer Gunſt ſtand. Auch Frau von Berg fand ſich ein, zum Kummer der Gräfin Voß, der ihre Intimität mit der Königin wieder grimme Eiferſuchtsqualen bereitete.

In dieſem Kreiſe, deſſen Liebe und Verehrung ſie wohltuend umgab, unter der günſtigen Einwirkung der von Hufeland ſtreng überwachten Kur, erholte ſich allmählich Königin Luiſe und konnte bald an den Zerſtreuungen und Vergnügungen des Badelebens teilnehmen. Sie hat uns ſelbſt, in ausführlichen Briefen an den König, mit dem ſie ſehr regelmäßig korreſpondierte, ihr Leben geſchildert. Bei den erſten Klängen des Chorals, im ſchlichten weißen Morgengewand, den Trinkbecher in der Hand, erſchien Königin Luiſe am Brunnen. Sie pflegte die Stahlquelle mit etwas Eſelsmilch zu trinken und dabei fleißig ſpazieren zu gehen; denn anhaltende Bewegung im Freien hatte Hufeland zur großen Genugtuung des Königs vor allem empfohlen. Um 10 Uhr wurde unter den Linden an langen Tiſchen in großer Geſellſchaft das Frühſtück eingenommen, zu dem eine der Fürſtlichkeiten oder auch ein beſtimmter Kreis der Geſellſchaft einzuladen pflegte. Dann badete die Königin und nach kurzer Ruhe unternahm ſie, meiſt zu Pferde, wieder in größerer Geſellſchaft, einen Ausflug in Pyrmonts Umgegend, nach dem Friedenstale, auf den Königsberg, zum Waldeckſchen Schloß, oder wohin ſonſt das ſchöne Wetter lockte und Graf Bernſtorff, meiſt Leiter dieſer Ausflüge, die Geſellſchaft führte. Nach der Rückkehr wurde zu Mittag geſpeiſt. Gegen Abend vereinigte man ſich im Kurſaal zum Tee, wobei auch kleine Hazardſpiele nicht ausgeſchloſſen waren; zeitig wurde zu Abend gegeſſen und zeitig die Ruhe geſucht. Zuweilen aber gab es auch Konzerte und Bälle; und die Königin ſelbſt, nachdem Hufeland es geſtattet, hat ſich am Tanze beteiligt.

Wir beſitzen für dieſe Tage noch eine anmutige Schilderung der Königin; eine adlige Dame aus Hannover hat ſie aufgezeichnet, die 1806 in Pyrmont war, 49 Jahre ſpäter

das Bad wieder beſuchte und dabei ihre Erinnerungen an die Königin auffriſchte. „Königin Luiſe," ſo erzählt ſie, „trug, wie die junge Großfürſtin, mit der ſie gern ganz gleich war, ein weißes klares Gewand, deſſen Saum und Gürtel leichte Silberſtickerei deckte; weiß und ſilbernes Band im Haar, einen Strauß von Orangenblüten und Roſen. Ihre Schönheit, wenngleich von weichſter Frauenmilde und warm belebt von den ſchönſten Farben und dem ſeelenvollen Ausdruck der ſonnigen Augen, hatte etwas Statuengleiches, etwas durchaus Unſterbliches; eine Schönheit, von der die Blüte der Jugend hinweggeſtreift werden konnte, ohne ſie zu verringern. Leiſe Wehmut ... umgab, wenn ſie ſchwieg, ihren ſüßen Mund, überſchleierte die leuchtenden Augen; nichts aber glich ihrem Lächeln, ihrer holdſeligen Freundlichkeit, wenn ſie ſprach. Den hatte ein liebliches Geſchick umfangen, der eines Wortes von ihr ſich rühmen konnte ... Königin Luiſe war immer von engelgleicher Huld und Herablaſſung, nicht allein für die Kreiſe, die zunächſt ſie umgaben, nein, für alle" ... Sie ſah dann die Königin eines Abends beim Ball im Kurſaal. „Ich ſah ſie tanzen .. Sie ſchwebte dahin, nicht wie eine Staubgeborene, und niemand wäre erſtaunt geweſen, hätte ſie ihr Flügelpaar plötzlich entfaltet" ...

Luiſe fühlte ſich unendlich wohl in den heiteren Genüſſen dieſes zwangloſen Badelebens; langſam kamen ihr die verlorenen Kräfte wieder, deren ſie bald ſo dringend bedürfen ſollte. Hätte nur die leidige Politik nicht auch hier wieder in das ſonnige Glück dunkle Schatten geworfen. Die Königin, wir wiſſen es aus ihrer Unterredung mit dem Herzog von Braunſchweig, ſehnte ſich unausſprechlich nach Ruhe. Ihr Haß gegen Napoleon blieb immer der gleiche; aber der Wunſch nach Frieden ringsum überwog doch jede ſolche Leidenſchaft. Es war ganz in ihrem Sinne und hatte ihren vollen Beifall, wenn König Friedrich Wilhelm, der ſonſt nicht gerade gern zur Feder griff, „in einem Anfall politiſcher Verve", wie er ſelbſt ſagt, dem ruſſiſchen Kaiſer damals ausführlich den Plan entwickelte, der ſeinen eigenſten politiſchen Gedanken in ſich ſchloß: Man ſolle Ruhe halten und den übermächtigen Franzoſenkaiſer durch anſcheinende Reſignation in Sicherheit wiegen, um in der Stille alle Kräfte zu einer umfaſſenden Koalition bedächtig zu ſammeln. Königin Luiſe lobte die Denkſchrift des Königs als das Werk „ſeiner Hand, ſeines Herzens und ſeines Geiſtes"; ſie ermunterte ihn, ſo fortzufahren und überhaupt mehr Selbſtvertrauen zu faſſen, das allein ihm fehle.

Wie wenig aber kannten beide ihren Gegner, wenn ſie ernſtlich glaubten, daß er ihnen dazu Zeit laſſen werde! Während Luiſe noch in Pyrmont weilte, hörte man von den Umwälzungen, die ſich in Deutſchland vorbereiteten; man erfuhr auch, daß Napoleon Sachſen und Heſſen, deren Zugehörigkeit zur preußiſchen Intereſſenſphäre bisher ſtets geachtet war,

an ſich zu ziehen ſuche. Von preußiſcher Seite mußte dem entgegengearbeitet werden. Königin Luiſe ſelbſt hielt es für angezeigt, gegen den Kurfürſten von Heſſen, den ſie zu einem Beſuche in Pyrmont veranlaßte, die Liebenswürdige zu ſpielen, um, wie ſie ſagte, dem König „einen Freund mit 25000 Mann zu erhalten“. Der König billigte das höchlich, obgleich er im übrigen wünſchte, daß die Königin im Intereſſe ihrer Geſundheit der Politik ſich möglichſt fern halte.

Auch die innerpolitiſchen Bewegungen in Preußen trugen ihre Unruhe bis nach Pyrmont. Steins Denkſchrift gegen die Kabinettsregierung war, wie wir uns erinnern, nicht an den König gelangt. Da nahm Hardenberg ſich der Sache an. Und höchſt bezeichnend für die damaligen Zuſtände in Preußen wie für die Stellung der Königin iſt es, in welcher Weiſe das geſchah. Auch Hardenberg verzweifelte daran, auf den König, mit dem er doch nach ſeinem Rücktritt in nahen Beziehungen geblieben war, unmittelbar zu wirken; auch er glaubte die Vermitteiung der Königin nicht entbehren zu können. Er wandte ſich an den preußiſchen Geſandten in Kaſſel, den Fürſten Wittgenſtein, der ſich gleichfalls damals in Pyrmont aufhielt, um durch ihn den Rat und die Unterſtützung der Königin zu erlangen. Der König, ſo erklärte er ihm, ſehe die „traurige, ſchimpfliche und gefährliche Lage“ nicht, die ſeine Ratgeber ihm verſchleierten; auf der „richtigen Einſicht, dem Patriotismus und dem Ehrgefühl“ der Königin allein beruhe noch die einzige Hoffnung. Wie ſolle man dem König die Sache vorſtellen, der Wahrheit bei ihm Eingang verſchaffen? Sollen mehrere es zugleich tun oder einzelne? Und wann? Ueber alle dieſe Fragen ſollte die Königin entſcheiden. Der Rat der Königin entſprach den Vorſchlägen Hardenbergs; in einem Punkte aber ging ſie über deſſen Anſichten hinaus oder vielmehr trat ihnen geradezu entgegen. Sie empfahl, wie Wittgenſtein an Hardenberg ſchrieb, dem König die Sache in einem Aufſatz ſchriftlich vorzuſtellen, den mehrere, auch „Männer von Gewicht bei dem Militär“ unterſchreiben ſollten; aber ſie riet, auch Haugwitz mit zur Unterzeichnung heranzuziehen, und verſprach, den Grafen ſelbſt dafür zu gewinnen, wie ſie überhaupt im ſtillen wirken werde. Der verhaßte Name des Grafen Haugwitz genügte, um Hardenberg abzuſchrecken; er ließ den Gedanken einer Eingabe an den König fallen, der dann erſt ſpäter, wie wir ſehen werden, aber ohne Mitwirkung der Königin, von anderer Seite wieder aufgenommen und verwirklicht wurde.

Inzwiſchen ging die für Pyrmont urſprünglich in Ausſicht genommene Zeit zu Ende. Königin Luiſe, wie es ſcheint, wäre nicht ungern in dem Bade, in dem ſie Geneſung geſucht und wenigſtens Beſſerung gefunden, noch länger geblieben. Alle Kräfte, die ſie dort gewinne, ſollten doch nur, wie ſie verſicherte, dem Dienſte des Königs gewidmet werden, „ſollten ihm

Digitized by Google

tragen helfen, was der Himmel ihm beſchieden habe". „Ja, mein Freund," ſchrieb ſie ihm franzöſiſch, „meine Hingabe an Dich iſt ohnegleichen, dann kommen meine Kinder und der Staat und" — ſo fährt ſie deutſch fort — „mein Leben iſt nichts, wenn ich Euch glücklich machen könnte, wenn nur ein Vorteil für Dich, mein beſter Freund, daraus entſtehen könnte ... Ich bin an Deinem Herzen und gottlob in Deinem Herzen auf ewig Deine Luiſe." Sie regte ſelbſt an, daß auch der König nach Pyrmont kommen möge, und der König wäre ſehr geneigt dazu geweſen. Das müßige Badeleben mit ſeiner Zwangloſigkeit war ganz nach ſeinem Geſchmack. In Potsdam und Charlottenburg langweilte er ſich ohne ſeine Gemahlin fürchterlich. „Ich muß ausſehen, wie die verkörperte und wandelnde Langeweile, wenn ich mich in den Garten ſchleppe", ſchrieb er ſelbſt. Er las die ihm damals übergebenen Briefe Friedrichs des Großen an den eben verſtorbenen Herzog Friedrich Auguſt von Braunſchweig-Oels und ſchrieb auch für ſeine Gemahlin intereſſante Stellen daraus ab. Er ſuchte Zerſtreuung in weiten Spazierritten und im Theater, wo er Zacharias Werners „Weihe der Kraft", das Lutherſtück, das damals in Berlin großes Aufſehen machte, anhörte, aber auch Ballette und Tänzerinnen bewunderte. Die auswärtige Politik mit ihren Verwickelungen, die unruhigen Nachbarn, Napoleon und der ſchwediſche „Don Quixote", waren ihm ſo läſtig wie je. Immerhin hatte er ein Gefühl von dem Ernſt der Zeit, der ihm eine Entfernung nicht geſtattete, und Luiſe mußte ſich zur Rückkehr entſchließen, da ſie doch am Geburtstage ihres Gemahls nicht fehlen durfte.

So verließ die Königin am 29. Juli Pyrmont, gekräftigt, im beſten Wohlſein, wie ſie ſchreibt, voll Dank gegen Gott. Unterwegs, in Magdeburg, erhielt ſie einen Brief des Königs, der ihr die Nachricht vom Abſchluß des Rheinbundes beſtätigte, die ſchon die Geſellſchaft in Pyrmont in Beſtürzung verſetzt hatte. „Das kann nicht ſo bleiben," meinte Luiſe, „Napoleon iſt ein Elender." Einige Meilen vor Potsdam kam ihr der Gemahl entgegen, nicht ohne nach ſeiner Weiſe vorher ſich jede „Theaterſzene" bei der Begrüßung verbeten zu haben. „Du biſt und bleibſt doch das liebſte, was ich auf Erden habe," hatte er ihr eben noch mit Wahrheit deutſch geſchrieben; aber ſeine Gefühle zu zeigen, gar vor anderen zu zeigen, wäre ihm ein unmöglicher Gedanke geweſen. Am 1. Auguſt nahm das königliche Paar wieder im Charlottenburger Schloſſe Wohnung, deſſen ſandigen Vorplatz der König zur großen Freude der Königin in einen ſchönen Raſenplatz hatte verwandeln laſſen. Dort wurde auch am 3. Auguſt der Geburtstag des Königs gefeiert. Höfiſcher Glanz, Feſtmahl, Janitſcharenmuſik — es ſchien alles wie ſonſt, wie im Jahre zuvor. Allein über allen Anweſenden — einer davon, Prinz Louis Ferdinand, hat die Stimmung geſchildert — lag diesmal ein Gefühl drückender Schwüle, das namentlich bei dem König

Digitized by Google

Königin Luiſe

Oelgemälde von Böttner, 1799

Digitized by Google

bemerkbar wurde. Immer beunruhigender und bedrohlicher lauteten die Nachrichten von den Umwälzungen im Reiche, von den Bewegungen der französischen Truppen, den Plänen Napoleons — nur wenige Tage später und aus diesen dumpfen Besorgnissen entsprang ein Entschluß von verhängnisvollster Tragweite.

Wir stehen vor den Verwickelungen, die zum Kriege von 1806 und zum Zusammenbruch des alten Preußen führten; wir müssen ihrer näher gedenken, obgleich Königin Luise gar keinen unmittelbaren Anteil daran gehabt hat, oder vielmehr eben, um zu zeigen, wie das Geschick Preußens sich ganz ohne ihr Zutun vollenden sollte.

Die Allianz mit Frankreich, die dem preußischen Staate schwere Opfer in territorialer, kommerzieller und politischer Hinsicht auferlegte und das Ansehen Preußens im eigenen Lande wie in der ganzen Welt tief herabwürdigte, hatte als einzige Entschädigung den Verzicht Frankreichs auf Hannover zur Folge gehabt. Wenn man aber durch die Entfernung der französischen Truppen aus Hannover den Bedrängnissen Preußens ein Ende zu machen geglaubt hatte, so stellte sich dies bald als eine Täuschung heraus. Immer noch war Deutschland von französischen Truppen überflutet, deren Zurückziehung von preußischer Seite wiederholt und dringend, stets aber vergeblich angeregt wurde. Es waren gerade die Gebiete, deren Verteidigung gegen Frankreich Preußen hatte aufgeben müssen, Süddeutschland und der Niederrhein, von wo diese Truppenanhäufungen Preußen unbequem wurden. Die verzögerte Ausführung einiger Bestimmungen des französisch-österreichischen Friedens bildete für Napoleon einen willkommenen Vorwand, den größten Teil seiner Truppen in Süddeutschland zurückzulassen, um sie auf fremde Kosten zu ernähren und zugleich jedem möglichen Widerstand gegen die Umgestaltung Deutschlands vorzubeugen. In Schwaben, Bayern, Salzburg, Eichstedt standen französische Korps unter Lannes, Soult, Ney und Davout. Für Preußen besonders empfindlich war die Anwesenheit der Franzosen in Ansbach und der Oberpfalz; der Druck ihrer Gegenwart machte sich in Bayreuth und bis nach Sachsen hin fühlbar. Nicht minder lästig wurden sie am Niederrhein, wo sie in Wesel, das Napoleon gleich nach der Abtretung durch Preußen mit Frankreich vereinigt hatte, einen neuen Stützpunkt fanden. Schon Anfang Juli schien das Uebergewicht der französischen Truppen an den preußischen Grenzen so drohend und so gefährlich, daß man in Berlin im tiefsten Geheimnis die Notwendigkeit militärischer Schutzvorkehrungen erörterte.

Die Besorgnisse der preußischen Staatsmänner wurden noch durch die Lage der europäischen Politik und der deutschen Angelegenheiten gesteigert. Man wußte, daß wie zwischen Frankreich und Rußland, auch zwischen Frankreich und England über einen Friedensvertrag verhandelt wurde. Wie nun, wenn England die Rückgabe Hannovers zur

unumgänglichen Bedingung machte und Frankreich trotz aller Verträge darauf einging? Und in der Tat: gleich nach der Ankunft eines englischen Unterhändlers in Paris hieß es, daß der König von England sein Kurfürstentum zurückverlange und Preußen es werde herausgeben müssen. So erzählte man sich in Berlin, und so hörte man auch in Pyrmont. Zu gleicher Zeit erfuhr man von den Verhandlungen Frankreichs mit einer Anzahl deutscher Staaten über den Abschluß eines Sonderbundes außerhalb des deutschen Reichsverbandes. Preußen, das die süddeutschen Stände selbst der Vorherrschaft Frankreichs preisgegeben hatte, konnte an sich einem solchen Bunde nicht widersprechen; aber die militärische Uebermacht Napoleons in Deutschland zog doch dem Einflusse Preußens auch in Norddeutschland immer engere Schranken und schien die Hegemonie Frankreichs auch über Hessen, Sachsen und selbst die Hansastädte vorzubereiten. Hier aber fand das Zurückweichen Preußens ein Ende: in der Bedrohung der norddeutschen Stände sah Graf Haugwitz einen Angriff auf die Existenz Preußens.

Eigentümlicherweise schien gerade durch die Entwickelung der deutschen Angelegenheiten der Bruch zwischen Frankreich und Preußen, der Anfang Juli drohend nahe war, noch vermieden werden zu sollen. Um die Mitte Juli wurde von französischer Seite der preußischen Regierung die Mitteilung gemacht, daß der Abschluß des neuen Rheinbundes unmittelbar bevorstehe. Unter lebhaften Beteuerungen seines Wohlwollens und seiner Bundesfreundlichkeit und mit der Versicherung, daß er niemals in die Rückgabe Hannovers willigen werde, lud Napoleon Preußen ein, auch seinerseits mit den norddeutschen Ständen einen ähnlichen Bund abzuschließen. In Berlin nahm man diese Eröffnungen freundlich auf, um so mehr, da der Gedanke eines Norddeutschen Bundes immer ein Lieblingsgedanke des Grafen Haugwitz war, mit dem er sich auch in den letzten Monaten wieder beschäftigt hatte und dessen Verwirklichung er jetzt sofort näher trat. Gleich am Tage nach Empfang der französischen Aufforderung, am 23. Juli, begann er die Verhandlungen mit Kursachsen und Kurhessen. „Der neue Bund," so schrieb der König selbst dem Herzog von Braunschweig, „soll nach meinen Ideen kein anderes Ziel haben, als Verteidigung und gemeinsame Sicherheit. Alle sollen für alle einstehen." Man fürchtete wohl noch die nahe Möglichkeit eines neuen Zusammenstoßes zwischen Frankreich und Oesterreich; der eigenen Besorgnisse hielt man sich für den Augenblick überhoben. In die neue Ordnung der Dinge in Deutschland fand man sich unschwer, obgleich der König persönlich durch die dabei erfolgte Beraubung seines Schwagers, des Prinzen von Oranien-Fulda, empfindlich berührt wurde; die tatsächliche Auflösung des Deutschen Reiches, aus dem Preußen selbst sich längst mehr und mehr losgelöst hatte, wurde in Berlin im allgemeinen wenig bemerkt und kaum bedauert. Der

Digitized by Google

Norddeutſche Bund ſchien die preußiſchen Sonderintereſſen hinreichend zu ſichern. Ohne deshalb das Mißtrauen gegen die napoleoniſche Politik ganz aufzugeben, hoffte man doch durch feſte Abgrenzung der beiderſeitigen Intereſſenkreiſe zu einem ruhigen und ſelbſt freundſchaftlichen Verhältnis der beiden Staaten gelangen zu können. Nachdem die Franzoſen aus Hannover verdrängt und damit die Urſache vieler Schwierigkeiten der letzten Jahre beſeitigt war, ſollte es nicht möglich ſein, die Politik von 1795 und 1796 erfolgreich wieder aufzunehmen und die Ruhe und Neutralität Norddeutſchlands und damit auch Preußens auf die Dauer ſicher zu ſtellen?

Ein Hindernis aber ſtand einer ſolchen friedlichen Entwickelung nach wie vor entgegen: im Weſten wie im Süden ſah ſich Preußen von überlegenen franzöſiſchen Streitkräften umklammert, die bei jedem Anſchein eines Zerwürfniſſes Preußen im erſten Anlauf überwältigen konnten. War dabei eine freie Entſchließung, eine ſelbſtändige Politik denkbar? Durfte man hoffen, die Neubegründung des Syſtems der norddeutſchen Neutralität unter dem Drucke ſolcher Heeresmaſſen ungeſtört durchführen zu können? Eben von dieſen Truppen kamen jetzt Nachrichten, nach denen die ſchon geplante Anordnung militäriſcher Schutzmaßregeln ohne ernſte Gefährdung des Staates nicht länger aufſchiebbar erſchien.

Aus Weſtfalen meldete General Blücher von der auffälligen Verſtärkung der franzöſiſchen Garniſon in Weſel, von der Zuſammenziehung eines Truppenkorps von 40000 Mann an der Lippe, eines anderen bei Düſſeldorf; er fügte hinzu, alle dieſe Maßregeln könnten nur gegen Preußen gerichtet ſein, dem man die Grafſchaft Mark und ganz Weſtfalen nehmen wolle. Aus Regensburg berichtete der preußiſche Geſandte am Reichstage von der ununterbrochenen Vermehrung der franzöſiſchen Truppen in Süddeutſchland; überall ſpreche man von dem bevorſtehenden Wiederausbruch des Krieges. Wenn er es dabei zweifelhaft ließ, ob ſich die Bewegungen der Franzoſen gegen Preußen oder gegen Oeſterreich richteten, ſo meldete der Geſandte in München beſtimmter, daß nach einer in Bayern allgemein verbreiteten Anſicht die Franzoſen gegen Sachſen und Preußen vorrücken und wie Ansbach auch Bayreuth dem preußiſchen Staate entreißen würden. Von Dresden ſelbſt wurden Befürchtungen vor einem plötzlichen Einmarſch der Franzoſen berichtet.

Alle dieſe Nachrichten über die Bewegungen der franzöſiſchen Truppen, zuſammen mit den immer beſtimmter auftretenden Gerüchten über die Abſichten Murats gegen die Grafſchaft Mark, Bayerns gegen Bayreuth, mußten durch ihr gleichzeitiges Eintreffen in den erſten Tagen des Auguſt 1806 ſchwere Beunruhigung in Berlin hervorrufen. Indem man aber noch ſchwankte, ob man eine gegen Preußen oder gegen Oeſterreich gerichtete Abſicht annehmen ſolle, lief von der preußiſchen Geſandtſchaft in Paris die Nachricht ein,

Digitized by Google

daß nach der Mitteilung eines engliſchen Diplomaten Napoleon den Engländern die Rückgabe Hannovers zugeſagt habe. Damit ſchien die Lage geklärt: es war nicht mehr zweifelhaft, daß die franzöſiſchen Truppen beſtimmt ſeien, Preußen einen neuen Vertrag und neue Opfer aufzunötigen. Graf Haugwitz, der die Urſache der ungünſtigen politiſchen Stellung Preußens ſchon immer in ſeiner militäriſchen Schwäche gegenüber Frankreich erkannt hatte, empfahl jetzt, was er bereits bei den Kriſen der preußiſchen Politik in den Jahren 1803 und 1804 empfohlen hatte: er riet dem König, auch ſeinerſeits militäriſche Rüſtungen vorzunehmen, um auf alle Möglichkeiten vorbereitet zu ſein. König Friedrich Wilhelm, der ſich der übereilten Abrüſtung im Januar und ihrer verhängnisvollen Folgen erinnerte und den jetzt beſonders die Nachricht über die drohende Rückgabe Hannovers erbittert zu haben ſcheint, ging auf den Vorſchlag ſeines Miniſters ein: unter dem 9. Auguſt wurden die Befehle erlaſſen, welche den größten Teil der preußiſchen Truppen auf Kriegsfuß ſetzten und ihnen zugleich die Stellungen anwieſen, aus denen ſie einem Angriff der Franzoſen vom Niederrhein oder von Süddeutſchland her entgegentreten konnten; denn nicht auf einen Bruch oder gar auf einen Krieg mit Frankreich war es zunächſt abgeſehen: nur gegen einen plötzlichen Ueberfall, auf den alles hinzudeuten ſchien, wollte man ſich ſicher ſtellen; nur dem Zwange einer militäriſchen Demonſtration wollte man nicht wieder waffenlos erliegen.

Dieſe Rüſtungen, deren Anlaß und Zweck nur wenigen bekannt wurden, erregten in Berlin um ſo größeres Aufſehen, als ſie offenkundig von den bisherigen Vertretern der Allianz mit Frankreich ausgingen. In den Kreiſen der Patrioten, die wir oben ſchilderten, war es nicht unbekannt, daß gerade Haugwitz auf die Ergreifung militäriſcher Vorſichtsmaßregeln am meiſten hingedrängt hatte. Dennoch glaubte man aufs neue gegen den leitenden Miniſter und die Kabinettsräte vorgehen zu müſſen, und zwar hauptſächlich, weil man fürchtete, das Verbleiben dieſer Männer in ihren Aemtern werde nicht bloß den patriotiſchen Aufſchwung in Preußen lähmen, ſondern auch die befreundeten Regierungen mit Mißtrauen erfüllen und von tatkräftiger Unterſtützung zurückhalten. Eine neue Eingabe wurde von Johannes Müller entworfen und, wie die Königin empfohlen hatte, von den Prinzen, Stein u. a. unterzeichnet, dem König am 2. September in Charlottenburg durch einen Adjutanten Rüchels überreicht. Sie verlangte ehrerbietig, aber beſtimmt die Entfernung von Haugwitz, Lombard und Beyme. König Friedrich Wilhelm geriet, wie ſich denken läßt, durch den in Preußen bisher unerhörten Vorgang in lebhaften Unwillen. Er warf den Bittſtellern vor, daß ſie ſelbſt durch ihr Verhalten die öffentliche Meinung irre führten und das ſo notwendige Vertrauen zur Regierung ſchwächten, tadelte den herrſchenden Parteigeiſt, der den Verfall des Vaterlandes herbeiführen werde, und verbat ſich übrigens für die

Digitized by Google

Zukunft „sehr bestimmt“ derartige Eingaben. Den in der Armee dienenden Prinzen befahl er, sich sogleich auf ihre Posten zu verfügen. Prinz Louis Ferdinand bat vergeblich um die Erlaubnis, sich persönlich vom Könige verabschieden zu dürfen; auch eine Audienz bei der Königin wurde ihm verweigert. Von Schloß Bellevue aus nahm er von ihr in einem Briefe Abschied, über dem schon die Ahnung des nahen Todes schwebte. „Ich scheide,“ so schrieb er der Königin, „mit dem festen Entschluß, mein Blut für den König und mein Vaterland zu vergießen, doch ohne die Hoffnung, es retten zu können.“

Wiederum hat Königin Luise hierbei die Hoffnungen der Patrioten enttäuschen müssen. Sie war zugegen, als die Eingabe der Prinzen dem König überreicht wurde, und wenn sie auch in tiefer Bewegung ihre Tränen dabei nicht verbergen konnte, so unterließ sie doch, wie man erwartet hatte, auf den König im Sinne der Prinzen einzuwirken. War sie, wie ihre Oberhofmeisterin, der Ansicht, daß es doch alles nichts nützen werde? Oder ist es richtig, was damals viel erzählt und geglaubt wurde, daß, angeblich durch Wittgenstein vermittelt, eine Annäherung zwischen ihr und dem Grafen Haugwitz stattgefunden hatte? Prinzessin Luise Radziwill versichert in ihren Aufzeichnungen, Graf Haugwitz habe (wie früher schon Beyme) dem König vorgeschlagen, die Königin zu den politischen Beratungen heranzuziehen. Eine Bestätigung für diese Nachricht hat sich sonst nicht gefunden. Gewiß ist aber, daß Königin Luise gegenüber der Gemahlin des Prinzen Wilhelm, der die Eingabe unterschrieben hatte, den Grafen Haugwitz verteidigt hat, wie sie auch bei dem russischen Geschäftsträger, Grafen Stackelberg, für ihn eingetreten ist. Sie habe, so sagte sie ihm, mehr als andere Vorurteile gegen den Minister gehabt, allein er habe sich in ihren Augen völlig gerechtfertigt und ihr bewiesen, daß die vorgekommenen Fehler gegen seinen Rat begangen seien, und sich dabei auf den König berufen. „Haugwitz,“ fügte sie wiederholt hinzu, „ist ein Ehrenmann und guter Patriot; ich habe ihm auch erlaubt, so oft mit mir zu reden, als er will.“ In demselben Sinne hat die Königin in einem Schreiben gegen Kaiser Alexander selbst sich ausgesprochen. Allein gerade hier erfahren wir mit aller Zuverlässigkeit, daß die Königin bei ihrer Verteidigung von Haugwitz im wesentlichen nur dem bestimmten Willen des Königs sich gefügt hat, daß sie aber wenigstens die Beziehungen Preußens zu den Feinden Napoleons, Rußland und England, dem Einfluß des Ministers gänzlich entzogen wissen wollte. In denselben Tagen, wo sie die Unterredung mit Graf Stackelberg hatte, ließ sie durch Fürst Wittgenstein dem russischen Gesandten Alopeus eröffnen, daß sie den Brief an Kaiser Alexander mit der Apologie für Haugwitz nur auf ausdrücklichen Befehl geschrieben habe und nur unter diesem Gesichtspunkte zu betrachten bitte. Sie bekenne sich nicht zu den darin ausgesprochenen Ansichten, wünsche vielmehr, der Kaiser möge dem König

Digitized by Google

ſchreiben, daß er zwar weit entfernt ſei, die Wahl der Perſonen beeinfluſſen zu wollen, denen der König ſein Vertrauen ſchenke; daß er aber infolge der zwiſchen ihnen beſtehenden Freundſchaft als eine Gefälligkeit von ihm erbitte, bei allen Verhandlungen mit Rußland nur den Freiherrn von Hardenberg zu verwenden. Die Königin fügte ſelbſt den Wunſch hinzu, daß von engliſcher Seite eine ähnliche Eröffnung erfolge (Bericht von Alopeus vom 11. September).

Das Verlangen der Königin ging raſch in Erfüllung: Was Wittgenſtein zu Alopeus geäußert, wurde von Kaiſer Alexander zum Teil wörtlich in einem Briefe an den König vom 24. September wiederholt. Natürlich blieb es zunächſt ebenſo wirkungslos, wie alles, was damals verſucht wurde, um den König von Haugwitz, Lombard und Beyme zu trennen.

Wie weit auch Königin Luiſens Nachgiebigkeit gegen die Neigungen des Königs damals gegangen ſein mag, über ihre wahre Geſinnung kann kein Zweifel beſtehen. Von ihrer Badereiſe war ſie in trüber Stimmung zurückgekommen; der Rheinbund und ſeine Folgen, die Unterwerfung des Landes ihrer ſchönen Jugendtage unter franzöſiſche Herrſchaft, der Untergang des „Reichs“ erfüllte ſie mit tiefem Schmerze. Sie entſchuldigte das ihr ſo teure Haus Heſſen-Darmſtadt, das, der eiſernen Notwendigkeit ſich beugend, dem Rheinbunde beigetreten ſei; aber ſie tadelte ſcharf das Verhalten Dalbergs, der den Patrioten ſpiele und doch nur ein abſcheulicher Egoiſt ſei. Die ganze Wucht ihres Zornes aber warf ſie auf Napoleon, den Teufel, der den deutſchen Staaten ſage: „Ich nehme euer Land oder ihr gehorcht mir als Sklaven“ — wie ein highway-man, der „die Börſe oder das Leben“ rufe. Sie ſah den Tag kommen, wo auf Befehl dieſes „Auswurfs der Hölle“, für eine Sache, die blutige Tränen koſte, der Deutſche den Deutſchen werde erwürgen müſſen.

Trotz dieſer Erbitterung der Königin gegen Napoleon: an dem Entſchluß zur Mobiliſierung, unſere Darſtellung zeigte es ſchon, hatte Luiſe keinen Anteil. Sie hat ſelbſt ſpäter einmal, in einem Augenblick, wo abermals die Entſcheidung über Krieg und Frieden auf des Meſſers Schneide ſtand, im Jahre 1809, in einem Schreiben an Bruder Georg erklärt: ſie habe 1806 „nicht der Sache den Ausſchlag gegeben“, obgleich es ihr immer nachgeſagt werde. „Aber,“ fügte ſie dann raſch hinzu, „die Folgen beweine ich oft — nicht aber das Prinzip der Handlung und nicht die Handlung ſelbſt. Nie werde ich beweinen, was Ehre und Selbſtgefühl heiligten.“ Königin Luiſe war überzeugt, daß der Krieg mit Napoleon früher oder ſpäter unvermeidlich ſei; ſie bekämpfte jede weitere Nachgiebigkeit gegen Frankreich; ſie verlangte Preußens Schutzherrſchaft über die norddeutſchen Stände — aber wir haben keinerlei Zeugnis, daß ſie gerade im Auguſt und September 1806 irgendwie den Ausbruch des Krieges beſchleunigt oder nur gewünſcht hätte.

Digitized by Google

Das Charakteriſtiſche an der preußiſchen Mobilmachung von 1806 iſt vielmehr unzweifelhaft, daß dieſer befreiende Entſchluß, der in dem zwieſpältigen preußiſchen Nationalgefühl eine gewiſſe Einheit wieder herſtellte, der erſte Schritt zur Wiedererhebung Preußens nach tiefem Falle, gerade von Graf Haugwitz ausging, wie er auch die weiteren Verhandlungen geleitet hat. Was geſchah, war zunächſt nur eine militäriſche Demonſtration zur Abwehr eines etwaigen Angriffes. Graf Haugwitz vermied alles, was auf eine neue Koalition hätte hindeuten können; er verharrte ſo lange als möglich in der ruhigen defenſiven Haltung, die er von Anfang an eingenommen hatte. Er ſelbſt hat immer behauptet, daß er damit nur für die militäriſchen Vorbereitungen habe Zeit gewinnen wollen. Indem man nun aber rüſtete, brach in der Armee wie im Volke die Erbitterung gegen Napoleon wieder in hellen Flammen aus. „Die Exasperation," ſchreibt der öſterreichiſche Geſandte aus Berlin, „iſt ſo allgemein, daß dieſer Krieg unzweifelhaft der populärſte werden wird, den Preußen je geführt hat." Man nahm ſich vor, diesmal die Waffen nicht eher niederzulegen, als bis die Entfernung der franzöſiſchen Truppen den unerträglichen Zuſtänden in Deutſchland ein Ende gemacht habe. Nur dann könne auch der Norddeutſche Bund ohne Störung und in freier Selbſtändigkeit ſich bilden und entwickeln. Es ſcheint nicht, daß Graf Haugwitz ſelbſt an einen freiwilligen Rückzug der Franzoſen aus Deutſchland geglaubt hat. Wenn nun ein neuer Geſandter, der General von Knobelsdorff, mit dem Auftrag nach Paris geſchickt wurde, die Zurückziehung der franzöſiſchen Truppen zu fordern, ſo konnte Haugwitz ſich nicht verhehlen, daß Preußen damit zur Offenſive übergehe und einem Bruche mit Frankreich entgegentreibe.

Napoleon hatte anfangs die Nachrichten von den preußiſchen Rüſtungen im Bewußtſein ſeiner Ueberlegenheit mit kalter Ruhe aufgenommen; er traf ſelbſt, wie es ſcheint, vorbereitende Maßregeln zur Zurücknahme der franzöſiſchen Truppen aus Deutſchland, nachdem Oeſterreich ſich mit der Neueinrichtung Deutſchlands einverſtanden erklärt und ein ruſſiſcher Diplomat in Paris einen Friedensvertrag unterzeichnet hatte, in dem die Räumung Deutſchlands von den Franzoſen vereinbart war. Als er nun aber am 3. September erfuhr, daß Kaiſer Alexander dieſen Frieden zu ratifizieren ablehne, lag es für ihn nahe, in dem Zuſammentreffen der preußiſchen Rüſtungen mit der Verwerfung des ruſſiſchen Friedens das Anzeichen für die Bildung einer neuen Koalition zu erblicken. Er erklärte am 7. September dem General Knobelsdorff, daß er ſeine militäriſche Machtſtellung in Süddeutſchland behaupten werde, ſolange Rußland keinen Frieden geſchloſſen habe; dagegen forderte er jetzt ſeinerſeits mit allem Nachdruck die Zurückführung der preußiſchen Truppen auf den Friedensfuß, wofür er Verminderung der franzöſiſchen Truppen in Weſtfalen in Ausſicht ſtellte.

Digitized by Google

Für Graf Haugwitz bedurfte es dieſer Antwort Napoleons nicht mehr; er hatte mindeſtens von dem Augenblick an, wo er gegen Ende Auguſt die Nachricht von der Verwerfung des ruſſiſchen Vertrages durch Alexander erhielt, jede Hoffnung auf Erhaltung des Friedens aufgegeben. Aber bei König Friedrich Wilhelm und beſonders bei ſeiner nächſten Umgebung war die Ueberzeugung von der Unvermeidlichkeit und Notwendigkeit des Krieges noch keineswegs durchgedrungen. Von General Köckritz urteilte die wieder ſehr kriegeriſch geſtimmte Gräfin Voß, „er ſei dümmer als je". In Friedrich Wilhelms widerſpruchsvollem Verhalten offenbarte ſich deutlich der unkriegeriſche Zug ſeines Weſens. Er war feſt entſchloſſen und ſprach es dem Geſandten des Kurfürſten von Heſſen ſchon im Auguſt aus, „daß, ſo lange noch Franzoſen in Deutſchland wären, er ſeine Truppen nicht wieder nach Hauſe gehen laſſen würde": aber er hielt es anſcheinend doch nicht für unmöglich, daß Napoleon wirklich ſeine Heeresmaſſen ohne Kampf zurückziehen werde. Er ſuchte im tiefſten Geheimnis durch ſeines Vaters Schweſter, die Mutter des Prinzen von Oranien, mit England geheime Verhandlungen anzuknüpfen, wobei er ſich gegen Verzicht des König-Kurfürſten auf Hannover ſelbſt zu einem Angriffskrieg auf Napoleon mit weit geſteckten Zielen geneigt zeigte: eine kriegsfreudige Stimmung aber war überall nicht in ihm zu ſpüren. Aus ſeinen düſteren und trübſeligen Mienen ſchien der ganze Ernſt der Zeit zu ſprechen: doch die Zerſtreuungen des Hoflebens erfuhren auch in dieſen Tagen keine Unterbrechung. Es war faſt wie im letzten Winter, wo Prinz Louis Ferdinand in Worten flammenden Zornes die Berliner Vergnügungsſucht gegeißelt hatte, „während man vor einem gefährlichen und langwierigen Kriege ſtehe und dem Verderben entgegeneile." Mitten im Lärm der Rüſtungen und zwiſchen den Beſichtigungen durchmarſchierender Regimenter wurde wieder durch Tanz und Schauſpiel der Geburtstag des Erbprinzen Georg gefeiert und am 25. Auguſt der Stralauer Fiſchzug beſucht; man veranſtaltete Ausflüge nach der Pfaueninſel und Frühſtücke im Hofjäger und ging faſt allabendlich ins Theater. Die Berliner und Potsdamer Regimenter rückten aus, die Feldequipage des Königs fuhr ab, nur der König ſelbſt zögerte und zögerte, obgleich Königin Luiſe längſt ſeine Abreiſe wünſchte.

Den letzten Schwankungen machte erſt Knobelsdorffs Bericht über ſeine Unterredung mit Napoleon, den man ſpät am Abend des 16. September in Berlin erhielt, ein Ende. Jetzt mag auch der König erkannt haben, daß der Krieg unabwendbar ſei, und die Abreiſe wurde endgültig beſchloſſen. Königin Luiſe ſollte den Gemahl begleiten und bis zum Ausbruch der Feindſeligkeiten im Hauptquartier verbleiben. Am 18. September empfing die Königin vor den Toren Berlins ihr Regiment. In einem Reitkleid in den Farben des Regimentes, blau mit Ponceau-Kragen und -Rabatten, begleitete ſie es durch Berlin nach

Charlottenburg, wo den Offizieren im Schloß ein Feſt gegeben wurde, bei dem man die Geſundheit des „vortrefflichen“ Chefs, wie der Kommandeur Kalckreuth ſagte, mit Begeiſterung trank. Noch an demſelben Tage nahmen König und Königin Abſchied von den Prinzen und Prinzeſſinnen, die in Berlin zurückbleiben ſollten. Prinzeſſin Wilhelm fand den König blaß und bewegt, aber ergeben in Gottes Fügung. Seine Worte und ſein Betragen rührten ſie ſo, daß ſie Mitleid mit ihm empfand. In Bellevue, bei Prinzeſſin Luiſe Radziwill, zeigte ſich der König ruhig und gefaßt, ohne Täuſchung über die Schwere der bevorſtehenden Entſcheidung, aber voll Vertrauen in ſeine Armee. Auch von dem Bruder der Prinzeſſin, Prinzen Louis Ferdinand, ſprach er und von den Erwartungen, die er auf ihn ſetze. Prinzeſſin Luiſe geleitete beide hinaus. Der König, ſeiner Bewegung nicht mehr Meiſter, ſchwang ſich eilig auf ſein Pferd und ſprengte im Galopp davon; die Königin, die im Wagen gekommen war, flüſterte der Prinzeſſin beim Abſchiede zu: „Sagen Sie ihm, ich baue ganz auf ihn.“

Am 20. September verließ das Königspaar Berlin, das die Königin wenige Wochen ſpäter auf einige Stunden als Flüchtling, der König erſt nach Jahren wiederſehen ſollte. In Charlottenburg verabſchiedeten ſie ſich unter Tränen und Küſſen von ihren Kindern; „er gab mir einen langen ſtarken Kuß“, ſagte der kleine fünfjährige Karl. Am nächſten Tage fuhren ſie von Potsdam ab, die Königin, die ihre aus Süddeutſchland geflüchtete Schweſter Friederike noch hatte begrüßen können, mit der Oberhofmeiſterin; der König mit General Köckritz, der nicht aufhörte, ſeiner Unzufriedenheit Ausdruck zu geben. Ueber Magdeburg, wo der König die Feſtungswerke beſichtigte, und Halle erreichten ſie am 23. September das preußiſche Hauptquartier in Naumburg.

Erſt in der Nacht vom 24. zum 25. September reiſte Napoleon von Paris ab, auch er mit ſeiner Gemahlin, die ihn bis Mainz begleitete. Es war wohl das einzige, worin die beiden Männer damals ſich glichen: der Preußenkönig, deſſen natürliche Schwächen, Unentſchloſſenheit und Energieloſigkeit, im Kriege nur noch ſtärker und gefährlicher hervortreten mußten, und der franzöſiſche Imperator, der die Wucht ſeines Willens und die Schlagkraft ſeines Genius gerade im Kriege zu ihrer höchſten Spannung und zu ihrer größten Leiſtung immer ſteigerte.

Digitized by Google

Siebentes Kapitel

Im Kriege

(1806—1807)

I. Von Naumburg bis Stettin

Im preußiſchen Hauptquartier zu Naumburg ſammelten ſich um den König und den Herzog von Braunſchweig, dem der Oberbefehl des Heeres übertragen war, die Generale und die Leiter der preußiſchen Politik, der Miniſter Graf Haugwitz mit dem bisherigen Geſandten in Paris, Lucchesini, und dem Geheimen Kabinettsrat Lombard. Von den deutſchen Fürſten, die zu Preußen hielten, erſchienen der immer treue und entſchloſſene Herzog Karl Auguſt von Sachſen-Weimar und der Prinz von Oranien-Fulda; nach manchen Schwankungen und Zweideutigkeiten fand ſich auch der Kurfürſt von Heſſen ein, doch ohne ſich politiſch binden zu wollen. Neben der Königin mit ihrem Gefolge kamen noch andere Fürſtinnen, die Schweſter des Königs, Kurprinzeſſin Auguſte von Heſſen, und die Freundin der Königin, Erbprinzeſſin Maria Pawlowna von Sachſen-Weimar, die jedoch noch vor Ausbruch der Feindſeligkeiten nach Berlin reiſten.

Die Königin litt bei der Ankunft in Naumburg an ſchmerzhaftem Kopfreißen; erſt nach einigen Tagen, als die Sonne prächtiges Herbſtwetter brachte, wagte ſie auszufahren, wie gewöhnlich weiß gekleidet, auf dem meiſt unhüllten Kopfe ein Hut mit Kornblumen und Cyanen. Zu dem Volke, das auch hier in Kurſachſen, wie überall, neugierig und teilnehmend ihr folgte, ſagte ſie wohl, wie man in Naumburg erzählt: „Ei, ihr Leutchen,

was lauft ihr mir denn ſo nach, ich bin ja auch weiter nichts als eine Soldatenfrau.“ Sie liebte es, die durchziehenden Truppen zu beſichtigen, und an ſchönen Nachmittagen unternahm ſie Ausflüge in die Umgegend, in die Naumburger Weinberge und zu einer Anhöhe jenſeit der Saale, wo ſie ſchon bei ihrer Brautreiſe und im Jahre 1799 geraſtet hatte, und wo jetzt ein Gedenkſtein an Königin Luiſe erinnert. Der König hat einmal von Naumburg aus das nahe Schlachtfeld von Roßbach beſucht. Abends vereinigte die Königin um ihren Teetiſch Generale und Diplomaten, wobei namentlich Luccheſinis Erzählungen die Unterhaltung belebten.

Die Stimmung in Naumburg ſchwankte zwiſchen Siegeshoffnungen und Niedergeſchlagenheit. Gegen die preußiſche Politik und ihren oberſten Vertreter, Graf Haugwitz, war auch jetzt noch keineswegs alles Mißtrauen geſchwunden, und in der Heeresleitung vermißte man den fortreißenden Schwung der Offenſive. Der kriegeriſche Geiſt aber und die Kampfesfreude in Offizieren und Soldaten weckten die froheſten Hoffnungen; wenigſtens die erſten Zuſammenſtöße mit Napoleon glaubte man ſiegreich beſtehen und jedenfalls ſo lange ſtandhalten zu können, bis die Ruſſen und vielleicht auch die Oeſterreicher zu Hilfe kämen.

Aehnliche Stimmungen lebten in Königin Luiſe. Sie wußte, daß es nun kein Zurück mehr gab; hinter ihr, wie ſie ſchrieb, lagen „Feigheiten und Erniedrigungen“, vorwärts winkte der Weg der Ehre. Sie ahnte wohl, daß dieſer Weg auch zum Untergang führen könne, und ſie war weit entfernt von jedem törichten Siegesdünkel. Aber ſie fand den Geiſt der Truppen und ihre Kampfesluſt ſo herrlich, die Erbitterung der ganzen Nation ſo kraftvoll, und von allen Seiten brachte man ihr ſo viel Hingebung und Vaterlandsliebe entgegen, daß ſie daraus „Mut für die Zukunft“ ſchöpfte. Wurde doch ſelbſt der König, dem ſonſt jede Annäherung ſeiner Untertanen eher läſtig war, davon gerührt, wie man ſeinen Wagen umdrängte und ihn und die gute Sache ſegnete. Mit vollem Vertrauen rechnete die Königin auf Rußlands Hilfe. Noch von Berlin aus, wenige Tage vor der Abreiſe, hatte ſie dem Kaiſer Alexander geſchrieben, daß nächſt dem preußiſchen Heere ſeine Freundſchaft ihr Zuverſicht gebe. Mit der ganzen gefühlsſeligen Ueberſchwenglichkeit des 18. Jahrhunderts beteuerte ſie ihm dabei: „Ich glaube an Sie, wie ich an Gott glaube, und meine Freundſchaft für Sie wird nur zugleich mit meinem Glücke enden.“ Und von Naumburg aus wiederholte ſie: „Die Zukunft hängt weſentlich von Ihnen ab, und ich bin ganz ruhig, da ich Sie kenne.“

In politiſcher Hinſicht war bald nach der Ankunft des Königs in Naumburg bereits das entſcheidende Wort gefallen. Am 26. September wurde ein Kurier mit einem Schreiben des Königs an Napoleon und mit einer Note abgeſandt, worin in aller Form der Rückzug

Digitized by Google

der franzöſiſchen Truppen aus Deutſchland und die freie und ungeſtörte Zulaſſung des Norddeutſchen Bundes verlangt wurde. Würde eine befriedigende Antwort bis zum 8. Oktober nicht eintreffen, ſo ſollte zum Angriff geſchritten werden. Nicht um noch eine Tür für den Frieden offen zu halten, an den man nicht mehr glaubte, gewährte man dieſe letzte Friſt, ſondern allein um noch einige Tage für die militäriſchen Vorbereitungen zu gewinnen, mit denen es nur recht langſam vorwärts ging.

Nach längeren Beratungen hatte man ſich zu dem Plane geeinigt, über den Thüringer Wald hinweg die franzöſiſchen Truppen in Süddeutſchland anzugreifen, die man noch vor ihrer Vereinigung überraſchen zu können meinte. Der Gedanke kam nicht zur Ausführung. Wollte man eine ſo entſchiedene Angriffsbewegung vor Ablauf der im Ultimatum geſtellten Friſt vermeiden? Oder, was wahrſcheinlicher iſt, hinderten militäriſche Bedenken, wie die Rückſichtnahme auf die eigenen noch unvollendeten Rüſtungen und die verſpätete Mobiliſierung der ſächſiſchen Truppen? Oder lag die Urſache zugleich auch in dem Grundübel, an dem die preußiſche Heeresleitung ebenſo krankte wie vorher die preußiſche Politik: an der lähmenden Unentſchloſſenheit?

Genug, die Tage verſtrichen; erſt Anfang Oktober wurde die Hauptarmee allmählich näher an den Thüringer Wald heran nach Südweſten geſchoben, und erſt am 4. Oktober, als ſich die Nachricht von der Ankunft Napoleons in Würzburg verbreitete, wurde auch das Hauptquartier nach Erfurt verlegt. Als der Zug der Wagen und Geſchütze mit den Truppenmaſſen lang und langſam ſich über die Brücke von Köſen bewegte, beobachtete ihn der glänzendſte literariſche Gegner Napoleons, Friedrich Gentz, den Graf Haugwitz zur Mitarbeit an dem preußiſchen Kriegsmanifeſt zu ſich berufen hatte; er empfand, und vielleicht nicht er allein, daß ſich in dieſem Augenblicke die Entſcheidung vorbereitete über die Freiheit oder die Unechtſchaft Mitteleuropas.

Erfurt bot dasſelbe Schauſpiel wie Naumburg: militäriſche Beratungen, fürſtliche Beſuche, unaufhörliche Truppendurchzüge, ein unentwirrbares Gewühl und Durcheinander von Menſchen, Pferden, Kanonen. Der König ſtudierte dort den Plan der Schlacht von Auſterlitz. Die Königin hatte die Freude, ihre Schweſter, Herzogin Charlotte von Hildburghauſen, bei ſich zu ſehen. Sie beſuchte den Petersberg und ließ ſich mit ihren Damen abends von Lucchesini Geſpenſtergeſchichten erzählen. Ihre fortdauernde Anweſenheit im Hauptquartier — ſeit dem Großen Kurfürſten hatte ſich kein preußiſcher Herrſcher von ſeiner Gemahlin ins Feld begleiten laſſen — erfuhr ſehr verſchiedene Beurteilung. Während viele, vielleicht die meiſten, die Entfernung der Königin auch um ihrer eigenen Sicherheit willen wünſchten, hielten andere, die ſich ihres Einfluſſes auf den König zu bedienen gedachten,

ihre fernere Gegenwart für notwendig. Sie selbst, hierin wie sonst, fügte sich lediglich dem Willen des Königs, der sie so lange als irgend möglich bei sich zu haben verlangte.

In Erfurt, am 9. Oktober, empfing Königin Luise auch Friedrich Gentz, der eine ausführliche Aufzeichnung über den Verlauf seiner Audienz und die dabei empfangenen Eindrücke hinterlassen hat. Die Königin äußerte sich über den Krieg in dem Sinne, den wir schon kennen: Die politischen Motive ließ sie beiseite, obgleich ihre Worte sonst auch hierin scharfes Verständnis bewiesen. Für sie war der Krieg nicht das Ergebnis politischer Berechnungen, sondern „ein Gebot der Ehre und der Pflicht". Uebrigens sei sie nicht befragt worden, wie sie überhaupt bei öffentlichen Angelegenheiten nie zu Rate gezogen werde. Ganz nach dem Herzen von Gentz waren dann ihre Aeußerungen über Oesterreich und Rußland. Es mag nicht völlig ohne politische Absicht gewesen sein — Gentz war ja vor einigen Jahren aus preußischen in österreichische Dienste übergetreten —, aber es entsprach doch auch, wie wir wissen, ihrem innersten Empfinden, wenn sie sich dabei über Oesterreich mit besonderer Wärme äußerte und Oesterreichs Unglück mit Tränen in den Augen beklagte. Aus „dem Reiche" stammend, hatte sie eine angeborene Sympathie für Oesterreich, womit ihre politische Ueberzeugung im Einklang war. Sie rühmte Kaiser Alexanders Eifer, seine Hingebung und seine persönlichen Tugenden; allein für die Freiheit Europas wünschte sie doch die Einigung der Deutschen, die Einigung vor allem Preußens und Oesterreichs. Es waren die Gedanken, die Gentz seit Jahren vertrat, die Prinz Louis Ferdinand mit ihm teilte, und die auch bei der Königin Eingang gefunden hatten.

Ueberhaupt hat Gentz von Königin Luise die allerbesten Eindrücke gewonnen; er wußte nicht, was er mehr bewundern sollte: die männliche Energie und Reife ihres Urteils oder das echt weibliche Gemüt und Gefühl, das alles durchdrang und erfüllte. Sie erschien ihm als eine unvergleichliche Vereinigung von Würde und Anmut, von Vornehmheit und Zurückhaltung. Aus dem düsteren Gemälde, das Gentz in seinen Aufzeichnungen von den Zuständen und Persönlichkeiten jener Tage entwirft, strahlt allein die Gestalt der Königin Luise als eine helle und reine Lichterscheinung.

Inzwischen wurde in Erfurt, wie vorher in Naumburg, Tag für Tag Kriegsrat gehalten. Der Plan des Ueberganges über den Thüringer Wald war leicht aufgegeben; schwieriger wurde es, einen neuen Entschluß zu fassen. Bald sollte sich die ganze Armee westwärts zwischen Gotha und Erfurt konzentrieren, bald, da die Meldungen über einen nach Osten weit ausholenden Umgehungsmarsch der Franzosen in der Richtung auf das Kurfürstentum Sachsen sich bedrohlich häuften, sollte ostwärts auf das rechte Saaleufer zurückgegangen werden, um den Franzosen den Weg zu verlegen. Schließlich wurde die

Digitized by Google

Hauptarmee teils zurück nach Weimar, das man erst am 4. Oktober passiert hatte, teils südlich davon nach Blankenhain dirigiert, während ein anderes Korps unter dem Befehl des Fürsten Hohenlohe, dessen Avantgarde Prinz Louis Ferdinand befehligte, mehr südlich, zum Uebergang auf das rechte Saaleufer bereit, zwischen Kahla und Rudolstadt sich aufstellte. Was weiter geschehen sollte, dafür erwartete man erst Nachrichten vom Feinde.

Am 10. Oktober erreichten der König und die Königin mit einem Teile der Hauptarmee auf schlechtesten Wegen Blankenhain. Es war ein schrecklicher Abend, dem eine schrecklichere Nacht folgte. Plötzlich fand man sich mitten im Kriege. Von allen Seiten hörte man den Donner der Geschütze; ringsum, überall, schienen bereits Franzosen. Da kam gegen 9 Uhr abends die Nachricht, daß die Avantgarde bei Saalfeld geschlagen und Prinz Louis Ferdinand nach heldenmütigem Kampfe gefallen sei. Der König brachte selbst der tieferschütterten Königin die Trauerkunde, die sich rasch verbreitete und Bestürzung und Schmerz erregte. Ueberall erhob sich Wehklagen und Weinen um den Prinzen, mit dem so viele und so schöne Hoffnungen untergegangen waren. Bald folgten weitere Nachrichten von gefahrdrohendster Bedeutung. Die Uebergänge über die obere Saale waren in den Händen der Feinde, Rudolstadt, unfern Blankenhain, von ihnen besetzt; Hohenlohe hatte sich etwas ostwärts wenden müssen, um geschlagene Truppen eines preußischen Korps unter Tauentzien aufzunehmen. Blankenhain, dadurch nach Süden völlig ungedeckt, stand einem feindlichen Vormarsch offen, das Hauptquartier glich einer Vorpostenstellung. Furcht und Schrecken brach über alle herein. In den Straßen in und um Blankenhain erdröhnte ununterbrochen der Generalmarsch, um von allen Seiten Truppen zum Schutz des Hauptquartiers herbeizurufen. Die Feldequipagen des Königs wurden schon weggeschickt. Niemand hätte gewagt, sich zur Ruhe zu legen. Immer zu eiligster Flucht bereit, von jedem Alarm aufgeschreckt, so verbrachte Königin Luise mit ihren Damen die Nacht.

König und Königin haben diese Schreckensstunden nie vergessen. Der König konnte später den Namen Blankenhain nicht nennen hören, ohne daß ihm gleich all sein Unglück sichtbar vor Augen trat. Der Königin, deren Aufzeichnungen obige Schilderung entnommen ist, mag man es glauben, daß sie von jenem Augenblick an das nahende Unheil ahnte.

Am frühen Morgen des 11. Oktober, erregt durch den Gedanken an den Entscheidungskampf, der unmittelbar bevorzustehen schien, verließ Königin Luise Blankenhain und erreichte bald Weimar, wo auch der König mit dem Herzog von Braunschweig und dem ganzen Gefolge noch am Nachmittag eintraf. Die Hauptarmee zog sich um Weimar herum zusammen, während Fürst Hohenlohe sein Korps bei Jena sammelte. Der Rest des Tages, ebenso wie der ganze nächste Tag, vergingen abermals in fruchtlosen Beratungen. Man hörte von

Digitized by Google

weiterem Vordringen der Franzoſen, und die Beſorgnis wurde immer ſtärker, daß man im Oſten, in der linken Flanke, umgangen werde. Der Herzog von Braunſchweig, wie die Königin verſichert, konnte und wollte das nicht glauben. So blieb alles untätig ſtehen, bis wieder erſt Nachrichten vom Feinde eine Entſchließung aufzwangen und die ſchwerfällige Maſſe in Bewegung brachten. Noch am 12. Oktober ſpät abends kam die beſtimmte Meldung, daß die Armee in ihrer linken Flanke tatſächlich umgangen und Naumburg bereits von feindlichen Truppen beſetzt ſei. Sogleich wurde nun beſchloſſen, kehrt zu machen, um über die Unſtrut und Saale hinweg zwiſchen Saale und Elbe dem Vormarſch des Feindes entgegenzutreten. Während das Korps unter Hohenlohe zur Deckung der rechten Flanke etwas zurückblieb, ſetzte ſich am 13. Oktober vormittags ſpät, wahrſcheinlich zu ſpät, die Hauptarmee in Bewegung und zog mit ſchleppendem Troß langſam auf der großen Frankfurt-Leipziger Handelsſtraße in nordöſtlicher Richtung nach Auerſtedt zu.

Königin Luiſe folgte am Nachmittag des 13. Oktober von Weimar aus dem Vormarſch der Armee; ſo hatte es der König ſelbſt gewünſcht, der ſich auch jetzt noch nicht von ihr trennen mochte. Mit dem Küraſſier-Regiment Reizenſtein erreichte ſie die Straße vor Auerſtedt, wo ihr der Herzog von Braunſchweig entgegentrat.

„Es war das erſtemal," ſo erzählt die Königin, „daß ich ihn ſeine Meinung poſitiv und energiſch ausſprechen hörte." Mit ernſter Miene trat er an ihren Wagen heran und fragte: „Um Gottes willen, was tun Sie hier?" Königin Luiſe erwiderte: „Der König glaubt, daß ich nirgends ſicherer bin als hier im Rücken der Armee, da der Weg, den ich nach Berlin einſchlagen ſollte, nicht mehr ſicher iſt." „Aber mein Gott, ſehen Majeſtät nicht das Schloß von Eckartsberga vor ſich? Dort ſind die Franzoſen, ſie ſind hier gegenüber und in Naumburg, und morgen werden wir einen blutigen und entſcheidenden Tag haben. Sie können hier nicht bleiben, es iſt ganz unmöglich." Er riet ihr, nach Weimar zurückzukehren und ſich dort von General Rüchel den Weg nach Berlin angeben zu laſſen. Die Königin ließ den König rufen, der kurz vorher mit düſterer und ſorgenvoller Miene an ihrem Wagen vorbeigekommen war, teilte ihm die Befürchtungen des Herzogs mit, und der König entſchied: „Wenn es ſo iſt, ſo reiſe ab." Wortlos drückte er ihr zum Abſchied die Hand. Die Königin, in tiefſter Bewegung, verließ ihren Wagen, einen Kampagnewagen des Königs, und in ihrem Reiſewagen, von einem Offizier mit acht Küraſſieren geleitet, kehrte ſie nach Weimar zurück, das ſie erſt wenige Stunden vorher verlaſſen hatte. Unterwegs begegnete ſie dem Prinzen von Oranien, der die erſte Diviſion der Hauptarmee befehligte, und dem Prinzen Heinrich, Bruder des Königs, der in dieſer Diviſion die zweite Brigade kommandierte, ſowie ihrem eigenen Bruder Prinz Karl, der dem Reſervekorps

Digitized by Google

unter Kalckreuth angehörte. Von ihnen allen nahm ſie Abſchied, immer bemüht, dabei ihre Tränen zurückzuhalten, um nicht die dem Kampfe entgegengehenden Männer weich zu ſtimmen. In Weimar angekommen, ließ ſie den General Rüchel rufen, der, zu erregt, um ſelbſt ſchreiben zu können, ihr durch einen ſeiner Adjutanten die Reiſeroute aufzeichnen ließ. Die Königin ſollte den Harz im Weſten umgehen und über Braunſchweig nach Berlin zurückkehren. Wie erzählt wird, hat ſie ſich dann noch in den Straßen Weimars zu Fuß den durchmarſchierenden Truppen gezeigt und durch ihre Gegenwart deren Mut angefeuert.

Die Stimmung der Königin am Abend vor dem Tage, der über Preußens und ihr eigenes Schickſal entſcheiden ſollte, zeigt der Brief, den ſie damals an den König richtete. In ſeinem Durcheinander von richtigen und irrigen Angaben ſpiegelt er den Wirrwarr des Augenblicks wieder, zugleich aber die Innigkeit ihrer Liebe zu dem Gemahl und König, dem ſie auch in dieſem Augenblicke das ihm ſo fehlende Selbſtvertrauen einzuflößen ſuchte. Sie ſchrieb ihm aus Weimar am 13. Oktober, 8 Uhr abends:

„Gott ſegne Dich auf allen Deinen Wegen, teurer, lieber Freund. Es muß Dir gut gehen, denn Du biſt der bravſte Mann Deiner Zeit. Ich hoffe bald was Gutes von Deiner Armee zu hören. Alle, denen ich begegnete, waren ganz toll vor Freude, als ſie hörten (die Truppen nämlich), daß die Franzoſen nahe und gewiß morgen eine ſtarke Affaire ſein würde. Gott ſtärke Dich! und gebe Dir eine tüchtig gewonnene Schlacht. Morgen früh um 5 Uhr, den 14., geh' ich von hier weg über Erfurt, Langenſalza, Mühlhauſen, Dingelſtadt, Heiligenſtadt, wo ich zu Nacht bleiben will. Dann übermorgen, den 15. will ich bis Braunſchweig, wenn es möglich iſt (es iſt Fritzens Geburtstag), und den 16. nach Berlin. Ich bitte Dich knieend, ſchicke mir doch Nachricht von Dir, Du weißt nun, wie ich gehe, und kannſt berechnen, auf welchem Weg Du am geſchwindeſten mich etwas von Dir kannſt hören laſſen. Du begreifſt, wie mir daran liegt in dieſem Moment! Ich ſpreche von nichts, was uns ſonſt betrifft, es iſt nicht der Augenblick, ſich auf irgend eine Art weich zu machen. Ich liebe Dich wahr und innig und bete für Dich! Adieu. Soeben kömmt die Nachricht an General Rüchel, der meine Marſchroute neben mir im Zimmer der Herzogin macht, daß die Franzoſen bei Jena geſchlagen ſind und daß der Fürſt Hohenlohe ſie verfolgt. Der Offizier, der dieſes dem General Rüchel meldet, hat es ſelbſt geſehen, daß der Fürſt ſie verfolgt hat. Das iſt Gott Lob einmal was Gutes, und morgen giebt es gewiß noch mehr ſich zu freuen. Ich bin hier nach 6 Uhr angekommen, alle Regimenter ſchrieen: Vivat, es lebe der König und die Königin. Den acht Leuten von Quitzow hab' ich jedem einen Friedrichsd'or gegeben und ſie noch extra tractieren laſſen. Ich bin auf dem Schloß

Digitized by Google

König Friedrich Wilhelm III.
Oelgemälde von Böttn[illegible]

abgeſtiegen, weil ich keine Küche habe, und daß ich mich hier ohne Dich nirgends ſicher glaubte. Adieu. Gottes beſter Segen mit Dir. Laß mich nur nicht ohne Nachricht. Auf ewig

Deine treue Luiſe.

„Graf Moltke wird Dir dieſes übergeben und um 9 ohngefähr wieder zu Dir abgehen. Ich hoffe, die Umſtände bringen uns bald wieder zuſammen.

„Ich darf Dich noch einmal bitten, nehme mehr Zutrauen zu Dir ſelber und führe das Ganze, es geht gewiß beſſer."

Nach einer ſchlafloſen Nacht voll Sorgen und Aengſten verließ Königin Luiſe am Morgen des verhängnisvollen 14. Oktober Weimar und eilte über Erfurt, Mühlhauſen, Göttingen, wo Achim von Arnim ſie ſah und ihr verſtörtes Angeſicht kaum erkannte, über Braunſchweig und Tangermünde nach Berlin, das ſie am 17. Oktober gegen Abend erreichte.

Die Reiſe war ſchon wie die Flucht nach einer Niederlage.

Täuſchende Gerüchte über preußiſche Siege wurden ihr unterwegs zugetragen, Gerüchte, die auch nach Berlin drangen und dort am 15. Oktober, gerade zur Geburtstagsfeier des Kronprinzen, einen Taumel der Freude und des Jubels entfeſſelten. Erſt am 17. Oktober, wenige Stunden vor Berlin, erfuhr Luiſe durch ein Schreiben des Generaladjutanten Oberſten von Kleiſt aus Buttelſtedt, 14. Oktober, die ſchreckliche Wahrheit: die völlige Niederlage der preußiſchen Truppen, ſowohl der vom Herzog von Braunſchweig befehligten Hauptarmee als der Korps von Hohenlohe und Rüchel. „Wir wollen uns nur recht zuſammennehmen," ſagte ſie zu ihrer Hofdame, der Gräfin Tauentzien, „um nicht dieſen Schrecken in Berlin zu verbreiten."

Später erhielt ſie auch ein Schreiben des Königs ſelbſt, auf der Flucht in Sömmerda am 15. Oktober geſchrieben, das ihr den ganzen Umfang des Unglücks enthüllte: Wie aus dem unerwarteten Zuſammenſtoß mit einem Feinde von unbekannter Stärke bei Auerſtedt ſich eine Schlacht entwickelt hatte, in der die drei Diviſionen der Hauptarmee, ohne rechte Ordnung, ohne rechten Plan, ohne Zuſammenwirken in den Kampf geführt, eine nach der andern in vergeblichem Ringen ſich verblutet hatten. „Ich weiß nicht," ſchrieb der König, „was aus ihnen geworden iſt. Alles, was noch lebt, läuft einzeln herum." Die Reſerve unter Kalckreuth, die zu ſpät herangekommen war, hatte nur noch den Rückzug decken können. Bei einbrechender Nacht war der König mit dem Reſt der Truppen auf der Weimarer Chauſſee am rechten Ilmufer bis an die Stelle gekommen, wo die Königin von ihm Abſchied genommen hatte, als er bei Apolda franzöſiſche Truppen bemerkte, ſo daß er ſchleunigſt umkehren und im Angeſicht franzöſiſcher Wachtfeuer den Rückzug auf dem linken (nördlichen) Ilmufer fortſetzen mußte. Unweit Weimar aber, in Wielands früherem Wohnort

Digitized by Google

Osmannſtedt, erfuhr man von einigen franzöſiſchen Gefangenen, daß auch Hohenlohe und Rüchel geſchlagen und Weimar ſelbſt bereits von den Franzoſen beſetzt ſei. Abermals mußte umgebogen werden, und nach manchem unſicheren Umhertaſten, wobei die Kolonnen ſich ſchließlich auflöſten und zerſtreuten, war der König über Buttelſtedt, wo er durch Flüchtlinge ausführlichere Nachrichten über die Niederlage von Jena erhielt, am 15. Oktober in aller Frühe, von Blücher, Kalckreuth, dem Erbprinzen von Sachſen-Koburg und einigen Offizieren begleitet, nach Sömmerda gelangt. Er war 26 Stunden lang ununterbrochen und ohne Nahrung im Sattel geweſen. Auf Andringen ſeiner Umgebung fuhr er am nächſten Tage nach Sondershauſen und Nordhauſen weiter, von wo er quer durch den Harz über Halberſtadt nach Magdeburg eilte.

In Berlin, wo die Nachricht von den Niederlagen ſich ſchon am Morgen des 17. Oktober verbreitet hatte, fand die Königin alles in größter Erregung. Ihre Kinder waren bereits nach Stettin geflüchtet, wohin auch der Königin geraten wurde ſich zu retten. Die allgemeine Stimmung war in dieſem Augenblick noch keineswegs mutlos oder verzweifelt, die Erbitterung gegen den verhaßten Sieger vielmehr noch im Steigen. Erſt der völlige Zuſammenbruch der oberſten Leitung des Staates und des Heeres, wie er in den Kapitulationen der Feldtruppen und der Feſtungen, in der ſchwächlichen Unfähigkeit des Gouvernements von Berlin und in anderen ſchmachvollen Vorgängen jener Tage ſich offenbarte, hat lähmenden Schrecken und hoffnungsloſe Niedergeſchlagenheit auch in die breiten Maſſen des Volkes getragen. Königin Luiſe ſelbſt hatte ihren Mut keineswegs verloren; ihre Hoffnungen belebten ſich an der ſtürmiſchen und begeiſterten Teilnahme, die ihr Berlins Einwohner an dieſem unglücklichen Tage bezeigten. Sie drängten ſich in großen Maſſen an ihren Wagen, ſie umlagerten das Palais, nach Prinzeß Luiſe Radziwills Anſicht freilich mehr neugierig als teilnehmend. Die Königin ſelbſt aber empfand, was der große Hiſtoriker Roms, Niebuhr, damals ausſprach: wie viel „Kraft, Ernſt und Treue“ in dieſem Volke ungenutzt ſchlummerten, und wie es nur „großſinniger Leitung“ bedürfe, um es „immer der ganzen Welt unbezwingbar“ zu machen. Die Schuld des Unglücks wollte ſie, mit der Volksſtimme im Einklang, lediglich dem Herzog von Braunſchweig und ſeiner Unwiſſenheit zuſchreiben; nur eine andere Führung für dieſe „göttliche“ Armee, und alles konnte noch gut werden. Sie empfahl ihrem Gemahle als den beſten von allen den Fürſten Hohenlohe, dem auch der König inzwiſchen bereits den Oberbefehl übertragen hatte.

In dieſer Stimmung ſchrieb Königin Luiſe dem König aus Berlin am 17. Oktober um 9 Uhr abends durch Major Dorville, der die Nachricht von der Niederlage nach der Hauptſtadt gebracht hatte:

Digitized by Google

„Seit zwei Stunden, mein liebſter Freund, bin ich hier. Graf Schulenburg wünſcht, daß ich zur größeren Sicherheit morgen nach Schwedt und übermorgen nach Stettin abreiſe. Meine Kinder ſind alle heute morgen vor meiner Ankunft abgereiſt, und ich habe ſie nicht mehr gefunden. Da das Treffen von Auerſtedt ſo geendet hat, wie es geendet hat, ſo glaubt man, läßt ſich nichts Beſſeres tun, als Berlin verlaſſen. Du biſt mein einziger Gedanke geweſen während meiner ganzen grauſamen, ſchrecklichen Reiſe. Dich allein ohne mich zu wiſſen, iſt ſchrecklich. Uebrigens hoffe ich, daß noch nicht alles verloren iſt, und daß Gott uns noch helfen wird. Du haſt noch Truppen, und das Volk betet Dich an und iſt bereit, alles zu tun. Gott ſegne Dich und ſtärke Dich in dem grauſamſten Augenblick Deines Lebens. Er gebe Dir allen nötigen Mut und verlaſſe Dich nicht. Ein Wort von Deiner Hand würde mich ſehr beruhigen. Der Herzog allein iſt ſchuld an unſerem Unglück; er verſtand die Armee nicht zu führen, wie es allgemein heißt. Gott erleuchte Dich und laſſe Dich einen würdigen General wählen zur Führung dieſer göttlichen Armee. — Mimi, die Prinzeß Wilhelm, meine Schweſter, Prinzeß Luiſe, alle reiſen morgen nach den vorhin genannten Städten ab, die einen zeitig, die anderen ſpät, ich um 6 Uhr und dann die übrigen. Leb wohl, lieber Engel, warum kann ich nicht bei Dir ſein und wann werden wir uns wiederſehen? Ganz die Deine fürs Leben, Deine treue Freundin Luiſe."

Nach einer ruheloſen Nacht, in der gepackt wurde, was man in der Eile zuſammenraffen konnte, verließ die Königin Berlin; beim Hinaustreten aus dem Palais, der Stätte ihres langjährigen Glückes, meinte ſie, wie erzählt wurde: „Ich werde dieſe Schwelle wohl nicht wieder betreten." In Schwedt traf ſie mit ihren Kindern zuſammen. Der zweite ihrer Söhne, Prinz Wilhelm, hat ſpäter in ſeinem Exemplar einer Biographie der Königin die Worte aufgezeichnet, mit denen die Mutter ihn und die Geſchwiſter begrüßte: „Ihr ſeht mich in Thränen; ich beweine den Untergang der Armee und ihres Ruhms; ſie hat den Erwartungen des Königs nicht entſprochen."

Am nächſten Tage, 19. Oktober, traf die Königin in Stettin ein. Wenn bei dem Abſchied von Berlin vielleicht ein Augenblick verzeihlicher Schwäche ſie befallen hatte, ſo war jetzt all ihr Mut zurückgekehrt. Sie hörte wohl von Friedensgerüchten. Aber die Eindrücke von der Volksſtimmung in Berlin und von der Begeiſterung, die ſich ihr allenthalben ungerufen entgegendrängte, verdichteten ſich in ihr zu dem Rufe: „Nur um Gottes willen keinen ſchändlichen Frieden." So ſchrieb ſie am 20. Oktober von Stettin aus dem Könige: „Beſter Freund! Es wäre vergeblich Dir die Empfindungen ſchildern zu wollen, die ich empfand, als ich Potsdam und Berlin wiederſah. Das Volk in Berlin, welches glaubte, ich ſei gefangen, begleitete meinen Wagen und ſammelte ſich zu Tauſenden am Palais unter

Digitized by Google

meinen Fenſtern und ſchrieen immer nach mir. Nein, ſolch ein Volk giebt es nicht mehr. Zwölftauſend Bürger wollen ſich bewaffnen und 15 hundert von den vornehmſten außer den 12 tauſend, [ſind] ebenfalls bereit, Dir zu folgen und für Dich zu fechten, wo Du willſt. Die Nachricht der unglückſeligen Bataille, ſtatt ſie niederzuſchlagen, hat ſie nur noch mehr erbittert gegen den Feind, und ihre Anhänglichkeit, Ergebenheit für Dich, für ihren König und Vaterland noch vermehrt. Es iſt unbeſchreiblich, was ſie Dich lieben, alle Aufopferung bereit zu bringen, ihr Blut und Gut; Kinder und Väter, alles ſteht auf Dich zu ſchützen! Benutze die Gelegenheit ja, es kann was Großes herauskommen. Nur um Gottes willen keinen ſchändlichen Frieden. Auch die Legion der Polen laß nicht außer acht. Der Augenblick iſt koſtbar, handle, wirke, ſchaffe, überall wirſt Du im Lande guten Willen und Unterſtützung finden. Ebenſo iſt die Stimmung hier in Stettin. Willſt Du mich haben, ſpreche, ich fliege zu Dir! Gott, Du allein, das iſt ein ſchrecklicher Gedanke. Ich wohne wieder hier, wo ich vor 6 Monaten in Saus und Braus lebte, wo wir die wegſchickten, die unſere Hilfe jetzt ſind (die Ruſſen, vgl. oben S. 176). Die Kinder ſind alle wohl, ſie fragen alle nach Dir. Ich küſſe Dich tauſendmal in Gedanken und bin ewig Deine treue Luiſe."

Indem Königin Luiſe dieſen Brief beendete, erhielt ſie aus Wriezen vom 19. Oktober ein Schreiben, worin der König ihr mitteilte, daß er Magdeburg am 18. Oktober ſchleunigſt habe verlaſſen müſſen, da die Franzoſen, die ein preußiſches Reſervekorps bei Halle geſchlagen hatten, bereits gegen Magdeburg und Berlin heranrückten. Der König war, ohne Berlin zu berühren, über Tangermünde und Bernau, wo er von dem ruſſiſchen Geſandten Alopeus die Flucht der Königin nach Stettin erfuhr, nach Wriezen geeilt und forderte nun ſeine Gemahlin auf, mit ihm in Küſtrin zuſammenzutreffen.

Während die Königin, erſchüttert durch die neuen Unglücksbotſchaften, ſich rüſtete, dieſem Rufe zu folgen, trat noch ein Zwiſchenfall ein, der damals das größte Aufſehen erregte: die Feſtnahme eines der vertrauteſten Ratgeber des Königs.

Der Geheime Kabinettsrat Lombard, der zu Beginn der Feindſeligkeiten am 11. Oktober das Hauptquartier verlaſſen hatte, war bei ſeiner Rückkehr nach Berlin von den erregten Maſſen bedroht und zur Flucht nach Stettin genötigt worden. Seine unzweifelhafte Hinneigung zu Frankreich wurde als erkaufte Verräterei gedeutet; man beſchuldigte ihn laut eines geheimen Einverſtändniſſes mit Frankreich, ſicher zu Unrecht. In Stettin meldete er ſich am 20. Oktober bei der Königin. Während ſie miteinander ſprachen, erſchienen die Prinzeſſin von Oranien, Schweſter des Königs, und die Erbprinzeſſin von Weimar. Sie veranlaßten erſt Lombard hinauszugehen und beſtürmten dann die Königin, ihn feſtnehmen zu laſſen: er ſei ein Verräter, den man nicht bei dem Kronprinzen und den anderen königlichen Kindern

Digitized by Google

laſſen dürfe. Die Königin weigerte ſich anfangs, kannte ſie doch am beſten das unbedingte Vertrauen des Königs zu ſeinem Kabinettsrate; erſt als die Prinzeſſinnen ihr vorſtellten, daß nach ihrer Abreiſe Lombard der Volkswut ſchutzlos preisgegeben ſein werde, ließ ſie ſich überreden und gab ihm eine Wache bei, anſcheinend mehr zu ſeinem Schutze als zu ſeiner Verhaftung. Aber man durchſuchte ihn, man nahm ihm ſeine Papiere weg und behandelte ihn überhaupt mit der Härte, wie ſie für einen erwieſenen Verräter angebracht ſchien. Erſt nach einigen Tagen gab ihm ein Befehl des Königs aus Küſtrin ſeine Freiheit wieder.

Unmittelbar nach Lombards Feſtnahme verließ Königin Luiſe Stettin, mit ihr die Gräfin Truchſeß und der Kammerherr von Buch, während ihre Kinder nach Danzig in Sicherheit gebracht wurden. Unterwegs, zwiſchen Bahn und Schönfließ, begegnete ſie dem Miniſter Hardenberg, der auf dem Wege von Küſtrin nach Stargard war, und beſtimmte ihn, zu ihr in den Wagen zu ſteigen und nach Küſtrin zurückzukehren; ſie ſprach die Hoffnung aus, der König werde jetzt ſeinen Rat wieder hören wollen. Noch ſpät am Abend desſelben Tages erreichte ſie Küſtrin, wo ihr Gemahl ſchon am Vormittage eingetroffen war.

II. Küſtrin, Graudenz, Oſterode, Ortelsburg

In Küſtrin, hinter den ſchützenden Mauern der ſtarken Oderfeſtung, fanden König und Königin nach den angſtvollen Tagen furchtgepeitſchter Flucht die erſten ruhigen Stunden und das troſtreiche Glück ihrer Wiedervereinigung. „Wenn Gott uns nur beiſammen läßt, dann wollen wir ſchon das übrige aushalten!“ Eine Woche nur war verfloſſen, ſeit ſie vor Auerſtedt voneinander Abſchied genommen, eine Woche voll furchtbarſter Ereigniſſe, die mit der Freiheit Norddeutſchlands auch das Glück ihres eigenen Lebens zertrümmert hatten. Das preußiſche Heer war zuſammengebrochen, der ſtolze Staatsbau, den es getragen, wankte und krachte in allen Fugen; die ihn hätten ſtützen und halten ſollen, zeigten Schwäche, Feigheit, Unfähigkeit. Militäriſch wie politiſch ſchien alles verloren. Eine Unglücksbotſchaft jagte die andere; ſchneller noch flogen wilde Gerüchte. Erfurt hatte kapituliert, mit der Beſatzung viele von den Schlachtfeldern geflüchtete höhere Offiziere. Kurſachſen, von Napoleon umworben, drohte abzufallen. Die Franzoſen in ihrem unwiderſtehlichen Siegeslaufe hatten die Elbe ſchon erreicht, überſchritten, näherten ſchon ſich der Oder und ſollten, wie ſelbſt der König glaubte, bereits am 21. Oktober Berlin beſetzt haben. Ein Mittel allein ſchien übrig, um den allgemeinen Zuſammenbruch noch abzuwenden: ſchleunigſter Friedensſchluß.

Digitized by Google

Gleich am Tage nach der unglücklichen Doppelſchlacht, am 15. Oktober, von Sömmerda aus, hatte König Friedrich Wilhelm in Erwiderung auf ein mitten im Schlachtgetümmel erhaltenes Schreiben Napoleons ſeinen Adjutanten Graf Dönhoff zu dem Sieger geſandt und um Einſtellung der Feindſeligkeiten gebeten. Napoleon, der den Grafen in Weimar empfing, lehnte das ab: er wolle, ſagte er, ſeine Vorteile bis Berlin verfolgen, wo der Friede ſich leichter werde ſchließen laſſen als in Weimar. Alles komme dabei auf die Opfer an, zu denen Preußen ſich verſtehen werde. Erſchreckt durch dieſe Aeußerungen, bevollmächtigte der König in Magdeburg am 18. Oktober den Marquis Lucchesini, mit Napoleon nicht bloß einen Waffenſtillſtand, ſondern ſelbſt Friedenspräliminarien zu unterzeichnen auf Grundlage der Abtretung von Hannover, Bayreuth und alles preußiſchen Landes links der Weſer. Dieſe Opfer, die dem Könige ſchwere Ueberwindung koſteten, befriedigten Napoleon noch keineswegs; von einem Waffenſtillſtand wollte er überhaupt nichts wiſſen; als Friedensbedingungen bezeichnete er: die Abtretung des preußiſchen Gebietes links der Elbe (mit Ausnahme Magdeburgs und der Altmark), den Verzicht Preußens auf alle Verbindung mit anderen deutſchen Staaten und eine Kriegskoſtenentſchädigung von 100 Millionen Francs.

Ueber dieſe Nachrichten, die Lucchesini am 25. Oktober aus Potsdam abſandte, mußte in Küſtrin, wo ſie in der nächſten Nacht eintrafen, Beſchluß gefaßt werden. Die Umgebung des Königs, die Adjutanten Köckritz und Zaſtrow, Kleiſt und Jagow, der Miniſter Graf Haugwitz (Hardenberg, vom König kühl empfangen, hatte Küſtrin gleich wieder verlaſſen), waren einig in dem lauten Rufe nach Frieden.

Der König ſelbſt, ohnehin nicht allzu tief erſchüttert, hatte in Küſtrin leicht und raſch ſeinen Gleichmut wieder gefunden. Er war immer gegen den Krieg und für Erhaltung des Friedens geweſen und fand nun eine bittere Genugtuung darin, daß ihm die Ereigniſſe recht zu geben ſchienen. Er ſammelte ſeine Erinnerungen an den Unglückstag von Auerſtedt und ſchrieb einen Bericht darüber für ſich nieder, ſo kühl, ſo objektiv, wie wohl nie ein Fürſt über eine Schlacht geſchrieben hat, die faſt die Hälfte ſeines Reiches dem Feinde ſofort überlieferte. Den Kaiſer Alexander benachrichtigte er von ſeiner Niederlage und von der Einleitung der Friedensverhandlungen, ſprach ihm aber zugleich für den Fall des Mißerfolgs ſein feſtes Vertrauen auf ruſſiſche Hilfe aus. Die Hoffnungen der Königin teilte er nicht; von ſeinem Volke erwartete er nichts mehr. Baldigen Friedensſchluß hielt er für ebenſo notwendig wie ſeine kriegsſcheue Umgebung.

Wir wiſſen nicht, inwieweit Königin Luiſe jetzt mit der Friedensverhandlung einverſtanden war oder etwa widerſprochen hat. Wir erfahren nur, daß General Zaſtrow gleich bei ihrer Ankunft in Küſtrin ihr die Notwendigkeit des Friedens vorſtellte und daß ſie

darüber ſehr unglücklich war; aber ſie zeigte ſich ergeben und bat auch ihre Verwandten, nicht zu ſehr darüber zu klagen. Ihre innerſte Geſinnung war zweifellos unverändert. Begreiflich aber, wenn ſie nach dem hereingebrochenen Unglück, ſo wenig ſie für den Krieg verantwortlich war, ſich Vorſicht und Zurückhaltung auferlegte. „Sie wagt es nicht mehr, mit dem Könige von Geſchäften zu reden," berichtet damals ein ruſſiſcher Diplomat; „ſie kann nur den Einfluß beklagen, den infolge der Ereigniſſe diejenige Partei wieder auf den Geiſt ihres Gemahls gewonnen hat, deren Treuloſigkeit ſeit langem all dies Unglück verſchuldet." Denen, die die Königin in Küſtrin ſahen, erſchien ſie gebeugt, wie ſie auf den Wällen der Feſtung, die auch bald auf ſo ſchimpfliche Weiſe den Franzoſen übergeben werden ſollte, neben dem Könige einherſchritt, geſenkten Hauptes, ohne Blick für ihre Umgebung.

So wurde in Küſtrin in der Frühe des 26. Oktober nach kurzer Beratung beſchloſſen, auf der von Napoleon geforderten Friedensgrundlage weiter zu verhandeln, einige Milderungen zu beantragen, insbeſondere möglichſt noch mehr Land links der Elbe für Preußen zu retten, nötigenfalls aber die napoleoniſchen Bedingungen anzunehmen.

Noch ehe General Zaſtrow, der dem Marquis Lucchesini als zweiter Bevollmächtigter beigegeben wurde, mit dieſen Entſchließungen von Küſtrin abgereiſt war, am Morgen des 26. Oktober, hatte auch das Königspaar die Feſtung bereits verlaſſen müſſen. Unaufhaltſam fluteten die Franzoſen in ihrem Siegeszuge gegen die Oder heran; ſchon wollte man ſie in Frankfurt geſehen haben. Nur die Weichſel ſchien noch Schutz zu verſprechen, bis Graudenz alſo ſollte die Flucht gehen. Während Napoleon am 27. Oktober ſeinen prunkvollen Einzug in Berlin hielt, eilte das preußiſche Königspaar weiter nach dem Oſten der Monarchie. Unterwegs, in Drieſen, leuchtete den Unglücklichen ein Augenblick der Hoffnung auf. Dem Fürſten Hohenlohe ſollte es gelungen ſein, ſich mit den Trümmern des preußiſchen Heeres an die untere Oder zu retten und in der Nähe von Stettin ein anſehnliches Truppenkorps zu ſammeln. Sogleich wurde in nordweſtlicher Richtung umgebogen; nur wenige Meilen aber vor Stettin, in Stargard, erfuhr man, daß Hohenlohe mit ſeinem Korps im Begriffe ſei, zu kapitulieren, wie es auch am 28. Oktober geſchah. Nun mußte man wieder umkehren und fliehen, nach Oſten, immer weiter nach Oſten zu. Ohne Aufenthalt ging es über Schneidemühl nach Bromberg, bis man am 3. November die Feſtung Graudenz erreichte und damit wieder für einige Tage Sicherheit fand.

Sicherheit, aber nicht Raſt noch Ruhe. Die Unglücksbotſchaften drängten ſich. Stettin, Küſtrin, Spandau fielen widerſtandslos in die Hände des Feindes. Die Friedensſtimmung fraß wie ſchleichendes Gift um ſich. Ein erfolgreicher Kampf war auf die Dauer ja doch unmöglich, Friede, ſchleunigſter Friede unerläßlich. Wozu noch Widerſtand leiſten, Opfer

Digitized by Google

bringen, Blut vergießen? Das hinderte nur eine raſche Verſtändigung mit Napoleon. Von Charlottenburg kam der Major von Rauch, der den General Zaſtrow begleitet hatte, und brachte nach Graudenz die Nachricht, daß die preußiſchen Bevollmächtigten die Friedenspräliminarien Napoleons am 30. Oktober hatten unterzeichnen müſſen. Milderungen waren nicht zu erlangen geweſen. Vielmehr ließen drohende Aeußerungen Napoleons für den endgültigen Abſchluß noch härtere Bedingungen befürchten. Napoleon lebte in dem Gedanken ſeines univerſalen Kampfes mit England. Der Krieg mit Preußen wurde in ſeinen Augen nur ein Teil eines neuen Koalitionskrieges, bei dem er jetzt hauptſächlich die Ueberwältigung Rußlands zu erreichen hoffte: Preußen ſollte ihm gegen Rußland, Rußland dann gegen England dienen. Er ließ den preußiſchen Bevollmächtigten ſagen, daß in dem endgültigen Friedensvertrag der Durchzug fremder Truppen durch Preußen verboten und für gewiſſe Fälle die Unterſtützung Preußens zugunſten Frankreichs gegen Rußland feſtgeſetzt werden müſſe.

In Graudenz fand über dieſe Nachrichten am 6. November eine Beratung ſtatt, an der auf Befehl des Königs außer ſeinen Brüdern Prinz Heinrich und Prinz Wilhelm einige höhere Generale und die Miniſter Haugwitz, Stein und andere teilnahmen. Nach dem Vorſchlage von Haugwitz erklärte die Konferenz einmütig, daß man den Krieg nicht fortſetzen könne und auf Grundlage der Charlottenburger Bedingungen Frieden ſchließen müſſe. Selbſt der Beitritt zum Rheinbunde, falls der Friede davon abhänge, ſollte unter gewiſſen Vorausſetzungen angeboten werden; nur die Uebernahme irgend einer Verpflichtung zu Feindſeligkeiten gegen Rußland wurde entſchieden abgelehnt.

Dem König fiel die Entſcheidung nicht leicht. Er fand die Bedingungen Napoleons ſo grauſam hart, daß er ſich ihnen nicht unterwerfen zu können meinte. Anderſeits: Wo zeigte ſich ihm auch nur der ferne Hoffnungsſchimmer einer glücklichen Wendung, einer Erhebung von dem tiefen Falle? Noch fehlte jede Nachricht über den Eindruck der preußiſchen Niederlagen in Petersburg. Ein ruſſiſcher Diplomat, der gerade jetzt in Graudenz erſchien, der Freiherr von Benkendorff, ein Bruder der Gräfin Lieven, äußerte ſich höchſt bedenklich über die Gefährdung der ruſſiſchen Truppen bei ihrem weiteren Vorrücken und wußte auch für die preußiſchen Truppenreſte nichts Beſſeres als Fortſetzung des Rückzugs zu empfehlen. „Ich habe keine Armee mehr," geſtand ihm der König, der überdies ſchon einen Aufſtand der Polen fürchtete.

In dieſer Bedrängnis genehmigte König Friedrich Wilhelm die Friedenspräliminarien. Immerhin glaubte er doch auch für andere Möglichkeiten Vorkehrungen treffen zu ſollen. Er ſandte General Phull nach Petersburg, um dem Kaiſer Alexander ſeine Zwangslage vorzuſtellen, die ihn zu einem Friedensſchluß ſelbſt unter drückenden Bedingungen nötige.

Digitized by Google

Sollte aber Napoleon es zum Aeußerſten treiben wollen, ſo ſetze er volles Vertrauen in die Freundſchaft des Kaiſers, der alle Mittel zu ſeiner Hilfe und zur Verteidigung Rußlands aufbieten und auch Oeſterreich zur Mitwirkung beſtimmen werde.

Zugleich machte der König noch einen perſönlichen Verſuch zur Herabſetzung der franzöſiſchen Forderungen. Er ſchrieb am 7. November ſeinem Großonkel, dem damals ſiebenundſiebzigjährigen Prinzen Ferdinand, dem letzten noch lebenden Bruder des Großen Königs, der in Berlin zurückgeblieben war, und bat ihn, ſich an Napoleon zu wenden und deſſen Verzicht auf Halberſtadt, Hohenſtein, den Saalekreis und Mansfeld als eine perſönliche Gnade zu erbitten. Prinz Ferdinand entſprach dem Wunſche ſeines Neffen. „Als Bruder Friedrichs II., als Aelteſter der Familie und einer der älteſten Soldaten Preußens“ rief er den franzöſiſchen Kaiſer um Milde an für das Land, das ſeine Waffen beſiegt hätten und ſeine Großmut zum zweiten Male beſiegen würde. Er bat den Kaiſer „um einen Augenblick Gehör“. Napoleon ließ die Bitte des greiſen Prinzen ohne Antwort; auch ein Schreiben an Murat hatte keinen beſſeren Erfolg. Weder dieſer, ſo verſicherte Prinz Ferdinand dem König, noch Berthier noch Duroc würden je unaufgefordert mit dem Kaiſer über irgend etwas zu ſprechen wagen. So blieb ihm nichts übrig, als dem König die gänzliche Erfolgloſigkeit ſeiner Bemühungen zu melden; er fügte den Rat hinzu, den auch Lucchesini und Zaſtrow gaben: der König möge Napoleon ſchleunigſt um eine Zuſammenkunft bitten, das ſchmeichle der Eigenliebe des Kaiſers und ſei das einzige Mittel, etwas zu erreichen. Allein, wie vieler Schickſalsſchläge bedurfte es noch, ehe ſich König Friedrich Wilhelm zu einem ſolchen Schritte verſtehen mußte.

Königin Luiſens Haltung in dieſen Tagen zeigt eine gewiſſe Unſicherheit; wie ſo oft, ſchwankte ſie zwiſchen der Rückſicht auf die Anſichten und Neigungen ihres Gemahls und ihrer eigenen innerſten Ueberzeugung. Während die Konferenz tagte, entwarf ſie ein Schreiben an Kaiſer Alexander, das erſte ſeit den Unglückstagen von Jena und Auerſtedt. Sie ſchilderte ihm das Unglück, das über Preußen hereingebrochen, den Fall der Feſtungen, die Kapitulation Hohenlohes und die angeblichen Greueltaten der Franzoſen und namentlich der Bayern; ſie ſprach von den Friedensverhandlungen und den ſchweren Opfern, die Napoleon fordere. „Wir ſind in der entſetzlichſten Verzweiflung, rings Unglück und Verluſte, und man lebt noch und ſtirbt nicht vor Kummer.“ „Alles hat das Unglück zerſtört, nur nicht meine Freundſchaft für Sie, lieber Vetter und Freund.“ ... „Was ſoll aus uns werden? Wären Sie hier, wüßten wir ſicher, welche Folgen dieſe Nachrichten bei Ihnen haben werden, dann würden wir uns erleichtert fühlen. Allein alles aufs Spiel zu ſetzen, kann ein König ein ſolches Wagnis vor Gott verantworten?“

Es iſt ohne Zweifel die Stimme des Königs, ihres Gemahls, die aus dieſen und ähnlichen zaghaften Worten der Königin ſpricht; ihr eigenſtes Empfinden, wie uns zuverläſſige Zeugen berichten, war doch ein anderes: ſie war und blieb innerlich durchdrungen von der Notwendigkeit ausdauernden Widerſtandes.

Der Freiherr von Benkendorff, der jenes Schreiben der Königin an Kaiſer Alexander überbringen ſollte, und der die Haltung des Königs und ſeiner ganzen Umgebung in den ſchärfſten Ausdrücken verurteilt, ſchreibt aus Graudenz am 6. November: „Die Königin allein empfindet die Schmach und das Unheil, das ihr Heer und ihr Land betroffen hat.“ Und der Freiherr von Schladen, früher preußiſcher Geſandter in München, damals Diplomat im Gefolge von Haugwitz, verzeichnet am 7. November in ſeinem Tagebuche, der beſten und reichhaltigſten Quelle gerade für dieſe Tage, die Königin habe ſich mit dem liebenswürdigſten Freimut und mit einer über jedes Ereignis erhabenen Seelengröße gegen ihn ausgeſprochen und dabei geſagt: „Nur feſte Ausdauer im Widerſtande kann uns retten.“

Es kam hinzu, daß eben in Graudenz Königin Luiſe von den niedrigen Schmähungen und ſchmutzigen Verleumdungen erfuhr, die Napoleon in ſeinen Bulletins und in ſeinen Zeitungen gegen ſie verbreitete. Er ſpöttelte über ihre Schönheit, die ihrem Lande ebenſo Verderben gebracht habe, wie Helenas Schönheit den Trojanern; er verglich ſie mit Taſſos Armida, die in ihrem Wahnſinn den eigenen Palaſt anzündete. „Sie wollte Blut.“ Vor allem aber berührte er wiederholt und in anzüglichſter Weiſe die freundſchaftlichen Beziehungen der Königin zu dem ruſſiſchen Kaiſer und verhöhnte, unter zweideutigen Anſpielungen auf die berüchtigte Lady Emma Hamilton, ihre Anweſenheit bei dem Beſuche der Gruft Friedrichs des Großen. Es iſt erklärlich, daß Königin Luiſens weibliches Gefühl gerade durch die Hindeutungen auf ihre Freundſchaft mit Kaiſer Alexander auf das tiefſte und ſchmerzlichſte verletzt wurde. „Mit ſtrömenden Augen“ hat ſie in Graudenz davon geſprochen und ausgerufen: „Iſt es dieſem boshaften Menſchen nicht genug, dem Könige ſeine Staaten zu rauben, ſoll auch noch die Ehre ſeiner Gemahlin geraubt werden?“ Und in einem Briefe an die Gräfin Voß, in dem ſie von den Schmähungen und dem Hohne Napoleons und dem rohen Uebermut des Siegers in franzöſiſcher Sprache berichtet, bricht ſie in die deutſchen Worte aus: „Und man lebt und kann die Schmach nicht rächen.“

Es heißt, daß in der Umgebung des Königs ſelbſt ſich Elende fanden, die Napoleons Anſchuldigungen ihrem Herrn hinterbrachten, um den Einfluß der Königin ein für allemal zu beſeitigen. Falls das wahr iſt, wie wenig hätten ſie den König gekannt! Es iſt kein Anzeichen vorhanden, daß das innige Verhältnis des Königspaares zueinander damals auch nur die leiſeſte Trübung erfahren hätte. Wenn aber Napoleon ſelbſt mit ſeinen ſchmähſüchtigen

Digitized by Google

und unerhörten Angriffen die Absicht verband, Königin Luise in der öffentlichen Meinung herabzuwürdigen und ihrem Ansehen zu schaden, so hat er, wie bei seinem Vorgehen gegen Hardenberg und Stein, das volle Gegenteil erreicht. Nicht einmal bei den Franzosen, von denen so mancher, besonders aus Emigrantenkreisen, die Gastfreundschaft des preußischen Hofes genossen und die Persönlichkeit der Königin bewundern gelernt hatte, fanden Napoleons niedrige Anklagen Eingang. In Preußen vollends, wie man im Gefolge Napoleons selbst beobachten konnte, erregten diese Verleumdungen nur Entrüstung und Verachtung, und die Begeisterung für Königin Luise wuchs gerade jetzt erst himmelan. Gern verzieh man ihre angebliche Einmischung in die Politik, deren Wirkungen und Bedeutung man oft überschätzte: die öffentliche Meinung besaß ein richtiges Gefühl dafür, daß bei Friedrich Wilhelm durch sie und durch sie allein die gesunden Empfindungen der Nation zu Worte kamen.

Eben in diesen Tagen sollte sich wieder zeigen, was inmitten der hin und her schwankenden Entschließungen am preußischen Hofe Königin Luisens hoher Sinn und fester Mut bedeuteten.

Die Marken, Pommern, Posen, fast das ganze Land zwischen Oder und Weichsel waren inzwischen von den Franzosen überflutet worden, deren streifende Scharen schon am 15. November gegenüber Graudenz am linken Weichselufer erschienen. Noch am Abend dieses Tages mußte die Königin Graudenz verlassen; der König folgte ihr am nächsten Tage morgens und traf abends mit ihr in Osterode (Ostpreußen) wieder zusammen.

In Osterode, wie vorher in Küstrin und Graudenz, stand man vor einer ernsten Entscheidung; die nächste Zukunft des preußischen Staates hing davon ab.

Bereits in Graudenz hatte man erfahren, daß Napoleon die von ihm selbst aufgestellten und von dem König angenommenen Bedingungen eines Präliminarfriedens nicht mehr festhalte, daß er in Rücksicht auf die Beziehungen zu Rußland überhaupt noch keinen bestimmten Entschluß über den endgültigen Frieden gefaßt habe. Um so mehr drängten die preußischen Bevollmächtigten wenigstens auf den Abschluß eines Waffenstillstandes, der den unsäglichen Leiden des preußischen Landes ein Ziel setzen sollte. Napoleons Stimmung kam ihnen jetzt hierin entgegen; er bedurfte für seinen Krieg mit Rußland einer Operationsbasis, die er in Preußen zu finden hoffte. Gegen Uebergabe einiger noch unbezwungenen preußischen Festungen und gegen vorläufige Einräumung der Weichselgrenze bewilligte er einen Waffenstillstand, dessen Bedingungen Lucchesini und Zastrow am 16. November in Charlottenburg unterzeichneten. Etwaige schon auf preußisches Gebiet vorgerückte russische Truppen sollten über die Grenze zurückgehen, neue nicht zugelassen werden.

Gleich bei der ersten Nachricht über diese Forderungen Napoleons, die die Entwaffnung Preußens und zugleich den Bruch mit Rußland bedeuteten, schieden sich die Geister

Digitized by Google

im Gefolge König Friedrich Wilhelms. Während einige wenige, wie Schladen, den Waffenſtillſtand unter ſolchen Bedingungen für unwürdig und verderblich erklärten, war Graf Haugwitz mit den meiſten Generalen zu den weitgehendſten Zugeſtändniſſen an Frankreich durchaus bereit.

Der König ſelbſt war unſchlüſſig und ſchwankend. Es war eine jener Kriſen, in denen, wie er ſelbſt ſpäter einmal bekannt hat, unter dem Drucke ſeines Verantwortlichkeitsgefühls und der Notwendigkeit, zwiſchen Krieg und Frieden wählen zu müſſen, der Gedanke der Thronentſagung ihm nahegetreten ſein mag. Die Kataſtrophe, die über ſein Land hereingebrochen, hatte den Soldaten in ihm getroffen und aufgerüttelt, ſein Weſen ſonſt unberührt gelaſſen. „Er iſt unverändert geblieben," klagten alle, die ihn nach dem ungeheuren Wandel der Dinge in dieſen Tagen zum erſten Male wiederſahen. Beſonderen Anſtoß erregte es damals, daß der König, der ſonſt bekanntlich dem edlen Weidwerk keineswegs hold war, in Oſterode eine Elchjagd veranſtalten ließ, obwohl die Königin, die durch eine flüchtige Aeußerung den Anlaß dazu gegeben, alles tat, um ihn davon abzubringen. Die Berichte der ruſſiſchen und engliſchen Diplomaten, die in Graudenz und Oſterode um König Friedrich Wilhelm waren, ſind voll von immer neuen Klagen über ſeine Gleichgültigkeit, ſeine Apathie, ſeine Neigung für die Beſchäftigung mit „Futilitäten", ſeine Scheu vor großen und raſchen Entſchließungen. „Die Königin klagt," berichtet Krüdener, „daß ihr Gemahl da nachgibt, wo er nicht ſollte, und oft den Ratſchlägen Wohlgeſinnter eine unangebrachte und unerſchütterliche Hartnäckigkeit entgegenſetzt." „Er hat, ſcheint es, noch zehn Königreiche zu verlieren," ſchreibt Benkendorff; „er verdient kein beſſeres Los." Und nicht minder ſcharf als die Fremden haben ſeine Offiziere, ſein Hof, ſeine nächſten Verwandten damals über ihn geurteilt. In Oſterode trafen Offiziere der Gardedukorps, die der Gefangenſchaft entgangen waren, mit dem König wieder zuſammen: ſie erſchraken über ſeinen Ton, über ſeine Aeußerungen. „Er ſprach von den unglücklichen Ereigniſſen wie von einer fremden Geſchichte, nicht wie von der ſeinigen; tadelte, als wenn er nicht der Richter der einzelnen und der Lenker des Ganzen wäre, ein Ton, den er ſeit dem Unglück des Vaterlandes faſt immer annahm." Noch härter urteilt die Oberhofmeiſterin; ſie ſchreibt am 30. Oktober: „Die Unentſchloſſenheit des Herrn, ſeine Laune, ſeine Verblendung für ſeine Umgebung ſind unſer Unglück." Und des Königs Schwager, der Prinz von Oranien, ſchreibt einige Monate ſpäter über ihn: „Das Schlimmſte iſt, daß der größte Feind des Königs, die Haupturſache ſeiner Unglücksfälle und ein großes Hindernis für eine glückliche Wendung der Dinge Seine Majeſtät ſelbſt iſt."

Anderſeits machten ſich jetzt doch auch Einwirkungen auf den König geltend, die eine Neigung zum Widerſtande gegen Napoleons maßloſe Forderungen in ihm weckten: ſie

Digitized by Google

gingen aus von dem Verhältnis zu Rußland, dem ſtärkſten politiſchen Moment im Leben König Friedrich Wilhelms III. Am 14. November, noch in Graudenz, waren, lang erwartet und erſehnt, endlich Nachrichten aus Petersburg eingetroffen, die jeden Zweifel an der Bundestreue und der Hilfsbereitſchaft Rußlands beſeitigten. Kaiſer Alexander ſelbſt ſchrieb auf die erſten Nachrichten von den preußiſchen Niederlagen dem König am 3. November: es gäbe keine Anſtrengung, kein Opfer, zu dem er als Freund und Verbündeter nicht bereit ſei. Er kündigte den Anmarſch zweier ruſſiſcher Armeen unter Bennigſen und Buxhöwden an und ſchloß mit der Mahnung: „Vereinigen wir uns inniger als je und bleiben wir treu den Grundſätzen der Ehre und des Ruhmes.“ Napoleon hatte die Vereinbarungen mit Preußen abhängig gemacht von ſeinen Beziehungen zu Rußland: die natürliche Rückwirkung war, daß auch Friedrich Wilhelm das Abkommen mit Frankreich ſeinen Beziehungen zu Rußland unterordnete. Wenn er nur zwiſchen Napoleon und Alexander zu wählen hatte, konnte ihm die Entſcheidung nicht ſchwer fallen. Schon die Richtung ſeiner Rückzugslinie bewies, wohin ſeine Neigung ging. Haugwitz und Köckritz hätten die Flucht nach Elbing oder Königsberg vorgezogen; der König, nach kurzem Schwanken, hatte Oſterode gewählt, hauptſächlich, weil er ſich auf dieſem Wege den anrückenden ruſſiſchen Truppen näherte. Dieſer Stimmungswechſel in König Friedrich Wilhelm wirkte bereits auch auf ſeine Umgebung; man bemerkte, daß einige Friedensfreunde wieder Anzeichen von kriegeriſchem Mut blicken ließen.

Bei alledem, wie König Friedrich Wilhelm einmal war: die Entſcheidung für den Krieg aus ſich heraus ganz ſelbſtändig zu faſſen, wäre er kaum imſtande geweſen, um ſo weniger, da gerade jetzt die Nachricht vom Falle Magdeburgs eintraf; mindeſtens ſollte die Verantwortlichkeit, die ihm allein zu ſchwer war, geteilt werden. Er berief Generale und Miniſter, von Königsberg her auch Stein, nicht aber Hardenberg, zu einer Konferenz nach Oſterode — eine bedenkliche Maßregel, denn die meiſten Generale und einige Miniſter waren für die Unterwerfung unter Napoleons Willen.

Um ſo bedeutungsvoller mag in dieſer Kriſis die Haltung der Königin Luiſe geweſen ſein, wenn uns auch beſtimmte Angaben über ihre Einwirkung auf den König fehlen. Wir wiſſen aber zuverläſſig, daß ſie ſich ſchon in Graudenz für die Verwerfung des Waffenſtillſtandes ausgeſprochen hat, ſo daß Graf Haugwitz und General Köckritz den Verſuch machten, ſie vom König zu trennen. Vergeblich, Friedrich Wilhelm blieb dabei, daß ſie ihn nach Oſterode begleiten ſolle. Die Gegner Frankreichs anderſeits rechneten ebenſo ſehr auf ihre Gegenwart in Oſterode, wie die Friedensfreunde ſie fürchteten. Stein bat Hardenberg, an die Königin zu ſchreiben, damit ſie auf den Miniſter Schrötter und den General Kalckreuth einwirke; Hardenberg lehnte das ab, aber er ſchrieb an Schrötter

unter ſcharfer Parteinahme gegen den Waffenſtillſtand und bat ihn, ſein Schreiben der Königin mitzuteilen.

Die Beratungen, die nun am 20. und 21. November in Oſterode ſtattfanden, hatten ein überraſchendes Ergebnis. Die Mehrheit zwar der Anweſenden ſtimmte für Annahme der franzöſiſchen Bedingungen; mit den Miniſtern Voß und Stein aber verwarfen jetzt gerade die nächſten Vertrauten des Königs, Köckritz und Beyme, den Waffenſtillſtand. Im Sinne dieſer Minderheit entſchied der König. Wie es damals hieß, war es auch die Proklamation Napoleons über die Abſetzung des Kurfürſten von Heſſen, die den König in ſeinem Entſchluß beſtärkte. Am 22. November eröffnete er ſelbſt dem Abgeſandten Napoleons, Duroc, den er anfangs nicht einmal hatte empfangen wollen, daß er den Waffenſtillſtand ablehne. Es iſt einer der folgenſchwerſten Entſchlüſſe im Leben Friedrich Wilhelms. Der Gedanke einer neutralen Stellung Preußens zwiſchen den ſtreitenden Weltmächten wurde eigentlich jetzt erſt endgültig überwunden, die Verbindung Preußens mit Rußland, die Napoleon hatte zerſtören wollen, feſter geſchloſſen als je: ſie war und blieb für alle Zeit der leitende Gedanke in der Politik des Königs. „Ich werde die Waffen gegen den erklärten Feind der Unabhängigkeit Europas nicht niederlegen," ſchrieb er noch von Oſterode aus dem ruſſiſchen Kaiſer, „als wenn Ihre Intereſſen, die von nun an unauflöslicher als je mit den meinigen verknüpft ſind, es Ihnen ſelbſt wünſchenswert machen," und einige Tage ſpäter: „Ich bin unerſchütterlich entſchloſſen, nur eine und dieſelbe Politik mit Ihnen zu haben." Dem Abgeſandten Alexanders, Graf Michael Woronzow, der ihm den Brief des Kaiſers überbracht hatte, verſicherte er, er ſei entſchloſſen, ſich ganz in die Arme Rußlands zu werfen; die Maßloſigkeit der franzöſiſchen Vorſchläge verbiete, an irgend ein Abkommen zu denken, auch wenn nicht das Beiſpiel des Kurfürſten von Heſſen von neuem bewieſe, was man von Bonaparte zu erwarten habe. Dieſen Entſchlüſſen entſprach alles, was in den Tagen von Oſterode und gleich darauf noch geſchah: die Anknüpfung beſſerer Beziehungen zu England, Oeſterreich, Schweden und Dänemark, die Unterſtellung der preußiſchen Truppenreſte unter ruſſiſchen Oberbefehl, die erſten Anfänge der Reorganiſation der Armee. Die Lähmung nach dem betäubenden Donnerſchlag von Jena und Auerſtedt ſchien zu weichen; ein neuer Geiſt, vielmehr der altpreußiſche Geiſt begann ſich zu regen. Aus Schleſien, das man ſchon aufgegeben hatte, kamen Abgeſandte, zwei Herren von Lüttwitz, die um Unterſtützung für die zu zähem Widerſtande entſchloſſene und zu allen Opfern bereitwillige Provinz baten: ſie haben den Augenblick nie vergeſſen, wo Königin Luiſe in „majeſtätiſcher Schönheit" wie „eine Verklärte" ſie empfing und durch ihre huldvollen Worte ihre „zur Rettung für Vaterland und König entflammten Seelen noch mehr anfeuerte". Nach Schleſien wurden mit

Digitized by Google

außerordentlichen Vollmachten der Fürſt von Anhalt-Pleß und der tapfere Graf Götzen geſandt, die den ruhmvollen Widerſtand der Provinz gegen den feindlichen Einfall organiſierten. Dem Grafen Götzen erklärte der König beim Abſchied, daß er unwiderruflich entſchloſſen ſei, eher auf ſeine Krone zu verzichten, als ſchimpflichen Bedingungen Gehör zu geben. Er gewann es ſelbſt über ſich, ſich bald darauf von dem bisherigen Leiter ſeiner Politik, dem Grafen Haugwitz, zu trennen und das Miniſterium des Auswärtigen dem Freiherrn vom Stein anzubieten.

Der Anteil, den Königin Luiſe an dieſem Umſchwung anſcheinend gehabt hat, iſt doch ſchon damals ſehr hoch angeſchlagen worden. Die Offiziere, die von Oſterode nach Königsberg kamen und dort die ungünſtigen Nachrichten über das Verhalten des Königs verbreiteten, mögen auch das Lob der Königin verkündet haben. Ein Zeugnis dafür bietet wohl der Brief, den Heinrich von Kleiſt aus Königsberg am 6. Dezember an ſeine Schweſter ſchrieb, und in dem er von der Königin urteilt: „In dieſem Kriege, den ſie einen unglücklichen nennt, macht ſie einen größeren Gewinn, als ſie in einem ganzen Leben voll Frieden und Freuden gemacht haben würde. Man ſieht ſie einen wahrhaft königlichen Charakter entwickeln. Sie hat den ganzen großen Gegenſtand, auf den es jetzt ankommt, umfaßt; ſie, deren Seele noch vor kurzem mit nichts beſchäftigt ſchien, als wie ſie beim Tanzen oder beim Reiten gefalle. Sie verſammelt alle unſere großen Männer, die der König vernachläſſigt, und von denen uns doch nur allein Rettung kommen kann, um ſich; ja ſie iſt es, die das, was noch nicht zuſammengeſtürzt iſt, hält."

Der Waffenſtillſtand war verworfen; von neuem begann die Flucht, nach dem Willen des Königs den ruſſiſchen Freunden entgegen. Noch am 23. November erreichte das Königspaar Ortelsburg, von wo aus der König die ruſſiſchen Truppen in Pultusk beſuchte, während die Königin auf einem Landgute in der Nähe Wohnung nahm. Sie war auch jetzt weder mutlos noch verzweifelt, aber über alle Maßen traurig, trauriger vielleicht, als auf irgendeiner der Stationen dieſes Leidensweges. Zu dem Unglück des Vaterlandes geſellten ſich beängſtigende Nachrichten über das Befinden ihrer Kinder in Königsberg; zuerſt war Alexandrine leicht erkrankt, dann ſehr ernſtlich an einem Nervenfieber Prinz Karl. Ihr bangendes Mutterherz verlangte nach Königsberg zu den Kindern; aber ſie mußte aus Rückſicht auf den König in Ortelsburg ausharren, wo epidemiſche Krankheiten den Aufenthalt immer unerträglicher machten. Damals, am 29. November, ſchrieb ſie dem Vater nach Neuſtrelitz: „Es iſt eine Prüfungszeit, aber der gerechte Gott wird beſſere Tage ſchaffen ... Was uns angeht, kann ich nichts ſagen, als daß die Menſchen, die die Liebe, Achtung, Anhänglichkeit der Edeln für ſich haben, nie ganz ohne Hilfe, nie ganz unglücklich ſein

Digitized by Google

können. So geht's auch mir, ich ſehe mit Ruhe auf alles, was mich umgibt. Denn in mir iſt Frieden, das ſei Ihnen Bürge, beſter Vater, daß das Aeußere nicht viel auf mich vermag, beſonders Dinge, die mehr die Urheber grell zeichnen als den Gegenſtand, den es berühren ſoll." Die Seelengröße der unglücklichen Königin, wie ſie aus dieſen Worten ſpricht, wurde auch von den Fremden wohl bemerkt. „Die arme Königin", berichtet der Engländer Jackſon aus Ortelsburg, „erweckt durch ihre würdevolle Reſignation und ihren Charakteradel in allen Prüfungen und in allem Unglück noch mehr Teilnahme als ſelbſt durch ihre große Schönheit .... Sie muß ſehr vorſichtig ſein, in Worten wie in Handlungen, denn der König iſt äußerſt ſchlecht gelaunt und taub gegen ihre Worte. Sie indeſſen läßt keine Mutloſigkeit in ſich aufkommen und verſäumt keine Gelegenheit, den Ratſchlägen von Köckritz und Genoſſen entgegenzuwirken."

In Ortelsburg war es auch, wo Luiſe in eines ihrer Taſchenbücher — Frau von Berg wenigſtens erzählt es, das Buch ſelbſt iſt nicht mehr vorhanden — das Lied des Harfners aus Goethes Wilhelm Meiſter eintrug:

Wer nie ſein Brot mit Tränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf ſeinem Bette weinend ſaß,
Der kennt euch nicht, ihr himmliſchen Mächte!
Ihr führt ins Leben uns hinein,
Ihr laßt den Armen ſchuldig werden;
Dann überlaßt ihr ihn der Pein,
Denn alle Schuld rächt ſich auf Erden.

Im Munde der Königin ſind die Worte Ausdruck tiefſten Seelenſchmerzes, der Aufſchrei einer Unglücklichen, die von der Höhe irdiſchen Glücks in den Abgrund des Elends geſtürzt iſt. Auch ein Schuldbekenntnis? Vielleicht in dem Sinne, daß ſie an dem ſelbſtzufriedenen Genußleben des Berliner Hofes ihren Anteil gehabt hatte wie an der Abneigung ihres Gemahls gegen jede politiſche Betätigung. Keineswegs aber, als hätte ſie ihr Eingreifen in die Politik bereut. Auch jetzt ließ ſie ſich vielmehr wieder in die Erörterung einer der ſchwebenden Fragen hineinziehen.

Graf Haugwitz war gegangen, aber der ſein Nachfolger werden ſollte, der Freiherr vom Stein, weigerte ſich zu kommen. Von Ortelsburg aus wurde er abermals aufgefordert und inzwiſchen der Geheime Kabinettsrat Beyme mit der Führung der Geſchäfte beauftragt. Dieſe Wahl erregte vielfache Unzufriedenheit, beſonders bei dem ruſſiſchen Geſchäftsträger Freiherrn von Krüdener, deſſen Hof den Kabinettsrat für einen Franzoſenfreund anſah. Wie es mehr und mehr üblich wurde, wandte Krüdener ſich nun an Königin Luiſe, um den

Digitized by Google

Königin Luiſe
Paſtellgemälde von Schröder um 1800

Digitized by Google

König zu bestimmen, daß Beyme entfernt werde und Stein das Ministerium übernehme. Die Königin verteidigte Beyme; aber sie erklärte Krüdener, daß Stein von neuem eingeladen werden solle, nach Wehlau zu kommen, wohin der König sich begeben wolle, und daß sie nicht zweifle, er werde dem Befehle folgen. Die Königin, deren Mut und Standhaftigkeit in allem Unglück auch Krüdener bewundernd rühmt, sprach dann noch mit tränenerstickter Stimme von der Freundschaft Kaiser Alexanders, die jetzt ihr und ihres Gemahls einziger Trost sei.

Bald darauf, am 5. Dezember, verließ Königin Luise Ortelsburg.

III. Königsberg und Memel

Am 9. Dezember, nach kurzem Aufenthalt in Wehlau, kam Luise in Königsberg an. Empfangen von einer zahlreichen Menge, in der viele Tränen für sie flossen, geführt vom Kronprinzen und Prinzeß Charlotte, stieg sie die Stufen zu dem alten Königsschloß empor, wo die nach dem Schloßhof gelegenen Zimmer für sie eingerichtet waren. Ihr erster Gang galt dem Krankenbette des kleinen Karl, dessen Befinden sich gebessert hatte, dann ihrer Schwägerin, Prinzessin Wilhelm, die inzwischen in den Schrecken der Flucht Unsägliches erduldet, ihre beiden Kinder durch den Tod verloren hatte.

Am nächsten Tage traf auch König Friedrich Wilhelm in Königsberg ein. Um ihn sammelten sich noch einmal die Männer des alten Preußen, die Schulenburg, Voß, Schrötter, Beyme, Knobelsdorff, Köckritz und Kalckreuth, auch Zastrow und Lucchesini, die von ihrer Sendung an Napoleon erst jetzt zurückkamen; es fehlte eigentlich nur Haugwitz, denn selbst Lombard hatte sich eingefunden und fühlte sich bald ganz „im alten Kreise", als wäre er mit dem König „auf einer Revuereise". Ihnen gegenüber standen die beiden Männer, die auch aus dem alten Preußen hervorgegangen waren, jetzt aber die Wege zu einem neuen Preußen suchten: Hardenberg und Stein. Zwischen den Parteien bewegte sich der König, mit den einen wie mit den anderen verhandelnd, vom Zwange der Ereignisse vorwärts gedrängt, aber doch bestrebt, von seiner alten Umgebung möglichst viel in die neue Zeit hinüberzuretten. Darüber kam es jetzt zum Streit. Der Ausgang war der Bruch des Königs mit den Männern seiner eigenen Zukunft. Hardenberg reiste am 20. Dezember nach Memel, von wo er vergeblich um seine Entlassung bat; Stein, nach heftigen Auseinandersetzungen mit dem König, verließ im Februar 1807 Königsberg, um sich auf sein Gut in Nassau zurückzuziehen. Die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten wurde dem General Zastrow

Digitized by Google

übertragen, auf dem die Erinnerung an die Unterzeichnung des Charlottenburger Waffenstillstandes lastete.

Königin Luise hat, wie es scheint, anfangs die Absicht gehabt, in diese Streitigkeiten vermittelnd einzugreifen. Gleich am Tage nach ihrer Ankunft in Königsberg ließ sie Hardenberg zu sich rufen, mit dem sie die Lage eingehend besprach, wobei sie für Beyme eintrat, dessen Entfernung vom König Stein und Hardenberg hauptsächlich forderten. An den weiteren Verhandlungen konnte sie keinen Anteil mehr nehmen; während der kleine Karl genas, erkrankte sie selbst an einem heftigen Nervenfieber, das ihr Leben zeitweise ernstlich gefährdete. Weihnachten war sie wenigstens so weit hergestellt, daß sie am Heiligen Abend die Kinder um ihr Bett vereinigen und zu ihnen sprechen konnte. An ihr Bett wurde auch am Neujahrstage 1807 in seiner neuen Uniform der kleine Prinz Wilhelm geführt, den der König damals durch Ernennung zum Fähnrich der Garde in die preußische Armee aufnahm, — die Armee, der er in ihrer tiefsten Erniedrigung eingereiht wurde, und die er zu ihrem höchsten Glanze erheben sollte. Kaum hatte sich dann die Königin von ihrer Krankheit etwas erholt, als schlimme Nachrichten vom Kriegsschauplatz sie auch aus Königsberg vertrieben und zur Flucht nach Memel nötigten, in den letzten Zipfel preußischen Landes.

Das weitere Vordringen der Franzosen über die Weichsel hatte am 26. Dezember nördlich von Warschau, bei Pultusk, zu dem ersten ernsteren Treffen mit den Russen geführt, wobei General Bennigsen zwar den französischen Angriff siegreich abwies, schließlich aber doch zum Rückzug in nordöstlicher Richtung in das ostpreußische Seengebiet sich veranlaßt sah. Gleichzeitig waren auch die preußischen Truppen unter L'Estocq bei Soldau angegriffen und nach tapferem Widerstande zum Rückzug bis Angerburg gezwungen worden. In Königsberg ging es, wie noch so manchmal bei den wechselnden Kriegsnachrichten: am 30. Dezember brachte Major von Wrangel mit blasenden Postillonen russische Siegesbotschaften, jubelnd begrüßt von den Volksmassen, die sich bald zu Tausenden um das Schloß drängten; nach zwei Tagen erfuhr man den Rückzug der Russen, den Rückzug L'Estocqs. Kein preußischer oder russischer Soldat stand mehr zwischen Königsberg und dem Feinde. Nun hieß es wiederum flüchten. Die Königin, obwohl noch keineswegs genesen, schwankte nicht: „Ich will lieber in die Hände Gottes fallen als dieser Menschen", sagte sie ihrem Arzte. Schon am 3. Januar 1807 fuhren ihre Kinder ab, zwei Tage später die Königin selbst. Dem Vater schrieb sie unmittelbar vor der Abfahrt, es sei der 26. Tag ihrer Krankheit, aber sie sei „zum Erstaunen wohl". Sie war doch noch so schwach, daß sie in ihren Wagen getragen werden mußte. „Matt und entkräftet", so erzählt ihre Hofdame Bertha von Truchseß als Augenzeugin, „lag die schöne Gestalt in dem Sessel; das himmlisch blasse Gesicht sah

Digitized by Google

man nur wenig durch den übergeworfenen Schleier; langsam wurde sie die breiten Schloßtreppen hinuntergetragen.“ Und nun begann an einem schneidend kalten Wintertage die Fahrt über die Kurische Nehrung, jenen stellenweise kaum 2 km breiten Streifen öden Landes, der sich zwischen dem Kurischen Haff und der Ostsee nordwärts bis Memel hinzieht. Häufige Regengüsse hatten den Boden aufgeweicht; das Meer, von Januarstürmen gepeitscht, drohte das Land zu überfluten, das Land sich im Meer zu verlieren. Man kam an einem Wrack vorbei, über dem die Wellen zusammenschlugen: es schien wie ein Bild des preußischen Staates. Im Heulen des Sturmes, im Brausen des Meeres dachte einer der Flüchtlinge an die Nacht, in der König Lear seinen Töchtern fluchte, und fand sie ruhiger als diese Nächte der Kurischen Nehrung. „Die Tage“, erzählt ein anderer, „brachten wir teils in den Sturmwellen des Meeres, teils im Eise fahrend, die Nächte in den elendesten Quartieren zu. Die erste Nacht lag die Königin in einer Stube, wo die Fenster zerbrochen waren und der Schnee ihr auf das Bett geworfen wurde, ohne erquickende Nahrung. So hat noch keine Königin die Not empfunden.“ „Ihr Mut und ihr himmlisches Gottvertrauen hielt sie aufrecht und es belebte uns alle.“ Drei Tage und drei Nächte ging so die Fahrt; endlich, am 8. Januar, erreichte man Memel. Auf den Armen eines Dieners wurde die Königin in das Haus des Kaufmanns Consentius getragen, dasselbe Haus, in dem sie während der Zusammenkunft mit Kaiser Alexander 1802 gewohnt hatte. „Wie schmerzlich mögen ihre Gedanken gewesen sein,“ schreibt der Engländer Robert Wilson an ebendiesem Tage, „als sie heute morgen in die Räume gebracht wurde, wo sie noch jüngst gewaltet hatte, so hold, so mächtig, so glücklich!“

Doch das Unerwartete geschah: Fahrt und frische Luft hatten die Genesung der Königin wunderbar gefördert, sie erschien wie verjüngt. Robert Wilson, der unermüdliche Bekämpfer Napoleons, der ihr damals sein Buch über den Feldzug in Aegypten überreichen durfte, war von ihrem Aussehen wie von ihrem Wesen hingerissen und begeistert. „Ich würde den Preußen verachten,“ schrieb er, „der nicht freudig sein Leben für eine solche Königin hingeben wollte.“

Die nächsten Wochen in Memel verliefen verhältnismäßig still und ruhig. Durch das Zusammenströmen vieler Fremden, Russen, Engländer, Schweden, entfaltete sich in der sauberen kleinen Hafenstadt ein reges geselliges Leben. Die Königin erholte sich mehr und mehr, so daß sie bald, zum ersten Male seit der Abreise von Potsdam, die Kirche besuchen und kleine Spaziergänge „Unter den Linden“, der seit 1802 Alexanderstraße genannten Hauptstraße Memels, machen konnte. Auch weitere Ausflüge wurden unternommen. Man fuhr im Schlitten zur „Holländischen Mütze“, einer kleinen Anhöhe in hübscher Umgebung, von der die Königin

Digitized by Google

entzückt war — auch Prinzessin Wilhelm fand die Landschaft „ossianisch", — zum Strande, um Schiffe abfahren oder einlaufen zu sehen, zur Mole und zum Leuchtturm, von wo man eine weite Aussicht in die Ostsee genoß. Abends vereinigte man sich zum Tee bei der Königin, bisweilen auch bei der Prinzessin Wilhelm und Prinzessin Radziwill, mit denen die Königin am meisten verkehrte. Anfangs wurde außer der Gräfin Voß nur Hufeland zugezogen, der der Königin durch seine tiefreligiöse Weltanschauung besonders gefiel; bald erweiterte sich der Kreis, es wurde wieder, schreibt Prinzessin Wilhelm, „wie in Potsdam", und damit kam auch die Potsdamer Langeweile. Buch las vor „in fader Weise fade Romane", wie Delbrück urteilt, die Damen zupften Scharpie, der König besah Kupferstiche und Bilderwerke; man spielte allerhand Spiele, Kommers und „jeux d'esprit", oder suchte nach einem versteckten Ringe, wobei es oft recht lärmend herging. Die Königin nahm an allem teil, sie sang selbst zuweilen wieder; aber über ihrem Wesen lag dabei eine rührende Schwermut; die Prinzessinnen Wilhelm und Luise, in ihren vertraulichsten Aeußerungen, können nicht genug rühmen, wie so gut, so sanft und liebenswürdig sie gerade damals gewesen, mit welcher Geduld und Ergebung sie alle die schweren Prüfungen ertragen habe.

Der Krieg wurde inzwischen mit wechselndem Erfolge fortgeführt. Die Franzosen hatten ihren Vormarsch eingestellt, ohne Königsberg zu berühren. Napoleon traf bereits Anstalten für die Winterquartiere, als die Russen ihrerseits zum Angriff übergingen und damit den Feind zu einem kräftigen Gegenstoß herausforderten. Am 7. und 8. Februar kam es einige Märsche südlich von Königsberg zur Schlacht von Preußisch-Eylau, wo es der zähen Tapferkeit der Russen unter Bennigsen mit preußischer Hilfe abermals gelang, den Angriff der Franzosen zurückzuschlagen und ihnen schwere Verluste beizubringen. Die Stellung Napoleons mit seinen zusammengeschmolzenen und erschöpften Truppen in dem ausgesogenen Lande, mitten im harten nordischen Winter, wurde dadurch so schwierig, daß er sich auf Anregung Talleyrands zu einer Annäherung an Preußen entschloß. Er beantragte einen Sonderfrieden auf Grundlage der bereits in Charlottenburg am 30. Oktober 1806 vereinbarten Bedingungen. Indem er zugleich darauf verzichtete, sein Verhältnis zu Preußen nur im Zusammenhang mit einem allgemeinen Frieden zu regeln, blieb der hauptsächlichste Gesichtspunkt seiner Politik doch nach wie vor die Zerstörung des engen Bundes zwischen Preußen und Rußland; nur daß er jetzt nicht mehr geradezu die Parteinahme Preußens gegen Rußland zur Friedensbedingung machte.

Der französische Abgesandte General Bertrand, der am 15. Februar mit diesen Anträgen in Memel eintraf, erbat und erhielt am nächsten Tage auch eine Audienz bei Königin Luise. Bertrand erklärte, von Napoleon den Auftrag zu haben, sich nach ihrem Befinden zu

Digitized by Google

erkundigen; der Kaiſer bedauere ſehr die gegen ſie gerichteten Zeitungsangriffe, und ſchmeichle ſich, daß ſie von ihren Vorurteilen gegen ihn zurückkommen und mit ihm Frieden ſchließen werde; er hoffe ihr dann in 14 Tagen im Schloß zu Berlin ſeine Aufwartung machen zu können. Die Königin, der ebenſo wie dem König ſchon die Perſönlichkeit des Unterhändlers höchſt unangenehm war, begnügte ſich mit der ſchlagfertigen Erwiderung: „Sie wiſſen, daß Frauen nicht Krieg führen und ſich nicht um Politik kümmern.“

Der Leiter der auswärtigen Politik Preußens, General Zaſtrow, wäre geneigt geweſen, auf die Vorſchläge Napoleons für einen Sonderfrieden einzugehen; aber König Friedrich Wilhelm, wie es ſeine Weiſe war, wenn er nach langem Schwanken einen Entſchluß gefaßt hatte, verharrte unerſchütterlich bei der einmal ergriffenen Politik der rückhaltloſen Anlehnung an Rußland. In den Beratungen, an denen auf ſeinen Befehl nun auch Hardenberg zum erſten Male wieder teilnahm, wurde die Ablehnung der Anträge Napoleons unter Berufung auf die Allianz mit Rußland beſchloſſen; Königin Luiſe fand dabei Gelegenheit, Hardenberg ins Ohr zu flüſtern: „Beharrlichkeit“. Auch den König ſelbſt bat ſie dringend, „feſt zu bleiben“. Mit der ablehnenden Antwort wurde Oberſt Kleiſt zu Napoleon geſandt, der ſich ihm gegenüber von neuem zu einem Sonderfrieden bereit erklärte, aber auch auf einen Kongreß und Verhandlungen über einen allgemeinen Frieden eingehen wollte, wenn man nur zunächſt über einen Waffenſtillſtand ſich verſtändige.

Unbeirrt durch ſolche Lockungen hielt König Friedrich Wilhelm an der ruſſiſchen Allianz feſt, und dem politiſchen Bündnis der beiden Staaten traten jetzt auch wieder die perſönlichen Beziehungen zwiſchen den beiden Herrſcherhäuſern zur Seite. Während der König der Ankunft Kaiſer Alexanders auf dem Kriegsſchauplatz entgegenſah, entwickelte ſich zwiſchen Königin Luiſe und der Mutter und der Gemahlin Alexanders, den Kaiſerinnen Maria Feodorowna und Eliſabeth Alexejewna, ein reger Briefwechſel von herzlichſtem Charakter. Die beiden Kaiſerinnen ſandten von Petersburg der Königin Geſchenke, einen Schal und ruſſiſchen Tee; ſie vermittelten ihr aus Neuſtrelitz Briefe des Vaters, von dem Luiſe monatelang ohne Nachricht geblieben war. Aufmerkſamkeiten, die ſie um ſo inniger rührten, je tiefer ſie ihr Unglück fühlte. „Eure Majeſtät“, ſchrieb ſie der Kaiſerin Eliſabeth, „ſind nie ſo unglücklich geweſen wie ich; Sie können ſich alſo nicht vorſtellen, wie wohl es tut, wenn man gute und teilnehmende Weſen in einer ſo abſcheulichen Welt findet, wie die iſt, in der wir leben.“

Auch dieſe äußerlich ruhigen Tage, die der Schlacht von Preußiſch-Eylau folgten, waren für Luiſe Tage harter Leiden. Der Krieg war durch den Rückzug der Franzoſen hinter Alle und Paſſarge vorläufig zum Stillſtand gekommen, aber auf dem unglücklichen Preußenlande lag ſchwer die Hand des unbarmherzigen Eroberers. Was Königin Luiſe beſonders

Digitized by Google

entrüſtete, war die Beteiligung der Rheinbundtruppen; daß Darmſtädter, daß Badener in den Reihen der Franzoſen gegen Preußen fochten, erregte immer von neuem ihren Zorn und ihren Schmerz. Dabei litt ihre Geſundheit, wie auch die der ihrigen, unter dem feuchten und kalten Klima in Memel, wo der Winter kein Ende zu nehmen ſchien und die Frühlingsſonne vergeblich gegen die eiſigen Meeresſtürme ankämpfte. So ſchrieb Luiſe am 26. März dem Bruder Georg: „Ich bin ganz hergeſtellt, aber noch nicht völlig wohl — ſehr empfindlich für alle Einwirkung der Luft. Das Klima iſt ſchrecklich. Eis und Schnee. Kein Veilchen gibt es hier, doch es grünt noch in meinem Herzen und meine Zuverſicht zu Gott ſtirbt nie.“ Sie bat den Bruder zugleich, ihr Bücher zu ſenden, die ſie ſehr entbehrte.

Auch der König kränkelte. Er hatte den Entſchluß zur Fortſetzung des Krieges gefaßt, da er ſich nicht von Rußland trennen mochte; aber in ſeinem Innern wollte keine Hoffnung mehr aufkommen; ſeine trübſelige Stimmung, ſeine üble Laune laſteten hart auf ſeiner Umgebung und erſtickten in ihm ſelbſt wie in anderen Entſchloſſenheit und Tatkraft. Er ſchalt und tadelte, ſah allenthalben Mängel, im Staate wie in der Armee, fand aber nie den Willen zu rückſichtslos über allen Widerſpruch hinwegſchreitenden Reformtaten. Er hatte Lombard und Luccheſini endlich entfernt und Hardenberg wieder herangezogen, weil das die auswärtigen Beziehungen insbeſondere zu Rußland notwendig machten, aber er behielt zugleich Zaſtrow bei, dem die befreundeten Mächte mißtrauten und deſſen Friedenspolitik er ſelbſt nicht billigte. Zur Staatsleitung bemühte er ſich nach wie vor Unvereinbares, Männer des abſterbenden und des zukünftigen Preußen, zu vereinigen, wie er gleichzeitig mit Napoleon und deſſen Feinden erfolglos verhandeln ließ. Auch die Rüſtungen zur Fortſetzung des Krieges kamen dabei nicht vorwärts. Verſprengte und der Gefangenſchaft Entronnene oder „Ranzionierte“ ſammelten ſich zu Tauſenden in Oſtpreußen; man drängte ſich zu den Freikorps; überall bekundete ſich der beſte Wille und bei jedem Zuſammenſtoß mit dem Feinde zeigte ſich ein neuer Geiſt in Führern und Soldaten. Allein es fehlte an der rechten Leitung, an einem ſtarken und ſchwungvollen Antrieb, der die reichen und willigen Kräfte des Landes in einmütiger Begeiſterung erhoben und gegen den Feind fortgeriſſen hätte. Der König zerſplitterte ſeine Tätigkeit in Aeußerlichkeiten, in Uniformänderungen, die die Rüſtungen mehr hemmten als förderten.

So vergingen in unfruchtbaren Erwägungen und Beratungen, in taſtenden Verſuchen die Wochen nach der Schlacht von Preußiſch-Eylau, in deren Schoße vielleicht eine Rettungsmöglichkeit für Preußen ſchlummerte. Erſt Anfang April, wieder durch ruſſiſche Einwirkung, kam es wenigſtens in einigen Hauptfragen zu einer entſcheidenden Wendung.

Am 2. April traf Kaiſer Alexander in Memel ein, vom preußiſchen Königspaar mit herzlichſter Freundlichkeit aufgenommen. Der alte Zauber ſeiner Perſönlichkeit wirkte wieder:

Digitized by Google

alle Herzen flogen ihm zu. Wie der von der Vorſehung erkorene Befreier Europas, ſo erſchien er und ſo ſchildert ihn der Prinz von Oranien, der ihn am 3. April ſprach. Sein entſchloſſenes Auftreten, ſeine kriegeriſchen Aeußerungen erweckten die geſunkenen Hoffnungen zu neuem Leben. Tief bewegt war vor allen Königin Luiſe, die bei der Begegnung mit dem Kaiſer ihre Tränen nicht zurückhalten konnte. Wieder ſah ſie in ihm das „Emblem aller Tugenden", ein Ideal von Vollkommenheit, dem man ſich bewundernd und nacheifernd anſchließen mußte, zugleich aber den Helden, deſſen rettende Hand ſie ſelbſt, ihren Gemahl und ihr Land nach ſchwerem Sturze wieder emporrichten ſollte. Der Schweſter Thereſe ſchrieb ſie bald darauf: „Du kannſt Dir wohl denken, was der König und ich alles bei dem Wiederſehen eines ſolchen Freundes empfinden mußten. Unſer Retter, unſere Stütze, unſere Hoffnung. Nein, es läßt ſich nicht wiedergeben, was ich empfand, als ich ihm danken, ihm unſere Erkenntlichkeit ausdrücken wollte. Nie wollte es mir gelingen, Tränen erſtickten jedes Wort, und er ſelbſt war ſo bewegt, ſo traurig und doch ſo groß, ſo edel, wenn er mit einer aus dem Grunde der Seele kommenden Ueberzeugung ſagte: er tue nur ſeine Pflicht. Du kennſt ſeine Seele und Du wirſt nicht mehr zweifeln, wenn ich von ſeiner Vollkommenheit ſpreche" ...

Gleich am Tage ſeiner Ankunft ſuchte Kaiſer Alexander Hardenberg auf, mit dem er eine lange und viel bemerkte Unterredung hatte. Es war ſein Wunſch, und er ſprach ihn auch im Namen der engliſchen Regierung dem König aus, daß Hardenberg wieder die Leitung der preußiſchen Politik erhalte. Schon in der Nacht vom 3. zum 4. April verließ er dann Memel, um in Kydullen und Georgenburg an der Memel anrückende ruſſiſche Verſtärkungen zu beſichtigen. Auf ſeine Einladung folgten ihm Friedrich Wilhelm und Luiſe, denen ſich Hardenberg anſchloß, nicht jedoch Zaſtrow, obgleich auch er dazu aufgefordert war. Er erwiderte, er wolle nicht Hardenbergs Sekretär ſein. Damit wurde endlich eine Entſcheidung herbeigeführt: in Kydullen ernannte der König Hardenberg zum erſten Kabinettsminiſter und übertrug ihm die Führung der auswärtigen Politik, ſowie bald darauf auch die Leitung aller mit dem Kriege zuſammenhängenden Angelegenheiten, mit Ausnahme der rein militäriſchen. Es iſt ein Ereignis in der preußiſchen Geſchichte, daß bei dieſer Reiſe ein Miniſter dem Könige zum erſten Male ohne Dazwiſchenkunft eines Kabinettsrates unmittelbaren Vortrag hielt. Mit Hardenberg gelangten aber auch die Ideen eines großen Koalitionskrieges gegen die napoleoniſche Uebermacht zum Siege. In Bartenſtein an der Alle, ſüdöſtlich von Königsberg, wohin ſich die beiden Fürſten mit Hardenberg von Kydullen aus begaben, wurde am 26. April zwiſchen Preußen und Rußland ein neuer Vertrag abgeſchloſſen, der die Zurückdrängung Frankreichs über den Rhein, die Wiederherſtellung Preußens, die Unabhängigkeit

Deutſchlands in Ausſicht nahm. England, Oeſterreich, Schweden ſollten zum Beitritt eingeladen werden, Preußen und Rußland die Waffen nur gemeinſam niederlegen.

Niemand konnte über dieſen Umſchwung glücklicher ſein als Königin Luiſe, die, wie wir uns erinnern, Hardenberg immer beſonders geſchätzt und jetzt vielleicht zu ſeiner Ernennung mitgewirkt hatte. Sie war dem König, wie er es wünſchte, nach Kydullen gefolgt und hatte an der Beſichtigung der ruſſiſchen Garde teilgenommen, voll lebhafter Bewunderung für die ſchöne Truppe, aber mit vorſichtiger Zurückhaltung gegen Kaiſer Alexander, um nicht von neuem Gelegenheit zu Klatſch und Verleumdungen zu geben. Schon am 10. April verließ ſie Kydullen, und nach einer mühſeligen Fahrt, „ringend mit Wind und Wetter und Schmutz", auf entſetzlichen Wegen, die durch plötzlich eintretendes Tauwetter mit tiefen und zähen Kotmaſſen bedeckt waren, erreichte ſie nach zwei Tagen Königsberg, wo ſie bei Schweſter Friederike, im Hauſe des Grafen Schlieben, Wohnung nahm. Das Schloß war ihr durch die Erinnerung an die dort im Dezember 1806 überſtandene Krankheitszeit verleidet. Sie hatte eigentlich über Königsberg nach Memel zurückkehren ſollen, aber aus Rückſicht auf ihre Geſundheit, der eine Fortſetzung der Reiſe gefährlich werden konnte, war auch der König damit einverſtanden, daß ſie zunächſt in Königsberg verblieb. Aus der kurzen Erholungsfriſt wurde ſchließlich ein zweimonatlicher Aufenthalt, nicht gerade reich an Geſchehniſſen, aber bedeutungsvoll für die Königin.

Luiſe, ſo wenig ihr das Klima Königsbergs zuſagte, erholte ſich doch bald von den Anſtrengungen der Reiſe, und mit den phyſiſchen Kräften, wie ſie ſelbſt empfand, kamen auch die Seelenkräfte zurück, lebten Mut und Hoffnung friſch wieder auf. Die Erfolge von Pultusk und Eylau, die tapfere Verteidigung von Kolberg, Graudenz, Danzig, die Machtſtellung Hardenbergs, vor allem der feſte Freundſchaftsbund mit Kaiſer Alexander, den zu pflegen ſie den Gatten unermüdlich mahnte, erfüllten ſie mit einer gewiſſen Zuverſicht, daß „noch alles gut gehen" und eine glücklichere Zeit für Preußen anbrechen werde.

Durchdrungen von ſolchen Empfindungen, wirkte jetzt Königin Luiſe gleichſam als Verbündete Hardenbergs in der altpreußiſchen Hauptſtadt: wie der Miniſter Bartenſtein, ſo machte ſie Königsberg zu einem Mittelpunkte des Widerſtandes gegen Napoleon.

Die erſte und größte Sorge der Königin, wie ſich verſteht, galt den Truppen, den verwundeten wie den kämpfenden. Gleich nach ihrer Ankunft in Königsberg beſuchte ſie Barackenanlagen und Hoſpitäler, die mit Verwundeten von der Schlacht bei Eylau überfüllt waren, tröſtete und ermutigte die preußiſchen Soldaten und Offiziere, die in der zu einem Muſterlazarett hergerichteten franzöſiſch-reformierten Kirche lagen, und ſpendete reichliche Geldmittel, wie ſie das ſchon im Februar von Memel aus getan hatte. Frau von Krüdener, die Witwe

Digitized by Google

eines früheren ruſſiſchen Geſandten in Berlin, mit der Königin Luiſe hier Freundſchaft ſchloß, unterſtützte ſie bei dieſer weiblichen Liebestätigkeit. Sie nahm ſich auch gefangener polniſcher Inſurgenten an, deren harte Behandlung ihr Mitleid erregte. Den Generalchirurgen Goerke, der ſich um die Einrichtung der Hoſpitäler die größten Verdienſte erworben hatte, zeichnete ſie beſonders aus. Sie ſchmückte ihn ſelbſt mit dem ihm von Kaiſer Alexander verliehenen Annenorden, und ſie befürwortete es nachdrücklich bei König Friedrich Wilhelm, daß ihm das „Portepee und ein Rang in der Armee" verliehen werde. „Du mußt etwas für ihn tun," ſchrieb ſie dem Gemahl, „ſonſt ſagt man: der König weiß nicht Verdienſt zu lohnen und zu encouragieren." Der König ſträubte ſich anfangs gegen eine ſolche Neuerung; nach einigen Monaten aber erhielt Goerke in der Tat Oberſtenrang und Portepee.

Mit demſelben Eifer ſorgt Luiſe für die Truppen, die in Königsberg zum Kampfe ausgerüſtet werden. Sie beſichtigt die preußiſchen Freikorps, deren buntſcheckige Uniformen ſie an Wallenſteins Lager erinnern, und die ruſſiſchen Truppen, die unter des jüngeren Kamenskoy Befehl zur Verſtärkung der Garniſon in Danzig dienen ſollen. Sie verwendet ſich für Offiziere, wie Natzmer, die ausgewechſelt zu werden verlangen, für ſolche, die in Dienſt treten oder einem der Expeditionskorps zugeteilt werden wollen. Für jeden Offizier, der ihr ſeine Aufwartung macht, ſeine Wünſche vorträgt und oft ſeine Verlegenheiten klagt, hat ſie einen huldvollen Blick, ein ermunterndes Wort, im Notfall ein paar Friedrichsdor. Dem Leutnant von Hellwig, der im Oktober 1806 durch einen tapferen Huſarenſtreich 10000 preußiſche Gefangene befreite, hatte ſie ſchon in Memel „mit rührenden und ſchmeichelhaften Worten" ſelbſt das Kreuz des pour-le-mérite-Ordens angelegt. Die Bilaſchen Huſaren, die ſich wieder zahlreich in Königsberg zuſammenfinden, bittet ſie nicht „unterzuſtecken", ſondern als Korps zuſammenzulaſſen, „zur Nacheiferung für andere". Mit beſonderer Teilnahme begleitet ſie die Rüſtungen für die Expedition, die nach Pommern beſtimmt iſt; daß Blücher den Oberbefehl über dieſe Truppen erhält, ſcheint ihr die denkbar beſte Wahl.

So frei ſie ſich dabei bewegt, nie vergißt ſie die zarte Rückſichtnahme auf den König. Sie bittet für die Bilaſchen Huſaren, aber ſie unterläßt nicht hinzuzufügen, daß niemand darum wiſſe. Wenn anderſeits der König ſelbſt ihre Anſicht in einer der ſchwebenden Fragen verlangt, dann äußert ſie ſich mit um ſo größerer Entſchiedenheit.

Bald nach Hardenbergs Ernennung zum erſten Kabinettsminiſter hatte General Zaſtrow ſeinen Abſchied als Miniſter erhalten, war aber unter Beförderung zum Generalleutnant zum zweiten Befehlshaber des L'Eſtocqſchen Korps ernannt worden. Zaſtrow nahm das nicht an, bat vielmehr um ſeine völlige Entlaſſung und um die Erlaubnis, ſich franzöſiſche Reiſepäſſe nach Poſen und Berlin zu verſchaffen. Hardenberg und Beyme, der Zaſtrow für

den „gefährlichſten Mann im Staate“ erklärte, wünſchten ſeine Beſtrafung, der König, unentſchloſſen und gutmütig wie ſonſt, zögerte und fragte ſeine Gemahlin um ihre Anſicht. Königin Luiſe war entrüſtet über Zaſtrow. Sie wünſchte längſt die gänzliche Entfernung des Mannes, der den Charlottenburger Waffenſtillſtand unterzeichnet habe und der nie gut tun werde — never never good, wie ſie ſchreibt. Ein Mann, der, wie der König ſelbſt ihr mitgeteilt, ihm ein diplomatiſches Schriftſtück unterſchlagen habe — eine gegen Zaſtrow gerichtete engliſche Erklärung —, ſei zu allem fähig. Sie erinnerte den König daran, wie der General ſelbſt bei dem kürzlichen Uebertritt des Oberſten Phull aus preußiſchen in ruſſiſche Dienſte von Verhaftung und Feſtung geſprochen habe. Sie ſchien ihm ein ſolches Schickſal zu wünſchen. Hardenberg jedoch, mit dem ſie darüber ſprach, fand eine ſo ungewöhnliche Strenge mit dem Charakter des Königs nicht im Einklang und riet zu leichter Verbannung ins Ruſſiſche. Demgemäß ſchrieb ſie dem König (22. Mai): „Zaſtrow kennt erſtlich Deines Herzens Güte, zweitens beſonders Deine Abneigung, Dich in Kolliſionen zu finden, die Dir peinlich ſein könnten und wo nur ein „Ich will“ der Sache ein Ende machen könnte .... Sein Reſus zur Armee zu gehen iſt unter aller Kritik, und ich glaube, Du kannſt es nicht unbeſtraft laſſen, ohne Deine Autorität, ohne das bißchen guten Geiſt, der noch in unſeren Truppen iſt, zu erſticken ... Willſt Du alſo nach meinem Rat handeln, ſo gib ihm den Abſchied und exiliere ihn aus Deiner Nähe. Er hat Paſſeports verlangt nach Poſen und Berlin, um Gotteswillen nicht ... Ich glaube alſo, Du ſchickſt ihn zurück, weit von der Armee, ins Ruſſiſche ... Strafſt Du ihn nicht, wie er es verdient und wie es Deine Ehre, die Ehre des Dienſtes und Deine Autorität verlangt, ſo haſt Du eine nie abzuſehende Kabale gegen die gute Sache und gegen Hardenberg, den Du doch jetzt allein mit Kraft unterſtützen mußt, wenn Du willſt, daß er etwas Gutes ſtiften ſoll ... Ich bitte Dich, ſei feſt, ſtandhaft, ganz Mann in der Sache“ ...

Friedrich Wilhelm entſchied ſchließlich im weſentlichen nach dem Rate Hardenbergs und der Königin: er entließ Zaſtrow und verbot ihm, ſich mit dem König an einem Orte aufzuhalten oder in die vom Feinde beſetzten Provinzen zu gehen.

Wie im Kampfe gegen Zaſtrow, ſo hat Luiſe auch ſonſt den König unabläſſig gemahnt, an Hardenberg feſtzuhalten und das zaghaft begonnene Reformwerk nachdrücklich und rückſichtslos durchzuführen. Sie konnte Hardenberg und deſſen neue Mitarbeiter — die Schön und Niebuhr, Klewiz und Staegemann — die „erſten Köpfe des Staates“ — nicht genug rühmen. Nur Ausharren! Nur Feſtbleiben! Nur einmal ein kräftiges „Car tel est mon plaisir“ gegen diejenigen, die immer vom wahren Wohl, von Vereinfachung der Geſchäfte uſw. reden, und dann bei jeder Neuerung ſchreien! Nur einmal „ein Strafgericht“ gegen die

Digitized by Google

Zaſtrow, Schrötter und Voß, die in Memel einen Oppoſitionsherd, „ein kleines Moskau“ bilden, die auf Hardenberg ſchelten, alles bekritteln, die Stimmung verderben und nach Frieden rufen. Es war doch nicht möglich, ſtärker und deutlicher zum Könige zu ſprechen, als wenn ſeine Gemahlin ihm erzählte: die Oberhofmeiſterin Gräfin Voß habe ihren Neffen, einen der Miniſter, die gegen die neue Geſchäftsverteilung dem Könige Vorſtellungen gemacht hatten, zornig gefragt: „Hätten Sie das Friedrich dem Zweiten getan?“

Glückliche Tage in Königsberg! In dem ſchrecklichen Jahre des furchtbaren Krieges Luiſens beſte Zeit, wo die hoffnungsfrohe Mitarbeit an dem großen Kampfe um die Freiheit Europas ihren Geiſt weitet, ihre Kräfte ſteigert, ihren Mut beflügelt. Sie ſieht in dem Kriege nicht einen Kampf nur zwiſchen Preußen-Rußland und Frankreich. Sie erkennt, daß es hier Höheres gilt, daß jetzt um „die Freiheit der Welt“, um das Glück, „die Unabhängigkeit der künftigen Generationen“ gerungen wird. Das volle Bewußtſein der Bedeutung dieſes Kampfes und der Größe der Aufgabe, die Preußen dabei zugefallen iſt, hebt die Königin empor zu einer Höhe der Geſinnung, zu der keine Anwandlung der Schwäche heraufreicht. Nie kommt ihr der Gedanke, die Rettung Preußens durch einen Sonderfrieden mit Napoleon zu erkaufen. Sie hat eine lebhafte Empfindung dafür, daß ſie durch dieſe Haltung die Ehre Preußens rette, und das macht ſie „ſtark bis in den Tod“. Der ſchwediſche Diplomat Brinckmann, der ſonſt, wie wir uns erinnern (ſiehe oben S. 176), recht bitter zu urteilen pflegte, rühmt gegen Ende des Kampfes ähnlich wie Gentz am Anfang: „Die Königin hat ſeit Beginn des Krieges nicht einen Augenblick Heldenmut und Standhaftigkeit verleugnet.“

Und alles was ſie umgibt, was ſich ihr nähert oder was ſie an ſich zieht, ſucht die Königin mit dem Geiſte zu erfüllen, der ſie ſelbſt beſeelt. Als „Landesmama“, wie ſie ſich in Königsberg einmal nennt, fühlt ſie ſich glücklich, von „den getreuen Untertanen“ geliebt und geſucht zu werden. Keine Oberhofmeiſterin wehrt jetzt eiferſüchtig den Zugang zur Königin, keine Cour wird gehalten. Die Damen, die ſich melden laſſen, ſind willkommen, werden mit einer Taſſe Tee bewirtet und müſſen mit Scharpie zupfen. Ein häufiger Gaſt iſt Frau von Krüdener, die zuweilen aus ihren Schriften vorlieſt. Neben den preußiſchen Generalen, Blücher, der ſich vor ſeiner Abreiſe nach Pommern von ihr verabſchiedet und Briefe für den Vater in Neuſtrelitz erhält, Rüchel, dem Gouverneur von Oſtpreußen, und Keſſel, dem neuen Kommandanten der Garde, dem Grafen und der Gräfin Dohna-Schlobitten, deren vier Söhne im Felde ſtanden, kommen zahlreiche Diplomaten, wie Lord Hutchinſon, ein typiſch ſteifer und wunderlicher Engländer, und viele Ruſſen, Alexanders Günſtling, der preußenfeindliche Pole Czartoryski mit ſeinen Freunden Nowoſſiltzow und Stroganow, und der

Digitized by Google

Miniſter des Auswärtigen, Budberg, für den ſie beim König um den Schwarzen Adlerorden bittet. Immer, bei ſolchen Geſellſchaften, bei freundlichen Aufmerkſamkeiten beſonders gegen Engländer und Ruſſen, fühlt ſie ſich im Dienſte der guten Sache. Noch über dieſen gewohnten Kreis hinaus aber dehnt ſie ihre Empfänge: ſie ſieht den alten Kriegsrat Scheffner, deſſen wir noch näher gedenken werden, den Prediger Borowski, deſſen „Kernpredigten nach alter Art ihrem Herzen ein wahres Labſal ſind", und Vertreter der jungen deutſchen Dichtung: Max von Schenckendorff und Achim von Arnim. Man fährt auf dem Schloßteich in Königsberg und auf dem Pregel ſpazieren, und Königin Luiſe, deren Boot Wilſon lenkt, ſingt mit Schweſter Friederike zur Gitarre aus dem eben erſchienenen Wunderhorn: „Es ritten drei Reiter zum Tore hinaus".

Glückliche Tage in Königsberg! Die Königin klagt wohl einmal über die nordiſche Sonne dort, die leuchte ohne zu wärmen: ſie ſelbſt in ſich — Bruder Georg hat dies Gleichnis einmal gebraucht — trug eine Sonne, deren Strahlen ihre Umgebung erleuchteten und erwärmten.

Allein, ſeit Mitte Mai ſchon, färbte ſich die hoffnungsfrohe Stimmung trüber und düſterer. Luiſe hatte bereits gelegentlich, in böſer Vorahnung, zu Schweſter Friederike geäußert, ſie ſehe dieſe glücklichen Tage „nicht als Belohnung vergangener unglücklicher Zeiten an, ſondern als eine Quelle der Stärkung zu neuen Unglücksfällen". Nun kam aus Memel die Nachricht von einer ſchweren Erkrankung Alexandrinens, was die Mutter ſo erregte, daß ſie ſchon im Begriff war, nach Memel abzureiſen, als beruhigendere Meldungen Hufelands ſie zurückhielten. Schlimmer noch quälte die Königin die Sorge um Danzig und die Entrüſtung über die Unbeweglichkeit der großen ruſſiſchen Armee. Immer enger ſchloß ſich der eiſerne Reif der Belagerer um die von Kalckreuth tapfer verteidigte Stadt, ohne daß Bennigſen ernſtliche Hilfsverſuche gemacht hätte. Königin Luiſe ſelbſt wandte ſich am 18. Mai an Kaiſer Alexander mit der Bitte, Danzig nicht fallen zu laſſen und durch ein Vorgehen der Hauptarmee eine Ablenkung des Feindes herbeizuführen. Was ſie freilich inzwiſchen durch ihren Gemahl von dem ruſſiſchen Heere erfuhr, verhieß wenig Ausſicht auf den Erfolg aller ihrer Bemühungen.

Seit dem 16. April bereits weilte König Friedrich Wilhelm mit Kaiſer Alexander bei den ruſſiſchen Truppen in Schippenbeil und Bartenſtein. Die perſönlichen Beziehungen der beiden Monarchen zueinander hätten nicht herzlicher und vertraulicher ſein können; Alexander, der ſich inmitten ſeines Heeres wie der Hausherr fühlte, war von rührender Zuvorkommenheit gegen den König, deſſen Einfachheit es der Aufmerkſamkeiten manchmal ſelbſt zuviel wurde. In den Staatsangelegenheiten machte Hardenberg meiſt den Vermittler zwiſchen ihnen; dagegen fanden ſie ſich immer zuſammen in ihrer gemeinſamen Neigung für die Aeußerlichkeiten

Digitized by Google

des Militärweſens. Manche ruſſiſche Einrichtung erhielt damals Eingang in die preußiſche Armee, während früher das Umgekehrte der Fall geweſen war. Nach Alexanders Beiſpiel fing Friedrich Wilhelm an, einen Tſchako zu tragen, und ließ ſeinen Schnurrbart wachſen, was ihn anfangs nicht recht kleidete und ſpäter, wie es hieß, in Tilſit Napoleon mißfiel. Er ließ ſich jetzt den Zopf abſchneiden, der bei den Soldaten ſchon ſeit einigen Monaten abgeſchafft war, und ſchickte ihn ſeiner Gemahlin, die ihn ſorgfältig aufhob und den Sturz dieſes Symbols von Altpreußen mit bemerkenswerten Worten begleitete. Sie ſchrieb dem Könige am 6. Mai: „Vor zwei Jahren hätte man in Preußen nicht an dieſe Aenderung zu denken gewagt, wegen der Idee und des Wertes, den man dem alten Koſtüm der preußiſchen Armee beimaß. Der Siebenjährige Krieg hatte ſeinen mächtigen Einfluß bis auf die Haartracht ausgedehnt, und wer ſie hätte ändern wollen, hätte ein Majeſtätsverbrechen begangen. Dagegen hat der mächtige Einfluß der franzöſiſchen Revolution dieſe Aenderung geſtattet, denn, meiner Treu, niemand wird einen Zopf tragen wollen, um das Andenken an den Tag des 14. Oktober zu verewigen, der gegen die Revolutionäre verloren ging. Jedenfalls habe ich Tränen gelacht über das Zöpfchen, und es ſoll aufbewahrt werden unangetaſtet bis an der Welt Ende.“ Und ſpäter noch einmal: „Ich muß Dir noch ſagen, daß das Geſchenk Deines Zopfes mir wirklich Vergnügen gemacht hat; denn ich wünſchte dieſe Toilettenänderung längſt; alles was im Kriege die Toilettebedürfniſſe vereinfachen kann, iſt wirklich gut.“

König Friedrich Wilhelm hing an Alexander mit feſter Treue und mit unerſchütterlichem Glauben; „ſein Herz iſt ſo gut,“ ſchreibt er einmal über ihn, „ſein Wille für das Gute ſo beſtimmt, ſeine Abſichten ſind ſo edelmütig.“ Allein das Verhalten Bennigſens und die Mißſtände im ruſſiſchen Heere, die Unordnungen und Ausſchreitungen, ließen keine Zuverſicht in ihm aufkommen. Vergeblich wurde, unter Hardenbergs eigener Leitung, von preußiſcher Seite alles aufgeboten, um den Unterhalt des ruſſiſchen Heeres ſicherzuſtellen: immer von neuem klagte Bennigſen über Verpflegungsſchwierigkeiten, die ihm jede Bewegung unmöglich machten, und ließ die Truppen, die er einmal, gegen Mitte Mai, bereits zu einer Angriffsbewegung zuſammengezogen hatte, wieder auseinandergehen. „Parturiunt montes“, meinte Friedrich Wilhelm. Dabei mußte der König „mit blutendem Herzen“ zuſehen, wie das reiche Land an der Alle verwüſtet, die unglücklichen Einwohner ausgeplündert, gemißhandelt und vertrieben wurden. Die grauſamſte Enttäuſchung für ihn war es, als er ſich allmählich überzeugte, daß auch die längere perſönliche Anweſenheit Alexanders keine Ordnung in die eingewurzelten Mißbräuche im ruſſiſchen Heere bringen werde. „Ich ſchäme mich in die Seele des Kaiſers“, ſchrieb er ſeiner Gemahlin. In ſolcher Stimmung verließ

Digitized by Google

der König am 20. Mai das ruſſiſche Hauptquartier, wo die Erledigung der diplomatiſchen Geſchäfte ihn länger als er gewünſcht feſtgehalten hatte, und ging mit Kaiſer Alexander nach Heiligenbeil, am Friſchen Haff, um dort ſein eigenes kleines Truppenkorps zu beſichtigen. Er erfüllte damit endlich einen Wunſch, den Königin Luiſe ſchon wiederholt, vorſichtig aber nachdrücklich, ihm angedeutet hatte. Er überreichte L'Eſtocq, der für den Sieger von Preußiſch-Eylau galt, das gelbe Band des Schwarzen Adlerordens, verteilte Medaillen unter die Soldaten und richtete ermunternde Worte an ſie, „ſo gut ich es vermochte" — wie er ſelbſt beſcheiden ſchreibt. Dann eilte er weiter nach Königsberg zu ſeiner Gemahlin, die er in dieſer ganzen Zeit nur einmal beſucht hatte, während Kaiſer Alexander nach Tilſit reiſte, wo ruſſiſche Verſtärkungen erwartet wurden.

Wenige Tage nur waren Friedrich Wilhelm und Luiſe in Königsberg wieder vereinigt, als die Unglücksbotſchaft eintraf, daß Danzig, nachdem ein ſchlecht angelegter Hilfsverſuch unter großen Verluſten geſcheitert war, am 26. Mai ehrenvoll kapituliert habe. Ein neuer Schlag für Luiſens Hoffnungen! „Danzig! Danzig! iſt dahin", ſchreibt ſie dem Bruder, „ſeit geſtern in franzöſiſchen Händen! in dieſen verhaßten, über alles gräßlichen Händen"... Aber ſie bleibt ungebeugt, kein Gedanke an Sonderfriede, an Trennung von Rußland. „Glaube deshalb nicht, daß mein Geiſt auf der Erde liegt, ſo gebeugt, daß ich den Kopf nicht mehr heben kann ... Was aus uns werden wird, weiß Gott. Doch gebe ich Dir die Ueberzeugung, daß gewiß nichts gegen die Ehre Preußens getan wird. Ein Separatfrieden iſt ein Ding, was wir gar nicht kennen. Mit dem Kaiſer iſt ſo eine Intimität, in den Kabinetten auch, wir haben uns ſo mit Leib und Seel' an den guten Engel verſchrieben (nicht an den Doktor Fauſt wie Zaſtrow wollte), daß nichts in der Welt geſchehen kann, als mit ihm und durch ihn. Dieſe Beruhigung gibt mir dann Kraft, wenn alles in ſchweren Gewitterwolken neben mir und um mich iſt, und der Gedanke, der Franz den Erſten ſo ſtark belebte, als er auch im größten Unglück war, Tout est perdu, hormis l'honneur, ſoll mich ſtark machen bis in den Tod" ...

Königin Luiſe begnügte ſich nicht mit Klagen; ſie verſuchte noch, da Abhilfe zu ſchaffen, wo ſie am nötigſten ſchien: in der Führung des ruſſiſchen Heeres. Der König hatte ihr angedeutet, daß Alexander, ſelbſt unzufrieden mit Bennigſen, an die Uebernahme des Oberbefehls denke, und daß dies wohl das beſte wäre, wenn er nur gute Ratgeber fände. Sie entwarf am 1. Juni ein Schreiben an Kaiſer Alexander, in dem ſie, unter lebhaften Beſchwerden über Bennigſens Untätigkeit, dem Kaiſer den Wunſch äußerte, er möge ſich ſelbſt an die Spitze ſeiner lorbeergekrönten Armee ſtellen. Sie erſchrak dann doch über die Kühnheit ihrer Bitte, und Hardenberg, den ſie wieder um Rat fragte, empfahl ihr,

den Ausdruck ihres Wunſches wegzulaſſen und nur die Hoffnung auf neue ruſſiſche Siege bei guter Leitung der Truppen auszuſprechen. Die Königin willfahrte dem Verlangen Hardenbergs, der das abgeänderte Schreiben ſelbſt dem Kaiſer nach Tilſit überbrachte.

Wenige Tage ſpäter ſandte ſie Alexander einen zweiten Brief, diesmal weſentlich perſönlichen Inhalts. Sie gedachte bewegten Herzens des 10. Juni, des erſten Tages der Zuſammenkunft, die fünf Jahre vorher in Memel ſtattgefunden hatte, und der für ihr Innenleben ſo bedeutungsvollen Bekanntſchaft mit Kaiſer Alexander. Indem ſie ihn daran erinnert, beklagt ſie zugleich, daß das „Ungeheuer Bonaparte" die unſchuldigſten Freundſchaftsbande zu zerreißen verſtanden habe und ſie dadurch des Glückes beraube, dem Kaiſer in ihrem eigenen Lande, in Tilſit, von wo ſie einſt den erſten Brief an ihn geſchrieben, die ſchuldigen Ehren zu erweiſen. Aber ſie rührt doch auch an die politiſche Seite dieſer Beziehungen. Die Unwandelbarkeit ſeiner Freundſchaft für den König, ſo ſagt ſie ihm, ſei jetzt ihre einzige Hoffnungsquelle. Ohne ihn würden der König und ſie ſelbſt verlernen müſſen zu hoffen.

Es ſcheint faſt: die Mitteilungen des Königs über die Zuſtände in der ruſſiſchen Armee und über die wachſende Oppoſition gegen Alexanders Politik hatten Zweifel und Beſorgniſſe in Königin Luiſe erweckt, die nur zu bald ſich traurig bewahrheiten ſollten.

Was der zähe Widerſtand von Danzig nicht vermocht hatte, bewirkte endlich deſſen Fall: Bennigſen, der nun eine Offenſive Napoleons befürchten mußte, auch wohl von ſeinem Kaiſer aufgerüttelt wurde, entſchloß ſich jetzt ſelbſt an der Alle aufwärts zum Angriff vorzugehen. Nach einigen unbedeutenderen Gefechten kam es am 10. Juni ſüdlich Bartenſtein, bei Heilsberg zu einer Schlacht, in der die Ruſſen unter erfolgreicher Mitwirkung preußiſcher Kavallerie einen unzweifelhaften Sieg errangen.

Königin Luiſe, die gerade an demſelben Tage Königsberg verlaſſen und nach zwölfſtündiger Fahrt in drückendſter Hitze Memel erreicht hatte, erhielt dort erſt zwei Tage ſpäter durch einen Boten ihres Gemahls, der ſich inzwiſchen zu Kaiſer Alexander nach Tilſit begeben hatte, die Nachricht von dem ruſſiſchen Siege. Der König hielt die Schlacht tatſächlich für einen bedeutenden Erfolg, wenn er auch nach allen trüben Erfahrungen der letzten Monate keine großen Hoffnungen daran knüpfte. Die Königin war „außer ſich vor Freude", ſie eilte ſelbſt zu Köckritz, um dem unbekehrbaren Peſſimiſten die Siegesnachricht zu bringen. Raſch füllten ſich die Straßen mit jubelnden Menſchenmaſſen; die Muſik der Garde ſpielte vor dem Hauſe der Königin. Luiſe war unendlich glücklich, beſonders über den Siegesanteil der tapferen preußiſchen ſchwarzen Huſaren. Bei alledem — eine rückhaltloſe Freude wollte doch nicht in ihr aufkommen. „Gott wolle jede Hiobspoſt verhüten," ſchrieb ſie am nächſten

Digitized by Google

Tage dem König, „es wäre zu grauſam. Ich muß Dir freilich geſtehen, daß nach zu großen Unglücksfällen mein Herz ſich nicht völlig und mit ganzer Zuverſicht der Glückshoffnung überlaſſen kann. Ich bin gar zu hoch von meinem Himmel geſtürzt ..... Wer könnte mehr als Du und ich an der Nationalehre halten? Wir haben noch vieles gut zu machen, aber mit Gottes Hilfe werden wir es auch. Adieu, adieu. Gott wolle fernerhin die nicht verlaſſen, die an ihn glauben und auf ihn hoffen ewiglich."

Luiſe hatte kaum dieſe Zeilen geſchrieben, am 13. Juni, als die befürchtete „Hiobspoſt" eintraf und die ſtürmiſch laute Freude in ebenſo tiefe Niedergeſchlagenheit verwandelte. Bennigſen, um nicht in ſeiner rechten Flanke überflügelt zu werden, hatte an der Alle abwärts den Rückzug antreten müſſen. „Da lies, ſo gewinnt Bennigſen Schlachten und ſo verliert Bonaparte ſie" — mit dieſen Worten ſandte der König ihr die Nachrichten über Bennigſens Rückzug. Zwei Tage ſpäter, am 15. Juni, traf der König, trüber Ahnungen voll, ſelbſt bei der Königin in Memel ein.

In der Freude dieſes Wiederſehens ahnten beide nicht, daß ſchon am Tage vorher ihr Schickſal entſchieden war: am 14. Juni hatte bei Friedland in einer neuen Schlacht Napoleon das ruſſiſche Heer vernichtend geſchlagen.

Digitized by Google

Königin Luiſe

Oelgemälde von Madame Vigée le Brun, 1802. Ausſchnitt

Digitized by Google

Achtes Kapitel

Königin Luiſe in Tilſit

(1807)

Die Nachricht von der Niederlage der Ruſſen bei Friedland gelangte am 16. Juni nach Memel, nur einen Tag ſpäter, nachdem dort König Friedrich Wilhelm III. und Königin Luiſe ſich wieder vereinigt hatten. Der König blieb gefaßt und ruhig; er hatte wenig gehofft und darum wenig verloren. Sein Groll wandte ſich gegen Bennigſen; er meinte, und mit ihm ſelbſt mancher Ruſſe, ſo viele Fehler könne der General nicht ohne geheime Abſichten begangen haben. Die Königin, die noch eben den Sieg der Ruſſen bei Heilsberg in jubelnder Hoffnungsſeligkeit gefeiert hatte, war tief entmutigt, faſt verzweifelt; aber ſie fand bald Troſt und Halt in ihrem ſchlichten Gottvertrauen und in dem erhebenden Bewußtſein eines Unterganges mit Ehren. Das Ethiſche in Königin Luiſe, ihr ſittliches Ich blieb erhaben über Glück und Unglück, über Sieg und Niederlage. Die harten Schickſalsſchläge ſtählten das ſonſt ſo weiche Gemüt: unerſchrocken und ungebeugt ſtand ſie unter den Trümmern ihres Glückes. Und nie offenbarte ſich der Reichtum edler Gefühle, der ſie beſeelte, tiefer und ſchöner als in den Aeußerungen gerade aus dieſen Unglückstagen: Briefdenkmale von unvergänglichem Werte, in denen der ſtolze Schmerz nicht verdienten Unglücks ergreifendſten Ausdruck findet. „Glaube an uns," ſchreibt ſie dem Bruder, „denn wir glauben an Gott und die Tugend. Ja, ſo lebt und fühlt der edle Menſch und ſo erhält er ſich Friede in

Digitized by Google

ſeiner Bruſt, wenn des Schickſals Stürme über ihn krachen, wenn Königreiche untergehen, wenn das Laſter ſiegt." Und an den Vater: „Zwei Troſtgründe hab' ich, die mich über alles erheben; der erſte iſt der Gedanke, wir ſind kein Spiel des Schickſals, ſondern wir ſtehen in Gottes Hand und die Vorſehung leitet uns; der zweite, wir gehen mit Ehren unter. Der König hat bewieſen, der Welt hat er es bewieſen, daß er nicht Schande, ſondern Ehre will. Preußen wollte nicht Sklavenketten tragen. Auch nicht einen Schritt hat der König anders handeln können, ohne ſeinem Charakter ungetreu und an ſeinem Volke Verräter zu werden. Wie dieſes ſtärkt, kann nur der fühlen, den wahres Ehrgefühl durchſtrömt ..... Noch einmal, beſter Vater, wir gehen unter mit Ehren, geachtet und geſchätzt von Nationen, und werden immer und ewig Freunde haben, weil wir es verdienen ... Noch eins zu Ihrem Troſt, nämlich daß nie, nie etwas von unſerer Seite geſchehen wird, was nicht mit der ſtrengſten Ehre verträglich iſt ... Der König ſteht mitten im Unglück ehrwürdig und charaktergroß da" ...

Auch in dieſen Stunden, wo die Verzweiflung nach ihrem Herzen griff, nicht einen Augenblick hat Königin Luiſe bereut oder nur bedauert, was mit ihrer Zuſtimmung geſchehen war. Mochte ſie die Folgen beweinen, wie ſie ſpäter einmal geſagt hat, nicht das Prinzip der Handlung — Ehre und Selbſtgefühl — und nicht die Handlung ſelbſt. Das ſtolze Bewußtſein, recht und ſittlich gehandelt zu haben, blieb ihr unerſchüttert. „Auf dem Weg des Rechts leben, ſterben," ſchrieb ſie dem Vater, „ja wenn es ſein muß, Brot und Salz eſſen, nie, nie werd ich unglücklich ſein ... Nur Unrecht, nur Unzuverläſſigkeit des Guten unſererſeits bringt mich zu Grabe, da komme ich nicht hin, denn wir ſtehen zu hoch" ...

Bei alledem war die Königin darauf gefaßt, bei weiteren Fortſchritten des Feindes über die ruſſiſche Grenze flüchten zu müſſen, wenn ſie auch entſchloſſen war, bis zum Aeußerſten auszuharren, um dieſer Demütigung zu entgehen. „Gott wird mir helfen," ſchrieb ſie, „den trüben Augenblick zu beſtehen, wo ich über die Grenze meines Reiches muß. Da wird es Kraft erfordern, aber ich hefte meinen Blick gen Himmel, von da alles Gute und Böſe kommt, und mein feſter Glaube iſt, er ſchickt nicht mehr, als wir tragen können" ... In ihrer Umgebung rüſtete man ſchon zur Flucht auf die Schiffe oder über die Grenze hinweg nach Riga. Indeſſen trafen wieder beruhigendere Nachrichten ein über den geſicherten Rückzug der preußiſch-ruſſiſchen Truppen, das langſame Nachrücken der ſiegreichen Franzoſen, den Stillſtand der Operationen an der Memel, durch die beide Heere getrennt blieben. Die Gefahr, die einen Augenblick in unmittelbarer Nähe gedroht hatte, ſchien wieder in die Ferne gerückt, ſo daß König Friedrich Wilhelm ſelbſt am 20. Juni früh Memel verlaſſen konnte, um nach Szawl zu reiſen, einem Gute des Fürſten Subow in

Digitized by Google

Samogitien, wohin ihn Kaiſer Alexander zu einer Zuſammenkunft geladen hatte. Hardenberg war bereits dahin vorausgegangen.

Für die in Memel zurückbleibende Königin kam eine qualvolle Zeit bangenden Harrens, Tage, in denen die dunkel vor ihr ſich ausbreitende Zukunft nur ſelten noch von einem Hoffnungsſtrahle erhellt wurde. Einigen Troſt und zuweilen eine Erheiterung gewährte ihr der Umgang mit Prinzeſſin Wilhelm und Prinzeſſin Luiſe Radziwill, mit denen ſie auch jetzt noch manchmal im Ringſpiel Zerſtreuung ſuchte. In Memel ging der Lärm kriegeriſcher Rüſtungen weiter, auf der Nehrung wurden Verſchanzungen aufgeworfen, im Hafen Kanonenboote bewaffnet; unter den Fenſtern der Königin vorbei zogen in langen Reihen die Wagen zur Quaibrücke. Die Stadt füllte ſich mit den Flüchtlingen von Königsberg, mit verwundeten Ruſſen und Preußen. In der Not und Spannung des Augenblickes beruhigte zunächſt das Gerücht von dem Abſchluſſe eines Waffenſtillſtandes, das ſich bald nach der Abreiſe des Königs verbreitete. Die Stimmung neigte ſchon zu einem Frieden. Bei den unſäglichen Leiden und der Erſchöpfung des Landes, bei der gegenſeitigen Erbitterung zwiſchen Ruſſen und Preußen, die durch die letzten unglücklichen Ereigniſſe wenn nicht hervorgerufen, doch geſteigert war, erſchien auch für Preußen die Fortſetzung des Krieges als eine Unmöglichkeit. Unter den Ruſſen verlautete, die Preußen verdienten nicht, was man ſchon für ſie getan habe; von den Preußen wurde laut auf Bennigſen geſcholten, der ſich an den für die Armee beſtimmten Lieferungen bereichert habe. Zuweilen ſchmeichelte man ſich mit der Möglichkeit einer Ausſöhnung mit Napoleon; es hieß ſchon, der Kronprinz ſolle ihm dann ſchreiben und um Rückgabe der Andenken an Friedrich den Großen und anderer geraubter Familienſtücke bitten.

Da aber kamen aus Szawl Briefe des Königs mit der Nachricht von einem völligen Umſchwunge der Politik Rußlands, das nach einer Verſtändigung mit Frankreich übereifrig hinſtrebte, von der Verhandlung über einen ruſſiſchen Waffenſtillſtand, wobei von franzöſiſcher Seite die Einräumung der noch verteidigten preußiſchen Feſtungen Pillau, Graudenz und Kolberg gefordert wurde, ſogar von der Wahrſcheinlichkeit einer Zuſammenkunft mit dem „Menſchenfreunde“ Napoleon. Wie tief verletzend und erſchütternd drangen dieſe Nachrichten in das Innerſte der unglücklichen Königin! Verzweiflungsvoll ſah ſie zuſammenbrechen, worauf ſie mit gläubiger Zuverſicht immer gebaut hatte. Der Abfall Rußlands insbeſondere ſchmerzte und entrüſtete ſie, ohne freilich ihr Vertrauen in Kaiſer Alexander zu zerſtören. Sie glaubte noch, nach Art des früher geplanten Norddeutſchen Bundes, an die Möglichkeit eines großen nordiſchen Bundes, bei dem „alle für einen, einer für alle“ ſtehen ſollten. In einem rührenden Briefe flehte ſie den Schwachen und Ungetreuen um Schutz für ihren Gemahl,

Digitized by Google

für ihre Kinder. „Sie werden," ſchrieb ſie ihm am 25. Juni, „in dieſem grauſamen Augenblick nicht Ihren Freund und eine Sache verlaſſen wollen, die Ihrem Herzen immer teuer geweſen iſt; auf dies Herz, dem alle Tugenden eigen ſind, gründet ſich alle meine Hoffnung für die Zukunft ... Ach, lieber Vetter, verlaſſen Sie uns nicht! ... Meine Geſundheit iſt durch all dieſe Unruhe etwas geſtört, .. doch mag ich erliegen, wenn nur der König gerettet wird, wenn nur meine Kinder ein Loos, eine Zukunft haben, wenn nur der König unabhängig, glücklich lebt, wie glücklich wäre ich, dafür das Opfer zu ſein." Allen ihren Haß und alle ihre Verachtung warf die Königin auf Bennigſen, den Beſiegten von Friedland, — der in ſeinen Aufzeichnungen doch mit hoher Bewunderung von ihr ſpricht — und auf den Großfürſten Konſtantin, die Triebfeder der neuen ruſſiſchen Politik. „Ich könnte ihn prügeln," ſchrieb ſie, „und ſeinem Freund und Verteidiger ins Geſicht ſpeien." Mit einer gewiſſen Schadenfreude hörte ſie, daß Konſtantin Polen erhalten ſolle, das gönnte ſie beiden: den Polen ſolchen Herrſcher, dem Großfürſten ſolch ein Volk. Fiel ſchon der Anfang der Unterhandlung, der Waffenſtillſtand, ſo ungünſtig aus, wie ſchlecht mußte da der Friede werden. Mit bitterem Schmerze dachte die Königin der ſchweren Opfer, die Preußen für die Fortſetzung des Krieges gebracht hatte — und nun bei der Dummheit und Böswilligkeit der anderen, ſo viel tapferes Blut unnütz vergoſſen!

Mit wahrhaftem Entſetzen aber erfüllte ſie die Nachricht von einer bevorſtehenden Zuſammenkunft der Monarchen mit Napoleon. Alles, was rein und edel, menſchlich und hochherzig in ihr war, empörte ſich gegen dieſen Gedanken. Sie verſtand es nicht, wie Kaiſer Alexander nach dieſer Zuſammenkunft hindrängen könne, nach dem Zuſammentreffen mit dem Manne, in dem ſie die Vereinigung von allem, was gemein, mit allem, was boshaft erblickte. Für ihren Gemahl ſelbſt fürchtete ſie gleichſam eine Entweihung, eine Entſittlichung von der Berührung mit dieſem „unreinen Weſen", dieſem „Höllenſohne". Denn ſo ſehr ſie ſelbſt unter all dem Schrecklichen litt, was um ſie her vorging, ſchwerer noch laſtete auf ihr der Kummer um den Gemahl und deſſen Leiden, und in rührenden Worten ſpendete ſie dem Unglücklichen Troſt und Hoffnung. „Lebe wohl," ſchrieb ſie ihm, „möge der Gott des Erbarmens Dich ſegnen und Dir die Wohltaten erweiſen, die ich Dir wünſche. Das Gebet ſtärke Dich, er verläßt die nicht, die ihn nicht verlaſſen. Nur Standhaftigkeit, keine Nachgiebigkeit, die Deiner Unabhängigkeit Nachteil bringen könnte ... Adieu, tauſendmal adieu, Gott ſei mit Dir, wie die Wünſche Deiner Freundin, die Dir ſicher ſind."

Und noch hatte ſie kaum die Möglichkeit einer Zuſammenkunft faſſen wollen, als ſie ſchon die Wirklichkeit ſelbſt erfuhr.

Digitized by Google

Am 21. Juni war in Tilſit zwiſchen ruſſiſchen und franzöſiſchen Bevollmächtigten ein Waffenſtillſtand unterzeichnet worden, bei dem zugleich Friedensverhandlungen und der Abſchluß eines Waffenſtillſtandes auch zwiſchen Frankreich und Preußen vorbehalten wurden; die Forderung der Einräumung der preußiſchen Feſtungen hatte Kaiſer Alexander für Rußland zurückgewieſen. Bei dieſen Verhandlungen nun ſtellte Napoleon die Möglichkeit einer Vergrößerung Rußlands bis an die Weichſel in Ausſicht, zeigte überhaupt ein ſo unerwartet weites Entgegenkommen, daß von ruſſiſcher Seite mit wachſender Bereitwilligkeit auf eine intime Verſtändigung mit Frankreich, ſelbſt auf den Gedanken eines Bündniſſes eingegangen wurde. Wie von einem unwiderſtehlichen Triebe fortgeriſſen verließ Kaiſer Alexander ſchon am 22. Juni Szawl und erreichte nach kurzem Aufenthalt in Tauroggen, wo Friedrich Wilhelm ſich ihm wieder anſchloß, mit dem König zuſammen am 24. Juni Picktupöhnen, einen Flecken von wenigen Häuſern, am rechten Ufer der Memel, keine Meile mehr von Napoleons Hauptquartier am linken Memelufer in Tilſit entfernt. Noch gegen Abend desſelben Tages erſchien Napoleons Oberhofmarſchall Duroc, um den ruſſiſchen Kaiſer zu einer Zuſammenkunft einzuladen. Auf einem Floß im Memelſtrom trafen am nächſten Tage, 25. Juni, Napoleon und Alexander zuſammen, während König Friedrich Wilhelm, in einen ruſſiſchen Mantel gehüllt, inmitten ruſſiſcher Offiziere, unter ſtrömendem Regen am Ufer wartend zuſah. Welch ein Augenblick in Preußens ruhmreicher Geſchichte! Der König hatte inzwiſchen erfahren, daß Napoleon bei der Verhandlung über den preußiſchen Waffenſtillſtand viele Schwierigkeiten mache, daß er die Entlaſſung von Hardenberg und Rüchel fordere und insbeſondere auf Einräumung der drei Feſtungen beſtehe. Er fand gerade noch Zeit, Kaiſer Alexander davon in Kenntnis zu ſetzen, dem es gelang, den franzöſiſchen Kaiſer von dieſen Forderungen vorläufig abzubringen, ſo daß einige Tage ſpäter der preußiſch-franzöſiſche Waffenſtillſtand zum Abſchluß kam.

Am 26. Juni wurde auch König Friedrich Wilhelm zu einer Zuſammenkunft mit den beiden Kaiſern mehr zugelaſſen als eingeladen. Napoleon zeigte ihm dabei eine höfliche Kälte, keinerlei zuvorkommende Aufmerkſamkeit; er ließ ſeine Abneigung gegen Preußen, obgleich er eine Unterhaltung über die Friedensbedingungen vermied, deutlich durchblicken. Dem König imponierte Napoleons Haltung keineswegs, ſie ſchien ihm recht gewöhnlich; das „Ungeheuer" flößte ihm einen Widerwillen ein, den er nicht zu verbergen wußte. Er fühlte tief den vollkommen unausgleichbaren Gegenſatz zwiſchen ſich und dem gekrönten Sohne der Revolution — ein Gegenſatz, der auch auf der anderen Seite empfunden und bemerkt wurde. Die Eindrücke dieſer erſten Zuſammenkunft waren bleibend und entſcheidend.

Digitized by Google

Der ganze Verlauf der Zuſammenkunft und die dabei gepflogenen Beſprechungen entflammten aufs neue den zornigen Schmerz der ſtolzen Königin. Der Pavillon auf dem Memelſtrom war nur mit den Initialen der Namen Napoleons und Alexanders geſchmückt; der Franzoſenkaiſer unterließ, dem König ſeine Umgebung vorzuſtellen; er ſchloß ihn aus von ſeiner Tafel. Wie durfte dieſer Teufel, „der ſich aus dem Kot emporgeſchwungen," einen König in deſſen eigenem Lande ſo zu behandeln wagen? „Nun, es lebt doch noch ein Gott, der wird ihm ſchon den Lohn geben, den er verdient." Und was verlangte Napoleon? Die Entfernung Hardenbergs, von dem er gleichſam eine Ohrfeige erhalten zu haben behauptete, Hardenbergs, deſſen Politik der Königin ebenſo gefiel, wie ſie ſeine Geſchäftsgewandtheit und ſeine Geſchicklichkeit beſonders im Umgang mit dem Könige ſchätzte und den ſie deshalb für unerſetzlich hielt. Leichter in der Tat erſchienen ihr die geforderten Abtretungen, ſo ſehr ihr Herz an den alten preußiſchen „Kernprovinzen", Altmark und Magdeburg, hing, als das Gebot der Entlaſſung Hardenbergs. Was ſie aber am meiſten beängſtigte, war die Furcht, die unausgeſprochen aus allen ihren Briefen in jenen Tagen herausſchaut, die Furcht, daß Napoleon die Monarchie Friedrichs des Großen zu einem Rheinbundſtaate herabdrücken werde. Sie ſah ſchon den ihr verhaßten Geſandten Napoleons, Laforeſt, wie einen franzöſiſchen Präfekten in Berlin ſchalten und walten. Mochten ganze Provinzen, mochte die Hälfte des Landes verloren gehen: was ihm blieb, ſollte der König frei beherrſchen und beglücken, nach eigenem Rechte, nicht gebeugt unter den Willen Napoleons, nicht unterjocht und erniedrigt wie ein Rheinbundfürſt.

Unter ſolchen Eindrücken und Empfindungen, in dieſer verzweiflungsvollen Stimmung, die den Untergrund ihres innerſten Weſens erſchütterte und aufwühlte, in ohnmächtigem Zorn und leidenſchaftlichem Schmerz, zugleich in verzehrender Sehnſucht nach Hilfe für ihr Haus und ihr Land, reifte Königin Luiſe der ſchwerſten Prüfung ihres Lebens entgegen.

Am 29. Juni hatte die Königin im Kreiſe ihrer Kinder den Geburtstag des Prinzen Karl gefeiert, unfrohen Herzens, in wehmutsvoller Erinnerung an den glücklichen Tag vor ſechs Jahren, der ihr den dritten Sohn geſchenkt. Am nächſten Tage erhielt ſie einen Brief des Königs mit einem Schreiben Kalckreuths, der nach dem Rate eines Ungenannten — es war Murat — eine Reiſe der Königin nach Tilſit empfahl, die auch Napoleon anſcheinend wünſche und die jedenfalls eine gute Wirkung haben werde. König Friedrich Wilhelm, ohne rechte Willensäußerung auch in dieſem Augenblicke, hatte ſich begnügt, ihr den Brief mit der Bemerkung zu überſenden, daß ihr die Sache gewiß recht unangenehm ſein würde.

Der Entſchluß der Königin war im Augenblick gefaßt. Der Gedanke des Zuſammentreffens mit Napoleon war ihr nicht ganz neu, nicht ganz überraſchend, wenn ſie ihn auch

Digitized by Google

bisher wie etwas Befleckendes von ſich abgewehrt hatte. Schon als ſie aus Szawl von der Möglichkeit einer Zuſammenkunft der Monarchen hörte, hatte ſie ſich glücklich geprieſen, durch den unwegſamen Sand der Nehrung vor einem Beſuche Napoleons geſchützt zu werden. Und wieder, als ſie von der Einladung Napoleons an Alexander, von der Unterredung auf dem Floß in der Memel hörte, hatte ſie mit bitterem Spotte gemeint: ob Seine Majeſtät Napoleon, um das Feſt in Tilſit zu krönen, nicht auch ſie einladen werde: ſie liebe ihn ſo ſehr, und es würde ihr ſolche Freude machen! Nun war die Aufforderung da, und ſie dachte nicht daran, ſich ihr zu entziehen. Sie hatte dieſem Lande und ſeinem König ſchon ſo manches Stück ihres Selbſt hingegeben: ſollte ſie ihnen das Opfer ihres Stolzes als Frau und als Königin weigern? Nie hätte ihre Herzensgüte einen ſolchen Vorwurf ertragen. Wie ſie auch den Mann verabſcheuen mochte, der ſie und die Ihrigen ins Elend gejagt, der ihr aus tauſend Wunden blutendes geliebtes Preußenland mit Füßen trat, der „Quell alles Böſen", die „Geißel der Welt", ſie war bereit, nach Tilſit zu eilen, wenn ſie hoffen durfte, für ihren gemißhandelten Gemahl, ihr gemißhandeltes Land etwas „Gutes zu ſtiften". „Dann", ſo ſchrieb ſie damals an Rüchel, „fliege ich dahin, wo mein Herz nie ſein wird, und trinke den Wermut und leere den Becher mit der Würde, die der Preußen Königin zukömmt." Uebrigens gab ſie noch keineswegs alles verloren, immer und immer wieder ermahnte ſie den König zur Feſtigkeit, zu ſtandhaftem Ausharren; man ſei noch lange nicht ſo weit, „Sammetpfötchen" machen zu müſſen.

In quälender Angſt und Sorge verfloſſen der Königin die nächſten Tage; mit klopfendem Herzen nahm ſie jeden Brief aus Pickupöhnen entgegen. Wohl hörte ſie, daß Napoleon im raſchen Wechſel ſeiner Laune auch einmal höflich und freundlich ſich zeige: er hatte nach ihrem und ihres eben von ſchwerer Krankheit geneſenen Kindes, der Prinzeſſin Alexandrine, Befinden gefragt und dem Könige die Hoffnung ausgeſprochen, daß auch ſie nun ihren Frieden mit ihm machen werde; er hatte den König zu Gaſt geladen und bei dem Mahle ſein Glas erhoben und auf ihr Wohl getrunken. Allein der Grundzug ſeines Weſens trat doch immer wieder abſchreckend hervor, der harte herriſche Wille, und ebenſowenig verſchwand aus ſeinem Verhalten die gleichgültige mißachtende Kälte gegen den König, der unter dem Drucke der auf ihn einſtürmenden Ratſchläge ſich nach Alexanders Beiſpiel ihm befliſſen und vertrauensvoll zu nähern verſuchte und ihm gelegentlich — er ſagt es ſelbſt — wie ein „Wachtmeiſter" nicht von der Seite wich. Die Königin ihrerſeits, bei dem Worte vom Frieden, den ſie machen ſolle, gedachte aller der ſchmutzigen Schmähungen, mit denen der rohe Sieger ſie in ſeinen Bulletins und ſeinen Zeitungen überhäuft hatte, und das Grauen kam wieder über ſie vor der Berührung mit dem Abſcheulichen, deſſen bloße Nähe entwürdigte

Digitized by Google

und entſittlichte, und, was ihr eben noch faſt leicht erſchienen war, davor bebte ſie jetzt zurück wie vor etwas Schrecklicherem als Tod. Sie wollte, falls der König es geſtatte, ſich einſchließen, krank werden, ihr Bett nicht verlaſſen, wenn nur das Entſetzliche ihr erſpart bleibe.

Allein, wie ſie dem Könige ſchrieb: ſie ſollte den Kelch des Leidens bis auf den Grund leeren.

Die Friedensverhandlungen mit Napoleon rückten nicht vorwärts, die längſt verſprochene ſchriftliche Erklärung über ſeine Abſichten ließ immer noch auf ſich warten. Wenn er auf Schleſien, das er zuerſt für ſeinen Bruder Jerome gefordert hatte, jetzt verzichten zu wollen ſchien, ſo verlangte er um ſo beſtimmter alles preußiſche Land weſtlich der Elbe, womit der König ſich ja ſchon einverſtanden erklärt habe, und Polen, das er einem Fürſten geben wolle, der weder Rußland noch Oeſterreich beunruhigen könne. Das alles erfuhr man aus flüchtig hingeworfenen Aeußerungen, aus unbeſtimmten Andeutungen Napoleons, die Schlimmes ſagten, Schlimmeres befürchten ließen. Alexander ſelbſt, ſo erzählt Friedrich Wilhelm, klagte über die Schwierigkeiten der Verhandlung, über die Hinterliſt der napoleoniſchen Anträge. Er mußte ſich zuweilen von Napoleon wie ein „Schulknabe" ausfragen laſſen: über die Dogmen der orthodoxen Kirche, über die ruſſiſchen Finanzen, über den Ertrag der Zuckerſteuer, über die jährliche Einnahme aus dem Pelzhandel, über das Verhältnis von Einfuhr und Ausfuhr überhaupt.

Zu Friedrich Wilhelm vollends hatte ſich Napoleons Verhältnis noch verſchlechtert. Der König hatte ſich daran gewöhnen müſſen, aus Picktupöhnen, wo er im Schulhaus wohnte, regelmäßig nachmittags nach dem neutral erklärten und von den Truppen der drei Mächte beſetzten Tilſit herüberzukommen und an allen Veranſtaltungen teilzunehmen, die Napoleon für ſeinen neuen ruſſiſchen Freund in Szene ſetzte. Er mußte das Korps, vor dem er bei Auerſtedt zurückgewichen war, und andere franzöſiſche Truppen manövrieren ſehen, an deren Ausſehen und Haltung und ſelbſt an deren Muſik er manches auszuſetzen fand. Er trug den Orden der Ehrenlegion, der „Höllenlegion", wie er ſie nannte, und ſpeiſte ſpät abends in drei Viertelſtunden zu Mittag, was alle ihm teuren Lebensgewohnheiten auf den Kopf ſtellte. Er atmete jedesmal auf, wenn er Tilſit und den Memelfluß im Rücken hatte und wieder in ſeinem ſtillen Schulhaus in Picktupöhnen ſaß. Er konnte und wollte ſich nicht darin finden, daß gerade ihn das Schickſal in eine ſo verzweifelte Lage gebracht, daß es gerade ihn, den Friedfertigſten aller Menſchen, aus ſeinem halb ländlichen, halb höfiſchen Stilleben herausgeriſſen und neben einen Alexander und einen Napoleon auf die Bühne der Welt geſtellt hatte. Er ermaß die Kluft, die ihn von dem einen wie von dem andern trennte. Der Ehrliche hörte nicht auf ſich zu verwundern, wie Kaiſer Alexander, an deſſen Freundſchaft er gleichwohl feſthielt, ſich ſo leicht und raſch in ſeine neue Rolle

Digitized by Google

Tafel 19

Faksimile des Tagebuches der Gräfin Voß vom 5. bis 7. Juli 1807.
Zusammenkunft der Königin Luise mit Napoleon in Tilsit.

Tagebuch der Gräfin Voß.

Le 5 juillet. La Reine était assez bien, le Roi aussi qui vint, la maison étant vis-à-vis. Le matin vint le général Bennigsen, Uwaroff et des nôtres. J'avoue que la vue du premier me fut très désagréable. Il alla chez la Reine. L'entretien ne fut pas long. Kalckreuth avait écrit que la Reine entrant à Tilsit, Napoléon y viendrait, qu'elle serait priée pour son dîner, qui est vers 9, et que j'aurais la même faveur. L'Empereur de Russie vint, eût une grande conférence où le baron Hardenberg fut aussi. Il dîna ici, c'est-à-dire nous allâmes chez le Roi, Hardenberg, Brinckmann et Uwaroff et les nôtres. L'on attendait un grand officier du Monsieur, il ne vint que tard, c'était le grand écuyer M. de Caulaincourt. Je fus obligée de me lever de table, la Reine vint ensuite, il fit des demandes de santé, la Reine fort polie. Étant expédié, nous retournâmes avec la Reine et l'Empereur, et il fut résolu de ne point aller à Tilsit, ce qui me fit grand plaisir, cela aurait dénoté trop d'empressement. Le Roi alla avec l'Empereur. Nous prîmes le thé; le duc et la duchesse de Holstein sont encore ici, ne pouvant avoir des chevaux, ils soupaient avec nous. M. de Buch fut envoyé chez l'homme, il en revint, dit qu'il avait été assez poli, du reste pas fort content.

Le 6. Nous dînâmes d'abord après 12 heures. La Uwaroff, Bennigsen et Manteuffel vinrent chez la Reine, maintes larmes. A 4 heures, parti avec une escorte des gardes du corps, passé le pont volant et arrivé à Tilsit à 5, mis pied à terre chez le Roi. Napoléon y vint un quart d'heure après, je le reçus avec la comtesse Tauentzien au bas de l'escalier. Il est laid, gros de visage, brun, petit, sans forme, grands yeux qui roulent, l'air incarné de fureur, belle bouche et dents, très poli, parla longtemps seul avec la Reine. Il partit, nous allâmes chez lui vers 8 heures, voulant manger plus tôt pour la Reine. Je fus à la table. Il était de très bonne humeur, me parla beaucoup. Grande conférence avec la Reine, qui en était assez contente. Dieu veuille que cela aide. Nous revînmes à minuit. Le grand-duc Constantin bras dessus et dessous avec Murat qui est fort poli. Toute cette race me met plus bas que terre. Hardenberg partit.

Le 7. J'écris tous les jours à Memel. Le duc de Holstein vint, il est insupportable. Nous eûmes à dîner le Hetman Platow avec son aide de camp, qui est . . . fraîchement, c'est une bien bonne physionomie, assez grand, noir, fort poli et manière. Il m'a promis son portrait. Brinckmann et Schladen dînèrent avec le prince Henri avec nous. A 4 heures, nous passâmes le camp des Cosaques, des Kalmucks et des Baschkirs, qui ont l'air de Chinois. Les Cosaques vinrent aussi chanter.

Digitized by Google

Tagebuch der Gräfin Dorothea

Aufzeichnungen der Königin Luise mit Napoleon in Tilsit

Zusammenkunft der Königin Luise mit Napoleon in Tilsit, wie vor etwas [illegible] das Entsetzliche [illegible]

krank werden, [illegible]

Allem, [illegible] stille den Kelch des Leidens

Die Friedens[illegible] Napoleon rückten nicht vorwärts

schriftliche Erk[illegible] [illegible] immer noch auf sich

Schlesien, das [illegible] Bruder Jerome gefordert hatte

schien, so [illegible] bestimmter alles preußische Land [illegible]

Le 5 juillet. La Reine était [illegible] Roi était parti la veille [illegible]
Le matin vint le général Bennigsen. Lorsque et des Autres [illegible] arrivé que la vie de premier
me fut très désagréable. Il alla chez la Reine. L'entretien ne fut pas long. Kalckreuth
avait écrit que la Reine exigeait à Tilsit Napoleon y viendrait, qu'elle serait prête pour son
dîner, qui est vers 5, et que jamais la même faveur. L'Empereur de Russie vint, et une
grande conférence où le baron Hardenberg fut aussi. Il dîna [illegible] [illegible]
chez le Roi. Hardenberg, Brinckmann et Lucchesini [illegible]
officier du Monsieur, il ne vint que tard, [illegible]
oblige de me lever de table, la Reine vint ensuite, il fit des démarches de sorte, la Reine
fort polie. Étant expédié, nous retournâmes avec la Reine et l'Empereur, et il fut résolu
de ne point aller à Tilsit, ce qui me fit grand plaisir, cela aurait déroulé trop d'empressement
Le Roi alla avec l'Empereur. Nous prîmes le thé; le duc et la duchesse de Mecklenbourg sont
encore ici, ne pouvant avoir des chevaux, ils soupaient avec nous. [illegible]
chez l'homme, il en revint, dit qu'il avait été assez poli, [illegible]

Le 6. Nous dînâmes [illegible] avec la Reine. [illegible]
vinrent chez la Reine, [illegible]
passé le pont avant [illegible] Tilsit à 5 [illegible] avec la cortège. [illegible]
un quart d'heure après, [illegible] avec la T[illegible] au bas de l'escalier. Il est
laid, gros de visage, brun, petit, sans [illegible], grands yeux qui roulent. Il a [illegible]
tureur, belle bouche et dents, très poli, parla longtemps seul avec la Reine. Il parut, nous
allâmes chez lui vers 8 heures, voulant manger plus tôt pour la Reine [illegible]
Il était de très bonne humeur, me parla beaucoup. [illegible] avec la Reine, qu'
en était assez [illegible]. [illegible] Nous [illegible] à minuit. Le grand-duc
Constantin [illegible] avec Murat qui est fort poli. Dans cette race ne met plus
bas que terre. Hardenberg parti.

Le 7. Lettre [illegible] à Memel. Le duc de Holstein vint. Il est insupportable
Nous eûmes à dîner le Hetman Platow avec son aide de camp, qui est [illegible]. Habillement
c'est une bien bonne physionomie, assez grand, noir, fort poli et maniéré. Il m'a promis son
portrait. Brinckmann et Schladen dînèrent avec le prince Wilhelm avec nous. A 4 heures,
nous passâmes le camp des Cosaques, des Kalmucks et des Basckirs, qui ont l'air de
Chinois. Les Cosaques virent aussi chanter. . .

Digitized by Google

N. 39 Le 5 Juillet. Le R. était après lui, le R. aussi qui vint sa maison était vis à vis le matin vint le C. Benningsen Wherroff et les notres y vinrent que la veille au premier fut par devant le R. l'Empereur refusa son long discours avant dîner que le R. entrant à Tilsit Wherroff y vint qu'il était prêt pour les Lettres qu'il avait à rendre à Sa Majesté l'Empereur de R. vint entre grand Conférence au bout Hardenberg fut aussi il dîna chez lui c'est à dire vis à vis chez le R. Hardenberg Boreau mon et Wherroff et les notres, Un attendait un Officier du Roi pour que tout e était Le Empereur dîna le Lendemain, il fut obligé de rester chez lui le R. vint rejoindre et fut les bords de Sortie la Reine était expédié pour retourner avec la Reine Empereur et il fut résidé de ne point aller à Tilsit à quatre fois grand Monde, cela avant dîner fut Empereur présent le Roi alla avec l'Empereur prince le Prince de Prusse et la Reine Hardenberg fut même vis à vis Boreau pour les Affaires de Empereur avec vis à vis Wherroff Boreau fut aussi avec lui, un mien Ami qui était allé après pour chez Duroc le Maréchal Ney Lefebvre, vinrent dîner avec le Roi, Empereur et Maréchal vinrent chez le R. mais le Roi Empereur était avec une Escorte des Gardes du Corps passer le Pont et arrivé à Tilsit à 5 h. mis pied à terre chez le R. Wherroff vint un grand d'heure après pour être avec la Reine chez l'Escalier il était tout gros de rouge bien petit mais fort grand grenadier, leur voiture de Reine, la Reine était sur les pieds, pour la Empereur fut chez le Roi, Wherroff vint vis à vis chez Alexis chez le Roi, Wherroff vint la Reine pesait à la table il était de bon humeur fut aussi Conférence avec le R. grève chez après Cortège Jeu : avec la quelle chez le roi vis à vis le Empereur Hardenberg vis à vis et les trois avec Maréchal qui était fort poli tout cela vis à vis chez le Roi Hardenberg qui le R. finit tout le jour à Maréchal le R. de Holstein vint chez le Roi vis à vis un verre à dîner le Empereur Hardenberg avec Lombardie le Comte qui était fait dernier chez le Roi Empereur après grand avec fut pour Maréchal Ney la Prusse Lefebvre Prussien et Maréchal Lannes fut chez le Roi Empereur Le Roi Empereur Maréchal Ney Lefebvre Lannes Prussien Maréchal Lannes fut chez le Roi Empereur Le Roi Empereur Maréchal Ney Lefebvre Lannes Prussien

Requist, qui met Maréchal Ney Lefebvre Lannes Prussien

gefunden habe, wie er auf Napoleons frivole Scherze eingehe und ſich ganz an ſeinem Platze zu fühlen ſcheine. Für Napoleons Perſönlichkeit fehlte es ihm keineswegs an Verſtändnis. Es iſt doch eine feine und kluge Bemerkung, mit der er Napoleons Weſen und zugleich deſſen Gegenſatz zu ſeiner eigenen Natur glücklich charakteriſierte, wenn er von ihm ſagte: „Man braucht ihn nur einmal reiten zu ſehen, ſo erkennt man den ganzen Mann. Er geht immer in Karriere, unbekümmert was hinter ihm fällt und ſtürzt. Er hat ein Pferd, worauf er ſich verlaſſen kann, und ſo iſt er ſicher, wenigſtens ſich durchzubringen. Das iſt denn die Hauptſache.“ Er bewunderte ſogar in gewiſſer Weiſe den franzöſiſchen Kaiſer, den Umfang ſeiner Kenntniſſe, die Klugheit ſeiner Regierungsgrundſätze. Wie ſchade nur, meinte er, daß ein ſolcher Kopf lieber die Geißel als der Wohltäter der Menſchheit ſein wolle! Denn dabei blieb er: Napoleon war für ihn ein „hämiſcher Teufel in Menſchengeſtalt“, und nachdem ihm ſein Annäherungsverſuch mißlungen, war er um ſo mehr bemüht, gegen dieſen „Aventurier mit ſeinem ſataniſchen Lächeln“ ſich nichts zu vergeben.

Napoleon ſeinerſeits verbarg nicht das Mißfallen, das ihm des Königs ganze Perſönlichkeit einflößte; er ſpottete über ſein Benehmen, ſein Aeußeres, die Zahl ſeiner Gamaſchenknöpfe. Er verwies ihn auf die Mängel im preußiſchen Staatsweſen und im preußiſchen Heere und belehrte ihn überlegen, wie man regieren müſſe. Vor allem aber: er vermied nach wie vor mit ihm jede politiſche Unterhaltung. Es hieß, er habe geſagt, mit dem Könige ſei überhaupt keine Verhandlung möglich; und auch Alexander ſollte geklagt haben: der König wolle immer den Zweck, aber nicht die Mittel; er verderbe alles.

Wo war in dieſer Not Hilfe zu finden? Sollte die bezwingende Anmut und Liebenswürdigkeit der Königin, der „fée enchanteresse“, die fünf Jahre früher bei der Zuſammenkunft in Memel den ruſſiſchen Kaiſer bezaubert hatte, nicht jetzt bei dem Franzoſenkaiſer ein Wunder wirken? Napoleon ſelbſt, ſo erzählte man ſich, habe zu Alexander geſagt: „Ich bin gewiß, daß die Königin die politiſchen Geſchäfte weit beſſer als ihr Gemahl behandeln würde.“ Nicht mehr Kalckreuth allein, auch Hardenberg glaubte jetzt an die Möglichkeit eines Wunders. Sie überzeugten oder überredeten den König, der ſich anfangs ſträubte, „daß eine einzige Unterredung der Königin mit Napoleon mehr bewirken werde, als alle ihre Verhandlungen“, und am 2. Juli ſchrieb Friedrich Wilhelm ſeiner Gemahlin: „Hardenberg bittet mich keinen Augenblick zu verlieren, um Deine Reiſe zu beſchleunigen, da die Augenblicke koſtbar ſind, und was für das Gute geſchehen kann, ſchnell geſchehen muß .... Waffne Dich mit Mut, und denke nicht mehr an Möglichkeiten, die nicht verwirklicht werden können, ſondern an die Zwangslage, in der wenigſtens Preußen ſich befindet, nachdem Rußland ſeinen Entſchluß gefaßt hat.“

Digitized by Google

Am 3. Juli, man feierte in Memel gerade den Geburtstag des Prinzen Wilhelm, Bruders des Königs, erhielt Königin Luiſe den Brief, der ſie in ſo dringenden Worten zur Reiſe nach Picktupöhnen aufforderte. Die Königin gehorchte: ſie fühlte ſich im Dienſte des Königs und des Vaterlandes, ſie wußte ſich in der Hand höherer Gewalten. Dem Könige antwortete ſie: „Ich kann Dir keinen größeren Beweis meiner Liebe und meiner Hingabe an das Land, dem ich angehöre, geben, als indem ich dahin komme, wo ich nicht begraben ſein möchte.“ Am nächſten Tage zum General Keſſel noch wie ein Aufſchrei des unglücklichen Opfers: „Es iſt mir, als wenn ich in den Tod ginge, als wenn dieſer Menſch mich würde umbringen laſſen; er hat meine Familie, er hat ganz Preußen unglücklich gemacht.“ Man tröſtete ſie: „nur ſie allein könne dem Schickſal eine beſſere Wendung geben, dieſer Gedanke möge ſie aufrichten.“ Dann, unter tauſend Tränen, nahm Königin Luiſe Abſchied und beſtieg den Wagen, der ſie durch die im friſcheſten Grün prangenden Ebenen Litauens von Memel nach Picktupöhnen trug, dem korſiſchen Imperator entgegen.

In dem verzweiflungsvollen Gemüte der Königin war kein Raum für die Hoffnung. „Je me flatte de rien“ hatte ſie auf den Befehl des Königs erwidert und ſchon vorher bei einem Bilde Napoleons hatte ſie an ihren Lieblingsdichter Schiller gedacht, an das Wort der Maria Stuart vor Königin Eliſabeth: „Aus dieſen Zügen ſpricht kein Herz.“ Was ſie unterwegs noch durch einen Brief des Königs erfuhr, die Zurücknahme der für Abtretung der linkselbiſchen Lande anfangs durch Napoleon verſprochenen Gebietsentſchädigung im Umfange von etwa 600000 Einwohnern, die auf Napoleons wiederholtes Gebot vollzogene Entlaſſung Hardenbergs, die Schwäche Alexanders gegenüber Napoleon, erhöhte die Verzweiflung der Königin, ſtärkte aber zugleich ihren Entſchluß, alles was möglich ſei für das Wohl ihres Landes zu verſuchen.

Nach zehnſtündiger Fahrt, am 4. Juli gegen Abend, begleitet von ihrer Oberhofmeiſterin Gräfin Voß, der Hofdame Gräfin Tauentzien und dem Kammerherrn von Buch, traf Königin Luiſe in Picktupöhnen ein, wo ſie in dem kleinen einſtöckigen Pfarrhauſe abſtieg. Gegenüber lag die Wohnung des Königs. Die Königin empfing noch am Abend Hardenberg, der ſie für die Unterredung mit Napoleon vorbereiten ſollte. So hatte ſie ſelbſt gewünſcht, denn, wie ſie ſagte, ſie wollte wohl „par cœur“ mit Napoleon ſprechen, aber nicht „de cœur“. Sorgfältig las und bewahrte ſie die Ratſchläge, die Hardenberg ihr aufſchrieb; ſie wurden die Grundlage ihrer Unterhaltung mit Napoleon.

Am nächſten Tage, 5. Juli, kam Kaiſer Alexander, der einige Schriftſtücke Napoleons mitbrachte mit Angaben über die Friedensbedingungen; ſie enthielten die beſtimmte Forderung der Abtretung der preußiſchen Lande links der Elbe, über die Napoleon verfügen ſollte,

Digitized by Google

und rechts der Memel, um Rußland eine natürliche Grenze zu ſichern, wofür Preußen anderweit entſchädigt werden könne. Während der Kaiſer mit dem König und der Königin ſpeiſte, kam Napoleons Oberſtallmeiſter Caulaincourt, um die Königin zu ihrer Ankunft zu beglückwünſchen und nach ihrem Befinden zu fragen. Der Kaiſer bedauere, das neutrale Tilſit nicht verlaſſen zu können, werde aber die Königin, wenn ſie nach Tilſit komme, beſuchen und einladen. Caulaincourts Komplimente wurden höflich erwidert; dem ſteifen und eitlen Formalismus ſeines Herrn gegenüber hielt man es aber für angemeſſen, die Reiſe der Königin nach Tilſit zunächſt noch hinauszuſchieben. Die Königin ſprach dann mit Brinckmann, dem ſchwediſchen Geſandten am preußiſchen Hofe; ſeine teilnehmenden Aeußerungen erwiderte ſie mit den Worten, die den ganzen Abgrund ihres Schmerzes bezeichnen: „Ich bin erſt dreißig Jahre, aber ich habe mich ſchon ſelbſt überlebt.“

Am Nachmittage des 6. Juli erſt, nachdem ſie am Vormittage noch den verhaßten Bennigſen geſprochen, fuhr Königin Luiſe — ſie hat uns ſelbſt dieſe Fahrt geſchildert — mit dem Kammerherrn von Buch, den Gräfinnen Voß und Tauentzien, geleitet von einer Abteilung preußiſcher Gardedukorps, mitten durch ruſſiſche und franzöſiſche Truppen, die bei ihrem Anblick bewundernde Ausrufe laut werden ließen, während in ihr ſelbſt Haß und Abſcheu wieder aufflammten, zur Memel und über eine Fähre zu dem nahen Quartiere des Königs, der ihr nach Tilſit vorausgegangen war. Unterwegs hatte Kalckreuth ſie begrüßt, der ihr noch einmal für die Unterhaltung mit Napoleon gute Lehren zu geben ſuchte. Bei dem Könige traf ſie Kaiſer Alexander und Graf Goltz, den Nachfolger Hardenbergs als Miniſter des Auswärtigen: beide waren troſtlos über den Stand der Verhandlungen; beide beſchworen die Königin, in der die letzte Hoffnung ruhe, den Staat zu retten.

Sie hatten kaum einige Worte mit der Königin gewechſelt und ſich dann entfernt, als die Ankunft des franzöſiſchen Kaiſers gemeldet wurde. Er ſelbſt im ſchlichten dunkelgrünen Uniformrocke, mit weißen Unterkleidern, aber umgeben von einem großen und glänzenden Gefolge, in dem vor allen Murat durch die bunte Pracht ſeiner Uniform auffiel. Von dem Kammerherrn von Buch auf der Straße, von der Oberhofmeiſterin und der Hofdame an der Haustüre empfangen, eilte Napoleon die Treppe hinauf — ein Augenblick, und er ſtand auf dem Flure der Königin gegenüber.

Die Schönheit der Königin, das verſichern alle Augenzeugen, ſtrahlte niemals heller als in den dunklen Tagen von Tilſit. Die glänzend großen Augen in Schwermut leicht verſchleiert, die ſonſt ſchon zur Fülle neigende Geſtalt, die jetzt durch zehrenden Kummer zu zartem Ebenmaß verfeinert, vergeiſtigt ſchien, gehüllt in ein weißes ſilberdurchwirktes Kreppkleid, deſſen Falten anmutig an den ſchlanken Gliedern herabfloſſen, auf dem biegſamen

Halſe das ſtolz erhobene Haupt unter dem Perlendiadem — ſo ſtand Königin Luiſe da, in Schmerz und Trauer, in hingebendem Opfermut eine rührende Verkörperung von Frauenſchönheit und Frauenhoheit. Der Anblick Napoleons brachte ihr eine Ueberraſchung. Der König hatte ihr geſagt, er habe etwas Gemeines in ſeinem Ausſehen, ſie konnte das nicht finden. Sein Kopf erſchien ihr von ſchöner Form, der Ausdruck der Geſichtszüge verriet den Denker und den Herrſcher; beſonders gefiel ihr der lächelnde Mund, und an der ganzen Erſcheinung erkannte ſie ſtaunend den Typus der Cäſaren. Aufatmend unter dem unerwartet günſtigen Eindrucke, frei und unbefangen trat ſie ihm entgegen und ließ ſich von ihm in ein Zimmer führen, während der König zurückblieb und ſich mit Murat unterhielt. Sie ſprach ihm ihr Bedauern aus, daß er eine ſolche Treppe zu ihr habe hinaufſteigen müſſen, beklagte mit leiſer Ironie für ihn und ſeine Truppen den Aufenthalt im nordiſch rauhen Preußen. Napoleon, etwas verlegen, wie die Königin bemerken wollte, antwortete mit Komplimenten. Dann, ohne Schwanken, ohne Scheu, kam die Königin raſch auf das, was ſie hergeführt hatte. Der Kaiſer, ſo begann ſie, habe ſie angeklagt, ſich zuviel in Politik zu miſchen, ein Vorwurf, den ſie nicht verdient zu haben meine — Napoleon unterbrach ſie mit der Beteuerung, daß er ſelbſt dieſe Ausſtreuungen nicht geglaubt habe — gleichviel, ſie wolle ihn aufklären über den Schritt, den ſie tue. Als Gattin, die des Königs Beſorgniſſe und Kummer teile, und als Mutter müſſe ſie den Augenblick benutzen und freimütig mit ihm ſprechen. Sie könne nicht annehmen, daß er ſeinen Sieg mißbrauchen werde. Napoleon erwiderte, es ſei nicht ſeine Schuld, wenn es zum äußerſten gekommen ſei; Preußen habe nach der Schlacht von Auerſtedt jedes freundſchaftliche Abkommen zurückgewieſen und ſeine Vorſchläge nach Eylau kaum angehört. Die Königin erinnerte mit Recht daran, daß die Friedensverhandlungen nach Auerſtedt nicht von Preußen abgebrochen ſeien, ging aber auf die Erörterung der Vergangenheit nicht weiter ein, ſondern wiederholte, daß ſie als Mutter zu ihm ſpreche, der das Schickſal ihrer Kinder am Herzen liege. Auf die Verſicherung Napoleons, daß von der Vernichtung Preußens nicht die Rede ſei, bemerkte ſie: der Friede dürfe aber auch die Vernichtung in Zukunft nicht vorbereiten, Preußen brauche einen erträglichen Frieden. Sie gebe ſich keiner Täuſchung über die Lage hin und wiſſe, daß Opfer gebracht werden müßten. Aber man ſolle doch von Preußen nicht Provinzen trennen, die ſeit Jahrhunderten dazu gehörten, man ſolle ihnen nicht Untertanen nehmen, die ihnen wie Lieblingskinder teuer ſeien. Sie ſprach von dem preußiſchen Volke, das ſeinem Königshauſe ſo rührende Beweiſe der Anhänglichkeit gebe und an das ſie mit ſo vielen Banden gekettet ſei. Sie bat für die linkselbiſchen Lande, namentlich für Magdeburg, das ihnen beſonders wert ſei. Napoleon verwies auf die allgemeinen politiſchen Kombinationen, die den beſonderen

Digitized by Google

Rückſichten oft entgegenſtänden. Dann verſuchte er abzulenken. Wie es ſeine Art war Damen gegenüber, begann er von Toilettefragen zu ſprechen, in denen er gern den Kenner zu ſpielen liebte. „Sie tragen da ein ſchönes Kleid," bemerkte er. „Wo iſt es gearbeitet? in Breslau? Macht man Krepp in Ihren Fabriken?" „Sollen wir von Putz reden in dieſem Augenblicke?" erwiderte die Königin. Unbeirrt lenkte ſie zurück. Vor der Höhe ihres ſittlichen Ernſtes verſtummten Napoleons leichte Scherze; er mußte, er hat es ſpäter ſelbſt geſtanden, ihr die Führung der Unterhaltung laſſen, der erſten, der einzigen vielleicht, die er nicht beherrſcht und geleitet hätte. Nochmals ſuchte ſie den Weg zu ſeinem Herzen, zu ſeinen edleren Gefühlen. Rache ſei deſſen nicht würdig, der ſie widerſtandslos ausüben könne; ſeine Siege würden ihm doppelt Ehre machen, wenn er ſich auch Rechte auf Dankbarkeit erwerbe. Standhaftigkeit im Unglücke könne in ſeinen Augen kein Unrecht ſein. Er werde die Manen Friedrichs ehren, indem er deſſen Werk nicht zerſtöre; das Genie werde das Genie achten. Mit rührenden Worten von Güte und Edelſinn, von Großmut und Hochherzigkeit — Worte, die ihr Wirklichkeiten bedeuteten, dem anderen nur ideologiſche Phraſen — ſuchte ſie dem Unbarmherzigen Mitleid und Menſchlichkeit abzugewinnen. Sie ſprach und bat — „ein Seelenerguß gegen ein Herz von Bronze", wie ſie ſpäter ſagte — aber ihre Bitten zwangen ihm nur Komplimente ab, höfliche, freundliche Worte, „wir wollen ſehen, ich werde daran denken." Und doch, ſo glaubte man damals, nach Aeußerungen Napoleons ſelbſt, kam ein Augenblick, wo der Unbeugſame zu feſteren Zuſagen willig ſchien, als der Eintritt König Friedrich Wilhelms III. der Unterredung, die ſchon faſt eine Stunde gedauert, ein Ende machte. Noch einige Komplimente, kühl und gemeſſen wie ſonſt, eine Einladung zu Tiſche, und Napoleon ſprengte davon, in ſeinem Innern vielleicht bewegt, aber unerſchüttert, unerbittlich wie das waltende Schickſal, dem er ſelbſt ſo gern ſich verglich.

Hoffnungsfroh blieb Königin Luiſe zurück. Was ſie dem Gegner abgerungen hatte, waren nur Höflichkeiten, weniger als halbe Verſprechungen, die den Sieger zu nichts verpflichteten, in das Herz der Unglücklichen aber wie Himmelstau gefallen waren. Hatte ſie doch ſo wenig erwartet! Am Abend fuhr ſie zum Eſſen zu ihm; er empfing ſie auf der Straße, hob ſie aus dem Wagen und führte ſie hinauf. Der Verlauf des Mahles, an dem außer dem preußiſchen Königspaare und Napoleon noch Kaiſer Alexander, Prinz Heinrich von Preußen, Kronprinz Ludwig von Bayern, Großfürſt Konſtantin, Murat und die Gräfin Voß teilnahmen, ſteigerte noch die freudig bewegte Stimmung der Königin. Die Unterhaltung war lebhaft, ſelbſt ſcherzend. Napoleon neckte die Königin mit dem Turban, den ſie nach damaliger Mode trug; das ſei anzüglich für Kaiſer Alexander, der mit den Türken Krieg führe; die Königin erwiderte, ihr Turban könne doch höchſtens den Mamelucken

Ruſtam intereſſieren. Man ſprach dann von dem beendigten Kriege, von der Gefahr der Königin, in Weimar durch Napoleons Huſaren gefangen zu werden. In dieſem Zuſammenhange mag es geweſen ſein, daß Napoleon fragte, wie nur Preußen mit ſeiner geringen Macht habe einen Krieg gegen ihn anfangen können, und daß Königin Luiſe die berühmte Antwort gab: „Der Ruhm Friedrichs des Großen hat uns über unſere Mittel getäuſcht.“ Vor dem Schatten des großen Königs — Talleyrand hat es geſagt — wie klein erſchien plötzlich Napoleon! Inmitten des freundlichen Hin und Her der Unterhaltung konnte der „kleine Tiger“, wie den Korſen ſeine Landsleute nannten, nicht umhin, zuweilen die Krallen zu zeigen. So wenn er eine Sängerin, die einſt auch ſeine Geliebte geweſen war, rühmte und, zur Königin gewandt, von dem Liede „Regina guerriera“ ſprach. Dem Mittageſſen folgte eine neue Unterhaltung mit Napoleon, bei der die Königin nochmals ihre Wünſche vortrug, dabei ſehr eingehend, vielleicht, wie Prinzeſſin Luiſe Radziwill urteilt, zu eingehend die Einzelheiten der ſchwebenden politiſchen Fragen erörternd. Sie bat, ſcheint es, nochmals beſonders für Magdeburg, wollte eine Roſe, die Napoleon ihr bot, nur mit dem Verſprechen der Rückgabe Magdeburgs annehmen.

Die Hoffnungsfreude in der Umgebung der Königin ſtieg höher. Alexander und auch einige Franzoſen beglückwünſchten das Königspaar zu dem Erfolge, den die Königin errungen. Napoleon ſelbſt ſollte zu Alexander mit höchſter Anerkennung von der Königin geſprochen haben, von ihrem Geiſt und ihrem Seelenadel; er wäre geneigt, etwas für ſie zu tun: ſtatt ihr eine Krone zu nehmen, wäre man verſucht, ihr eine zu Füßen zu legen. Der Königin ſchien das Ergebnis des Tages in doppelter Hinſicht bedeutungsvoll und vorteilhaft: von Napoleons Perſönlichkeit und ſeinem Weſen hatte ſie einen nicht ungünſtigen Eindruck gewonnen; politiſch hielt ſie ſich zu den beſten Erwartungen berechtigt. Schmeichelnde Hoffnungsträume, die nur eine kurze Sommernacht währten!

Hatte Napoleon ſeinerſeits eine Enttäuſchung erfahren? Scheute er das verabredete zweite Zuſammentreffen mit der Königin? Fürchtete er für ſich einen Augenblick der Schwäche, die Möglichkeit von Zugeſtändniſſen? Um der Menſchheit willen möchte man es glauben, daß auch ein Napoleon den rührenden Bitten einer unglücklichen Königin nachgeben zu müſſen beſorgte. Am wenigſten wahrſcheinlich iſt, wenn es auch am preußiſchen Hofe faſt allgemein und ſelbſt von der Königin geglaubt wurde, daß Talleyrand einen Geſinnungswechſel herbeigeführt habe. Wie dem ſei, Napoleon, der mit Rußland zum Einverſtändnis gelangt war, beſchloß auch mit Preußen ein Ende zu machen. Gleich am nächſten Vormittage, 7. Juli, ließ er den Grafen Goltz rufen, dem er in ſchneidend harten Worten die Bedingungen ankündigte, unter denen, ohne Aufſchub und ohne Verhandlung,

Digitized by Google

der Friede zwiſchen Frankreich und Preußen geſchloſſen werden müſſe. Was er der Königin geſagt, ſeien nichts als höfliche Phraſen geweſen; der König danke ſeine Erhaltung nur Alexander, ohne ihn würde er die Dynaſtie verjagt und ſeinen Bruder Jerome zum König von Preußen gemacht haben. Einen Verſuch von Goltz, durch Hinweis auf politiſche Intereſſen Milderungen zu erlangen, wies Napoleon ſchroff zurück. „Was hat Ihr Herr," rief er, „in die Wagſchale zu legen, was mich veranlaſſen könnte, ihm beſſere Bedingungen zu gewähren? Alle Bande zwiſchen uns ſind zerriſſen, ich bediene mich meiner Rechte. Euer König hat mich dazu gezwungen. Die Zeit der Verhandlungen iſt vorüber!" Und als Goltz, wie Königin Luiſe, durch Berufung auf ſeinen Edelmut ſeine Eitelkeit zu rühren verſuchte, brach er los: „Das erſte Gefühl, das mich in dieſem Augenblick belebt, iſt das der Rache, einer perſönlichen Rache. Ich habe eine intime Allianz mit Preußen gewünſcht; lange Zeit habe ich alle Cajolerien angewandt, die man an eine hübſche Frau verſchwendet; einen Augenblick habe ich mir geſchmeichelt, ſie gewonnen zu haben, aber dieſe unkluge Kokette hat alle Welt täuſchen wollen, und iſt endlich gefallen als Opfer ihrer eigenen Treuloſigkeiten ... Ich kenne ihn jetzt, Euren König," rief er dann aus, „ich kenne ihn auswendig von einem Ende bis zum anderen; dieſer Mann iſt nicht gemacht, die Vergangenheit zu vergeſſen; er hat mir ewigen Haß geſchworen, ich weiß es, ich fühle es, er hat mich zu ſehr beleidigt, um auf eine perſönliche Verſöhnung rechnen zu können, und ich will nicht die Dupe einer ſolchen Politik wie die Eurige ſein. Wenn die Rache mir die Vernichtung Preußens als Großmacht diktiert, ſo werden meine politiſchen Kombinationen die Intereſſen Frankreichs ſicher zu ſtellen wiſſen." Dann ſprach er von der Königin: „Sie iſt nie meine Freundin geweſen, ich weiß es wohl, aber ich vergebe es ihr leicht. Als Frau hatte ſie es nicht nötig, die politiſchen Intereſſen genau abzuwägen. Sie iſt für ihre Impetuoſität beſtraft, aber ſchließlich, ſie hat Charakter im Unglück bewieſen. Sie hat mir über ihre Stellung mit vielem Intereſſe geſprochen, ohne irgend einen Schritt zu tun, der ihre Würde beeinträchtigen könnte. Man muß ihr die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß ſie ſehr verſtändige Dinge geſagt hat, und welches auch ihre Vorurteile ſein mögen, ſie hat mir wenigſtens mehr Vertrauen bewieſen als der König, der es nicht für angemeſſen gehalten hat, mir das ſeine zu ſchenken."

Die Bedingungen, wie ſie dann Talleyrand den preußiſchen Bevollmächtigten Goltz und Kalckreuth vorlegte, zeigten keine Spur einer mildernden Einwirkung der Königin. Sie erſchienen eher noch ſchwerer, noch drückender als früher: die Elbe als Grenze, die Abtretung des größten Teiles der polniſchen Erwerbungen Preußens, woraus ein Herzogtum Warſchau für den neuen König von Sachſen gebildet werden ſollte, während ein Stück an Rußland

Digitized by Google

abgetreten wurde, Verzicht auf den Verkehr mit England, Zahlung der noch rückſtändigen Kontributionen. Talleyrand bemerkte dabei ausdrücklich, daß Milderungen nicht zu erwarten ſeien und daß der Friede in zwei Tagen unterzeichnet ſein müſſe. In der Tat blieb jeder Verſuch einer Herabſetzung der franzöſiſchen Forderungen vergeblich. Es ſchien ſelbſt, als ob Napoleon nach ſeiner Weiſe ſeine zornige, mitleidloſe Stimmung noch künſtlich ſteigere. Mit König Friedrich Wilhelm kam es dabei zu einem heftigen perſönlichen Zuſammenſtoß, in dem ſich der bei beiden angeſammelte Groll Luft machte. Als Napoleon von der Verleihung des Herzogtums Warſchau an den König von Sachſen ſprach, bemerkte der König in bitterem Grimm: „Das iſt wohl die Belohnung für den Verrat, den er gegen mich geübt"; worauf ein leidenſchaftlicher Wutausbruch Napoleons erfolgte. Alexander, der beide laut ſchreien hörte, eilte herbei und fand, wie er ſelbſt erzählte, den König „ganz rot vor Zorn", den Kaiſer „grün vor Wut". Während Alexander beruhigende Worte ſprach, ſchrie Napoleon: „Ja wohl, ich bin boshaft, ich bin rachſüchtig und verzeihe nie perſönliche Inſulten, das iſt mein Grundſatz und dabei bleibe ich". Er hatte ein Gefühl davon, wie die Saat des Haſſes, die er ſelbſt doch ausgeſtreut, in Preußen aufgehen werde. „Sie verlangen," ſagte er zu Alexander, „daß ich mich mit einem Manne ausſöhne, der ſelbſt in dieſem Augenblicke die Wut nicht verhehlen kann, die ſein Herz zerfrißt, und der dieſe Empfindungen allen ſeinen Untertanen einflößen möchte. Alle Preußen, wie ſie ſind, brennen vor Begier, ſich an mir perſönlich zu rächen, und Sie wollen, daß ich ihnen die Mittel dazu gebe? Nein, da ich doch auf keine aufrichtige Ausſöhnung rechnen kann, ſo muß ich es Preußen unmöglich machen, je etwas gegen die Intereſſen Frankreichs zu unternehmen."

Königin Luiſe erfuhr dieſe Vorgänge, als ſie am Nachmittag desſelben Tages wieder von Picktupöhnen in Tilſit eintraf. Zweimal ſah man Napoleon an ihrem Hauſe vorbeireiten; doch der erwartete Beſuch blieb diesmal aus. Berthier kam dann, die Königin abzuholen. In demſelben Staatswagen, mit demſelben Zeremoniell wie tags zuvor, fuhr die Königin zu dem Prunkmahle Napoleons. Aber wie anders waren diesmal Stimmung und Unterhaltung! Napoleons erhitzter Unwille, der Königin Luiſe echte Trauer, die düſteren Mienen König Friedrich Wilhelms laſteten auf der Tiſchgeſellſchaft. Wenig nur und Gleichgültiges wurde geſprochen. Erſt nach Tiſche fand die Königin Gelegenheit, einige bittende Worte an Napoleon zu richten; eine rohe Abwehr war die Antwort: „Wie können Sie mir noch zu guter Letzt etwas abpreſſen wollen!" Die Königin konnte nur ihrem Schmerze Ausdruck geben. Noch einmal, ſo berichtet wenigſtens Prinzeſſin Radziwill, ſprach Napoleon dann von dem Intereſſe und der Achtung, die ſie ihm einflöße und die er ihr beweiſen wolle; die Königin erwiderte: „Das hängt von Ihnen ab, noch iſt es Zeit,

Digitized by Google

unſer Glück liegt in Ihren Händen". So ſchieden Luiſe und Napoleon voneinander und haben ſich nicht wieder geſehen.

An demſelben Tage, 7. Juli, wurde zwiſchen Frankreich und Rußland der Friedensvertrag und ein Bündnis unterzeichnet, deſſen Grundlage, wie bekannt, die Aufteilung der europäiſchen Türkei und der gemeinſame Kampf gegen England bildeten. Auch über Preußens künftige Geſtaltung wurden dabei ſchon die entſcheidenden Beſtimmungen getroffen. Am nächſten Tage, während die Königin in Picktupöhnen zurückblieb, ließ ſich der König durch Alexander widerſtrebend beſtimmen, mit ſeinem Bruder Prinz Wilhelm wiederum bei Napoleon in Tilſit zu ſpeiſen. Trotz allem, was am Tage vorher geſchehen, ſcheint er noch einmal eine politiſche Unterhaltung mit ſeinem unbarmherzigen Feinde verſucht zu haben; Napoleon wies ihn ſchroff zurück: „Eure Majeſtät vergeſſen, daß ich nur mit Kaiſer Alexander verhandele". Am folgenden Tage trennte man ſich: Napoleon, nachdem er noch nach ſeiner Gewohnheit eine theatraliſche Abſchiedsſzene mit dem ruſſiſchen Kaiſer veranſtaltet, eilte über Königsberg und Dresden nach Frankreich, Kaiſer Alexander über Tauroggen nach Petersburg. König Friedrich Wilhelm III., der ſich mit ſeinen Brüdern Heinrich und Wilhelm von Napoleon kurz verabſchiedet hatte, blieb mit der Königin noch in Picktupöhnen zurück, um die Unterzeichnung des preußiſch-franzöſiſchen Friedensvertrages abzuwarten, die erſt ſpät abends am 9. Juli in Tilſit erfolgte. Am nächſten Tage kehrte das Königspaar nach Memel zurück, der König zufrieden, daß alles vorüber und die Zuſammenkünfte und Unterredungen zu Ende, die Königin in tiefſtem Schmerz über die erlebten Erfahrungen und in ernſten Gedanken über die neuen und ſchweren Aufgaben, die ihrer nun warteten.

Politiſch, wie nicht näher ausgeführt zu werden braucht, war die Reiſe der Königin nach Tilſit und die Zuſammenkunft mit Napoleon ergebnislos geweſen. Und doch war ihre Anweſenheit in Tilſit von hoher Bedeutung und von großer Wirkung für ihre Stellung in der Welt wie für ihr eigenes Ich.

Frankreich und Rußland hatten in Tilſit über Preußen und Deutſchland das Los geworfen. In Napoleon und Alexander ſchien die Geſamtmacht des feſtländiſchen Europa vereinigt und verkörpert, wie in Friedrich Wilhelm die preußiſche Ohnmacht. Deutſchland war politiſch tot. Was von Deutſchland noch lebte, deutſcher Idealismus, deutſcher Geiſt und deutſches Gemüt, alle jene lebendigen Kräfte, die die ſittliche und geiſtige und bald auch die politiſche Wiedergeburt Preußens und Deutſchlands hervorriefen, ſie hatten den Realpolitikern Napoleon und Alexander gegenüber ihre Verkörperung gefunden allein in der Idealgeſtalt der Königin Luiſe. Das empfand man in Deutſchland, das ahnte man ſelbſt in Frankreich.

Digitized by Google

Auch die Wirkung auf Königin Luiſens Innenleben war und blieb ſtärker, als man zunächſt annehmen möchte.

Unter dem Eindrucke der Niederlagen der preußiſchen Heere und des jähen Zuſammenbruches der altpreußiſchen Monarchie hatte ſich in Königin Luiſe ein Umſchwung vorbereitet, der durch die Ereigniſſe vor und bei der Zuſammenkunft von Tilſit vollendet wurde. Wer ſo wie die Königin auf den Höhen glückſeliger Hoffnung und durch die Tiefen der Verzweiflung gewandelt war, wer die Augen einer Welt auf ſich gerichtet geſehen hatte, konnte nicht wieder hinabſinken in die Alltäglichkeit häuslichen Selbſtgenügens. Das Opfer, das die Königin gebracht und deſſen Größe ſie voll empfand, erhob ſie über ſich ſelbſt: es gab ihrem Weſen tieferen Gehalt, höheren Schwung und eine unvergängliche Weihe.

Aehnlich wirkte doch ſchließlich auch die Wandlung in ihrem Verhältnis zu Napoleon.

Wiederholt iſt hier hervorgehoben worden, daß der Eindruck der Perſönlichkeit Napoleons auf Königin Luiſe anfangs keineswegs ein ungünſtiger geweſen iſt; es kann hinzugefügt werden, daß trotz aller Enttäuſchungen und der dadurch hervorgerufenen Erbitterung auch die letzte Wirkung der Zuſammenkunft in Tilſit damit zuſammenſtimmt. Das kam zunächſt davon her, daß ſeit Tilſit Napoleons perſönliches Verhalten der Königin gegenüber ein anderes wurde: die rohen Angriffe, deren Zielpunkt ſie geweſen war, verſtummten völlig; faſt nie mehr anders als in oft wohl abſichtlich übertriebenen Ausdrücken höchſter Achtung ſprach fortan Napoleon von Königin Luiſe. Es iſt unverkennbar, daß damit eine gewiſſe Beruhigung in das tief verletzte Gemüt der Königin einzog. Es mag ihr dadurch auch erleichtert worden ſein, in den Augenblicken ſchwerſter Gefahren, wie ſie den preußiſchen Staat nur zu bald wieder bedrohten, ſich brieflich unmittelbar an Napoleon zu wenden. Noch wenige Wochen vor ihrem Tode hat ſie ſelbſt eine neue Begegnung mit ihm für möglich gehalten. Ferner aber: Königin Luiſe war bei der Zuſammenkunft in Tilſit doch inne geworden, welcher Rieſe den preußiſchen Staat zu Boden geworfen hatte, ſie hatte gleichſam perſönlich die Hand des Schickſals über ſich geſpürt. Eine gewiſſe Reſignation miſcht ſich fortan in ihr Gefühlsleben, freilich ohne es auszufüllen oder zu beherrſchen.

Nein. Sie reſignierte nicht. Sie hatte die ungeheure Uebermacht geſehen, die augenblicklich unwiderſtehlich triumphierte; allein ſie hatte doch zugleich auch die ſittliche Ueberlegenheit ihrer eigenen Welt über die Welt Napoleons ſtärker und inniger als je zuvor empfunden, und ihr frommer Glaube zweifelte nicht an dem endlichen Siege ihrer Welt.

Dieſe Zukunft, ſo fern ſie ſcheinen mochte, mitwirkend vorzubereiten, darin ſah Königin Luiſe gerade ſeit Tilſit ihre Aufgabe.

Digitized by Google

Neuntes Kapitel

Königin Luiſe und der Freiherr vom Stein

(1807—1808)

I. In Memel. 1807

Der Friede war geſchloſſen, Napoleon abgereiſt, das Königspaar nach Memel zurückgekehrt. Ein Aufatmen ging durch die Lande, die das Glück hatten, noch preußiſch zu bleiben. Wohl war die Verwüſtung entſetzlich, furchtbar das Elend in den Gegenden, wo der Krieg zuletzt gewütet, beſonders in den Landſtrichen zwiſchen Königsberg und Tilſit und ſelbſt zwiſchen Tilſit und Memel. Viele Dörfer waren niedergebrannt oder entvölkert; häufig begegnete man Bettlern, die Geld verſchmähten und flehend nach Brot ſchrien. Aber das Segenswort „Friede" ſchien Ruhe, Erholung, Wiederaufbau zu verheißen.

Auch Königin Luiſe öffnete ihr Herz wieder der Hoffnung. Als Königin, als Gattin, als Mutter hatte ſie Unſägliches erduldet, am ſchwerſten vielleicht das Reinmenſchliche in ihr gelitten, ihr Gemüt, ihr inniger Glaube an Güte und Größe. „Reich an Erfahrung, arm an Glauben," ſo ſchrieb ſie am 5. Auguſt 1807 dem Bruder, „lege ich mein müdes Haupt an Deine Bruſt. Ach, George, welches Schickſal, welche Zukunft, welche Vergangenheit! Iſt es möglich, daß ſolche Menſchen von Gott erſchaffen werden, als ich habe kennen lernen? Die Guten tun das Böſe, die Teufel brüten es aus und lernen es ihnen. Das iſt, was ich geſehen habe von Angeſicht zu Angeſicht. Ganz erfüllt von dem großen

Digitized by Google

Gedanken meiner heiligen Pflicht, flog ich nach Tilſit und ſprach das, was mir Gott eingab, allein ich ſprach nicht zu einem Menſchen, ſondern zu einem — zu einem Weſen ohne menſchlich Herz."

In ihrem kindlich ſchlichten Tugendglauben hatte ſie nicht anders meinen können, als daß von einer Zuſammenkunft dreier gekrönter Häupter ein Segen für die Menſchheit ausgehen müſſe. „Statt deſſen finde ich, als ich nach Tilſit kam, einen Götzen, der angebetet wird . . . und der die anderen beiden Gekrönten geradezu mit Füßen tritt." „27 Marſchällen und Generälen hat er die Domänen des Königs in Polen verſchenkt und dem Sachſenkönig das ausgeſogene, unzufriedene, höchſt unglückliche Land, was ſo betrogen iſt, wie noch keines. Und unſere Magdeburger, Altmärker, Halberſtädter uſw. an Jerome König von Weſtfalen. Iſt es zum Ueberleben?" Sie hatte das Böſe tauſendmal fürchterlicher gefunden, als ihr Geiſt es geahnt. Aber auch Kaiſer Alexanders Verhalten hatte ihre Erwartungen bitter getäuſcht, und es erſchütterte ſie, „gute Menſchen untergehen zu ſehen, Hoffnungen aufgeben zu müſſen, die auf Tugend gebaut waren."

Troſtlos waren die Erfahrungen der Vergangenheit. Und die Zukunft? Eine Zukunft ohne Hardenberg? Dem Herrn von Schladen (vgl. oben S. 210) hatte ſie Abſchiedsgrüße an den Scheidenden aufgetragen. Kein Opfer, ließ ſie ihm ſagen, würde ihr zu ſchwer ſein, ihm ihre Erkenntlichkeit zu bezeigen, und nie würde ſie die rührenden Beweiſe von Teilnahme und Freundſchaft vergeſſen, die ſie und der König von ihm empfangen hätten. Dem Bruder aber ſchrieb ſie: „Ueber den Verluſt von Hardenberg heule ich Tag und Nacht. Der König hatte ihm endlich das ſo lange verdiente Vertrauen ganz geſchenkt, Hardenberg war ihm ſo attachiert, wie Niemand hienieden. Denn die Ehre, das Wohl des Staates war ihm Alles, ſeine Perſon, ſein Ich nichts. Wie hat ſich der Mann betragen, George, wie ein Gott! Wenn nur ein Gedanke an ihn ſelbſt ihn beſchäftigt hätte, nein, nur mit dem Staat, mit den Mitteln, wie der noch zu retten ſei, wie dieſes getan, jenes vermieden werden müßte, ſo bewies er ſich, bis daß er uns ein ewiges Lebewohl in Picktupöhnen ſagte. Mit dieſem Bilde der wahren männlichen Tugend erfüllt, mußte ich denn zu dem Napoleon eilen, der uns dieſes Kleinod entriß, um das Böſe deſto leichter an uns auszuüben, weil er uns zugleich auch aller Mittel beraubte, das wieder gut zu machen, was er mit teufliſcher Kunſt und Freude ſo horrible böſe und verwickelt gemacht hatte."

Ernſtere Sorgen noch, bei dieſem Blick in die Zukunft, kamen der Königin von der Perſönlichkeit ihres Gemahls, des Königs. Sie mag während des Krieges ſeine Unzulänglichkeit gegenüber den großen Aufgaben der Zeit heimlich zuweilen ſich eingeſtanden haben:

Digitized by Google

ſein Ausharren, ſeine ſtandhafte Bundestreue gegen Alexander hatten ſchließlich doch ihre Bewunderung gewonnen. Der König war zuletzt gezwungen worden, ſich zu unterwerfen; allein wie ihr feines ethiſches Gefühl ihr richtig ſagte: er war ſittlich frei geblieben, und dieſe ſittliche Freiheit mußte zur politiſchen führen, der Friede, ſo ſchmählich er war, Preußen einſt Segen bringen. Auch das Verhalten des Königs während der Verhandlungen in Tilſit billigte und würdigte ſie; ſie freute ſich, daß er nicht wie Alexander der Eitelkeit Napoleons geſchmeichelt habe, und meinte, daß ſein innerer Wert gerade in Tilſit erſt recht offenbar geworden ſei. „Er iſt in dieſem Augenblick viel größer als die, die über ihn triumphieren, und die, die als Verbündete uns haben zugrunde gehen laſſen! Aber der gegenwärtige Augenblick iſt nicht alles, und um dieſe Größe zu bewahren, um zu bleiben, was man in der öffentlichen Meinung iſt, muß man handeln und da fängt meine Sorge an."

Hardenberg hat damals geurteilt, König Friedrich Wilhelm beſitze wohl den Mut zu dulden, aber nicht den Mut zu handeln. Aehnlich empfand Luiſe. Mit tiefem Kummer bemerkte ſie, wie die quälende Laſt der Tilſiter Tage Geiſt und Gemüt ihres Gemahls nachwirkend herabzog. „Was dieſer Mann gelitten, beſchreibt ſich nicht. Vierzehn Tage in die Folter geſpannt, um ſich die ärgſten Sachen ſagen zu laſſen, wenn er alles aufbot aus reiner Vaterlandsliebe, um ſeine älteſten Provinzen wenigſtens aus Teufelsklauen zu reißen." Nun zeigten ſich „Abſpannung und Niedergeſchlagenheit, Schwäche und Sorgloſigkeit und das alte Mißtrauen in ſich ſelbſt." Luiſe fürchtete „Ungeſchicklichkeiten da, wo mit etwas mehr Takt und etwas weniger Hartnäckigkeit alles zu gewinnen war." „Aus der Haut möchte man fahren," ſchreibt ſie, „wenn man das ſo ſieht und nicht helfen darf."

Luiſe half doch. Es war in dieſen ſchweren Tagen wohl ihre ſchwerſte Aufgabe: den völlig niedergeworfenen König wieder aufrichten, von Uebereilungen und Unbeſonnenheiten zurückhalten, ihm Mut, Hoffnung und Vertrauen einflößen. Er dachte ernſtlich daran, abzudanken: die Königin hat den Gedanken „mit aller Indignation" bekämpft. Und wenn ſie dann von der Rückkehr nach Berlin ſprachen, ſo mußte ſie ihm ausreden, daß er aus Schamgefühl ſich nicht zeigen, „bei Nacht und Nebel" ſich in ſeine Hauptſtadt gleichſam einſchleichen wollte.

Wie hätte Luiſe dabei der Verzweiflung Raum geben dürfen? Schon die Notwendigkeit, dem Gebrochenen als einzige Stütze zu dienen, hielt ſie aufrecht. An ſeiner Schwäche erſtarkte ſie. Das Bewußtſein ſittlicher Pflichterfüllung erhöhte zugleich die Ruhe des Gemüts, die in der glücklichen Harmonie ihres Weſens feſt wurzelte und den Schickſalsſchlägen von außen unerreichbar blieb. „Was ſind alle Uebel der Welt?" ſchrieb ſie an

Digitized by Google

ihre alte Freundin, Frau von Kleiſt; „wenn man nur den Frieden in ſeiner Bruſt bewahrt, erträgt man alles ſo gut, und das iſt mein Fall.“ Und in mehr religiöſer Färbung an die fromme Großmutter: „Was iſt das Glück hienieden? Wagt man darauf zu rechnen? Hat man nicht ſehr recht, die Blicke immer gen Himmel zu wenden, wo unſere wahre Heimat iſt, und den Größen dieſer Welt nicht zuviel Wert beizumeſſen, ſondern das Herz den Gedanken zu öffnen, die uns über alles Erdenleid erheben?“

Bei alledem war es für das Königspaar wie für deſſen Umgebung ein Segen, daß ſie den ganzen Umfang und die ganze Dauer ihres Unglücks nicht ahnten.

Zunächſt ſchien mit wiederhergeſtelltem Frieden alles nach Wunſch zu gehen. Am 12. Juli war in Königsberg zwiſchen Berthier und Kalckreuth eine Konvention abgeſchloſſen worden, welche die allmähliche Räumung der vom Feinde noch beſetzten Landesteile in beſtimmten Terminen regelte. In der Tat verließen die Franzoſen im Juli Königsberg und Oſtpreußen bis zur Paſſarge. Ueber die unfreiwilligen Bewohner Memels kam eine hoffnungsfrohe Stimmung. Man rechnete auf baldigſte Rückkehr nach Berlin; man hoffte daneben noch auf irgend ein Wunder: auf die günſtige Wirkung ruſſiſcher Fürſprache, auf einen engliſch-franzöſiſchen Frieden, bei dem Preußen wenigſtens Magdeburg zurückerhalten ſollte.

So fand man ſich anfangs nicht allzu ſchwer in das Memeler Verbanntenleben. Das Klima zwar war hart zu ertragen. „Die Blätter ſprießen hier erſt im Juni“, ſchreibt die Königin einmal, „und die Früchte reifen nie.“ Die leichtgebauten Häuſer erzitterten oft unter der Wucht der Seeſtürme, und bis weit in den Sommer hinein mußte man heizen. Dann kamen übermäßig heiße und trockene Tage, und es entwickelte ſich eine Art Badeleben. Zelte wurden am Strande aufgeſchlagen, der König badete, während die Königin Pyrmonter Brunnen trank. Man lebte viel im Freien, faſt regelmäßig wurde in dem Garten bei Argelanders Haus, wo die älteſten Prinzen mit ihrem Erzieher Delbrück wohnten, gefrühſtückt und Tee getrunken. Ruſſiſche, engliſche, ſchwediſche Diplomaten, darunter G. Jackſon und Brinckmann, belebten die Geſelligkeit. Fürſtliche Beſucher kamen, die auf der Reiſe von oder nach Petersburg Memel berührten, wie die Herzogin Dorothea von Kurland und der Erbprinz von Mecklenburg-Schwerin. Die Herzogin konnte die Königin nicht genug rühmen und bewundern: „Wie rührend erſchien ſie mir,“ ſchreibt ſie, „wie groß im Unglück . . . Bewundernswert für den König, ihren Kindern ergeben, ehrerbietig als Tochter, ausgezeichnet als Schweſter, vollkommen als Freundin, begeiſtert für die Ehre ihres Landes, war ſie das Glück ihres Hauſes, der Zauber des Hofes und der Ruhm ihrer Untertanen!“ Man luſtwandelte zuſammen in der Lindenallee, wo Prinz

Digitized by Google

Radziwill mit ſeinem goldblonden Töchterchen Eliſe vor ſeinem Hauſe ſaß und zuweilen zur Gitarre ſang. Häufige Ausflüge wurden nach Tauerlauken gemacht, einem unweit Memel gelegenen Orte, deſſen Wieſen und Eichen an Paretz und die Pfaueninſel erinnerten. Dort wurden im Auguſt die Geburtstage des Königs und des Erbprinzen Georg gefeiert, wobei faſt die alte Fröhlichkeit wieder herrſchte. Man vergnügte ſich auf dem Jahrmarkt in Memel, als wäre man auf dem Berliner Weihnachtsmarkt; man ſah dem Exerzieren des erſten Gardebataillons zu, als wäre man zur Frühjahrsrevue in Potsdam. Dem König, ſo niedergeſchlagen er war, gefiel es bei der Zwangloſigkeit dieſes Stillebens jenſeits aller Etikette ſchließlich nicht übel in Memel; von einer Ueberſiedelung nach Königsberg, zu der man ihn drängte, wollte er nichts hören.

Allein noch im Laufe des Monats Auguſt erlitt dieſe erwartungsfrohe Stimmung empfindliche Störungen; die Hoffnungen ſanken. Man erfuhr von Maßregelungen, mit denen die Franzoſen ſelbſt auf preußiſchem Gebiete gegen die Feier des 3. Auguſt eingeſchritten waren. Mit inniger Rührung las die Königin einige an dieſem Tage gehaltene und im Druck veröffentlichte Predigten. Abſchiedsgrüße aus den verlorenen Landesteilen, tief ergreifend in ihrer ſchlichten Treue und Herzlichkeit, gelangten nach Memel. Deputationen der märkiſchen und der ſchleſiſchen Stände kamen. Die Vertreter der Mark, an ihrer Spitze der Kammerherr von Oelßen, ein alter Freund Hardenbergs, fanden üble Aufnahme; der König verzieh ihnen nicht, daß ſie ſich mit ſeinem Miniſter von Angern überworfen hatten. Den ſchlechten Eindruck dieſes Empfanges mußte die Königin durch doppelte Huld gut machen. Auf Bitten Oelßens verwandte ſie ſich auch — ihr einziges Eingreifen in die inneren Angelegenheiten dieſer Tage — für den Miniſter v. d. Reck, der mit anderen Miniſtern, die Napoleon geſchworen hatten, damals ſeine Entlaſſung erhielt. Ihre Fürſprache war vergeblich: der König, der ſich perſönlich verletzt fühlte, blieb unerbittlich. Auch die ſchleſiſchen Deputierten hatten eine Audienz bei der Königin, von der ſie „mit Tränen in den Augen und tief erſchüttert“ herauskamen.

Höchſt peinlich war die Unſicherheit und Schwierigkeit der inneren Lage. Hardenberg war nach Riga gegangen; der Freiherr vom Stein, den er ſelbſt zum Nachfolger empfohlen, weilte in Naſſau und erſt gegen Ende Auguſt traf die Nachricht von ihm ein, daß er dem Rufe des Königs folgen werde. Inzwiſchen verwaltete eine noch von Hardenberg eingeſetzte „kombinierte Immediatkommiſſion“ das, was die Feinde geräumt hatten, Litauen und Preußen rechts der Paſſarge, ein Gebiet von 728000 Einwohnern, genau ſoviel wie heute beide Mecklenburg an Bevölkerung zählen. Graf Goltz, früher Geſandter in Petersburg, leitete die auswärtigen Angelegenheiten; dem König ſtand als Kabinettsrat wieder Beyme

Digitized by Google

zur Seite. Es war ein Interregnum wie geſchaffen für Intrigen aller Art. Namentlich von Kalckreuth wird berichet, daß er Anſtrengungen machte, um ſelbſt Miniſter zu werden; er rühmte ſich des Vertrauens Napoleons und ſah kein Heil für Preußen als in innigſtem Anſchluß an Frankreich; ſelbſt vom Beitritt zum Rheinbunde war dabei wieder die Rede.

Die ſchwerſte Laſt und ſchlimmſte Qual aber war und blieb der wachſende Druck einer unbarmherzigen Fremdherrſchaft. Man erkannte bald, daß der Friede nur eine Fortſetzung der Ausplünderung Preußens in etwas regelmäßigeren Formen bedeute; faſt kein Tag verging ohne die Nachricht von irgendeiner Tat der Willkür oder der Gewalt. Der Abzug der Franzoſen, kaum begonnen, war ſchon an der Paſſarge zum Stillſtand gekommen. Zum Vorwand diente ihnen eine Beſtimmung der Königsberger Konvention, welche die Räumung von der völligen Abtragung der dem Lande auferlegten Kriegskontributionen abhängig machte. Die Höhe der Schuld war nicht angegeben. Jetzt brachte der franzöſiſche Bevollmächtigte in Berlin, Daru, Abrechnungen zum Vorſchein, nach denen die ſchuldige Kriegsſteuer noch über 150 Millionen Francs betragen ſollte. Dies Rechnungsergebnis hatte Napoleon ihm ſelbſt ausdrücklich vorgeſchrieben. Es ſchien, als ob der franzöſiſche Kaiſer, der während des Krieges zeitweiſe die Vernichtung Preußens und die Abſetzung des Hauſes Hohenzollern geplant hatte, die aus Rückſicht auf Rußland in Tilſit gemachten Zugeſtändniſſe ſchon bereue und möglichſt rückgängig zu machen ſuche. Jedenfalls dachte er nicht daran, ſeine beherrſchende Stellung im Oſten aufzugeben. Die Verhandlungen über die Regulierung der preußiſchen Grenzen gegen Danzig und Polen, ſowie über die Einräumung von Durchgangsſtraßen für den Verkehr zwiſchen dem Königreich Sachſen und dem Herzogtum Warſchau, gaben ihm viele und willkommene Gelegenheit, den niedergeworfenen Staat immer von neuem ſeine ſchwere Hand fühlen zu laſſen.

Unter ſolchen Bedrängniſſen im Innern und von außen wurde die Stimmung namentlich der höheren Beamten und Offiziere in Memel immer trüber und immer gedrückter. Sie kamen ſich vor, ſo äußerte Scharnhorſt, wie Schiffbrüchige auf einer öden Inſel. Hoffnungslos ſahen ſie auf den Gang der Dinge in Europa. Da die Pläne Napoleons und Alexanders gegen die Türkei kein Geheimnis blieben, ſo mußte man noch weitere Umwälzungen erwarten. Man fürchtete ernſtlich, Napoleon wolle es wieder zum Bruch mit Preußen treiben. Oeſterreich, hieß es, werde dann Schleſien erhalten, Rußland die Provinz Preußen, und das neue Königreich Weſtfalen bis an die Oder vergrößert werden. In Berlin verbreitete ſich einmal das Gerücht, der König habe abgedankt, den Kronprinzen der Gnade Napoleons empfohlen und für ſich ſelbſt nur um die Erlaubnis gebeten, in Berlin als Privatmann leben zu dürfen; andere ließen ihn nach England

Königin Luiſe
Oelgemälde von Joſeph Graſſi, 1802

Digitized by Google

flüchten. Eine Zukunft für Preußen und das Haus Hohenzollern, wer hätte daran jetzt noch glauben mögen?

Nachrichten aus Frankreich ſteigerten die herrſchende Beſorgnis. Am 12. September kam Graf Karl Lehndorff, der kriegsgefangen geweſen war, aus Paris mit Meldungen über die ſchlechte Aufnahme, die der nach dem Friedensſchluß an Napoleon geſandte preußiſche Bevollmächtigte, Freiherr von Knobelsdorff, dort gefunden habe. Lehndorffs Eindruck von der Lage und der Stimmung in Memel war recht ungünſtig: „Alles", ſo ſchrieb er ſeiner Mutter, „geht ſchlaff und ohne Kraft und ohne Saft hier, wie immer, und das betrübt mich. Der beſte Wille erſchöpft ſich und aller Enthuſiasmus, mit dem man zum Guten oder doch zum lindernden Zweck wirken möchte, ſcheitert an der Eisklippe der Gleichgültigkeit und Unentſchloſſenheit, die noch immer daſteht und die kein Ereignis umwerfen kann." Der König erſchien Lehndorff verändert und leidend, die Königin, die er bei Prinzeſſin Radziwill traf, ebenfalls verändert, aber „immer noch göttlich ſchön und liebenswürdig".

Die Pariſer Nachrichten, mit anderen Zwiſchenfällen zuſammentreffend, erſchütterten die Königin ſo, daß ſie wieder anfing zu kränkeln. Sie hatte ſich in den Frieden, ſo hart er war, gefunden. Der unverminderte Druck aber, die deſpotiſchen Launen und Gewalttaten der Werkzeuge Napoleons, vor allem die quälende Angſt um das Morgen wurden ihr unerträglich. Der treuen Berg ſchrieb ſie gleich am Tage nach Lehndorffs Ankunft: „So wie es uns hier gehet, glaubt man nicht. Marſchall Soult und den Polen ihren Forderungen preisgegeben, die mit einer Willkür verfahren, täglich neue Forderungen machen, ſowohl an Geld und Land, deſſen ſie uns täglich unter den ſchimpflichſten Aeußerungen mehr abfordern, iſt nicht zu ertragen. Geſtern erhielten wir auch Nachrichten von Knobelsdorff, der behandelt wird, wie ein Laquais. Seine Vorſtellungen an Napoleon zu bringen, iſt unmöglich, da er nur einmal und wie von ohngefähr eingelaſſen wurde. Der Prinz von Baden und Cambaceres waren im Zimmer, und Napoleon hat ihn wie ein Krümchen Brodt aufgenommen. Die übrigen Leute ſind ebenſo geſtempelt, und unter andern hat ihm Champagny geſagt: man würde ſehen, wie ſich Preußen jetzt nehme, hübſch nachgiebig in Napoleons Willen (denn alle Schuld liegt immer an uns, an unſerem böſen Willen, wenn doch der Friedenstracktat daliegt), danach würde die Behandlung des Napoleon gegen uns in der Zukunft eingerichtet ſein uſw. So wird uns auch jetzt ein Teil des Schleſiens fortgeriſſen, was unter dem Namen Neu-Schleſien im Friedenstracktat expreß uns ausgemacht wurde zu behalten. Darauf hat Champagny zu Knobelsdorff geſagt, dieſes wäre ein Schreibfehler und Irrtum, als dieſer ihm deshalb Vorſtellungen machte. — Sagen Sie mir nun, ob dieſes

nicht zum Verzweifeln iſt? Ach, mein Gott, warum haſt du mich verlaſſen, kömmt mir manchmal in Feder und Mund. Der Kaiſer von Rußland ſchläft, du moins il ne repose pas sur ses lauriers, antwortet nicht und tut nichts .... Alles erlitt ich mit Faſſung, allein der Gedanke, Berlin dieſes Jahr nicht wieder zu ſehen, bringt mich zur Verzweiflung."

Einige Beruhigung in dieſem Elend gab der Königin die Ausſicht auf die bevorſtehende Ankunft Steins, für den ſie wohl durch Prinzeſſin Radziwill und durch Frau von Berg gewonnen war und den ſie ſehnſüchtig erwartete. „Wo bleibt denn Stein?" ſchrieb ſie der Freundin, „das iſt noch mein letzter Troſt. Großer Kopf, umfaſſenden Geiſtes, weiß er vielleicht Auswege, die uns jetzt verborgen liegen. Wenn er nur käme!"

Endlich, am 1. Oktober, traf Stein in Memel ein. Er fand den König von der Ueberzeugung niedergedrückt, daß ihn das Verhängnis verfolge, und immer noch geneigt, der Krone zu entſagen; die Königin „weich, voll Sorge, aber auch voll Hoffnung". Steins Ankunft weckte allenthalben frohe Erwartungen. Sogleich erhob ſich aber eine Schwierigkeit, die alles wieder in Frage ſtellte. Stein wollte nicht in alter Weiſe Miniſter ſein: er wollte unmittelbaren Zutritt zum König und Vortrag haben, niemand zwiſchen ſich und dem Monarchen dulden; er verlangte Beymes Entfernung. Der König weigerte ſich hartnäckig. Beyme ſelbſt bat um ſeine Entlaſſung aus dem Kabinett. „Das machte freilich der Sache ein Ende," ſchreibt die Königin, „aber den König ſchmerzte es und dann war dieſes doch nicht ein Entſchluß und eine Sache, die in einer Sekunde abgemacht war, und die Sekunden, die dazwiſchen pick pick machten, waren Erdſtöße, die viel Schwefel und böſe Dünſte auswarfen." Es kam ſchließlich zu einem Kompromiß, wonach Beyme zum Präſidenten des Kammergerichts beſtimmt wurde, vorläufig jedoch, etwa bis zur Rückkehr nach Berlin, bei dem Könige verbleiben ſollte.

Dieſe Einigung, die Grundlage von Steins ſegensreicher Wirkſamkeit, war ohne Zweifel hauptſächlich das Verdienſt der Königin Luiſe. Sie bereitete damit den Boden, auf dem ſich das Werk der Regeneration Preußens aufbauen konnte. Wie ſie die Gegenſätze von Süd und Nord, von Deutſchland und Preußen in ſich ſelbſt überwunden hatte, ſo führte ihr ausgleichender und verſöhnender Genius den König und Stein zuſammen, deren Charaktere einander ſo wenig entſprachen. Wie ſchade, daß wir nicht wiſſen, wie ſie zu dem König geſprochen haben mag! An Stein aber ſchrieb ſie: „Ich beſchwöre Sie, haben Sie nur Geduld mit den erſten Monaten. Der König hält ſein Wort, Beyme kommt weg, aber erſt in Berlin. So lange geben Sie nach. Daß um Gottes Willen das Gute nicht um 3 Monate Geduld und Zeit über den Haufen fällt. Ich beſchwöre Sie um König und Vaterland, meiner Kinder, meiner ſelbſt willen darum. Geduld. Luiſe."

Digitized by Google

Auch die Hand der Frau von Berg hat von fernher an dieſer Verſtändigung mitgearbeitet. Noch im September hatte ſie an Stein geſchrieben: „Laſſen Sie ſich doch nicht durch die erſten Unbequemlichkeiten abſtoßen. Ich bitte Sie, ſich der Königin zu nähern; wenn Sie die Reinheit ihres Weſens kennen, ſo werden Sie ihr beiſtimmen und ſie lieben. Sie verſchmäht die kleinen Mittel, welche ihr Macht geben könnten, man muß ſie um ſo höher achten. Es geſchieht in dem Gefühl ihrer Pflicht als Gattin, daß ſie ſich hingibt, daß ſie alle Neigungen und Meinungen des Königs teilt, daß ſie diejenigen verteidigte, welche er verteidigte, könnte man ihr daraus einen Vorwurf machen? Indeſſen iſt das Unglück der Zeiten ſo groß und ſo grauſam geweſen, daß ihre Augen über viele Dinge geöffnet ſind. Sie iſt Mutter und die Zukunft ihres Sohnes, ihrer Kinder kann ſie nicht gleichgültig laſſen. Dazu hängt ſie innig an ihrem Lande. Die Königin iſt nicht geeignet, in das Einzelne der Verwaltung einzugehen ... Aber die Königin muß eine Stütze finden. Sie muß ſie finden für jeden ſittlichen Zweck, für Sicherung der Umgebung des Königs gegen Menſchen, die ſeine und des Landes Wohlfahrt und Ehre in Gefahr bringen, für die Erziehung ihres Sohnes und für jeden Zweck, der die Würde des Königlichen Hauſes und das Wohl des Staates zu erhalten dient. Seien Sie alſo dieſe Stütze. Laſſen Sie ſich durch die erſten Unbequemlichkeiten nicht aufregen und abſtoßen!“ ...

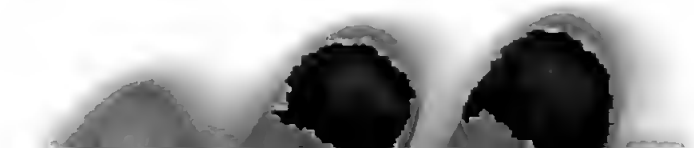
Der Freiherr vom Stein hat die klugen Ratſchläge der alten Freundin, die ihn und die Königin ſo gut kannte und ſo treffend beurteilte, wohl beherzigt. An ſich konnte ihm das nicht ſchwer werden. Zwiſchen Königin Luiſe und Stein beſtand im Innerſten ihrer Perſönlichkeiten eine Weſensverwandtſchaft, die in einer gemeinſamen ſittlichen Weltanſchauung auf der Grundlage eines lebendigen Chriſtentums beruhte. Manches Wort Luiſens klingt wie eine Aeußerung Steins, und wenn Stein ſagt: „ob und wie Gott helfen wird, wer kann das jetzt ſchon wiſſen? Aber feſtes Hoffen und Vertrauen nach oben, das heißt auf Gott, muß die Beſſeren aufrichten“, ſo meint man Königin Luiſe zu hören. Wohl empfand die Königin von vornherein die Gefahr, die aus der ſelbſtherriſchen Art Steins erwachſen konnte. Insbeſondere ſah ſie voraus, wie ſchwer der König, verwöhnt durch den geſchmeidigen Hardenberg, mit dem ſteifnackigen Freiherrn vom Stein auskommen werde. Sie war darüber nicht ohne Sorge. „Wenn nur Stein“, ſchrieb ſie dem Bruder, „in ſeinen Formen Herr iſt und immer weniger ſein will als er iſt, dann geht die Sache. Diſſentieren nicht Disputieren iſt die Hauptſache und viel Geduld. Der König hängt an ſanfter ehrerbietiger Form ſehr und Hardenberg iſt einzig darin. Umſtrahlt von Tugend trat er immer als ein Verklärter herein, machte ſeine Vorſtellungen mit einer Art, daß der König immer König blieb, und das iſt viel.“ Allein ſie ſchätzte anderſeits an Stein „Talent und Wille,

17*

Kraft und Energie", und vertraute, daß er die ſchlummernden Kräfte des Landes, an die ſie feſt glaubte, zu wecken imſtande ſein werde. Ihre Mitarbeit, in den engen Schranken ihrer Stellung und nach dem beſcheidenen Maße ihrer weiblichen Kräfte, war ihm dabei ſicher.

Das gemeinſame Wirken der Königin und des Miniſters nahm ſogleich ſeinen Anfang. Wenige Tage nach Steins Ankunft trafen beruhigendere Nachrichten ein, die namentlich die Königin perſönlich angenehm berührten. Sie fühlte ſich ja ſchon zufrieden, wenn einmal ein Tag nichts Schlimmeres brachte als der vorhergehende. Aus Petersburg kam ein Schreiben Kaiſer Alexanders, der eine bereits erfolgte Verwendung zugunſten Preußens mitteilte und die Sendung eines ruſſiſchen Botſchafters nach Paris, des Generals Tolſtoi, mit ähnlichen Aufträgen ankündigte. Aus Paris meldete Knobelsdorff eine leichte Beſſerung in den Beziehungen zu Frankreich. Am willkommenſten aber war der Königin ein Schreiben ihrer Schweſter Thereſe, die im Intereſſe des Hauſes Thurn und Taxis nach Paris gegangen war und von wohlwollenden und ſchmeichelhaften Aeußerungen Napoleons über die Königin berichtete. Sie ſei die liebenswürdigſte und intereſſanteſte Frau, habe der Kaiſer zu ſeiner Gemahlin geſagt; er bedauere, ſie nicht früher gekannt zu haben. Habe er Vorurteile gehabt, ſo ſei er ganz davon zurückgekommen und beklage es, daß die Politik ſtärker geweſen ſei als ſein Wille.

Wir kennen Luiſe und ihr Herz, das nicht laſſen wollte, an das Gute im Menſchen zu glauben, mochte es ſich um Alexander oder um Napoleon handeln. Die Mitteilungen der Schweſter — und ſie waren längſt nicht die einzigen dieſer Art — über Napoleons anerkennende Worte riefen alle Hoffnungen, alle Illuſionen in ihr zum Leben. Sie litt um ihr unglückliches Preußenland, und ſie ſehnte ſich hinweg aus Memel, wo nach wenigen heißen Sommerwochen der Winter mit kalten Regentagen früh eingezogen war; ſie glaubte, daß Napoleon auf ſolche perſönliche Wünſche und Bedürfniſſe Rückſicht nehmen und das Land von ſeinen Truppen räumen werde, um ihr die Rückkehr nach dem geliebten Berlin zu ermöglichen. Seiner Achtung hielt ſie ſich verſichert; warum ſollte ihre Stimme, die „mit Würde und Anſtand Recht fordere", nicht ſeiner Eitelkeit ſchmeicheln und „für den König und ſechs Millionen unglücklicher Menſchen etwas Gutes hervorbringen" können? In dieſen Tagen trafen ſo viele deutſche Fürſten in Paris zuſammen, warum ſollte nicht auch ſie dort auf Napoleon einzuwirken verſuchen? In den Beratungen zwiſchen dem Königspaar und Stein über die letzten Nachrichten hat Königin Luiſe — anſcheinend nicht zum erſten Male — vorgeſchlagen, ſie nach Paris reiſen zu laſſen; dies neue Opfer — denn als ſolches empfand ſie es — ſollte ihr zugleich die Beruhigung gewähren, in einer Zeit, „wo man nur von inneren Kapitalien lebt, ſich ſagen zu können: Du haſt alles getan."



Digitized by Google

Stein war mit der Königin dahin einverſtanden, daß man Napoleon ſo weit als möglich entgegenkommen und vor allem „angelegentlichſt ſuchen müſſe, ihn zu verſöhnen“. Dem Anerbieten der Königin aber, ſelbſt nach Paris zu gehen, ſtellte er ein „Noch nicht“ entgegen. Es wurde dann ein Schreiben der Königin an Napoleon vorgeſchlagen, denn ganz perſönlicher Art ſollte nun einmal die Einwirkung auf den Kaiſer ſein; ſchließlich einigte man ſich auf ein oſtenſibles Schreiben der Königin an ihre Schweſter Thereſe, das im Einvernehmen mit Stein entworfen wurde (7. Oktober). Der König ſelbſt verſprach ſich wenig davon, aber er ließ geſchehen; zu Brinckmann meinte er: „Sie wiſſen ja, man glaubt gern, was man wünſcht.“

Das Schreiben der Königin entſprach der Annahme, von der alles ausging: man ſetzte bei Napoleon ein Intereſſe für ihre Perſon voraus, auf das nur kräftig eingewirkt werden müſſe, um ihm Zugeſtändniſſe abzuſchmeicheln. Königin Luiſe ſpricht der Schweſter ihre Genugtuung aus über das Andenken, das der Kaiſer ihr bewahre. Sie klagt über die Leute, die alles, was man in Preußen tue, entſtellten und dadurch verurſachten, daß man den Frieden nur dem Namen nach kenne. Der König, der ſich den wohlverdienten Ruf der Rechtſchaffenheit erworben habe, werde ſeinen Verpflichtungen ſicher treu bleiben. Man gebe ſich dafür der Hoffnung hin, daß der Kaiſer ſeinerſeits aus perſönlicher Rückſicht für den König und für ſie ſelbſt zur Beſeitigung aller Mißverſtändniſſe beitragen werde. Sie ſelbſt wünſche vor allem die Rückkehr nach Berlin, als Königin, als Gattin, als Mutter. „Erſtens leidet das Land, an dem ich ſo ſehr hänge, deſſen Glück die Grundlage meines Glückes bildet, ernſtlich unter der Anweſenheit einer Armee; ſeine Hilfsquellen werden vernichtet. Zweitens, meine Söhne ſchreiten im Alter vor, in allem übrigen zurück, und ich fürchte, daß ihre vielen ſchönen und guten Eigenſchaften ſich nicht mehr entwickeln können, wenn ſie nicht rechtzeitig geweckt werden. Du begreifſt, was ich dabei leide, da ich meine Kinder als eine zärtliche Mutter liebe, die an ihr Glück denkt. Dann komme ich zu mir ſelbſt. Das Klima taugt für mich durchaus nicht. Meine Geſundheit iſt geſchwächt und mein gegenwärtiger Zuſtand doppelt peinlich. Die Zeit meiner Entbindung rückt heran. Ich bin an Pflege gewöhnt, die ich nur in Berlin haben kann.“ Dringend bittet ſie deshalb um Räumung des Landes und der Hauptſtadt, um Erleichterungen für die Kontributionszahlung. Alle ihre Hoffnungen ſetzt ſie auf die Gerechtigkeitsliebe des Kaiſers, deſſen Andenken ihr ſchmeichelt. Thereſe ſoll mit ihm ſprechen, mit ihrem Briefe machen, was ſie wolle.

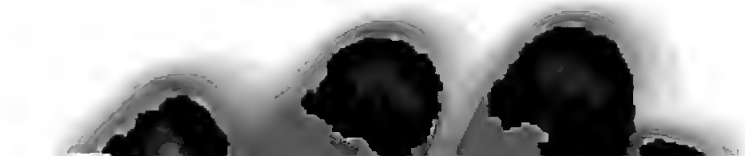
Bis dahin ſpricht Luiſe hauptſächlich von ſich, von ihren Leiden und ihren Wünſchen. Zum Schluß erhebt ſie ſich über ihr eigenes Unglück. „Könnte ich nur noch einmal meine

Digitized by Google

Freunde glücklich und die Tränen der weinenden Familien getrocknet ſehen. Dieſer Anblick wird meinem Herzen wohltun und verſiechende Kräfte in mir wieder beleben. Vous savez que je vivais du bonheur d'autrui — en partie", wie ſie beſcheiden einfügt.

Schon die nächſten Tage aber brachten wieder Nachrichten, von denen jede der Königin eine neue Wunde ſchlug. Man erfuhr aus Berlin, daß die Franzoſen die Beſtände der Königlichen Porzellanmanufaktur verkauften, daß ſeit dem 1. Oktober die Landeseinkünfte wieder für franzöſiſche Rechnung erhoben würden. Dazu kam das Gerücht, König Ferdinand und Königin Karoline von Neapel hätten Sizilien verlaſſen und übers Meer flüchten müſſen. Es traf ſich, daß eben in dieſer Zeit der nach Paris beſtimmte ruſſiſche Botſchafter General Graf Tolſtoi auf der Durchreiſe einige Tage in Memel verweilte. Er war dem Königspaar nicht unbekannt und fand den freundlichſten Empfang, den er durch aufrichtige Teilnahme für die Leiden Preußens erwiderte. Seine Inſtruktion befahl ihm ohnehin nachdrückliche Verwendung zugunſten Preußens in Paris. Königin Luiſe beſprach mit ihm alle die franzöſiſchen Ungerechtigkeiten und Gewalttaten, durch deren eingehende Erörterung ſie ſelbſt von neuem bewegt und erſchüttert wurde.

Die zwiſchen tiefer Niedergeſchlagenheit und leichten Hoffnungsregungen ſchwankende Stimmung der Königin in dieſen Tagen zeigt ein Brief an Frau von Berg vom 12. Oktober. Die Königin ſchreibt: „Alſo den einen Tag hoch oben, den andern ganz darnieder, ſo daß man glaubt, du bleibſt in dieſer Geiſtes-Erniedrigung; und doch den anderen Tag Kraft, es mit der ganzen Welt aufzunehmen — ſo geht es Ihnen, liebe Berg, und ſo geht's mir, ſo geht es mir z. B. heute, eben jetzt, da ich Ihnen ſchreibe. Geſtern war ein horribler Tag! Nachrichten, um ſich die Haare auszuraufen; eine Fortſetzung deren, die ich Ihnen ſchon einmal mittheilte. Dazu kam, daß der Graf Tolſtoy, Ruſſiſcher Ambaſſadeur, grade hier war, ein wahres Glück, da er Augenzeuge der Behandlung war, die wir jetzt drei Monate im Frieden erdulden, er las nehmlich die Rapporte, die einkamen und die Original-acten. Dieſes Hierſein veranlaßte mich aber, in weitläufige Details einzugehen; ob dieſe angenehm ſind, frage ich Sie? Meine Anſicht der Dinge mußte er wiſſen, damit er ſah, daß kein Kleinmut mich beſeelte, ſondern nur das ſo natürliche Gefühl der Gerechtigkeit, die uns durchaus verweigert wird. Es war ein entſetzlicher Tag, denn all' mein Hoffen wurde ſchwächer und mein Sehnen immer ſtärker. Er nimmt die ſtrengſten Befehle ſeines Kayſers, unſeres ſteten Freundes, nach Paris mit, und dieſes iſt unſere letzte Hoffnung. ... Meine Gemütsſtimmung von heute iſt denn wieder hoch oben; und das deshalb, weil Tolſtoy von unſerem Unglück ganz unterrichtet iſt, tief gerührt davon, ſeit geſtern 3 Uhr auf dem Weg nach Paris iſt. Wenn die Sachen nur nicht ſtocken, die Räder nicht ſtilleſtehen,



Digitized by Google

ſo iſt noch immer Hoffnung da, und Hoffnung iſt die Stütze des Lebens, iſt es, was mir heute meinen gebeugten Mut wieder aufrecht emporhilft. Gott kann uns nicht ganz verlaſſen, es iſt nicht möglich. Wahr iſt es, wir haben gräßliche Beiſpiele in den neuen Weltbegebenheiten vor Augen. Der König Ferdinand und die Königin Caroline ſchwimmen auf dem Meere, haben auch Sicilien verlaſſen müſſen, den letzten Zufluchtsort ihrer traurigen Exiſtenz, von zwey Mächten mächtig protegirt und — verlaſſen. Wird oder vielmehr kann das auch nicht unſer Schickſal ſein? Allein Friedrich Wilhelm iſt kein Ferdinand, und ich keine Caroline. Ein Troſt des moraliſchen Menſchen. Ob es aber helfen wird in dieſem bronzenen Seculum? Wo Tugend nicht herrſcht, nicht gilt, wenigſtens nicht im Süden. . . . Ich wünſchte, unſere Agonie wäre nicht lang, will man uns herausjagen, nun ſo thue man es bald."

Es ſchien faſt, als ſolle ſich dieſer Wunſch der Verzweiflung raſch erfüllen, das Ende kommen. Am 29. Oktober, gegen Morgen, traf aus Berlin die Nachricht ein, Napoleons Bevollmächtigter, Daru, verlange von den 112 Millionen Kontributionsſchulden, die er jetzt nach vielen Abzahlungen noch herausrechnete, 12 Millionen in barem Gelde, 50 Millionen in Promeſſen oder Pfandbriefen und zur Sicherheit für deren Einlöſung die Beſetzung preußiſcher Feſtungen, für den Reſt von 50 Millionen aber preußiſche Domänen zwiſchen Elbe und Oder, die mit allen Eigentumsrechten dem Kaiſer zur Verfügung geſtellt werden ſollten. Wenige Tage ſpäter wurde beſtimmter angegeben, daß fünf Feſtungen gefordert würden, in deren jeder 8000 Mann Beſatzungstruppen auf preußiſche Koſten unterhalten werden ſollten.

Dieſe Nachrichten, namentlich die unerhörte Forderung der Domänen, verbreiteten Schrecken und Beſtürzung in Memel. Die einen meinten, Napoleon wolle den König zur Thronentſagung zwingen, die anderen fanden in Napoleons Verhalten, in ſeinen Aeußerungen gegen eine Berliner Deputation wie in dem Betragen ſeiner Generale und Beamten überhaupt den Beweis, daß er das preußiſche Volk ſelbſt zum Abfall von ſeinem Königshauſe drängen wolle. Einig waren alle in der Anſicht, daß nach Abtretung der Domänen der König nicht mehr Souverän in ſeinem Lande ſein würde.

Solche Befürchtungen ergriffen auch die Königin. Sie ſah ſchon den Tag nahe, an dem ſie den hoffnungsloſen Kampf für die Erhaltung der preußiſchen Monarchie erſchöpft aufgeben und jenſeits der ſchwarzweißen Grenzen eine Zufluchtsſtätte ſuchen würde, wo ſie mit den Ihrigen leben könne — ſtill, aber nicht glücklich, denn wo die Tugend unterlag und rohe Gewalt triumphierte, gab es für Königin Luiſe keine Möglichkeit des Glücks. Noch am 29. Oktober rief ſie Stein zu ſich, um in ihrem Schmerze bei ihm Troſt zu ſuchen und

Digitized by Google

„das Urteil eines klugen, gefühlvollen Mannes zu hören“. Gleich nach der Unterredung mit ihm, die ihr wenig Beruhigung gebracht zu haben ſcheint, ſchrieb ſie die nachſtehende Aufzeichnung nieder, in deren ungelenken Sätzen die tiefe Erſchütterung ihres Inneren zittert.

„Preußens Urteil, nämlich unſer Todesurteil iſt geſprochen. Preußen exiſtiert nicht mehr. Der König iſt nichts mehr als Herzog von Preußen, weniger als dieſe ſonſt waren, da ſie Leute hatten, den Boden zu bearbeiten, der jetzt nicht bearbeitet wird, weil Krankheit die Einwohner mordet, und das, was nicht tot iſt, den Franzoſen Frohnarbeit tun muß, die Erde alſo unbeſäet und die Hungersnot gewiß bald alles zerſtören wird. Kaiſer Napoleon nimmt die Domänen des Königs in Beſitz und läßt ſie für ſich durch Perſohnen, die er dazu beſtimmt, adminiſtrieren, dieſe Domänen ſollen die nächſten an dem Königreich Weſtfalen grenzend ſein. Die in Magdeburg diesſeits der Elbe in der Mark und Pommern zwiſchen der Elbe und Oder gelegenen Provinzen ſollen die ſein, die der König abtritt und unter franzöſiſche Adminiſtration gibt.

„Die Grenzen, ſo in Weſtpreußen jetzt reguliert ſind, haben alle Stipulationen übertreten, und der kleine Teil, der davon noch übrig bleibt, ſcheint auch als franzöſiſches Eigentum angeſehen zu werden, da Kaiſer Napoleon ſchon zwei Domänen-Güter, dem König gehörig, darin förmlich verſchenkt hat. Uebrigens ſollen die Feſtungen von Franzoſen beſetzt werden und die Truppen darin anſtatt der Preußiſchen verpflegt werden, welches dann dem König wohlfeiler käme als jetzt. Alſo auch das Militair hört auf zu exiſtieren, da an der Stelle des Preußiſchen Militairs das Franzöſiſche vom Könige ſoll unterhalten werden. Die Fonds vom Lande ſowie die Revenuen ſind und bleiben (nur mit dem Unterſchied, daß es der König ſelbſt jetzt ſanctionieren muß) in Franzöſiſchen Händen bis zur Abtragung der Kontributionen. Daß alsdann, wenn die Zeit um iſt, die Franzoſen, die ſich in dem Magdeburgiſchen, in der Mark, in Pommern zwiſchen der Elbe und Oder recht eingenißtet haben, nicht herausgehen werden, ſondern aus allerhand Vorwänden erſtlich ihren Aufenthalt verlängern werden, iſt begreiflich, ſo wie die Einverleibung Preußens zu dem Königreich Weſtphalen dagegen ſozuſagen gewiß iſt. Luiſe.

„Welche Entſchlüſſe jetzt zu faſſen ſind, iſt uns noch erlaubt; das heißt inſofern man uns nicht als Gefangene anſiehet, denen man gewiſſe Diſtricte anweiſt, in welchen ſie leben müſſen. Wir haben alles verlohren. Leben tun wir noch, und dieſes Leben weniger unangenehm zu machen, kann jetzt unſere einzige Sorge ſein. Ein Clima zu ſuchen, was milder iſt und geſünder als die Sümpfe Preußens, bleibt uns alſo noch übrig. Wir müſſen doch nun bald dieſes Land räumen, welches einer Wüſte täglich ähnlicher wird. Alſo ſetze der König eine Regierung in Preußen nieder und feſt, die das bischen zuſammenhalte. Und

Digitized by Google

wir nebſt unſerer Familie nehmen den Wanderſtab in Händen, und ſuchen einen Winkel, wo es ſich beſſer leben läßt als hier. Glücklich wohl nie mehr, denn in einer Welt, wo es ſo hergehet, wo Tugend eine Lüge und Laſter nur gedeihet, kann man da wohl noch glücklich ſein!" —

Auch Stein war durch die letzten Berichte, wie Luiſe ſchreibt, zum erſtenmal „zu Stein geworden". Aber er erwog kühl die Forderungen Darus in allen Einzelheiten und entwarf Gegenvorſchläge, hauptſächlich, um die Domänen den franzöſiſchen Händen zu entziehen; er fand auch, daß Daru bei der Anzahl der verlangten Feſtungen die Weiſungen Napoleons noch überboten habe. Zugleich aber kam er auf einen Gedanken zurück, den er ſchon bei ſeiner Ankunft in Memel geäußert hatte: er ſchlug vor, den jüngſten Bruder des Königs, Prinz Wilhelm, nach Paris zu ſenden, um der Eitelkeit Napoleons zu ſchmeicheln und durch unmittelbare Verhandlung mit dem Kaiſer zu einem Einvernehmen über die Höhe der Kontributionen und die Räumung des Landes zu gelangen. Die Königin war nicht ſehr einverſtanden mit dieſer Miſſion; ſie hatte kein rechtes Vertrauen zu der Perſönlichkeit des Prinzen. Auch der König ſträubte ſich dagegen, einen Hohenzollernprinzen als Bittſteller an den Hof Napoleons zu ſenden, aber er meinte ſchließlich, wo das Volk ſo viele Opfer bringe, dürfe die Dynaſtie nicht zurückbleiben. So wurde die Sendung beſchloſſen. Auch ein Bündnis ſollte der Prinz anbieten, ſowohl zur Verteidigung wie zum Angriff. Der Kaiſerin Joſephine, der man beſondere Güte und Verſöhnlichkeit zuſchrieb, ſollte er verbindliche Komplimente der Königin ausrichten.

Man begnügte ſich hiermit nicht. Schon hatte die Gräfin Voß, in ihrer lebhaften Teilnahme für die unglückliche Königin, einen Brief an Napoleon entworfen, der auch Steins Zuſtimmung fand, der aber von dem Geſandten in Paris ſpäter zurückgehalten wurde, weil die kriegeriſche Gräfin bei Napoleon zu übel angeſchrieben ſei. Aber auch die Königin ſelbſt entſchloß ſich jetzt, an Napoleon zu ſchreiben. Der Brief wiederholt in knapper und beſtimmterer Faſſung den Inhalt des früheren Schreibens an Thereſe. Die Betonung des guten und dauernden Einvernehmens mit Frankreich, der Hinweis auf die Bedeutung der Freundſchaft und der Hilfsquellen Preußens auch für Frankreich, laſſen die Mitarbeit Steins erkennen. Das Schreiben, vom 4. November, lautet in der Ueberſetzung:

„Sire. Prinz Wilhelm, der dieſem Briefe unmittelbar folgen wird, iſt mit Vorſchlägen für Eure Majeſtät beauftragt, deren glücklicher Ausgang uns vor allem am Herzen liegt. Wünſchenswert unter jedem Geſichtspunkt iſt die Herſtellung eines guten und dauernden Einvernehmens zwiſchen Frankreich und Preußen. Ich hatte meiner Schweſter, der Prinzeſſin von Thurn und Taxis geſchrieben, da ich aber nicht weiß, ob ſie Gelegenheit gehabt hat, Eure Majeſtät von dem Inhalt meines Briefes zu unterhalten oder ihn zu

Digitized by Google

Ihrer Kenntnis zu bringen, ſo wage ich hier nochmals zu wiederholen, was den glühendſten Wunſch meines Herzens ausmacht: Die Räumung des Landes, welches durch die Anweſenheit der Armeen entſetzlich leidet; ſeine Hilfsquellen werden unwiederbringlich vernichtet, wenn das ſo fortgeht; es wird ſich nie erholen können und keine Hoffnung mehr bieten, weder uns noch unſeren Freunden. Da Ew. Majeſtät der unſrige ſein können, ſo berauben Sie ſich ſelbſt einer Hilfsquelle, auf die Sie ſicher rechnen dürfen. Die nahe Rückkehr nach Berlin iſt noch eine natürliche Folge von dem, was ich Euerer Majeſtät dargelegt habe. Sie iſt beſonders wünſchenswert für mich, die mehr als irgend ein anderer körperlich und geiſtig leidet. Als zärtliche Mutter liegt mir die Erziehung meiner Kinder ſehr am Herzen, hier kann nicht dafür geſorgt werden. Meine Geſundheit iſt völlig zerſtört, da ich das feuchte und kalte nordiſche Klima nicht vertragen kann. Ich wage dies als einen der Gründe bei Ew. Majeſtät geltend zu machen, denn ich weiß aus eigener Erfahrung und aus allen Ihren Aeußerungen über mich, daß Sie ſich für meine Perſon intereſſieren. Eure Majeſtät kennen mein Vertrauen zu Ihnen; ich habe Ihnen darüber in Tilſit geſprochen, und ich ſchmeichele mir, daß Sie diesmal der Stimme Ihres Herzens folgen und Preußen, dem König und mir das Glück zurückgeben werden, ein Glück, deſſen Wert wir doppelt ſchätzen werden, wenn wir es aus den Händen Ew. Majeſtät empfangen."

Das Schreiben der Königin iſt wie der Angſtruf einer Unglücklichen, der Räuber die Kehle zudrücken. Dennoch möchte man wünſchen, die Königin hätte den Brief nicht geſchrieben oder Stein die Abſendung verhindert. Ob er ſich Erfolg davon wirklich verſprach? Jedenfalls erloſch bei ihm alle andere Rückſicht in dem glühenden Wunſche, Preußen von dem Druck der franzöſiſchen Armeen zu befreien und den König erſt wieder als Alleinherrn in ſeinem Lande zu ſehen.

Am 6. November trat Prinz Wilhelm die Reiſe nach Frankreich an. Auch der Bruder der Königin, Erbprinz Georg, war kurz vorher nach Paris gereiſt, um Mecklenburg-Strelitz gegen angebliche Mediatiſierungsgelüſte von Mecklenburg-Schwerin zu ſchützen und die Aufnahme des Landes in den Rheinbund zu erwirken. Er traf dort Schweſter Thereſe noch an, die mit ihren Bemühungen für das Haus Thurn und Taxis den beſten Erfolg hatte. Napoleon ſelbſt kündigte ihr eines Tages an, daß die in Holland beſchlagnahmten Beſitzungen des Hauſes Thurn und Taxis freigegeben würden; war es eine Anſpielung auf ſeine Unterhaltung mit Königin Luiſe in Tilſit, wenn er ihr dabei ſagte: „Das iſt eine Blume, die ich Ihnen anbieten kann?"

Die Aufmerkſamkeit der Königin wandte ſich jetzt nach Paris, von wo ſie das Wort erwartete, das ſie aus der Verbannung in Memel, die ihr mit jedem Tage

Digitized by Google

unerträglicher wurde, erlöſen ſollte. Bei Gelegenheit der Sendung des Prinzen Wilhelm, am 5. November, hatte ſie dem Bruder und der Schweſter noch einmal das Elend des Landes und die eigenen Leiden und Entbehrungen geſchildert. „Gott bewahre“, ſchrieb ſie, „alle Menſchen vor ſolch einem Leben; es iſt nicht zu beſchreiben, denn es hat noch nie exiſtiert . . . übrigens muß man die Ankertaue kappen und das Schiff der Flut überlaſſen, ſich auf Gott verlaſſen, wo menſchliche Hilfe fruchtlos wird . . .“ Ihr einziger Troſt dabei war Steins Anweſenheit; auf ihn vertraute ſie, mit ihm beſprach ſie die wichtigen einlaufenden Berichte und Schreiben; er ſeinerſeits, wie auch Gneiſenau, zeigte ſich von ihr „begeiſtert“. „Gottlob, daß Stein hier iſt,“ ſchrieb Luiſe am 10. November der Frau von Berg, „das iſt ein Beweis, daß Gott uns noch nicht ganz verlaſſen hat. Dieſes iſt unſere fürchterliche Lage, in der alles hier darniederliegt. Auch mich verläßt nun bald alle Kraft. Es iſt fürchterlich hart, entſetzlich hart, beſonders weil es unverdient iſt . . . . Meine Zukunft die allertrübſte, denn iſt un mieux zu hoffen, ſo kann man nicht fort von hier als Ende Januar, dann kann ich nicht mehr reiſen . . . Wenn wir nur Berlin behalten, aber manchmal preßt mein ahnungsvolles Herz der Gedanke ſchrecklich, daß in ſeiner Wuth er es uns entreißt und es zu der Hauptſtadt eines anderen Königreichs macht, dann habe ich nur einen Wunſch — auszuwandern, weit, als Privatleute zu leben und zu vergeſſen womöglich. Ach Gott, wo[hin] iſt es mit Preußen gekommen . . . Mit Stein geht es ſehr gut . . . . Savary hat verſichert, daß Rußlands Verwendung nichts thun würde, hat uns aber den guten Rath geben laſſen, die Juwelen und Koſtbarkeiten zu veräußern, was ſagen Sie dazu? So klug waren wir auch ſchon ohne ihn, aber dieſes ſagen zu dürfen“!! . . . .

In dieſer ſchmerzlichen Stimmung fühlte ſich Luiſe noch beſonders empfindlich getroffen durch einen Brief Thereſens aus Paris, der Mitte November in Memel eintraf. Die Schweſter ſchrieb ihr, daß Napoleon alle Schuld an den Schwierigkeiten der Lage auf Preußen ſchiebe, deſſen Zögerungen er nicht begreife. Thereſe fügte eine Menge wohlgemeinter Ratſchläge und Warnungen hinzu: „Du haſt einen ſo trefflichen Geiſt“, ſo ſchloß ſie. „Lieber Engel, alle Deine Entſchlüſſe ſind ſo klug geweſen, faſſe auch den, dieſe Sache zu einem guten Ende zu führen.“ Das Schreiben, das alles Unrecht auf preußiſcher Seite zu finden ſchien, verletzte die Königin tief. Nicht ohne wieder mit Stein Rückſprache zu nehmen, antwortete ſie der Schweſter ſogleich mit einem oſtenſiblen Briefe, an dem auch der König ſelbſt mitarbeitete. Ihre „Indignation“ unterdrückte ſie, aber ſie verſchwieg der Schweſter den Schmerz nicht, Preußen und den König ſo verkannt zu ſehen. Wie könne man, bemerkte ſie, Zahlung einer hohen Kontribution verlangen, wenn man zugleich durch

Digitized by Google

die Okkupation alle Hilfsquellen des Landes vernichte? „Das iſt die reine und ungeſchminkte Wahrheit, das Land iſt arm, der Adel ebenfalls, Du weißt das ſo gut wie ich.“ Man ſcheine in Frankreich zu glauben, daß es noch einen Staatsſchatz gäbe, das ſei ein Irrtum. Der König habe bei ſeiner Thronbeſteigung die Kaſſen leer und nur Schulden vorgefunden. Wieder und wieder ſucht ſie dann des Kaiſers perſönliche Teilnahme für ſich und ihr Unglück rege zu machen. Wie gerne wünſche ſie ihm dankbar zu ſein, wenn er ſie nur aus dem Elend befreie, das ſie zugrunde richte und töte.

In einem Briefe an Frau von Berg hat Luiſe damals geſchrieben: „Das übrige Gott befohlen, denn die Menſchen und ihre Berechnungen über alle Wahrſcheinlichkeiten ſind nichts gegenüber Napoleon, il ne ressemble à rien.“ Man ſieht: Luiſe kommt zuweilen einer richtigeren Auffaſſung Napoleons nahe; aber ſie weiß ſolche Erkenntnis nicht feſtzuhalten und nicht anzuwenden. Bei ihrem von Gefühlsimpulſen beherrſchten Weſen wird ſie immer wieder durch ein paar freundliche Worte in Illuſionen gewiegt und zu dem Verſuche verleitet, in die großen Fragen des Völkerlebens und in die furchtbarſte Kraftentfaltung jener Tage, in die napoleoniſche Weltpolitik, mit Sentimentalitäten einzugreifen. Gewiß trug jetzt neben der Laſt des Unglücks, das ſie erdrückte, das Bewußtſein ihrer Schwäche hierzu bei. Aber jene Neigung ihrer weiblichen Natur war ſchon verſtärkt worden durch die unpolitiſche Atmoſphäre am Hofe König Friedrich Wilhelms III., deren Eigenart auch hierbei auf die Königin nicht günſtig einwirkte.

Soweit Napoleon überhaupt irgend einem Gefühle auf ſeine Politik Einfluß geſtattete, war es Preußen gegenüber — hierin iſt damals die europäiſche Diplomatie ganz einig — ohne Zweifel das Gefühl des Haſſes. Er konnte und wollte ſeine Hand nicht von der Beute laſſen, die ihm in Tilſit entſchlüpft war. Alle die Streitigkeiten über Höhe und Zahlungsfriſten der Kontribution waren nur Mittel zum Zwecke, gehörten, wie ſeine Vertreter ſagten, nicht in die Arithmetik, ſondern in die Politik. Aus Preußen ſchlug ihm eine Flamme des Haſſes entgegen, ſo ſtark und ſo heiß, daß er daran verzweifelte, dieſen Staat in ſein „Föderativſyſtem“ eingliedern zu können. Hatte die Rückſichtnahme auf Rußland ihn gezwungen, ſeinen Vernichtungsplänen zu entſagen, ſo ſollte Preußen wenigſtens noch weiter zerſtückelt werden, um anderen politiſchen Kombinationen Raum zu geben. In Paris erzählte man ſich glaubhaft, dem neuen König von Weſtfalen, Jerome, ſei das preußiſche Land bis zur Oder mit Berlin beſtimmt verſprochen worden. Für eine ſolche Beraubung, wie und in welchem Umfange ſie auch geplant ſein mochte, war der gute Wille Rußlands unentbehrlich. Napoleon kam auf den Gedanken, die Räumung Preußens von der Räumung der durch ruſſiſche Truppen beſetzten Donaufürſtentümer Moldau und Walachei

Digitized by Google

abhängig zu machen, überhaupt das Geſchick Preußens mit der in Tilſit erörterten Teilung der Türkei zu verknüpfen. Von der Begehrlichkeit Rußlands im Oſten, die er zu reizen nicht müde wurde, erhoffte er die Preisgebung Preußens.

Nicht an den flehenden Bitten einer unglücklichen Königin, auch nicht an der rechtzeitigen Zahlung einer größeren oder geringeren Kontribution hing Preußens Schickſal: wie ſo oft ſchon wurde es beherrſcht von dem Verhältnis Rußlands zu Frankreich.

Kaiſer Alexander war in Tilſit vor der Uebermacht Frankreichs zurückgewichen, gegen die jeder Widerſtand ihm zunächſt hoffnungslos erſchien, und hatte mit Napoleon ein Bündnis geſchloſſen, das ihm auf Koſten Schwedens und der Türkei erhebliche Vorteile in Ausſicht ſtellte. Von Preußen erwartete er dieſelbe Ergebung in politiſche Notwendigkeiten, die er ſelbſt äußerlich zur Schau trug; allein innerhalb des Syſtems der franzöſiſchen Allianz hielt er doch die Verbindung mit Preußen feſt, die ſtaatliche Intereſſen wie perſönliche Rückſichten ihm wünſchenswert machten. Wie Friedrich Wilhelm auch nach Friedland und Tilſit ausrief: „Nein, von Alexander laſſe ich nicht“, ſo war in dieſen Tagen der tiefſten Ohnmacht Preußens Alexanders Freundeshand doch die einzige Hilfe, die ſich von fernher dem gebeugten König zur Wiederaufrichtung darbot.

Der ruſſiſche Botſchafter Graf Tolſtoi hatte das Elend Preußens mit eigenen Augen geſehen, zugleich aber auch die beſtimmte Ueberzeugung gewonnen, daß Napoleon über Preußen hinweg ſeine Machtſtellung weiter nach Oſten gegen Rußland ſelbſt vorzuſchieben ſuche. An demſelben Tage, wo Prinz Wilhelm Königsberg verließ, erhielt er ſeine Audienz bei Napoleon. Gleich am nächſten Tage, 7. November, begann er ſich in nachdrücklichſter Weiſe für Preußen zu verwenden. Auch Kaiſer Alexander ſelbſt verkannte nicht, wie die preußiſchen Feſtungen in franzöſiſchen Händen weniger ein Pfand für Kontributionszahlungen als eine mögliche Operationsbaſis gegen Rußland bedeuteten. In ſeinen Unterredungen mit Savary wies er den Verſuch Napoleons, die Räumung der Donaufürſtentümer und Preußens miteinander zu verbinden, weit von ſich. Nicht um die ganze Türkei, rief er aus, wolle er eine weitere Schwächung Preußens zugeben; es ſei für ihn eine Ehrenſache, auf Erfüllung der Verſprechungen zu beſtehen, die Napoleon ihm in Tilſit für Preußen gegeben habe. Dieſe und andere Erklärungen Rußlands waren ſo unzweideutig und ſo nachdrücklich, daß Napoleon ſich zu einer vorläufigen Aenderung ſeiner Politik genötigt ſah. Ohne die Höhe ſeiner Kontributionsforderungen im mindeſten zu ermäßigen, lockerte er doch leiſe den Druck ſeiner Fauſt auf dem unglücklichen Lande: er erklärte ſich mit Ueberlaſſung von drei Feſtungen begnügen zu wollen und traf Anordnungen zur Räumung des Landſtriches zwiſchen Paſſarge und Weichſel. Das finanzielle Ausſaugungsſyſtem blieb,

Digitized by Google

die politiſche und militäriſche Beſchlagnahme ließ nach, um ſo mehr, da Napoleons Aufmerkſamkeit ſich der Unterwerfung Portugals und Spaniens zuwandte, wo er ſicher war, dem Widerſtande Rußlands nicht zu begegnen.

Die Nachrichten über dieſe günſtige Wendung trafen ſeit dem 23. November in Memel ein. Zuerſt kamen aus Petersburg Briefe von Alexander an Friedrich Wilhelm und Luiſe, in denen der Kaiſer ſeine unwandelbare Freundſchaft für das preußiſche Königspaar und ſeine unermüdliche Fürſorge für die preußiſchen Intereſſen beteuerte. Ein prachtvolles Geſchenk, ein Schal, begleitete das Schreiben an die Königin. Von franzöſiſcher Seite aber wurde mitgeteilt, daß die unterbrochene Räumung des Landes nun fortgeſetzt werden würde und daß die Königin dann ihre Wochen in Königsberg halten könne. Man faßte in Memel wieder etwas Mut. Es wurde beſchloſſen, die finanziellen Anſprüche Napoleons nach Möglichkeit zu befriedigen, weitergehenden Anforderungen aber, namentlich der Abtretung der Domänen, unbeugſamen Widerſtand entgegenzuſetzen.

Auch die Königin, die gleich am 23. November eine lange Beſprechung mit Stein hatte, atmete wieder auf. Dem Grafen Tolſtoi in Paris dankte ſie ſelbſt. Uebrigens war ſie weit entfernt, ſich und ihren Bemühungen ein Verdienſt an der eingetretenen Beſſerung zuzuſchreiben. Es deutet vielmehr auf eine realere Auffaſſung der in der Weltpolitik wirkenden Kräfte, wenn ſie jetzt das Hauptmotiv für Napoleons leiſes Zurückweichen in deſſen Wunſche ſah, die franzöſiſchen Truppen anderweit zu gebrauchen. „Das Wort: ‚brauchen‘“, ſchrieb ſie dem Vater, „iſt von vielem Gewicht, denn ehe die Ambition nicht neue Beſchäftigung erſchuf, würden wir ſie nicht los und hätte der König bar zweimal ſoviel bezahlt, als man von ihm fordert.“ Daneben triumphierte ſiegreich ihr frommer Glaube. Das Nachlaſſen des Druckes, ſo geringfügig es war, ſchien ihr wie ein Wunder, das ihr Gottvertrauen erhöhte und ſie für weitere Prüfungen ſtärkte. Denn Anlaß zum Kummer gab es noch genug. Die kleinen Errungenſchaften auf der einen Seite mußten mit Opfern an anderer Stelle bezahlt werden. Auf Andringen Rußlands und Frankreichs verſtand ſich Preußen endlich dazu, jede Verbindung mit England abzubrechen und dem engliſchen Handel die Häfen zu ſperren, ſo daß der Schiffsverkehr aufhörte, der den Aufenthalt in Memel belebt und erträglicher gemacht hatte. Die Vertreter Hannovers und Englands, deren Bevorzugung in Memel den ruſſiſchen Geſchäftsträger Krüdener ſchon eiferſüchtig geſtimmt hatte, verſchwanden vom preußiſchen Hofe. In den Verhandlungen mit Danzig, die am 6. Dezember durch einen Vertrag beendet wurden, mußte Preußen ſich zu weitgehenden Zugeſtändniſſen bequemen, die der Königin wieder tiefen Schmerz verurſachten. Dazu kamen die Einſchränkungen im Hofhalt, die Stein mit unerbittlicher Strenge

Digitized by Google

durchführte; wurde man doch bald auch zum Einſchmelzen des goldenen Services genötigt. Es war nicht die Königin allein, die über Entbehrungen klagte; auch Prinzeſſin Wilhelm ſchrieb damals: „Wir haben kaum zu eſſen.“ Am meiſten litt die Königin nach wie vor unter dem Klima in Preußen. „In Süddeutſchland erzogen,“ ſo ſchrieb ſie dem Bruder, „hatte ich ſchon Mühe, mich in Berlin zu akklimatiſieren, aber was iſt das Klima von Berlin im Vergleich zu Preußen!“

Eine Freude wenigſtens ward jetzt der edlen Dulderin. Nach Abſchluß des Vertrages mit Danzig räumten die Franzoſen tatſächlich das rechte Weichſelufer, auch Braunsberg und Elbing, wo Marſchall Soult bisher geſchaltet hatte; nur bei Marienburg blieben einige Tauſend Mann ſtehen. Nun erſt bewirkten die erneuten Vorſtellungen der Königin und Steins, die Hufeland unterſtützte, daß der König widerſtrebend in die Verlegung der Reſidenz nach Königsberg einwilligte. Am 14. Januar 1808 wurde in Tauerlauken an einer mächtigen Eiche, um die man ſich oft zu fröhlichem Spiel verſammelt hatte, noch ein Abſchiedsfeſt gefeiert. Unter dem Schnee pflückte die Königin einige Grashalme, die ſie zur Erinnerung an das „liebe Tauerlauken“ aufbewahrte; dann fuhren Friedrich Wilhelm und Luiſe nach Königsberg, wo ſie zwei Tage ſpäter eintrafen. Nichts war verabſäumt, der Königin den Aufenthalt im Schloß behaglich zu machen. Man hatte ihre Zimmer mit Gemälden und anderen Erinnerungen aus den Berliner Schlöſſern geſchmückt, ſie fand ein grünſamtenes Ruhebett und eine dazu paſſende Wiege, Geſchenke der Bürger, die ihr beſonders willkommen waren in einem Augenblick, wo, wie ſie ſagte, „von allen Seiten alles geſchieht, um ſie von uns loszureißen.“

Die Königin war glücklich, Memel endlich verlaſſen zu haben, um ſo glücklicher, da ſie Königsberg als eine Etappe auf dem Wege nach Berlin anſah: ſie ahnte nicht, daß der Aufenthalt dort noch faſt zwei Jahre dauern ſollte.

II. In Königsberg. 1808

Bald nachdem man ſich in Königsberg eingerichtet, am 1. Februar 1808, genas die Königin leicht und glücklich einer Prinzeſſin, die am 28. Februar auf die Namen der Mutter Luiſe Auguſte Wilhelmine Amalie getauft wurde. Stein hatte zeitweiſe daran gedacht, Napoleon die Patenſchaft anzutragen. Der König aber beſtimmte zu alleinigen Taufzeugen die Stände von Oſtpreußen, auch die Vertreter des „tiers état“, wie Gräfin Voß ſchreibt. Die Taufe war eine erhebende Feier, „ein herrliches Volksfeſt“ nach Fr. Delbrücks Urteil.

Digitized by Google

und die kleine Luiſe — ſpäter die Gemahlin des Prinzen Friedrich der Niederlande — wurde bald als der Mutter Ebenbild allgemein verehrt.

Die politiſchen Verhandlungen rückten inzwiſchen nicht vorwärts. Prinz Wilhelm war perſönlich in Paris von Napoleon freundlich aufgenommen. Ein Anerbieten des Prinzen aber, als Geiſel für die Erfüllung der preußiſchen Verpflichtungen zu dienen, lehnte der Kaiſer ab und verwies die Verhandlungen über die Kontribution an Daru, ſeinen Berliner Bevollmächtigten. Stein entſchloß ſich deshalb, unmittelbar nach der Tauffeier ſelbſt nach Berlin zu gehen. Er verſtändigte ſich dort mit Daru raſch über einen Vertrag, deſſen Ratifikation Napoleon jedoch erſt verzögerte, dann ſchließlich ablehnte. Der Kaiſer wünſchte nicht ſich gegen Preußen zu binden, um das unglückliche Land immer als Verhandlungsobjekt gegen Rußland benutzen zu können. Alexander aber ließ ſeit ſeinem Briefe vom November 1807 nichts mehr von ſich hören, obſchon ſein Botſchafter in Paris die preußiſchen Bemühungen nach wie vor unterſtützte. Königin Luiſe empfand das Schweigen des Kaiſers um ſo peinlicher, als ſie ſeine Verwendung auch für Mecklenburg-Strelitz angerufen hatte. Sie traute ihm doch nicht recht. „Ich weiß nicht," ſchrieb ſie dem Vater, „ob er lebt oder tot iſt ... Er hat immer guten Willen. Wer aber den Tilſiter Frieden unterſchrieb, kann auch müde werden im Guten." Viel Freude hatte Luiſe dagegen an ihrem Bruder Georg, der bei einer Unterredung mit Napoleon tapfer für die Schweſter und deren Gemahl eintrat.

Seit die Königin jene tiefe Erſchütterung überwunden, die in der Aufzeichnung vom 29. Oktober und in dem Schreiben an Napoleon vom 4. November 1807 ihren Ausdruck gefunden hat, war eine gewiſſe Ruhe über ſie gekommen. „Inmitten alles Kummers", ſchrieb ſie noch von Memel aus der Frau von Berg, „habe ich Tage, mit denen ich zufrieden bin. Die Menſchen freilich haben daran keinen Anteil, ich verſchaffe mir alles ſelbſt, außer der Freundſchaft des Königs, ſeinem Vertrauen, ſeiner Güte und Zärtlichkeit für mich, die wirklich mit jedem Tage zunehmen." Und an demſelben Tage an Bruder Georg: „Der Gedanke, die Laſt, die mich heute niederdrückt, nicht verdient zu haben, gibt mir für das Sittliche übernatürliche Kräfte, und meine Seele genießt inmitten von allem einer Ruhe, die ich faſt die Ruhe des Gerechten nennen möchte, wenn das nicht zuviel gewagt wäre."

Eine Stimmung der Reſignation ſpricht aus ſolchen Worten. Gegenüber den herrſchenden Weltmächten mochte die Königin der eigenen Ohnmacht mehr und mehr inne geworden ſein. Wie eifrig hatte ſie noch vor kurzem in die auswärtige Politik eingegriffen, wie leidenſchaftlich namentlich für die Räumung des Landes gekämpft, die ihr für Preußen wie für ſie ſelbſt eine Lebensfrage bedeutete. In Königsberg ſcheint ſie den Kampf faſt aufzugeben. Sie zieht ſich überhaupt mehr zurück. Selten noch nimmt ſie an den gemeinſamen

Digitized by Google

1

2

3

4

5

6

7

8

9

Die Kaiserlich Russische Familie und Napoleon

1. Kaiserin Elisabeth Alexejewna von Rußland. 2. Kaiser Alexander von Rußland. 3. Kaiserin-Mutter Maria Feodorowna. 4. Kaiser Napoleon I. 5. Großfürstin Helena von Rußland, Erbprinzessin von Mecklenburg-Schwerin. 6. Erbprinz von Mecklenburg-Schwerin. 7. Großfürstin Anna von Rußland. 8. Großfürst Constantin von Rußland. 9. Großfürstin Maria von Rußland, Erbprinzessin von Sachsen-Weimar

Digitized by Google

Mahlzeiten teil, meiſt ſpeiſt ſie mit dem König allein, der in ſeiner ſeeliſchen Niedergeſchlagenheit auch körperlich kränkelte, ſo daß die Königin mit Stein über eine Badereiſe nach Kudowa verhandelte, und ihrer aufheiternden Liebe mehr als je bedurfte. Denn Leid und Sorgen wichen nicht von der Schwelle des Königsſchloſſes; immer ſpürten die Unglücklichen das Schwert des Eroberers am Nacken. In Königsberg war ein franzöſiſcher Konſul eingezogen, der, wie Brinckmann ſchreibt, das Königsberger Kabinett deſpotiſch regierte und gegen deſſen herriſches Auftreten Luiſe Steins Hilfe anrief. Bald war dann wieder von der Abtretung dieſer oder jener Provinz die Rede, bald von dem unvermeidlichen Beitritt zum Rheinbunde, den, wie wir wiſſen, Luiſe beſonders verabſcheute. Drohend und dunkel lag nach wie vor die Zukunft vor ihr — wenn es noch eine Zukunft für ſie gab. Oft hat ſie auch daran verzweifeln wollen. Dann ſuchte ſie wohl Troſt in der Zuſprache des Oberhofpredigers Borowski, der dem Königspaare die alles überwindende Kraft des lebendigen Glaubens predigte, und in der heiligen Schrift, beſonders in den Pſalmen, die ihr leidvolles Herz aus Verzweiflungstiefen zu froheſter Zuverſicht emporhoben. Wie fühlte ſich Borowski im Innerſten ergriffen, wenn Luiſe mit ihrer „melodiſchen Sprache“ die Worte des 126. Pſalms wiederholte — von denen, die mit Tränen ſäen und mit Freuden ernten — „als fließe ein entzückender Geſang aus ihrem reich beſaiteten Herzen“. Ihm gefiel die Königin jetzt faſt noch mehr als früher, mit den „weißen Roſen auf ihren Wangen“ und mit dem „milden Ausdruck einer ſanften Wehmut“ und „ſtillen Sehnſucht“ in den Augen, denen man freilich anſah, daß ſie viel geweint hatten und noch weinten.

Luiſens Stimmung in dieſem Frühjahr 1808 ſpricht am ſchönſten aus einem Schreiben an den Vater, das zugleich ihr ethiſch-politiſches Glaubensbekenntnis enthält. Ihr Gemüt, in ſeiner Reinheit, Ruhe und Tiefe offenbart ſich darin, freilich ohne die Kämpfe, in denen ſie ſich zu dieſer Abgeklärtheit hindurchgerungen hat.

Sie ſchreibt, wahrſcheinlich im April: „Beſter Vater! Mit uns iſt es aus, wenn auch nicht für immer, doch für jetzt. Für mein Leben hoffe ich nichts mehr. Ich habe mich ergeben, und in dieſer Ergebung, in dieſer Fügung des Himmels bin ich jetzt ruhig und in ſolcher Ruhe, wenn auch nicht irdiſch glücklich, doch, was mehr ſagen will, geiſtig glückſelig. Es wird mir immer klarer, daß Alles ſo kommen mußte, wie es gekommen iſt. Die göttliche Vorſehung leitet unverkennbar neue Weltzuſtände ein, und es ſoll eine andere Ordnung der Dinge werden, da die alte ſich überlebt hat und in ſich ſelbſt als abgeſtorben zuſammenſtürzt. Wir ſind eingeſchlafen auf den Lorbeeren Friedrichs des Großen, welcher, der Herr ſeines Jahrhunderts, eine neue Zeit ſchuf. Wir ſind mit derſelben nicht fortgeſchritten, deshalb überflügelt ſie uns. Das ſiehet Niemand klarer ein, als der König.

Noch eben hatte ich mit ihm darüber eine lange Unterredung, und er ſagte in ſich gekehrt wiederholentlich: „Das muß auch bei uns anders werden“ .... Es wäre Läſterung, zu ſagen, Gott ſei mit ihm [Napoleon], aber offenbar iſt er ein Werkzeug in des Allmächtigen Hand, um das Alte, welches kein Leben mehr hat, das aber mit den Außendingen feſt verwachſen iſt, zu begraben.

Gewiß wird es beſſer werden; das verbürgt der Glaube an das vollkommenſte Weſen. Aber es kann nur gut werden in der Welt durch die Guten. Deshalb glaube ich auch nicht, daß der Kaiſer Napoleon Bonaparte feſt und ſicher auf ſeinem, jetzt freilich glänzendem Thron iſt. Feſt und ruhig iſt nur allein Wahrheit und Gerechtigkeit, und er iſt nur politiſch, das heißt klug, und er richtet ſich nicht nach ewigen Geſetzen, ſondern nach Umſtänden, wie ſie nun eben ſind ... Dabei iſt er ohne alle Mäßigung, und wer nicht Maß halten kann, verliert das Gleichgewicht und fällt. Ich glaube feſt an Gott, alſo auch an ſittliche Weltordnung. Dieſe ſehe ich in der Herrſchaft der Gewalt nicht; deshalb bin ich in der Hoffnung, daß auf die jetzige böſe Zeit eine beſſere folgen wird ... Ganz unverkennbar iſt Alles, was geſchehen iſt und was geſchieht, nicht das Letzte und Gute, wie es werden und bleiben ſoll, ſondern nur die Bahnung des Weges zu einem beſſern Ziele hin. Dieſes Ziel ſcheint aber in weiter Entfernung zu liegen, wir werden es wahrſcheinlich nicht erreicht ſehen und darüber hinſterben. Wie Gott will; Alles wie er will. Aber ich finde Troſt, Kraft, Muth und Heiterkeit in dieſer Hoffnung, die tief in meiner Seele liegt. Iſt doch Alles in der Welt nur Uebergang! Wir müſſen durch. Sorgen wir nur dafür, daß wir mit jedem Tag reifer und beſſer werden“ ...

Luiſe gedenkt dann der Beziehungen zu ihrem Gemahl und ihres ungetrübten Eheglückes, echt weiblich dem Gatten den weſentlichſten Anteil an dieſem Glück zuſchreibend, das doch hauptſächlich ihr eigenes Verdienſt war.

„Gern werden Sie, lieber Vater, hören, daß das Unglück, welches uns getroffen, in unſer eheliches und häusliches Leben nicht eingedrungen iſt; vielmehr dasſelbe befeſtigt und uns noch werther gemacht hat. Der König, der beſte Menſch, iſt gütiger und liebevoller, als je. Oft glaube ich in ihm den Liebhaber, den Bräutigam zu ſehen. Mehr in Handlungen, wie er iſt, als in Worten erſehe ich die Aufmerkſamkeit, die er in allen Stücken für mich hat, und noch geſtern ſagte er ſchlicht und einfach, mit ſeinen treuen Augen mich anſehend, zu mir: „Du, liebe Luiſe! biſt mir im Unglück noch werther und lieber geworden. Nun weiß ich aus Erfahrung, was ich an Dir habe. Mag es draußen ſtürmen — wenn es in unſerer Ehe nur gut Wetter iſt und bleibt. Weil ich Dich ſo lieb habe, habe ich unſer jüngſt geborenes Töchterchen Luiſe genannt. Möge es eine Luiſe werden.“ — Bis

Digitized by Google

zu Thränen rührte mich dieſe Güte. Es iſt mein Stolz, meine Freude und mein Glück, die Liebe und Zufriedenheit des beſten Mannes zu beſitzen, und weil ich ihn von Herzen wieder liebe, und wir ſo mit einander Eins ſind, daß der Wille des Einen auch der Wille des Andern iſt, wird es mir leicht, dies glückliche Einverſtändniß, welches mit den Jahren inniger geworden iſt, zu erhalten. Mit einem Worte, er gefällt mir in allen Stücken und ich gefalle ihm, und uns iſt am wohlſten, wenn wir zuſammen ſind . . ."

Nach dem Gatten ſpricht Luiſe von den Kindern, beſonders von dem Kronprinzen und deſſen „vorzüglichen Talenten". „Unſere Kinder ſind unſere Schätze und unſere Augen ruhen voll Zufriedenheit und voll Hoffnung auf ihnen .... Meine Sorgfalt iſt meinen Kindern gewidmet für und für, und ich bitte Gott täglich in meinem ſie einſchließenden Gebete, daß er ſie ſegne und ſeinen guten Geiſt nicht von ihnen nehmen möge .... Erhält Gott ſie uns, ſo erhält er meine beſten Schätze, die Niemand mir entreißen kann. Es mag kommen, was da will, mit und in der Vereinigung mit unſern guten Kindern werden wir glückſelig ſein" . . .

Wie ſchon dies Schreiben ahnen läßt, gab die Ruhe des Gemüts, verbunden mit dem Zurücktreten der auswärtigen Politik, der Königin wieder Tage innerer Sammlung und reicherer Geiſtesarbeit.

Bereits in Memel hatte die Königin viel geleſen: die Corinna der Frau von Stael, beſonders aber hiſtoriſche Werke, wie Schillers Geſchichte des dreißigjährigen Krieges. „Ich leſe fleißig die Geſchichte", ſchrieb ſie in Königsberg, „und lebe in der Vergangenheit, weil die Zukunft nichts mehr für mich iſt." Abends am Teetiſch las ſie ſelbſt zuweilen wieder vor, aus den „Lebensgeiſtern" des Grafen Benzel-Sternau, aus franzöſiſchen Erzählungen; Delbrück bezeugt, wie gut ſie franzöſiſch las. Dazwiſchen, zum nicht geringen Verdruß des Königs, verſchmähte man am Hofe auch die Tagesliteratur nicht, jene Flugſchriften und Pamphlete, die wie ſchmutzige Staubwolken aus den ſtürzenden Ruinen des alten Staatsbaues aufflogen; wir hören, daß Ephraim, Buchholz, Maſſenbach geleſen wurden. Die Königin ſelbſt hat ſich beſonders mit Lombards „Materialien zur Geſchichte der Jahre 1805, 1806 und 1807" beſchäftigt, die in der Königsberger Hofgeſellſchaft viele Leſer und Bewunderer fanden. Die Bemerkungen, die ſie, wie ſie ſagt, auf Wunſch eines anderen dazu niederſchrieb und die erſt kürzlich veröffentlicht wurden, ſind ganz im Sinne der Kritik gehalten, die Hardenberg in ſeinen Denkwürdigkeiten gegen Lombards Schrift richtet. Auch die Königin tadelt die Uebergriffe der Kabinettsräte und im Zuſammenhang damit die preußiſche Neutralitätspolitik. Perſönlichere Färbung haben begreiflicherweiſe ihre Aeußerungen über den König, ſo vorſichtig und zurückhaltend ſie ſind; eine Bemerkung

kehrt darin öfter wieder: die Klage über den unbegründeten Mangel an Selbſtvertrauen bei dem König. Waren die Aufzeichnungen vielleicht gerade für Friedrich Wilhelm ſelbſt beſtimmt?

Das Zurückgehen der Königin auf ſich ſelbſt, die Entfaltung regerer geiſtiger Tätigkeit wurde noch durch zwei Momente gefördert: durch die Anweſenheit der Frau von Berg und durch die geiſtige Atmoſphäre von Königsberg überhaupt.

Frau von Berg war unmittelbar nach der Entbindung der Königin auf deren Wunſch in Königsberg eingetroffen; ſie blieb bis Ende April 1808. Am Hofe verglich man ihre Erſcheinung mit Maria Stuart. Sie verkehrte faſt täglich mit der Königin und las wieder fleißig mit ihr. Den tiefſten Eindruck machte damals auf Luiſe Zacharias Werners kurz vorher erſchienenes dramatiſches Gedicht: Die Söhne des Tals. Sie begeiſterte ſich für den letzten Großmeiſter des Templerordens, den „edlen Molay", und für den ſchottiſchen Ritter, den „ſtarken Robert". Werners Drama mit ſeiner geheimnisvoll nach oben weiſenden Tendenz erſchien ihr wie eine Art Bibel, und ſie legte es „nicht ohne tiefſte Rührung und hohe Entſchlüſſe" aus der Hand. Auch die Politik, wie ſich verſteht, wurde zwiſchen den beiden Frauen erörtert: „Die gute Berg" half der Königin „treu die böſen Nachrichten aus Paris tragen"; und Luiſe weihte die Freundin ein in alle die Seelenſtürme des letzten Jahres, insbeſondere auch in die Hoffnungen und Enttäuſchungen, die ihr aus den Beziehungen zu Kaiſer Alexander erwuchſen. Beide — trotz allem — mochten ſie nicht aufhören an ihn zu glauben, und wenn ſich in der Kirche ihre Stimmen zu dem Liede vom Morgenſtern vereinigten, ſo gedachten ſie des ritterlichen Kaiſers im fernen Oſten, der aus anſcheinender Verdunkelung eines Tages leuchtend aufgehen und auch dem unglücklichen Preußenlande helle Tage bringen würde.

In Königsberg herrſchte damals ein reges geiſtiges Leben, dem die Richtung auf die Regeneration des Staates ein neues und beſonderes Gepräge gab. Es ſind die Tage, wo der Staat in den breiten Maſſen des Volkes breitere Grundlagen ſucht und die Nation zu ſelbſtändiger politiſcher Arbeit, zu Gemeinſinn und hingebender Vaterlandsliebe aufruft; wo die Durchdringung des alten harten Preußentums mit dem Geiſt der neuen deutſchen Bildung beginnt. Politiſch aus Deutſchland ausgeſchieden, wächſt Preußen geiſtig um ſo feſter und inniger in das Deutſchtum hinein. Und anderſeits: was in Deutſchland noch frei iſt und frei fühlt, flüchtet ſich zu dem deutſchen Staate, der das Joch des Rheinbundes nicht trägt. An der Spitze dieſer Männer, getragen und gehoben von der ſittlichen Größe ſeiner Aufgabe, ſteht der Freiherr vom Stein, die wuchtigſte Perſönlichkeit, der kraftvollſte Charakter, vom König mehr gefürchtet als geliebt, von der Königin hochgeſchätzt, aber doch nicht verehrt wie Hardenberg. Mehr nach dem Herzen des Königs war Scharnhorſt, der

Digitized by Google

ſtill und kränklich, wie er war, mit zäher Energie die Waffen für den Befreiungskampf ſchmiedete. Dieſem „Rieſen“ gegenüber bezeichnete Gneiſenau ſich ſelbſt als einen „Pygmäen“, er die ſtolzeſte und gewinnendſte Mannesgeſtalt unter den Reformern. Sie alle wurden oft zur königlichen Tafel gezogen, obgleich höfiſches Leben und Treiben ihnen eigentlich zuwider war. In ihrem Kreiſe ſprach die Königin wohl einmal, wie Gneiſenau berichtet, „mit hinreißendem Enthuſiasmus von einer beſſeren Ordnung der Dinge.“ Scharnhorſt fand, daß ſie in Königsberg unendlich größer und liebenswürdiger wurde, als ſie jemals geweſen. Gneiſenau war tief bewegt von ihrer Teilnahme, als ſie unter Tränen den Dank las, den die Stadt Kolberg ihrem Verteidiger öffentlich ausſprach. Nähere Beziehungen zu ihr hat doch nur Stein gehabt. Von Generalen erſchienen bei Hofe noch der knorrige York, der Nachfolger Rüchels als Kommandant von Königsberg, und Oldwig von Natzmer, der Kapitän der erſten Kompagnie der neugebildeten Garde, der Liebling der Damen. Einige Zeit hindurch war auch Graf Götzen in Königsberg, der in Schleſien in tiefer Heimlichkeit alles für eine nahe Erhebung vorbereitete, und Schill, der volkstümlichſte von allen, um den die Menge ſich drängte.

Zu den Mitarbeitern oder Nachfolgern Steins an dem großen Reformwerke, die vorübergehend oder dauernd in Königsberg ſich aufhielten und gelegentlich zu Hofe geladen wurden, gehörten die Mitglieder der oben erwähnten Immediatkommiſſion, Niebuhr, Altenſtein, Schön, Staegemann, Klewiz, von denen beſonders der letztere dem König gefallen zu haben ſcheint, und Auerswald, Sack und Vincke, die ſpäteren Oberpräſidenten. Im Jahre 1809 traf auch Wilhelm von Humboldt aus Rom in Königsberg ein, der die Sektion für Kultus und Unterricht im Miniſterium des Innern übernahm. Widerſtrebend hatte er ſich dazu entſchloſſen; Königsberg mißfiel ihm anfangs gründlich, bald aber gewöhnte er ſich ein und erfreute ſich an dem Verkehr mit Königin Luiſe und an den Abenden bei Prinzeß Luiſe Radziwill und ihrem kunſtſinnigen Gatten, der dort ſeine Kompoſitionen zum Fauſt zur Aufführung brachte.

Neben dieſen höheren Verwaltungsbeamten bewegte ſich noch ein Kreis von Profeſſoren und Schriftſtellern, zum Teil mit jenen in enger Verbindung durch Perſönlichkeiten, wie Staegemann, der auch als Dichter und Publiziſt tätig war. Die Univerſität hatte zwar Kant und Krauß bereits verloren; einzelne ihrer Lehrer aber wirkten auch jetzt in die Weite, vor allen Süvern, der im Winter von 1807 auf 1808 vielgerühmte Vorleſungen über die deutſche Geſchichte von Karl dem Großen bis auf die Gegenwart hielt. Es war der ſittlich-erzieheriſche Gehalt ſeiner Vorträge, der die Zuhörer feſſelte. Süvern war für Königsberg, was zu gleicher Zeit für Berlin durch die Reden an die deutſche Nation

Fichte wurde, mit dem er ſich vielfach berührte. Wir erwähnen noch Georg Scheffner, der als Kriegs- und Domänenrat 1774 nach einem Zerwürfnis mit Friedrich dem Großen ſeinen Abſchied genommen und nun als Siebzigjähriger in voller geiſtiger Rüſtigkeit in Königsberg lebte, und Max von Schenkendorff, den jugendlichen Referendar, in deſſen Gedichten die allgemeine Verehrung für Königin Luiſe ihren ſchönſten poetiſchen Ausdruck fand.

In dieſen Kreiſen und ihren politiſch-literariſchen Beſtrebungen, im Anſchluß wohl an ältere Logenverbindungen, entſtand damals der „Sittlich-wiſſenſchaftliche Verein", bekannter unter dem Namen „Der Tugendbund", dem hervorragende Beamte, Offiziere und Gelehrte beitraten. Er hat nur in den erſten Monaten nach ſeiner Gründung eine gewiſſe Bedeutung gehabt, als er zu einem geeigneten Werkzeug für die Erhebung zu werden verſprach; dann ſank er ebenſo raſch, wie er emporgekommen war, und verfiel Anfang 1810 faſt unbemerkt der Auflöſung. Wie der Leiter des Vereins, Profeſſor Krug, verſichert, „ſtand die Königin unter den Freunden des Vereins obenan", ſie intereſſierte ſich, erzählt er, „für alles Gute und Schöne, und da ihr der Verein in dieſem Lichte erſchien, ſo beehrte ſie ihn auch mit ihrem hohen Beifall." Näheres freilich iſt darüber bisher nicht bekannt geworden.

Dagegen ſind wir gut unterrichtet über die Beziehungen der Königin zu Süvern und Scheffner. Scheffner hatte ſchon 1807 die Prinzeſſin Solms kennen gelernt und durch ihre Vermittelung auch die Königin bei deren zweitem Aufenthalt in Königsberg, im April und Mai desſelben Jahres. Die friſche Urſprünglichkeit des treuherzigen und freimütigen Greiſes, den Staegemann den „Franklin von der Oſtſee" nennt, ſcheint auf Luiſe beſonders anziehend gewirkt zu haben. Sie ſprachen miteinander über den franzöſiſchen Generalſtab und Prinzenerziehung, über Hofleben und Hofetikette, und Scheffner, begeiſtert von der unverkennbar hohen Begabung der Königin, ſuchte ſie zu ſtärkerer geiſtiger Betätigung anzuregen. Dabei erging es ihm wie anderen. Luiſe begegnete ſeinen Mahnungen mit dem Hinweis auf „die Pflicht einer Ehefrau, ſich ganz dem Geſchmack ihres Mannes zu fügen und ſelbſt Dinge, die ihr vieles und wahres Vergnügen machten, dem aufzuopfern, was ſie ihm zu ſeiner Beruhigung, Erholung und Zeitkürzung für nützlich und nötig halte." Scheffner ließ ſich dadurch nicht abſchrecken. Auch nach Memel hin, in Proſa und in Verſen, mit Ernſt und mit Offenheit, forderte er die Königin auf, „alles zu neuem tätigen Leben" zu beſeelen, „Preußens Wundertäterin" zu werden. Er bekämpfte nachdrücklich die unnötige Verlängerung des Aufenthalts in Memel, überhaupt die gefährliche Vorliebe des Königs für die Bequemlichkeit eines bürgerlich häuslichen Lebens und drängte auf baldige Ueberſiedelung nach Königsberg. Die Königin, die an dieſem Freimut keinen Anſtoß nahm, ließ bald nach der Ankunft in Königsberg Scheffner zu ſich bitten, um den früheren perſönlichen

Digitized by Google

Umgang von neuem aufzunehmen. Wieder bemühte ſich Scheffner, auf ſie einzuwirken, ungefähr in dem Sinne, wie Frau von Berg. Er ſchenkte ihr zum Geburtstage, 10. März 1808, La Bruyères „Charaktere“, die einſt ſchon Prinz Heinrich der Königin empfohlen hatte (ſ. oben S. 113). Er wurde nicht müde, in ſie zu dringen, daß ſie „den ihr von Gott verliehenen Geiſt dahin bringe, den Reichtum ihrer Gaben königlich zu brauchen.“ „Die Preußen“, ſchrieb er ihr, „halten zuverläſſig Ew. Königliche Majeſtät für das einzige Weſen im Staat, welches dem Benehmen im großen und kleinen einen anderen vorteilhaften Schwung und dem den König und die Nation vereinenden Bande Unauflöslichkeit ſchaffen könnte.“

Durch Scheffner wurde die Königin auch mit Süvern bekannt. Im Sommer 1808 erhielt ſie nach und nach die Hefte ſeiner hiſtoriſchen Vorleſungen, die ſie mit größtem Eifer ſtudierte und deren bemerkenswerte Stellen ſie mit Bleiſtiftſtrichen — „Hieroglyphen ihres Herzens“ — bezeichnete. Wir kennen ihre vernachläſſigte Bildung: es ward ihr nicht leicht, ſich durch dieſe Vorträge durchzuarbeiten. Aber ſie beſaß den ſchönen Mut, vor dem ehrwürdigen Scheffner ihre Unkenntnis einzugeſtehen und wie „der Schulknabe den gütigen Lehrer“ um Erläuterungen zu bitten. „Frägt man nicht und ſchämt ſich ſeiner Einfalt gegen jeden, ſo bleibt man immer dumm. Und ich haſſe entſetzlich die Dummheit.“ So fragte ſie nach den Puniſchen Kriegen, nach den Gracchiſchen Unruhen, nach der Bedeutung des Wortes: Hierarchie. Scheffner erwiderte, auf die Namen komme es nicht an, ſondern auf die Erfaſſung des Geiſtes der Perſonen und Handlungen. So verſtand es auch die Königin, wenn ſie ihm ſchrieb: „Ich empfinde recht tief die ſchönen Wahrheiten, auf der ſein (Süverns) ganzes Prinzip ruht; und doppelt fühle ich mich hingeriſſen, die Aufgabe meines Lebens: mich mit klarem Bewußtſein zu innerer Harmonie zu bilden, nicht zu verfehlen, ſondern ihr zu genügen .... Wollten nur die Menſchen die Augen nach innen wenden, vielleicht fänden ſie noch Kraft, das Sklavenjoch abzuſchütteln; aber tun ſie es nicht, ſo ſtehen keine alten Ritter auf, für das Recht, den Glauben und die Liebe zu kämpfen. Mit wahrer Andacht kniete ich in Gedanken an dem Altar der Burgkapelle und betete für beſſere Zeiten zu dem Allmächtigen. Erlebe ich ſie auch nicht mehr, geht es nur meinen Kindern und durch ihnen meinem Volk einmal wohl! Ich weiß, die Zeiten machen ſich nicht ſelbſt, ſondern die Menſchen machen die Zeit, deswegen ſollen meine Kinder gute Menſchen werden, um wohltätig auf ihr Zeitalter zu wirken.“

Man ſieht: die Königin erblickt in ſittlicher Erneuerung und innerer Reife die Vorbedingung für äußere Freiheit, — wie ihr anderſeits die läuternde Wanderung durch Leiden und Schmerzen als der Weg zu ihrem Ideale innerer Harmonie erſchien. Sie

Digitized by Google

ſchenkte damals Scheffner ein Petſchaft, wie ſie es ſelbſt von Frau von Berg erhalten hatte, mit einem traubentragenden Rebſtock und der Umſchrift: „Nicht ohne Tränen“. Menſch und Rebe reifen nicht ohne Tränen.

Ueber Süvern ſchrieb die Königin der Frau von Berg (8. Juli 1808, franzöſiſch): „Ich leſe außerordentlich fleißig in Süvern. Ich bin beim 9. Heft, und Karl der Große ſteht in ſeinem ganzen Glanze, ſeiner Größe und Tapferkeit vor mir. Er, der Schöpfer des deutſchen Zeitalters, iſt für mich faſt ein Gegenſtand der Anbetung, aber weniger als Theoderich, der ſchlicht deutſch war, und deſſen Gradheit, Liebe zur Gerechtigkeit und zum Guten, verbunden mit Tiefe und Edelmut des Herzens und des Charakters mich mehr anziehen, als jener vom Frankentum ſchon etwas verdorbene Charakter. Ich machte neulich die Bekanntſchaft Süverns, was mich etwas in Verlegenheit geſetzt hat; denn er ſagte mir etwas, was ich wenig verdiente, nämlich, mein Urteil wäre für ihn höchſt ſchmeichelhaft. Nun konnte aber doch eine Unwiſſende wie ich ihn nur intereſſieren und ihm ſchmeicheln durch die Majeſtät, die mich umgibt. Tief durchdrungen von dieſer Wahrheit appellierte ich an ſein Herz, denn Gemüt hat er, und erwiderte ihm: mein Urteil könne keinen Wert für ihn haben, aber der Gedanke möge ihm als Entſchädigung dienen, daß er in dieſen ſchrecklichen Zeiten des Unglücks und der Tränen dazu beigetragen habe, jemand glückliche Stunden und Augenblicke zu verſchaffen, der mit ſoviel Dankbarkeit von ihm lerne.“

Mit Scheffner und zugleich mit dem Freiherrn vom Stein hat Luiſe auch diejenige Angelegenheit wiederholt und eingehend erörtert, die ihr neben der Räumung Preußens damals wohl am meiſten am Herzen lag: die Frage der Erziehung des Kronprinzen. Wir müſſen näher darauf eingehen, die Charaktere aller Beteiligten offenbaren ſich dabei in beſonderer Schärfe und Deutlichkeit: der König in ſeiner Unentſchloſſenheit, Stein in ſeinem rückſichtsloſen Vorwärtsdrängen, die Königin in ihrer vermittelnden Stellung zwiſchen beiden.

Unter dem Drucke der furchtbaren Uebermacht, die auf dem Lande und dem Königshauſe laſtete, hatte Luiſe der Hoffnung entſagt, ſelbſt noch einmal das Glück beſſerer Tage genießen zu können. Aber ſie glaubte feſt an eine Zukunft für das kommende Geſchlecht. Für ihre Kinder erhoffte ſie, was das grauſame Schickſal ihr ſelbſt verſagt hatte: ein geiſtig höheres, politiſch freieres Leben. Das eigene Daſein erſchien ihr wie eine Vorſtufe für dieſe Zukunft ihrer Kinder; ſie war bereit, alle die Vorzüge, die die bewundernde Mitwelt an ihr rühmte, allmählich von ſich auf ihre Kinder übergehen zu ſehen. So ſchrieb ſie im Mai 1807 an ihren Gemahl: „Ich überlaſſe meinen Kindern mit Vergnügen die Vorteile, die ich hatte, als ich ſie zur Welt brachte und die ich verliere, während ich das Glück habe, ſie wachſen

Digitized by Google

und gedeihen zu ſehen; das iſt kein wirklicher Verluſt, denn die Belohnung iſt zu ſchön. Und wenn ſie gut werden, wenn ſie ſagen: wir haben das von Papa und Mama gelernt, ſo iſt das alles, was wir an Glück wünſchen können."

Die Kinder wuchſen heran: Prinz Wilhelm, nach dem Urteil der Mutter, „wie ſein Vater, einfach, bieder und verſtändig"; Charlotte, „rein wie Gold, gut und ſanft", „hinter einer ſcheinbar kalten Hülle ein warmes, theilnehmendes Herz", aber zuweilen ſo ausgelaſſen, daß Luiſe, die der Tochter „glänzende Zukunft" ahnte, an ihre eigene Kindheit erinnert wurde; Karl, „gutmüthig, fröhlich, bieder und talentvoll", oft unartig, aber immer liebenswürdig; Alexandrine, „anſchmiegend und kindlich", doch auch „dezidiert", wie eine „kleine Autokratin". Von der kleinen Luiſe wünſchte und hoffte die Mutter, ſie möchte „ihrer Ahnfrau, der liebenswürdigen und frommen Luiſe von Oranien ähnlich werden". Die meiſten Sorgen machte gerade der, an den ſich Luiſens Zukunftshoffnungen mütterlich anklammerten: der Kronprinz.

Kronprinz Friedrich Wilhelm war ohne Zweifel ungewöhnlich begabt. Er beſaß im allgemeinen raſches und ſcharfes Auffaſſungsvermögen, Geiſtesgegenwart und Schlagfertigkeit. Er hatte der Mutter empfänglichen Sinn für alles Große und Schöne, beſonders das regſte Intereſſe für die Geſchichte des Geſchlechtes, dem er entſtammte. Sein Gemüt war weich und zärtlich, leicht hinſchmelzend in Gefühlen und Tränen. Manche Vorzüge einer reizbaren Künſtlernatur ſchienen ihm eigen, aber vielleicht mehr noch von deren Mängeln und Schwächen. Eine lebhafte Einbildungskraft zauberte ihm geſchichtliche Ereigniſſe und Alltagsvorfälle in Bildern vor, die er mit dem Zeichenſtift geſchickt feſtzuhalten verſtand. Aber er war auch unberechenbar in ſeinen Launen, heftig in ſeiner Leidenſchaftlichkeit, herriſch in ſeinem Trotz. „Seine Manieren", urteilt die Königin im Oktober 1807, „ſind noch deteſtabel und erfordern all meine Strenge und Aufmerkſamkeit; denn das Aeußere hat gar zuviel Zuſammenhang mit dem Innern. Wer lieber mit dem Ellenbogen ſtößt als mit der Hand ſanft und höflich (nach Umſtänden) ſchiebt, um etwas hinwegzuräumen oder jemand aufmerkſam zu machen uſw., der hat etwas Aehnliches in ſeinem Gemüt." Die Mutter, die vielleicht gegen ſein äußeres Betragen manchmal zu nachſichtig war, ſuchte vornehmlich ſeinen Sinn für den Ernſt der Zeit und für ſeine Zukunftsaufgaben zu öffnen.

Nach der Rückkehr von Tilſit hatte ſie ihn vorgenommen und ihm geſagt: „Ich will Dir einmal recht umſtändlich erzählen, welches große Opfer ich dem Könige, meinen lieben Kindern und dem Lande gebracht habe; es hat mir viel Kraft gekoſtet, aber Euer Glück iſt mir lieber, es iſt mir alles." Der Kronprinz weinte ſo, daß er ſich gar nicht erholen

konnte, und ſchien ſehr nachdenklich. Auch an ſeinem 12. Geburtstage in Memel fand ſie es nötig, ihn mütterlich liebevoll und doch mit heiligem Ernſt zu ermahnen und den, der einſt herrſchen ſollte, vor allem Gehorſam zu lehren. Sie ſchrieb ihm: . . . . „Unter traurigern Umſtänden haſt Du noch keinen Geburtstag gefeiert. Preußens Größe iſt dahin, Dein Vater recht unglücklich durch das Elend, welches ſein Volk ohne ſeine Schuld leidet, der Staat aufgelöſt und verarmt. Viel, ja unendlich viel wird es wieder koſten, Kräfte, Nachdenken, feſter Wille und Aufopferung jeder Art, um das wieder aufzubauen, was zehn Monate Krieg vernichtet. Muß nicht der ſo natürliche Wunſch in jedes Guten Bruſt erwachen, alle ſeine Kräfte aufzuwiegen, um dem Ganzen zu helfen und zu nützen? Der Kräfte hat, wendet ſie an und nützet ſchon, der ſie erwerben kann, um einmal zu nützen, bilde ſie mit Anſtrengung und Fleiß aus, und dieſes iſt der heilige Entſchluß, den ich von Dir, lieber Fritz, gewiß erwarte. Als zärtlicher Sohn wirſt Du gewiß Deinen Fleiß verdoppeln, um recht gut, recht ausgezeichnet zu werden, um Deinem guten Vater, wenn er etwas von Dir verlangt, mit Tätigkeit und Liebe beizuſtehen und durch Deinen Gehorſam den übrigen mit gutem Beiſpiel vorauszugehen, denn bloß durch ſtrenges Gehorchen kann man Großes hervorbringen; und unterziehen ſich die erſten dieſem ſtrengen Gehorſam, dürfen die anderen nicht klagen, und ſo wirſt Du dem König und Vaterland viel leiſten. Sollte Dir manches dunkel ſein, ſo ſprich mit Delbrück darüber, er wird es Dir aufklären und zeigen, daß reine Liebe zum Könige, zu Dir und zu dem Vaterland mein Herz und Geiſt beſeelen." . . .

Friedrich Delbrück, an den die Königin hier den Sohn verweiſt, zeigte ſich weder als Lehrer noch als Erzieher ſeiner Aufgabe gewachſen. Es fehlte ihm an allgemeiner Bildung, an Umfang und Tiefe des Wiſſens, er blieb immer abhängig von ſeinen Lehrbüchern, ohne ſich zu einem anregenden freien Vortrag erheben zu können. Der Unterricht namentlich in der Geſchichte war recht oft dem Zufall der Tagesereigniſſe unterworfen. Wie bei ſeinen Bücherempfehlungen für die Königin, ſo vergriff er ſich häufig auch in den Schriften, die er mit ſeinen Zöglingen las; auch hier gab er oft weichliche, ungeſunde Koſt. Bedenklicher war, daß dieſelbe Weichheit auch die Erziehung beherrſchte. Das war wenig gefährlich bei dem jüngeren Prinzen Wilhelm, einem folgſamen und ruhigen Knaben, um den man ſich nicht viel kümmerte. Für den Kronprinzen wurde es verderblich. Eigenwillig und widerſpenſtig, von wechſelnden Launen und Einfällen hin- und hergetrieben, bedurfte er eines Zuchtmeiſters, wie es etwa Friedrich Wilhelm I. für ſeinen großen Sohn geweſen war. Delbrück, der immer mehr auf das Gemüt als auf den Willen zu wirken ſuchte, war zufrieden, wenn er nach einer Strafpredigt den Kronprinzen in Tränen der Reue zerfließen ſah.

Digitized by Google

Es begreift ſich, daß durch die Kriegswirren Unterricht und Erziehung noch mehr litten. Anderſeits traten gerade in Memel und Königsberg, wo man ſo eng aneinander ſaß, die Schwächen und Fehler des Kronprinzen offenkundiger hervor. Es ſchien zuweilen, als ob ein böſer Dämon ihn treibe, einen nach dem andern aus ſeiner nächſten Umgebung zu kränken und zu verletzen; er neckte und quälte Geſchwiſter und Couſinen, bis ſich alle von ihm zurückzogen und ſich weigerten, mit ihm zu ſpielen. Die Klagen über ſein Benehmen wurden ſo laut und ſo allgemein, daß ſie auch das Königspaar erreichten. Delbrück ſelbſt ſchob die Schuld, und zum Teil gewiß nicht ganz mit Unrecht, auf das Hofleben, auf das beſtändige Zuſammenſein mit jüngeren Geſchwiſtern und Verwandten, das den heranwachſenden Kronprinzen immer wieder zu kindiſchem Treiben herabzog. Er wünſchte die Entfernung des Kronprinzen vom Hofe. Stein und Scheffner aber hielten die Perſönlichkeit des Erziehers ſelbſt für unzulänglich; es fehle ihm an Welt- und Menſchenkenntnis, um den Kronprinzen zu ſeinem künftigen Berufe heranzubilden. Die Königin trat dieſer Anſicht ohne weiteres bei; in ihren Unterredungen mit Stein wurde im Februar 1808 bereits Ancillon, deſſen Schriften die Königin gern las, als Nachfolger Delbrücks in Ausſicht genommen. Während ſeines Aufenthaltes in Berlin verhandelte Stein ſelbſt mit Ancillon, der ſich zur Uebernahme der Erziehung des Kronprinzen bereit finden ließ. Die Königin, durch Frau von Berg hierüber unterrichtet, ſprach noch im März 1808 mit dem Könige, der, wie ſie an Stein ſchrieb, „nicht nein ſagte", aber nach ſeiner Gewohnheit die Entſcheidung vertagte. Nach der Rückkehr Steins war es der Kronprinz ſelbſt, der die Frage des Erziehungswechſels wieder in Anregung brachte. Bei einem großen militäriſchen Feſtmahl, Anfang Juli 1808, war ſein Betragen ſo unausſtehlich, daß die Notwendigkeit einer Aenderung allgemein empfunden wurde. Wie ſchwer aber fiel es der Königin ſelbſt in dieſer Frage, die doch recht eigentlich zu ihrem Wirkungskreis gehörte, dem Gemahl einen Entſchluß abzuringen! Stein und Scheffner drängten. Mit rückhaltloſem Freimut ſchrieb Scheffner der Königin die mahnenden Worte, „wenn im Mutterherzen nicht Mut genug ſei, beim Vater auf eine Aenderung anzutragen und darauf zu beſtehen, wer werde es dann vermögen?" So entſchloß ſich die Königin zu ſprechen, und der König gab nach. Am 12. Juli eröffnete Stein dem Erzieher, der Kronprinz ſolle einen militäriſchen Gouverneur erhalten; Delbrück möge die Erziehung der jüngeren Prinzen übernehmen. Delbrück ſetzte weitläufig auseinander, daß der Fehler nicht in ſeiner Perſon und in ſeiner Methode liege, ſondern in allerlei Nebenumſtänden. Die Anſtellung eines militäriſchen Gouverneurs erklärte er für verfrüht; er wünſchte die Erziehung des Kronprinzen noch zwei Jahre zu behalten. In denſelben Sinne ſchrieb er auch der Königin.

Digitized by Google

Königin Luiſe ſchätzte Delbrück als einen „Ehrenmann“ und wegen ſeiner beſonderen Gabe, „junge Gemüter rein zu erhalten“. Aber, wie ſie an Frau von Berg ſchrieb, „man kann nicht mehr von ihm verlangen, als er von der Natur erhalten hat.“ „Eine Erziehung,“ ſchreibt ſie ſelbſt ganz im Sinne Steins auf die Eingabe Delbrücks, „die den Kronprinzen nur zu einem rechtſchaffenen, religiöſen, moraliſch guten Menſchen macht, iſt noch nicht genug. Er muß richtige Kenntniſſe des Landes haben, er muß deutliche Begriffe der Politik haben; er muß ferner ſich eine große Anſicht der Dinge zu eigen machen, die ihn fähig macht, große Taten zu unternehmen und zu vollbringen. Dieſes liegt nicht in Delbrück. Um dieſe großen Reſultate herbeizuführen, muß erſtlich der Stamm befeſtigt werden, auf den man dieſe Hoffnung ſtützen darf. Der Kronprinz hat Verſtand, hat Einbildungskraft, hat Wißbegierde, aber dieſe Eigenſchaften werden nach den Anſichten kluger Männer nicht genug benutzt. Es muß daher ein Mann kommen, der den Geiſt des Kronprinzen faßt, ergreift, ſich ſeiner bemächtigt, um ihm dieſe gewünſchte Richtung zu geben!“

Einen ſolchen Mann glaubte die Königin in Ancillon gefunden zu haben, den ja auch Stein empfahl und rühmte. Aber ſie wollte doch vorſichtig verfahren, mit möglichſter Schonung des Kronprinzen, deſſen ſichtlicher Schmerz über den drohenden Erzieherwechſel ihr Mutterherz nicht ungerührt ließ. Durch Frau von Berg ſetzte ſie ſich mit Ancillon in Verbindung, um deſſen Anſicht über die beſte Art der Trennung des Kronprinzen von Delbrück zu hören. Ihr Schreiben darüber ſcheint charakteriſtiſch genug, um nach ſeinem Hauptinhalt hier Platz zu finden; leiſe deutet ſich darin der Gegenſatz an, der ſie von Stein bereits trennte und bald für immer ſcheiden ſollte.

Königin Luiſe ſchrieb am 7. Auguſt an Frau von Berg (franzöſiſch): . . . . „Das zweite, was ich Ihnen zu ſagen habe, betrifft das Glück und die Zukunft meines Sohnes. Ich hätte faſt hinzugefügt: und das Glück der Völker, welche die Vorſehung ihm beſtimmt hat. Ich dachte im Augenblick nicht an das böſe Prinzip, welches herrſcht, welches regiert, und das über alles in der Welt entſcheidet. Aber die Zukunft meines lieben Kindes wird künftig hauptſächlich in den Händen des würdigen Ancillon liegen. Der König hat ſich zu ſeinen Gunſten entſchieden. Dieſer Gedanke hat für mich etwas ſehr Tröſtliches. Ein Mann von ſolchem Charakter, von ſolchem Geiſt und von ſolchen Kenntniſſen, verbunden mit angenehmen Manieren, mit einem Aeußern, welches guten Geſchmack ankündigt, das heißt, welches ankündigt, daß er immer in der beſten Geſellſchaft verkehrt hat, ein ſolcher Mann iſt gemacht, einen jungen Menſchen zu lehren, daß man glücklich ſein kann, unabhängig vom Schickſal. Sagen Sie ihm recht, daß ich großes Vertrauen in ihn ſetze, aber daß ich, um nichts zu verderben, ſeine Gedanken über die Art zu wiſſen wünſche,

Digitized by Google

wie man am beſten meinen Sohn von Delbrück trennen und ihm die Notwendigkeit eines Wechſels begreiflich machen kann. Stein iſt zu ſehr Stein in dieſem Punkte, das bleibt unter uns: er ſagt, ein Kind muß gehorchen und nicht räſonnieren. Die Frauen empfinden feiner, wie man ſagt, und es iſt etwas in mir, was mir unaufhörlich ſagt: das iſt nicht die Art, die für Fritz angebracht iſt, er hat ſchon zuviel Feſtigkeit des Charakters und des Willens, um ſich zufrieden zu geben, wie ein anderes Kind. Er hängt mit großer Zärtlichkeit an Delbrück. Vor allem muß man ſich hüten, einen Kopf und ein Herz zu verbittern, die in allen Punkten ausgezeichnet ſind. Ancillon hat ein gutes Feld zu bearbeiten, das iſt gewiß und ich bin überzeugt, daß er ſeinen Schüler lieben wird. Aber es darf nichts überſtürzt werden, um nichts zu verderben."

Wenige Tage ſpäter trieb Luiſe die Frau von Berg zu größter Eile. „Ich habe Stein verſprochen, daß in 12 Tagen ich Antwort hätte, laſſen Sie mich nicht im Stich ... Stein me tue et me taxe sans cela de femmelette qui est très superficielle. Montrez-lui donc le contraire."

Die Verhandlungen zogen ſich noch bis in den September hin. Da traten Ereigniſſe ein, die die Sorge um die Erziehung des Thronfolgers vor der Sorge um die Exiſtenz des Königs ſelbſt und des Staates in den Hintergrund drängten.

Am 31. Mai war Stein wieder in Königsberg angekommen. Nach Abſchluß der Konvention mit Daru war ihm in Berlin nichts mehr gelungen; Napoleon, ganz mit dem Unternehmen gegen Spanien beſchäftigt, entzog ſich jeder Verhandlung mit Preußen, ließ aber die Ausplünderung des Landes ſyſtematiſch fortſetzen. Oppoſitionelle Stimmen, die nie ganz verſtummt waren, begannen ſich lauter und ſchärfer gegen Stein zu äußern; ſein alter Gegner Beyme regte ſich wieder und natürlich auch Zaſtrow. Die Königin, die davon hörte, war entrüſtet, daß man den Feind nicht nur von außen nun, ſondern auch im Innern zu fürchten habe. Sie warnte Stein ſelbſt, ſowie durch Vermittelung der Frau von Berg, und drängte auf ſeine Rückkehr.

In Königsberg traf Stein eine Stimmung, die im Laufe des Sommers immer geſpannter und unruhiger wurde. Die Nachrichten über öſterreichiſche Rüſtungen, die ſiegreiche Erhebung der Spanier, die im Juli ein franzöſiſches Truppenkorps bei Baylen zur Kapitulation zwangen, der Abfall der von Napoleon nach Dänemark geſandten ſpaniſchen Truppen, die auf engliſchen Schiffen in ihre Heimat zurückgeführt wurden, alle dieſe Ereigniſſe weckten frohe Hoffnungen auf eine nahe Erlöſung auch für Deutſchland und riefen eine kriegeriſche Erregung hervor, die einen Beobachter an die Berliner Stimmungen im September 1806 erinnerte. Auch Scharnhorſt, Gneiſenau und ſchließlich Stein ſelbſt hielten

Digitized by Google

den Augenblick einer entſcheidenden Schickſalswendung für gekommen. Sie traten an die Spitze der Bewegung, die auf eine allgemeine Volkserhebung gegen Napoleon hinarbeitete. Sie waren ſich vollbewußt, daß ſie damit einen Schritt der Verzweiflung wagen wollten, aber gab es denn zwiſchen „Untergang mit Schande" und „Unabhängigkeit mit Ehren" noch einen Mittelweg? Was hatte alle Nachgiebigkeit gegen die franzöſiſchen Forderungen, ſoweit man darin unter Steins Führung gegangen, was hatte alle Selbſterniedrigung genützt? Die Mißhandlung des Landes ging unbarmherzig weiter; das Gefühl der Unſicherheit der ſtaatlichen Exiſtenz lag lähmend über allen: immer wieder hörte man von Abſichten Napoleons auf die Oderlinie, auf Schleſien, und immer lebte man unter der Furcht, eines Tages als Untertan Napoleons oder Jeromes zu erwachen. Auch die Sendung des Prinzen Wilhelm hatte zu keinem Ergebnis geführt. Sobald er einmal zu einer Verſtändigung über Vertragsgrundlagen gelangt war, kamen Napoleons Vertreter mit neuen und härteren Forderungen, die die Verhandlung wieder auf den Ausgangspunkt zurückwarfen. Schon im Juli ließ man deshalb dem Prinzen durch ſeine Gemahlin andeuten, er möge ſich darauf vorbereiten, unter irgend einem Vorwande Paris zu verlaſſen. Wenn er am 12. Auguſt noch angewieſen wurde, den Franzoſen den Abſchluß einer Allianz mit Preußen vorzuſchlagen, ſo fügte man zugleich Bedingungen hinzu, deren Ablehnung man mit Beſtimmtheit erwarten konnte.

Während ſo auf der einen Seite der Bruch mit Napoleon bedächtig vorbereitet wurde, ſuchte Preußen auf der anderen Seite Fühlung mit den Kräften und Mächten, die zum Entſcheidungskampfe gegen Frankreich bereit ſchienen. Es gärte in den patriotiſchen Geheimbünden, deren Netz Deutſchland überſpannte. Mit England wurden durch den früheren Geſandten in London, den Freiherrn von Jacobi-Klöſt, im tiefſten Geheimnis Verbindungen angeknüpft. Vor allem aber ſtrebte man nach einem engeren Einverſtändnis mit dem ſtärkſten Gegner Napoleons auf dem Feſtlande, mit Oeſterreich. Ein deutſcher Bund mit Oeſterreich war Steins heißeſter Wunſch. Am 27. Juli 1808 erörterte er dieſe Frage in einer beſonderen Denkſchrift für den König. An Stelle der alten Abneigung und Eiferſucht zwiſchen den beiden Mächten, ſo führte er aus, müſſe Vertrauen und Eintracht treten; nur ſo könne man hoffen, Deutſchland ſeine Unabhängigkeit wieder zu erringen, nur ſo könne die allgemeine Wohlfahrt neu erblühen.

In dieſem Augenblick und in dieſem Zuſammenhang wird auch Königin Luiſe wieder in das Getriebe der Politik hineingezogen: wie im Jahre zuvor mit Hardenberg, arbeitet ſie im Sommer 1808 mit Stein zuſammen an der Bildung eines Völkerbundes gegen die napoleoniſche Uebermacht.

Digitized by Google

Seit Anfang Juni lebte Luiſe mit ihrem Gemahl vor den Toren Königsbergs, in Hippels Garten „auf den Huben“, in einem Häuschen mit wenigen Zimmern, an das ſich aber ein ſchöner und ausgedehnter Garten anſchloß, wo unter einem großen Zelt gewöhnlich geſpeiſt wurde. Die älteren Kinder kamen täglich heraus und tummelten ſich im Garten, ſpielten Kegel oder übten ſich im Scheibenſchießen. Stein, Scharnhorſt und Gneiſenau waren häufige Gäſte. Die Lebensweiſe war ganz ländlich, ganz einfach. „Ich habe zwei Zimmer,“ ſchreibt Luiſe an Frau von Kleiſt, „der König eins, die Kammerdiener und meine Frauen je eins, und eins kann im Notfall zum Speiſen benutzt werden. Sie werden geſtehen müſſen, daß das gerade keine königliche Wohnung iſt, aber in dieſer abſcheulichen Zeit iſt man glücklich, wenigſtens das noch zu haben; denn unſer Heim wird von ſehr ſeßhaften Leuten bewohnt. Der Garten iſt hübſch, ich halte mich gern darin auf, und dieſe Ruhe in der Nähe der Natur tut mir gut. Den ganzen Morgen bin ich in der Luft, trinke Pyrmonter Brunnen, dann kommt das Frühſtück, ein Spaziergang, etwas Lektüre und dann ein Bad. Die Muſik nimmt dabei viel Zeit, auch, trotz Hufeland, das Briefſchreiben“ ....

„Sie verſtand zu entbehren,“ hat Friedrich Wilhelm einmal von ſeiner Gemahlin geurteilt. Nie hat Luiſe das mehr bewieſen als bei dem Aufenthalt „auf den Huben“, in dem ſchmalen Häuschen, deſſen leichte Fenſter keinen Schutz gegen Stürme boten, ſo daß die Königin zuweilen auf dem Flur ſich betten mußte und ihr Gefolge nur durch die Fenſter in das Haus gelangen konnte. Dennoch fühlte ſie ſich dort ruhig und zufrieden. Im Sommer, fand ſie, ließ ſich alles Ungemach leichter ertragen. Ohnehin war ſie ja längſt gewöhnt, wirkliches Glück und wirkliches Unglück nur aus den Vorgängen des Innenlebens herzuleiten; und im Bewußtſein des Glücks, ihr Ich durch alle Stürme hindurch gerettet zu haben, konnte ſie dem Bruder nach Paris ſchreiben: „In meiner Bruſt iſt Friede“.

Indeſſen erſchütterte der Sturz der ſpaniſchen Bourbonen ſie aufs tiefſte. Wer ſicherte das preußiſche Königshaus gegen ein ähnliches Schickſal? Wenn Napoleon aus Rückſicht auf Rußland heute noch vor dem Hohenzollernthrone halt machte, wer bürgte für morgen? Wohl war die Königin auf alles gefaßt, hatte ſich mit allem Unglück, das noch kommen konnte, im voraus abgefunden. Aber der Gedanke an die Möglichkeit einer vielleicht „nahen Flucht aus Europa“ erfüllte ſie doch mit Schrecken. „Seit Spanien ſeinen rechtmäßigen König verlor,“ ſchreibt ſie dem Vater, „der erſte Freund und treue Alliierte, was kann man da noch hoffen? Wenn Gott nicht Wunder tut, ſo ſind wir alle verloren.“ „Unſer Schickſal iſt ſchrecklich, aber ich fürchte, daß wir noch nicht einmal zur Hälfte des Trauerſpiels ſind und daß die Zukunft oder vielmehr das Ende ohne Zukunft für uns ſein wird.“

Digitized by Google

Zu dem Kummer um die troſtloſe Lage des Landes kam der Stachel häuslicher Sorgen: Die Frage der Erziehung des Kronprinzen und die Schwierigkeit der Wahl eines militäriſchen Gouverneurs für ihn, die Unzufriedenheit des Königs mit ihrem Bruder Karl und dem Prinzen Solms, die ſie beſchwichtigen mußte, endlich — am 6. und 7. Juli — die quälende Erinnerung an die Schmach von Tilſit. „Ich trage, wie Atlas die Welt, eine Laſt von Kummer auf meinen armen Schultern," klagt Luiſe am 8. Juli der treuen Berg. „Vorgeſtern iſt es ein Jahr ſeit der erſten Zuſammenkunft mit Napoleon und geſtern die letzte zwiſchen ihm und mir. Ach, welche Erinnerung, was habe ich gelitten für mich und andere, ich beweinte die Liebe zur Menſchheit, unſer Unglück und das Prinzip, das die Welt lenkt, und ich war nur ein Weib! Phyſiſch ſchwach, aber erhaben über dieſe Elenden und guten Schwächlinge." (Von hier ab deutſch.) „Ach Gott, es iſt viel über mich ergangen. Du hilfſt allein. Ich glaube an keine Zukunft mehr, Gott weiß, wo ich begraben werde, ſchwerlich auf preußiſcher Erde. Oeſterreich ſingt ſein Schwanenlied und dann ade!"

Eben mit Oeſterreich ſollte Luiſe die Bande enger knüpfen, ſollte in Oeſterreich wiſſen laſſen, daß für die deutſche Volkserhebung Bundesgenoſſen im Norden bereitſtänden.

Man mag es wohl bezweifeln, daß Stein die Königin in den ganzen Umfang und die ganze Kühnheit ſeiner Pläne eingeweiht habe. Für die Verbindung mit Oeſterreich aber gewann er ſie um ſo leichter, als ein deutſcher Bund mit Oeſterreich, wie wir uns erinnern, immer ein Lieblingsgedanke Luiſens geweſen iſt. In denſelben Tagen, wo Stein dem König die Notwendigkeit der Verſtändigung mit Oeſterreich ans Herz legte und Graf Götzen zur Förderung dieſer Beziehungen nach Schleſien zurückkehrte, beſtimmte Stein die Königin, ſich der jungen öſterreichiſchen Kaiſerin zu nähern, Maria Ludowika, der dritten Gemahlin des Kaiſers Franz, die mit Graf Stadion für die Seele der öſterreichiſchen Kriegspartei galt. Ihre Vermählung, die ſchon im Januar 1808 ſtattgefunden hatte, gab den Vorwand zu einem nachträglichen Glückwunſchſchreiben, deſſen eigentlichen Inhalt doch Steins Gedanke von der Gemeinſchaft Preußens und Oeſterreichs für die gute Sache und das allgemeine Wohl ausmacht. Luiſe ſchreibt der Kaiſerin (25. Juli 1808, eigenhändig, franzöſiſch):

„Meine Frau Schweſter. Seit langem wünſchte ich Eurer Kaiſerlichen Majeſtät zu ſchreiben, um Ihnen meinen aufrichtigen Anteil an dem Ereignis zu bekunden, das Sie mit dem Kaiſer verbunden hat und das Ihnen glückliche Tage verheißt. Die von ihm getroffene Wahl muß ihn auf den Gipfel des Glücks erheben, und ich wünſche, daß auch auf Ihren Tagen das Glück ruhen möge wie auf allen Unternehmungen, die Seine Kaiſerliche Majeſtät verſuchen wird. Ich weiß, Eure Majeſtät ſind von ſchönem Eifer für die gute Sache beſeelt und ſind überzeugt, daß es wirkliche Wohlfahrt nur in der

Digitized by Google

allgemeinen Wohlfahrt geben kann. Meine Wünſche für die allgemeine Wohlfahrt können nicht verdächtig ſein, denn das perſönliche Glück und eine ſelbſtändige Exiſtenz hängen von dieſem allgemeinen Glücke ab."

Ganz in demſelben Sinne wandte ſich Luiſe auch an die Mutter der Kaiſerin, die Erzherzogin Maria Beatrix, aus dem Hauſe Eſte, die, mit Eltern und Gemahl von den Franzoſen aus Italien vertrieben, in Oeſterreich eine Zuflucht gefunden hatte. Ihr ſchrieb Luiſe am 28. Juli unter Glückwünſchen für die Vermählung ihrer Tochter: „Unſere Seelen begegnen ſich, ohne daß wir uns kennen. Es iſt wohl natürlich, daß ich in dieſem Augenblicke wünſche, Eurer Königlichen Hoheit mitzuteilen, daß das Unglück meine Seele nicht hat erniedrigen können. Ich bitte Gott, den Ehebund zu ſegnen, ſowie alle die großen Unternehmungen, die Seine Majeſtät der Kaiſer in Angriff nimmt. Die allgemeine Wohlfahrt für uns alle, das heißt die Unabhängigkeit muß daraus hervorgehen."

In blutigen Kriegen hatten Preußen und Oeſterreich ſich bis zur Erſchöpfung bekämpft; jahrzehntelang hatten Mißtrauen und Eiferſucht ſie getrennt gehalten, auch als ſie die Waffen nicht mehr gegeneinander führten. Jetzt ſtreckt die Königin von Preußen der Kaiſerin von Oeſterreich, die Frau der Frau die Hand entgegen zu innigſter Gemeinſchaft im Kampfe für Deutſchland, und über dem Bunde, der ſich vorbereitet, waltet der Genius des größten Deutſchen dieſer Tage.

Schwerer wurde es Stein, den König ſelbſt für ſeine Politik zu gewinnen. In einer Beratung, die am 23. Auguſt mit Stein, Scharnhorſt und Gneiſenau gehalten wurde, lehnte der König die auf Vorbereitung einer Volkserhebung gerichteten Anträge ab. Die Gefahren von Frankreich, mit denen man ihn ängſtigte, ſchienen ihm im Augenblick nicht drohend; gerade jetzt hörte man von Rückzugsbewegungen der Franzoſen in den Marken und in Pommern. An Oeſterreich wollte er ſich erſt anſchließen, wenn es Erfolge errungen habe, auf die er innerlich doch kaum rechnete. Zunächſt zog er es vor, ſich an Kaiſer Alexander zu wenden, den er von dem Stande der Verhandlungen Preußens mit Frankreich und von ſeinen Befürchtungen über die Folgen eines öſterreichiſch-franzöſiſchen Krieges in Kenntnis ſetzte, zugleich aber um Aufklärung über die ruſſiſch-franzöſiſchen Beziehungen erſuchte. Des Königs ablehnende Haltung ſchreckte Stein und ſeine Freunde um ſo weniger zurück, als ſie ſchwerlich etwas anderes erwartet haben können. Unbeirrt ſetzten ſie ihre Vorbereitungen fort; ſie mochten hoffen, im Augenblick der Entſcheidung den König doch noch mit fortzureißen; aber der eine oder der andere hat wohl auch daran gedacht, wenn er ſich verſage, ſchließlich ſelbſt ohne ihn zur Tat zu ſchreiten. In dieſem Falle, ſcheint es, ſollte des Königs Bruder, Prinz Wilhelm, die preußiſchen Heere zum Kampfe führen. Er hatte ſich durch

das Einſetzen ſeiner Perſon am Tage von Auerſtedt, dann 1807 in den letzten Monaten des Krieges bei den Rüſtungen ausgezeichnet und eine raſche Volkstümlichkeit erworben. Scharnhorſt ſchreibt über ihn: „Er wird als ein guter Soldat und ein liebenswürdiger Prinz von uns abgöttiſch verehrt"; der Engländer Wilſon nennt ihn „die Hoffnung des Königreichs". Auf ihn richteten ſich jetzt die Hoffnungen der Patrioten. Stein insbeſondere, der ihm für den Aufenthalt in Paris von vornherein auch die Beobachtung der militäriſchen Einrichtungen Frankreichs dringend empfohlen hatte, verlangte ſeine Rückkehr. Ein Anlaß war bald gefunden. Als bei den Verhandlungen in Paris von franzöſiſcher Seite abermals neue Forderungen erhoben wurden, ſchlug Stein in einer Denkſchrift vom 14. September 1808 die Abberufung des Prinzen vor. An demſelben Tage aber ließ er die Prinzeſſin Wilhelm ihrem Gemahl nach Paris einen geheimen Brief ſchreiben, aus dem erſt der rechte Sinn der Abberufung klar wird. Es iſt ein Ruf an den Prinzen, zurückzukehren und ſich an die Spitze des Befreiungskampfes zu ſtellen.

Die Prinzeſſin ſchreibt am 14. September: „Die Stimmung der Menſchen iſt ſo ganz anders, als die war, als Du uns verließeſt, und wir ſehen großen Ereigniſſen entgegen; mache nur, daß Du kommſt, ich verſpreche Dir im voraus alle Edlen zu Deinem Anhang. Die Menſchen haben ſich, ſonderbar genug, in Deiner Abweſenheit an mich gerichtet, und dadurch bin ich von allem genau unterrichtet worden .... Der Partheygeiſt iſt eingeriſſen und man hofft ſtark auf Dich zur Stütze der wahren und ſchönen Parthey — man hofft als Anführer im Felde auf Dich, kurz, man erwartet Dich wie den Meſſias." Sie erinnert den Prinzen an die Worte Max Piccolominis:

„Wohl dem Ganzen, findet
„Sich einmal Einer, der ein Mittelpunkt
„Für viele Tauſend wird, ein Halt; — ſich hinſtellt
„Wie eine feſte Säul', an die man ſich
„Mit Luſt mag ſchließen und mit Zuverſicht."

Und endlich ruft ſie ihm zu: „Wir brauchen keinen Tractat, wir brauchen nur Dich, drum komme zurück, mein theurer Willhelm."

Noch ehe dieſer Brief Königsberg verließ, war in Paris bereits die vorläufige Entſcheidung über Preußens Schickſal gefallen.

Nach längeren Verhandlungen hatten Alexander und Napoleon ſich über eine neue Zuſammenkunft verſtändigt, die gegen Ende September 1808 in Erfurt ſtattfinden ſollte. Am 6. September kam die erſte Nachricht hierüber nach Königsberg. Zwei Tage ſpäter erhielten König Friedrich Wilhelm und Luiſe Briefe von Alexander, in denen er unter

Digitized by Google

Verſicherungen herzlicher Freundſchaft ſeine bevorſtehende Durchreiſe durch Königsberg nach Erfurt ankündigte.

Die nahe Ausſicht auf große politiſche Entſcheidungen und auf das unerwartete Wiederſehen mit Alexander erregte einen Sturm widerſtreitender Gefühle in Luiſens Bruſt. Schwärmerei für das einſt verehrte Ideal, dem immer noch ein Platz in ihrem Herzen gehörte, und bitterer Groll über Vernachläſſigung und Enttäuſchung, Befürchtungen über eine Wiederholung der Schmach von Tilſit in Erfurt und ſchmeichelnde Hoffnungen, die ſein „göttlicher Brief" wieder bei ihr hervorrief, alles das verwirrte ſich in ihr zu einem „Chaos", das ihr den Schlaf raubte, ſie im Fieber hin- und herwarf und unter dem ſie faſt zuſammenbrach. Der Verſtand ſagte ihr, was ſie gleich am 8. September dem Grafen Goltz ſchrieb und einige Tage ſpäter dem Vater wiederholte: „Es iſt nichts zu hoffen, es wird die zweite Auflage von Tilſit werden." In ihrem Herzen aber flüſterte es: „Wenn ich ihn retten könnte, wenn ich ſein guter Engel, ſein Schutzgeiſt werden, ihn vor der Umgarnung durch den Böſen bewahren, ſeine Tugend, ſein beſſeres Selbſt wieder erwecken könnte, für ihn, für uns, für Europa, für die Menſchheit."

Wie bei Luiſe natürlich: das Herz ſiegte.

Gleich nach Empfang von Alexanders Brief entwarf Luiſe ein Schreiben an ihn, von dem wir freilich nicht wiſſen, ob es je in ſeine Hände gelangt iſt, ein Schreiben, ganz perſönlich in der Betonung eines gewiſſen Unrechtes der Briefſchreiberin an die ſittliche Höhe wie an den Ruhm des Briefempfängers, und zugleich ganz politiſch in der Erörterung der Frage, die für die nächſte Zeit mehr und mehr in den Vordergrund tritt: der Stellung Rußlands zu dem drohenden Bruch Oeſterreichs mit Frankreich. Für Luiſe ſelbſt war das mehr eine ſittliche Frage als eine politiſche. Noch immer war ſie erfüllt von den Impulſen einer ethiſchen Gefühlspolitik, denen ſie auch Alexander zugänglich glaubte. Eine Parteinahme Rußlands für Frankreich gegen Oeſterreich erſchien ihr nicht bloß herabwürdigend für ſeinen Ruhm, ſondern ſchlechthin unſittlich. So bittet ſie den Kaiſer, nur auf die Stimme ſeines Herzens zu hören, nur den Eingebungen der Tugend zu folgen und den Lockungen Napoleons zu widerſtehen, den er doch verabſcheue, wie ſie ſelbſt ihn verabſcheue. Vor allem möge er ſich nicht gegen Oeſterreich gebrauchen laſſen. „Ich beſchwöre Sie, lieber Vetter, mit aller Zärtlichkeit, deren meine Freundſchaft fähig iſt, ſeien Sie auf Ihrer Hut gegen dieſen gewandten Lügner und hören Sie auf meine Stimme, die nur für Sie ſpricht, für Ihren Ruhm, den ich liebe wie den meinigen, laſſen Sie ſich nicht zu Unternehmungen gegen Oeſterreich hinreißen". . . „Ach, lieber Vetter, warum kann mein Geiſt Sie nicht unſichtbar begleiten, um Ihr ſchützender Genius zu ſein?

Hören Sie auf meine Stimme, die Stimme einer Freundin, wie Sie keine zweite auf der Welt haben." . . .

Keine zweite? Es gab in Petersburg eine edle Frau von gleich hochherziger Geſinnung, mit der Luiſe ſich bald in Gefühlen innigſter Freundſchaft zuſammenfinden ſollte. Die Kaiſerin-Mutter Maria Feodorowna hat in eben dieſen Tagen ihren kaiſerlichen Sohn in eindringlichen und rührenden Worten vor der Reiſe nach Erfurt gewarnt. Wie ſchön iſt doch in dieſem Augenblick, da in den Tiefen des Volksgeiſtes in Oeſterreich und Preußen der Kampf um die deutſche Freiheit ſich vorbereitet, die Haltung der drei Frauen: der Kaiſerin-Mutter von Rußland, der Kaiſerin von Oeſterreich, der Königin von Preußen; wie bedeutſam die Stellung Luiſens zwiſchen den beiden Kaiſerinnen: mit der einen die Fäden zu dem Netze knüpfend, das dem Unterdrücker über den Kopf geworfen werden ſoll, mit der anderen den ruſſiſchen Kaiſer von dem Bunde gegen die Freiheitskämpfer zurückhaltend. Wie groß iſt dabei die patriotiſche Selbſtloſigkeit der Königin: kein Wort in ihrem Briefe nach Rußland von Preußen und deſſen Nöten; für Oeſterreich allein bittet ſie zu Kaiſer Alexander.

Das Schreiben an Alexander gab der Königin die Ruhe nicht wieder. Ihr Kopf und ihr Herz, die ſie in ſtrenger Lebensſchule zur Eintracht doch erzogen hatte, verharrten im Zwieſpalt. Wo war der Seelenfriede, die glückliche Harmonie ihres Weſens? In ernſter Selbſtprüfung befragte ſie ihr Inneres, aber ihr Sinn, ſonſt ſo rein und klar, verſtand ſich ſelbſt nicht mehr. Sie fühlte nur ihre Ohnmacht, der Widerſprüche in ſich Herr zu werden. Wie konnte ſie immer noch an Ihn glauben, auf Ihn hoffen, Ihn verehren, der ihrem Ideale ſo wenig entſprochen, ihre Erwartungen ſo ſchmählich enttäuſcht hatte und immer von neuem enttäuſchte. Vollkommen war ſie ſich bewußt, daß ihr Herz, ihr Gemüt, ihr Idealismus, die feinſten Ausſtrahlungen ihres weiblichen Weſens, das Perſönlichſte ihrer Perſönlichkeit dem Kaiſer fremd und fern bleibe, daß — um das Wort zu wiederholen, das ſie ſelbſt einmal gebraucht hat, — daß ihre „Seelenliebe" bei ſeiner ſinnlich oberflächlichen Natur kein Verſtändnis finde. Uralt ewige Gegenſätze und Annäherungen zweier Raſſen: es iſt das Deutſche in Luiſe, das ſich von dem Slawiſchen in Alexander zugleich angezogen und abgeſtoßen fühlt.

Luiſens Unruhe wuchs, je näher der Tag der Ankunft Alexanders heranrückte. Sie wußte, wie ſtreng man in Königsberg, in ganz Preußen Alexanders Verhalten beurteilte, wie tief der einſt ſo Hochgeſtellte in der öffentlichen Meinung geſunken war. Sie ſah ſchon alle Blicke auf ihn gerichtet und las ſchon in jedem Blick — „denn es ſind lauter Preußen, das heißt: lauter Unglückliche" — ein Verdammungsurteil über den Kaiſer, das ihr in die Seele ſchnitt. Sie ſelbſt ließ ſich den letzten Funken hoffenden Glaubens nicht nehmen.

Digitized by Google

Könnte ſie ihn nur allein ſprechen, um wenigſtens einen Verſuch zu machen, ihn zu rühren! Denn trotz alledem: wenn der Staat Preußen in ſeiner Schwäche verſagte und die Stimme der politiſchen Intereſſen nirgends Gehör fand, ſo mußte als äußerſtes Machtmittel doch wieder der Zauber der Perſönlichkeit angerufen werden, ſo mußte Luiſe zu Alexander ſprechen. Stein ſelbſt, wie Hardenberg vor Tilſit, ſollte ihr eine Anleitung dazu geben; man beruhigte ſich in dem Gedanken, daß eine Frau manches ſagen könne, was für einen Mann unpaſſend wäre. Luiſe war bereit; aber nach allen Enttäuſchungen wollte keine rechte Zuverſicht in ihr aufkommen. „Ich werde verſuchen, was ich Gutes tun kann, aber wenn ich keinen Erfolg habe, wenn das Böſe zu tief eingewurzelt iſt, dann werde ich troſtlos ſein, weil unſer Unglück unwiderruflich und Preußen auf ewig geknechtet iſt.“ Sie war unglücklicher faſt als vor Tilſit, und von ihren Lippen ringt ſich der Verzweiflungsſchrei: „Ich könnte mich mit meinen Händen zerreißen, wie mein Inneres zerriſſen iſt durch Kummer und Sorge.“

Inzwiſchen begann die Durchreiſe der Ruſſen durch Königsberg nach Erfurt. Gleich auf Alexanders Brief folgte am 9. September ſein Miniſter des Auswärtigen, Rumiantzow, der ſich zum Kummer der Königin als Franzoſenfreund „bis auf die Knochen“ offenbarte. Am 16. abends kam der „wilde Stürmer“, wie Fr. Delbrück ihn nennt, Großfürſt Konſtantin, deſſen Nachäffen Napoleons unangenehm auffiel und den man durch ein ſehr ſtill verlaufenes Feſtmahl ehrte. Am 18. September reiſte er weiter. An demſelben Tage gegen Abend erſchien Kaiſer Alexander ſelbſt, vom König vor den Toren Königsbergs begrüßt, von der Königin im Schloß „mit herzlicher Freundſchaft“ empfangen. Man fand den Kaiſer verlegen, den König in der Haltung würdevoller, in ſeinem Aeußeren ſchöner, die Königin ernſt und bewegt. Am nächſten Tage wurden politiſche Beratungen gepflogen, an denen auch Stein und Graf Goltz teilnahmen. Einen Bund mit Preußen und Oeſterreich gegen Napoleon lehnte Alexander ab. „Was ſollen wir machen?“ ſagte er zu Stein; „er rennt uns alle über“. Aber er gab das feſte Verſprechen, in Erfurt für Preußen nach beſten Kräften wirken, die Räumung des Landes und erträgliche Bedingungen für die Kontributionszahlung fordern zu wollen. Aehnliche Zuſicherungen machte er auch der Königin, die Gelegenheit hatte, ihn ohne Zeugen zu ſprechen. Am 20. September, gegen Abend, von dem Königspaar eine Strecke Weges in offenem Wagen begleitet, reiſte der Kaiſer wieder ab.

Wenige Stunden ſpäter, in der Nacht vom 20. zum 21. September, weckte man den König. Ein Kurier war angekommen mit Nachrichten aus Paris von ſchwerſter und ernſteſter Bedeutung. Napoleon, ſo berichtete Prinz Wilhelm, habe einen Brief Steins an den Fürſten Wittgenſtein abgefangen, in dem der Miniſter von dem Eindruck der Ereigniſſe

Digitized by Google

in Spanien ſpreche, von der wachſenden Erbitterung in Deutſchland, von Verbindungen in Heſſen und Weſtfalen. Unter dem Zwange der feindſeligen Drohungen, mit denen Napoleons Vertreter die Vorlegung dieſes Briefes begleitete, überzeugt, daß er nur zwiſchen Nachgeben oder Krieg zu wählen habe, hatte der Prinz ſich am 8. September zur Unterzeichnung eines Vertrages drängen laſſen, der zwar die Räumung des Landes in Ausſicht ſtellte, zugleich aber die Höhe der preußiſchen Kriegsſchulden auf 140 Millionen und ungünſtige Zahlungsbedingungen feſtſetzte. Für einen Krieg mit Oeſterreich mußte Preußen ein Hilfskorps verſprechen. Ueberdies ſollten die drei Oderfeſtungen Stettin, Küſtrin und Glogau von franzöſiſchen Truppen beſetzt und die Stärke des preußiſchen Heeres in den nächſten zehn Jahren auf 42000 Mann beſchränkt bleiben. „Ja, Marianne," ſchrieb der Prinz am 9. September ſeiner Gemahlin, „mit blutendem Herzen iſt geſtern der Tractat unterſchrieben worden, welcher uns auf das ſchrecklichſte alle Muskeln der Kraft zerriſſen hat — urteile aber nicht, bis Du mich wiedergeſehen haſt. — Der aufgefangene Brief wird Dich entſetzen — es iſt mir unbegreiflich — So ein Mann und ſo ein Unglück. Es blieb keine Wahl, die Gefahr war auf's Äußerſte geſtiegen. Genug davon. Du wirſt mich begreifen — die anderen zum Teil — der König vielleicht — Gott gewiß."

Am Königsberger Hofe wirkten dieſe Berichte wie die Nachricht von einer verlorenen Schlacht. Der Miniſter des Auswärtigen Graf Goltz brach ſogleich nach Erfurt auf. Der König ſchrieb an Alexander: „Wenn Eurer Majeſtät hochherzige Fürſorge uns nicht aufrechthält, ſo iſt es aus mit Preußen!" Die Königin vergoß Tränen, die ſie vor ihrer Umgebung vergebens zu verbergen ſuchte. Stein ſelbſt blieb ruhig und kaltblütig; man erzählte ſich, er habe dem König geraten, ihn nach Pillau bringen zu laſſen. Er bat ſogleich um ſeine Entlaſſung, die der König jedoch verweigerte, wie er auch die Ratifikation des Pariſer Vertrages zunächſt hinausſchob. Napoleon ſelbſt, nachdem er ſeinen Zweck erreicht, ſchien einer milderen Auffaſſung Raum zu geben. Er hatte in den Vertrag vom 8. September eine Beſtimmung aufnehmen laſſen, nach der Preußen keine Untertanen aus ſeinen abgetretenen Provinzen im Dienſt behalten dürfe; er meinte damit Stein beſeitigt zu haben. Nun äußerte er ſich in der Abſchiedsaudienz gegen Prinz Wilhelm ſehr verſöhnlich und entgegenkommend, betonte ſeine Achtung und ſein Vertrauen zu dem König, verlangte aber rückhaltloſen Anſchluß an Frankreich, wofür er Erleichterungen in der Kontributionszahlung und ſelbſt beſchleunigte Räumung der Feſtungen in Ausſicht ſtellte. Auch der Königin gedachte er, und ſprach die Hoffnung aus, daß ſie ihren Einfluß und ihre Kenntnis zur Erhaltung der Eintracht zwiſchen Preußen und Frankreich anwenden möge. Er ſchrieb ſelbſt höfliche Briefe an den König und an die Königin, der er ſeine Freude ausdrückte,

Digitized by Google

daß der Erfüllung ihres Wunſches, nach Berlin zurückzukehren, nun kein Hindernis mehr im Wege ſtehe.

Der Bericht des Prinzen über Napoleons Aeußerungen und die Briefe des Kaiſers machten in Königsberg einen günſtigen Eindruck. Auf Anraten von Jacobi-Klöſt und Stein beantwortete der König das Schreiben Napoleons ſogleich perſönlich mit der dringenden Bitte um Herabſetzung der Zahlungsbedingungen. Zugleich entſchloß er ſich, den September-Vertrag, wie er war, obgleich die Feſtſetzungen über die Kontribution unausführbar ſchienen, zu ratifizieren (29. September). Man hoffte damit wenigſtens der fremden Truppen endlich ledig zu werden, deren Aufenthalt im Lande, wie ſich mehr und mehr herausſtellte, die ſchwerſten ſittlichen und wirtſchaftlichen Schäden verurſachte. Stein ſelbſt erſchien in heiterer Stimmung; man meinte, daß der Zwiſchenfall mit ſeinem Briefe keine weiteren Folgen haben werde. Ungeduldig erwartete man Nachrichten über die Zuſammenkunft in Erfurt, von deren Ergebniſſen das fernere Schickſal Preußens und Steins ſelbſt abhängen mußte.

Auch Königin Luiſens ganze Aufmerkſamkeit blieb in ängſtlicher Spannung auf Erfurt gerichtet. Das Zuſammentreffen mit Kaiſer Alexander war ruhiger verlaufen, als ſie vorher befürchtet hatte; mit Genugtuung bemerkte ſie die gute Wirkung, die ſein freundſchaftliches Verhalten doch wieder hervorgebracht zu haben ſchien. Sie benachrichtigte ihn dann ſelbſt von der Ratifikation des September-Vertrages mit der inſtändigſten Bitte, für die Milderung der grauſamen und unerfüllbaren Bedingungen bei Napoleon einzutreten. Leiſe erinnert ſie ihn dabei an ſein eigenes Intereſſe, das namentlich durch die Okkupation der preußiſchen Feſtungen berührt werde. Seine Verſprechungen hatten ihr Hoffnung und Vertrauen wiedergegeben, ohne jedoch alle Beunruhigung von ihr zu nehmen. Das Gleichgewicht zwiſchen Kopf und Herz war und blieb geſtört. Die Königin wollte ihr Gefühl ausſchalten, wollte ſich zwingen, in der augenblicklichen Verwicklung nur eine politiſche Angelegenheit zu ſehen, nur „die großen Intereſſen der Nationen" ins Auge zu faſſen. Einen Tag glaubte ſie wohl einmal über ſich ſelbſt geſiegt zu haben und freute ſich der ſchwer errungenen „Harmonie". Aber dann ſprach ihr Herz wieder lauter und ſie geſtand ſich ehrlich, daß doch nicht bloß politiſches Intereſſe dieſe Spannung und Erregung ihres Inneren hervorrufe. Sie wäre glücklich geweſen über die Befreiung Preußens, oder wenigſtens über die Erleichterung ſeiner Laſten, doppelt glücklich, wenn ſie das Ihm, gerade Ihm verdankt hätte; und noch einmal glücklich, wenn er aus tiefer innerer Teilnahme für ſie, gerade für ſie geholfen hätte. Wenn er nur nicht wieder ſchwach wurde, ſich nicht verführen ließ! Mit eiferſüchtiger Sorge hörte ſie von den Vergnügungen, die Napoleon für die Unterhaltung ſeines erlauchten Gaſtes in Erfurt vorbereitete. Könnte ſie ihn doch immer umſchweben, um ihn vor frivolen

Digitized by Google

Zerſtreuungen zu behüten, und ihn auf der Bahn der Tugend, bei ſeiner großen Aufgabe feſtzuhalten! Zur Kirche ging ſie und betete für den Erfolg ſeiner Unternehmungen in Erfurt: „Alle guten Geiſter ſteht ihm bei, geleitet ihn".

In banger Erwartung verrann der Königin Tag um Tag. Endlich, als man alle Hoffnung ſchon faſt aufgegeben, kam am 18. Oktober mit Berichten von Goltz und Briefen des Erbprinzen Georg, der von Paris nach Thüringen gereiſt war, ein Schreiben Kaiſer Alexanders aus Weimar vom 14. Oktober, worin er meldete, daß auf ſeine Verwendung die Kontribution um 20 Millionen herabgeſetzt und die Zahlungsfriſt verlängert ſei. Die Räumung der noch beſetzten Landſtriche werde inzwiſchen vor ſich gehen. Daß er dafür auf einen Artikel des Tilſiter Friedens verzichtet hatte, der Preußen für den Fall der Einverleibung Hannovers in das Königreich Weſtfalen eine Entſchädigung auf dem linken Elbufer zuſicherte, überging er mit Stillſchweigen.

Nur zwei Tage ſpäter traf der Kaiſer ſelbſt ein. Er trat auf mit unverkennbarem Selbſtbewußtſein, mit Siegermienen; ſprach von den vertraulichen Verbindungen, die er mit Napoleons nächſter Umgebung, namentlich mit Talleyrand angeknüpft hatte, und deutete an, daß Steins völlige Entlaſſung nicht erforderlich ſein werde. Dem Verlangen Napoleons, einſchüchternd auf Oeſterreich zu drücken, hatte er ſich geſchickt entzogen. Beim Abſchied, am 24. Oktober, lud er das Königspaar nach Petersburg ein, was der König nach ſeiner Gewohnheit weder annahm noch ablehnte.

Dieſer zweite Aufenhalt Kaiſer Alexanders in Königsberg bedeutet einen Wendepunkt. König Friedrich Wilhelm fügt ſich in das ruſſiſch-franzöſiſche Syſtem, bei dem er nach allen Stürmen und Erſchütterungen der letzten Jahre endlich Ruhe zu finden hofft. Der Gedanke an einen Befreiungskampf, der bei ihm ohnehin nur an der Oberfläche Eingang gefunden hatte, wird aufgegeben, um ſo mehr, da nach allen Nachrichten auch Oeſterreich wenigſtens vorläufig an keine Erhebung mehr zu denken ſcheint. Der geheime Unterhändler mit England, Jacobi-Klöſt, verläßt am 25. Oktober Königsberg, um ſich auf ſeine Güter zurückzuziehen. Dafür ſpricht man an demſelben Tage bei Hofe zum erſten Male wieder von der nahen Rückkehr nach Berlin. Eine Stimmung müder Reſignation, hervorgegangen aus einem tiefen Ruhebedürfnis, bemächtigt ſich des Königs und ſeiner Umgebung.

Es gab aber in Königsberg noch einen Mann, der dies Bedürfnis nicht empfand und dieſe Stimmung nicht teilte, der nach ſeinen eigenen Worten „Aufregung und Gärung" zu verbreiten für ſeine Aufgabe hielt.

Stein hatte auch während der Zuſammenkunft in Erfurt die Vorbereitungen zum Befreiungskampfe unbekümmert fortgeſetzt, insbeſondere die geheime Verhandlung mit

Digitized by Google

Oeſterreich weit über Wiſſen und Willen des Königs hinaus geführt; er hatte zur Ratifikation des September-Vertrages geraten, mit dem Hintergedanken freilich, ihn bei erſter beſter Gelegenheit zu brechen. Mit dem engen Anſchluß des Königs aber an das ruſſiſch-franzöſiſche Syſtem wurde ſeine Politik unmöglich und ſeine Stellung unhaltbar. Napoleon ſelbſt zwar vermied es, ſeine Entfernung ausdrücklich und beſtimmt zu fordern; auch Friedrich Wilhelm, der ſich trotz allem ungern von ihm trennte, zögerte, die wiederholt erbetene Entlaſſung zu bewilligen. Noch Mitte November war ſogar davon die Rede, daß der König den franzöſiſchen Kaiſer geradezu um Beibehaltung Steins angehen ſolle. Aber ſonſt erhoben ſich allenthalben die Gegner, die ſeinen Rücktritt forderten: franzöſiſche Generale wie hohe Beamte des preußiſchen Staates. Wenn ſich auch eifrige Stimmen für ihn ausſprachen, ſo zeigte ſich doch, wie Stein, abgeſehen von dem allgemein beklagten oder verurteilten Briefe, durch ſein ſchroffes Weſen und ſeine rückſichtsloſen Umwälzungen ſich zahlreiche perſönliche und politiſche Feinde und wenig Freunde geſchaffen hatte.

Wo waren die tapferen Frauen, die vor kaum einem Jahre ſeine Ernennung ſo freudig begrüßt hatten? Seit dem 12. Oktober verweilte Frau von Berg, die Königin Luiſe in ihren Seelenkämpfen herbeigerufen hatte, in Königsberg; ſie ſuchte anfangs zu Steins Gunſten zu vermitteln, ſtand aber bald davon ab und erklärte ſich gegen ihn. Gräfin Voß — Stein tut der wackeren Frau unrecht, wenn er ſie mit dem Schwächling Köckritz gleichſtellt — Gräfin Voß, die jedem patriotiſchen Entſchluß immer zugeſtimmt hatte, konnte jetzt Steins Entfernung kaum erwarten. Selbſt die Prinzeſſinnen waren, ſcheint es, kühler gegen ihn geworden; in Luiſe Radziwills Aufzeichnungen finden ſich ſtrenge Urteile über Stein; Prinzeß Marianne, ſo ſchmerzlich ſie nachher ſeinen Weggang beklagte, hat ihm den „preux chevalier“ Hardenberg ausdrücklich vorgezogen.

Auch Königin Luiſe, die noch vor wenigen Monaten bei den Vorbereitungen zum Befreiungskriege ſeiner Führung willig gefolgt war, hatte ihm allmählich ihre Gunſt entzogen. „Deutſcher Patriotismus“, hat Bismarck bekanntlich geſagt, „bedarf in der Regel, um tätig und wirkſam zu werden, der Vermittlung dynaſtiſcher Anhänglichkeit.“ Bei Stein trifft das nicht zu: ſein deutſcher Patriotismus war bereit, über jede Dynaſtie, auch über die der Hohenzollern, hinwegzuſchreiten. Dem Königspaare ſind dieſe Anſchauungen ſchwerlich ganz verborgen geblieben. Zu dem König hat ein inneres Verhältnis überhaupt nie beſtanden. „Ich habe ihn nie geliebt“, hat Friedrich Wilhelm ſpäter bekannt. Stein ſeinerſeits war es zufrieden, von dem König „gefürchtet“ zu werden. Die Königin war ihm in hoffnungsfroher Zuverſicht entgegengekommen und hatte ihm rückhaltloſes Vertrauen bewieſen, auch als ſie ſich der trennenden Weſensunterſchiede längſt vollbewußt

Digitized by Google

geworden war. Weibliche Anmut und weibliche Liebenswürdigkeit haben über Stein niemals Macht beſeſſen. Er verkannte dieſe Vorzüge an der Königin nicht; aber er fand — ſo weit wir nach ſeinen ſpäteren Aufzeichnungen urteilen dürfen —, daß ihr Gefühl für das Gute der Ausdauer entbehre und daß ſie ihre Zeit und ihre Neigungen dem König zu willig opfere und darüber ſelbſt ihre Mutterpflichten vernachläſſige. Seiner ernſten Würde mißfiel ihre in Schmerz und Freude leicht überquellende Ungezwungenheit, wie er ihre „blinde Liebe zu ihrer Familie“ und die — angebliche — Parteinahme für Haugwitz im Herbſt 1806 tadelte. Die Königin fühlte wohl, daß ſie in den Augen Steins nur eine „femmelette“ war, ein Weiblein, auf deren Schwächen ſeine tatkräftige Herrennatur geringſchätzig herabſah. Auch wenn ſie in der Sache mit ihm einverſtanden war, vermißte ſie in der Schroffheit ſeines Auftretens jene warme perſönliche Anteilnahme, die Hardenberg nie unterlaſſen hatte zu zeigen. Gleichwohl hatte ſie auch nach dem Zwiſchenfall im September ſeine Beibehaltung als Miniſter zunächſt gewünſcht und ſich bei Alexander für ihn verwendet. Allein ſie wurde allmählich mehr und mehr inne, wie ſehr die Wege des Königs und des Miniſters auseinandergingen. Es ſcheint ſicher, daß König und Königin von Steins weitgetriebenen Erhebungsplänen Nachricht erhielten. Wie leicht konnte das rückſichtsloſe Vorwärtsgehen auf dieſem Wege zu einem vernichtenden Zuſammenſtoß mit Frankreich führen! Gewiß iſt, daß der Vertreter des abweſenden Miniſters Goltz, der Staatsrat Nagler, den die Königin damals ſich gewöhnte in auswärtigen Fragen zu hören und der ein entſchiedener Gegner Steins war, in dieſem Sinne auf ſie eingewirkt hat. Von geringem Einfluß nur war eine Meinungsverſchiedenheit über die Reiſe nach Petersburg, die Stein anfangs nicht geradezu mißbilligte, ſchließlich aber hinauszuſchieben empfahl, während die Königin ſie aus perſönlichen und noch mehr aus politiſchen Gründen ſehnlich wünſchte.

Von größter Bedeutung aber war ein anderes Ereignis. Hardenberg, der bisher in Tilſit an ſeinen Denkwürdigkeiten gearbeitet hatte, kam auf der Reiſe nach Marienwerder am 10. November durch Königsberg, wobei er dem Königspaar begegnete. Kein Wort wurde gewechſelt; aber den König und Hardenberg ſah man in Tränen. Während die Königin an Hardenberg ſchrieb, vermittelten Nagler und ſein Schwager Altenſtein am nächſten Tage in Kalgen bei Königsberg eine Zuſammenkunft, bei der Hardenberg die Notwendigkeit der Entlaſſung Steins nachdrücklich betonte und zugleich die Reiſe nach Petersburg billigte.

Für Königin Luiſe war das Ergebnis dieſer Begegnung entſcheidend. Von jenem Augenblicke an, Prinzeſſin Radziwill verſichert es, faßte ſie den Gedanken und die Hoffnung, an Steins Stelle Hardenberg wieder als erſten Miniſter Preußens walten zu ſehen.

Digitized by Google

Auch die Entſchließung des Königs über Stein wurde bald darauf gefaßt. Dazu mag die Anſicht Hardenbergs und des Königs Unzufriedenheit mit dem ungewöhnlichen Vorſchlage Steins zu einem Aufruf an das preußiſche Volk beigetragen haben; die letzte Entſcheidung aber brachten die veränderten Beziehungen zu Frankreich. Am 18. November kam Graf Goltz von Erfurt über Berlin, wo er mit Daru einen Ausführungsvertrag zur September-Konvention geſchloſſen hatte, nach Königsberg zurück; er ließ keinen Zweifel an dem Verlangen der Franzoſen nach der Entfernung Steins. Wenige Tage ſpäter, am 23. November, erfuhr man, daß die Franzoſen wirklich Anſtalten zur Räumung des Landes träfen und in Berlin bereits den preußiſchen Behörden die Kaſſen übergeben hätten. Das Verhältnis zu Frankreich ſchien damit endlich auf eine feſte Grundlage geſtellt, eine friedliche Entwicklung verbürgt zu ſein. Am 24. November empfing Stein, der noch ſelbſt die Mittel für den erſten Termin der Kontributionszahlung bereitgeſtellt hatte, ſeine Entlaſſung. Einen eigentlichen Nachfolger erhielt er nicht; zu Miniſtern wurden ernannt: Altenſtein für die Finanzen, Beyme für die Juſtiz, Graf Dohna für das Innere; die auswärtigen Angelegenheiten behielt Graf Goltz. Einige Tage ſpäter nahm Stein von dem König und der Königin Abſchied. Am 5. Dezember verließ er Königsberg, die Stadt, in die er vier Jahre ſpäter als Befreier einziehen ſollte; die Königin hat er nicht wieder geſehen.

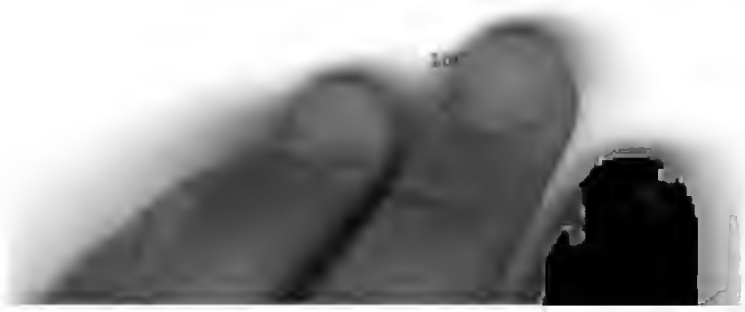
In den Tagen, wo Stein verabſchiedet wurde, ſcheint die Reiſe nach Petersburg endgültig beſchloſſen zu ſein. Nagler und der preußiſche Geſandte in Petersburg, der Freiherr von Schladen, hielten ſie für politiſch zweckmäßig und empfahlen dringend, der Einladung Alexanders Folge zu leiſten. Die Königin beriet noch einmal darüber mit Prinzeſſin Wilhelm und mit Frau von Berg. Sie ſagte der Prinzeſſin, ſie wolle mit dem König nach Petersburg, um Alexander zu bewegen, „etwas Entſcheidendes für Preußen zu bewirken“. Marianne meinte, an Alexander ſei zwar „Hopfen und Malz verloren“, wollte aber übrigens der Reiſe nicht widerſprechen; nur die Beteiligung der Königin ſchien ihr nicht paſſend. Der Frau von Berg geſtand die Königin, ſie wünſche freilich die Reiſe als Entſchädigung für zweiundeinhalb Jahr Unglück; „allein,“ fügte ſie hinzu, „wenn die Ehre des Königs und das öffentliche Wohl der Reiſe widerſprechen, ſo verzichte ich darauf in aller Offenheit, ohne Hintergedanken, und mit allem dem guten Willen, deſſen mein Herz und mein Charakter fähig ſind.“

Dem König mag nach ſeiner ganzen Natur der Gedanke einer Petersburger Reiſe an ſich wenig willkommen geweſen ſein. Wenn er ſich doch dazu entſchloß, ſo beſtimmte ihn, wie er ſeinem Onkel, Prinz Ferdinand, nach Berlin ſchrieb, die wiederholte Einladung Alexanders, der er ſich anſtändigerweiſe nicht entziehen könne; dann aber, was er gegen

Digitized by Google

ſeinen Miniſter des Auswärtigen, Graf Goltz, betonte, die politiſche Rückſichtnahme auf den Kaiſer, der viel für Preußen getan und noch mehr guten Willen bekundet habe und deſſen Unterſtützung man noch oft brauchen werde. Anderſeits wirkte freilich auf diejenigen, die in Alexander nur einen „treuloſen Freund" erblickten, die Nachricht von der bevorſtehenden Reiſe nach Petersburg wie ein „Donnerſchlag".

Die Verabſchiedung Steins und die Reiſe nach Petersburg, die nun für Ende Dezember feſtgeſetzt wurde, ſind damals und ſpäter zuweilen in einem urſächlichen Zuſammenhang aufgefaßt worden. In Wahrheit ſind beide Ereigniſſe gleichmäßig Ergebniſſe und ſichtbare Zeichen eines und desſelben politiſchen Richtungswechſels. Unter der Leitung von Stein hatte Preußen ſich Oeſterreich genähert, ohne daß die Verbindung mit Rußland ganz aufgegeben wäre; jetzt ſchließt es ſich nach dem Willen des Königs aufs engſte wieder an Rußland an, ohne daß man auf die Verbindung mit Oeſterreich und auf die an Oeſterreich ſich knüpfenden Zukunftshoffnungen ganz verzichtet hätte. In dieſen Gleiſen bewegt ſich die preußiſche Politik der nächſten Zeit; ſo entſpricht ihr Charakter auch der Anſicht der Königin.



Digitized by Google

Zehntes Kapitel

Während des öſterreichiſchen Krieges

(1809)

Am 27. Dezember 1808 traten Friedrich Wilhelm und Luiſe von Königsberg aus die Reiſe nach Petersburg an; Gräfin Voß war mit Gräfin Moltke einige Tage früher aufgebrochen; die Prinzen Auguſt und Wilhelm, dem Scharnhorſt beigegeben war, ſchloſſen ſich unterwegs an. Von der ruſſiſchen Grenze ab ſah ſich das Königspaar von der Gaſtfreundſchaft Kaiſer Alexanders umgeben, der ſich an Ehrenbezeigungen und Aufmerkſamkeiten aller Art nicht genug tun konnte. Durch hohe Offiziere mit Koſakenſchwadronen geleitet, in den Städten von Vertretern des Adels und der Bürgerſchaft empfangen, überall mit Paraden oder Ballfeſten gefeiert, erreichten König und Königin am 6. Januar 1809 Strelna, das Schloß Großfürſt Konſtantins. Am nächſten Tage, 7. Januar, zwiſchen den Reihen von 40 Bataillonen Infanterie und 4 Regimentern Kavallerie hindurch, hielten ſie ihren Einzug in die Stadt Peters des Großen. Noch vor den Toren war ihnen Kaiſer Alexander ſelbſt entgegengekommen; im Winterpalais empfingen ſie die Kaiſerin Eliſabeth Alexejewna und die Kaiſerin-Mutter Maria Feodorowna mit ihren Söhnen und Töchtern, den Großfürſten und Großfürſtinnen, unter denen ſich auch Luiſens Freundin, die Erbprinzeſſin von Weimar, befand. Die Wohnräume, in die König und Königin dann geführt wurden, neben der berühmten Galerie der Eremitage gelegen, waren mit verſchwenderiſcher Pracht ausgeſtattet; 500 Arbeiter, ſo berichtet der franzöſiſche Botſchafter, hatten wochenlang Tag und Nacht

an der Einrichtung gearbeitet. Noch am Abend des erſten Tages, trotz aller Ermüdung, wohnte das Königspaar der Aufführung einer Oper und eines Balletts bei.

Es folgte eine ununterbrochene Reihe glanzvoller Feſtlichkeiten: gegenſeitige Beſuche, große Empfänge, Theateraufführungen, bei denen namentlich die Tragödin Georges bewundert wurde, Ballfeſte, Feier der Verlobung der Großfürſtin Katharina Pawlowna mit dem Prinzen Georg von Oldenburg, Waſſerweihe auf der Newa, Feſte im Erziehungsinſtitut der Kaiſerin-Mutter und im Tauriſchen Palais; alles mit einem wahrhaft orientaliſchen Luxus, den Königin Luiſe immer wieder beſtaunte, ohne doch davon geblendet zu werden.

Der Eindruck, den Friedrich Wilhelm machte, ſoll nicht günſtig geweſen ſein: der Zauber von Luiſens Anmut und Schönheit aber verſagte auch hier nicht. Gleich, wie ſie am Arm des Kaiſers die Schloßtreppe hinaufſtieg, — eine ruſſiſche Hofdame erzählt es — in der Anmut ihres noch jugendlich friſchen Antlitzes, deſſen lichter Glanz ſich von dem dunklen Hintergrund des zobelbeſetzten blauſeidenen Pelzes, eines Geſchenkes Kaiſer Alexanders, hell abhob, wie ſie mit leichtem Neigen des Hauptes und freundlichen Blicken die ehrerbietigen Verbeugungen des verſammelten Hofes erwiderte, flogen ihr die Herzen entgegen. Und vollends dann, einige Tage ſpäter, bei dem großen Empfang, als Luiſe in königlicher Majeſtät die Vorſtellungen entgegennahm, ſtrahlend in der funkelnden Pracht ihres Schmuckes, mehr noch durch die Schönheit ihres Wuchſes, den Reichtum ihrer blonden Haare, die leuchtenden Blicke ihrer blauen Augen, die ungewöhnliche Harmonie von Anmut und Würde ihrer ganzen Erſcheinung, da hieß es unter den bewundernden Zuſchauern: „Sie iſt die Schönſte der Schönen, ſie hat keine Nebenbuhlerin auf der Welt.“

Bedeutungsvoll für Luiſe war es, daß auch die beiden Kaiſerinnen, die ihr anfangs nur mit gemeſſener Höflichkeit begegnet waren, durch ihre Liebenswürdigkeit völlig erobert wurden. Sie hatten dem Beſuche der Königin nicht ohne Vorurteil entgegengeſehen. Der ganze ruſſiſche Hof wußte ja, daß ſie auf Kaiſer Alexander einen ſtarken Eindruck gemacht hatte; daß der Kaiſer ihre großen Eigenſchaften, ihre ideale Geiſtesrichtung begeiſtert rühmte. Man ſprach deshalb von ihrer Gefallſucht, ihrer Affektiertheit, ihrem Wunſch zu glänzen und bewundert zu werden. Nichts von alledem bemerkten die Kaiſerinnen; ſie verſtanden es nicht einmal, wie man ſo habe über die Königin ſprechen können. „Wir leben alle untereinander,“ ſchrieb Eliſabeth an ihre Mutter nach Karlsruhe, „als ob wir uns ſeit Monaten kennten . . . Unſere Gäſte ſind wirklich die beſten Menſchen von der Welt, es iſt unmöglich, ihnen nicht wohlzuwollen, ſie haben eine Herzlichkeit, die ich mit größtem Vergnügen wiedergefunden habe . . . Es iſt unmöglich, beſſer zu ſein als die Königin.“ Aus Luiſens Munde meinte die Kaiſerin Heimatklänge zu hören; auch mit Prinz Wilhelm ſprach ſie gern deutſch.

Digitized by Google

Luiſe ihrerſeits war entzückt von den beiden Kaiſerinnen, von der unausſprechlichen mütterlichen Güte der Kaiſerin Maria, von der ſanften Liebenswürdigkeit der „herrlichen" Kaiſerin Eliſabeth. Zwiſchen den hohen Frauen ſchloß ſich raſch ein inniger Freundſchaftsbund, dem wir eine Reihe ſchöner Briefe der Königin verdanken. Es ſcheint ſelbſt, daß nach Frauenweiſe auch ſchon Heiratspläne erörtert wurden, die, ſoweit ſie in die Zukunft vorausgriffen, doch acht Jahre ſpäter durch die Vermählung des dritten Sohnes der Kaiſerin Maria mit der älteſten Tochter Friedrich Wilhelms und Luiſens ihre Verwirklichung finden ſollten.

In der Fülle von Vergnügungen, mit denen Kaiſer Alexander nicht abſichtslos ſeine Gäſte überſchüttete, blieb wenig Platz für die Politik; ganz gefehlt hat ſie doch nicht. Alexander ließ dem König keinen Zweifel, daß er an dem franzöſiſchen Bündnis feſtzuhalten gedenke; er deutete an, daß er bei einem öſterreichiſch-franzöſiſchen Kriege zur Hilfeleiſtung für Napoleon vertragsmäßig verpflichtet ſei. Dem König empfahl er dringend, auch ſeinerſeits ſich in die Beziehungen zu Frankreich zu fügen; dafür verſicherte er ihn innerhalb dieſes Syſtems ſeiner Unterſtützung, und, wie die Berichte des franzöſiſchen Botſchafters Caulaincourt beſtätigen, verwandte er ſich damals wiederholt und nachdrücklich für Preußen.

Nach Wochen rauſchender Feſtlichkeiten kam endlich die Abſchiedsſtunde. Am 31. Januar, mit einem tiefen Seufzer, ſchied Luiſe von den glänzenden Räumen, in denen ſie, wenn nicht das Glück, doch wenigſtens zeitweiſe Vergeſſenheit ihres Unglücks gefunden hatte. Erſt in Strelna nahm die kaiſerliche Familie Abſchied. Luiſe ſelbſt hat ihn beſchrieben: „Allenthalben floſſen Tränen. Die Kaiſerin-Mutter ſegnete mich; ich glaubte zu ihren Füßen niederzuſinken. Kaiſerin Eliſabeth drückte mich in ihre Arme, benetzte mich mit ihren Tränen. Der Kaiſer hatte alle Mühe, Haltung zu bewahren, dem Großfürſten Konſtantin ſtanden Tränen in den Augen. Die Großfürſtinnen überhäuften mich mit Liebkoſungen, Marie weinte und war bleich wie der Tod. Ich war aufgelöſt in Dankbarkeit, und nur ein Gedanke: du gehſt in dein Unglück wieder hinein, ſtörte mich manchmal. So ſtiegen wir die Treppe hinab. Die Kaiſerin-Mutter und alle kamen mit bis an den Wagen. Es war ſchrecklich. Der Kaiſer konnte nicht mehr ſprechen; ich konnte gerade noch ſagen: „Ich empfehle Ihnen unſer Schickſal und das Glück meiner Kinder und alles was mir teuer iſt, Sie ſind unſere Stütze." Und ſo unter tauſend Tränen im Wagen. Die Kaiſerin Eliſabeth verging vor Schmerz, die Kaiſerin-Mutter ſegnete uns, weinte und machte das Kreuz auf dem Wagen und auf uns, als wir das Fenſter noch einmal fanden um zu winken; ſo ging es endlich fort. Der König weinte, ich ſchluchzte. Der Großfürſt ritt zur Seite des Wagens. An der Stelle, wo die Eskorte abgelöſt wurde, machten wir halt, er nahm Abſchied von uns; der Kaiſer, der uns noch gefolgt war, ſtieg aus dem Schlitten,

um uns ein letztes Mal zu umarmen. Dann wurde das Wagenſenſter geſchloſſen und alles war vorbei!!" ... Luiſe und Alexander haben ſich nicht wiedergeſehen.

Am 10. Februar, während die Glocken „Nun danket alle Gott" läuteten, trafen Friedrich Wilhelm und Luiſe wieder in Königsberg ein.

Die Königin hat, wie über die Zuſammenkunft in Memel, auch über die Petersburger Reiſe ein Tagebuch geführt, die umfangreichſte und vollſtändigſte Aufzeichnung, die ſich von ihr erhalten hat. Es war hauptſächlich für den Bruder Georg beſtimmt, der während ſeines Pariſer Aufenthaltes ebenfalls ein Tagebuch geführt hatte, aber auch für die anderen Geſchwiſter, überhaupt „pour tous ceux que j'aime", wie Luiſe ſelbſt in der Ueberſchrift ſagt. Die Königin hat darin alle die glanzvollen Feſtlichkeiten beſchrieben, mit denen ſie gefeiert wurde. Voll Bewunderung ſpricht ſie von dem Luxus, mit dem man ſie umgab, von dem Gold und Silber, den Gemälden und Spiegeln, Marmor und Bronze; voll Dankbarkeit von der Güte und Herzlichkeit, mit der die kaiſerliche Familie, vor allem die beiden Kaiſerinnen ſie überhäuften. Was in ihrem Innern dabei vorging, wird man doch vergeblich darin ſuchen; vielleicht auch, von Feſt zu Feſt gejagt, betäubt von der Wucht der neuen und überwältigenden Eindrücke in Petersburg, wurde ſie ſich ihrer innerſten Gedanken und Empfindungen ſelbſt nicht vollkommen bewußt; man fühlt nur hindurch, daß Luiſe, leidend wie ſie war, die Fülle der Vergnügungen mehr über ſich ergehen ließ, als lebendig daran Anteil nahm. Erſt nach der Rückkehr, in Königsberg, in den trüben Tagen, da eine tiefe Erſchöpfung ſie oft und lange an das Zimmer feſſelte, iſt ſie ſich über die Wirkung und Bedeutung dieſer Petersburger Reiſe für ſie ſelbſt, für ihr Innenleben klar geworden.

Luiſe hatte nun den bewunderten Kaiſer in ſeiner Welt geſehen und beobachten können, in der kalten Pracht ſeiner Umgebung, zwiſchen ſeiner unglücklichen Gemahlin und ſeiner Geliebten, der Gräfin Naryſchkin, die bei dem großen Empfang der Königin am 9. Januar ſchmucklos, nur in dem Licht ihrer dunklen Schönheit geglänzt hatte. Mit voller Klarheit empfand ſie jetzt: dieſe Welt war nicht ihre Welt, ſie war ihr zu „materiell", nicht „geiſtig" genug, und dieſer Kaiſer war nicht ihr Kaiſer, nicht das einſt verehrte Ideal, nicht der Kaiſer ihrer Träume, ihres Schwärmens. „Ein Menſch, — ſchreibt ſie der Frau von Berg — der nur Form und Farbe liebt, iſt doch ſehr wenig." Und wie in ihrem Verhältnis zu Kaiſer Alexander perſönliche und politiſche Beziehungen immer untrennbar verbunden ſind, ſo war auch ihre Enttäuſchung jetzt zugleich perſönlich und politiſch. Nur einmal hatte ſie mit dem Kaiſer, der jeder vertraulichen Begegnung mit ihr eher auszuweichen ſchien, über „Geſchäfte" ſprechen können. An der Stelle, wo ſie in ihrem Tagebuch dieſer Unterhaltung gedenkt, fügt ſie, mehr in ſorgenden Gedanken an ihre Kinder, als an ſich ſelbſt, hinzu:

Digitized by Google

Friedrich Wilhelm III. führt der Königin Luise den zum Offizier ernannten Kronprinzen zu, 1803

Gestochen von Krethlow (1807) nach Dähling

Von links nach rechts: Prinzessin Alexandrine, Prinzessin Charlotte, Königin Luise, Friedrich Wilhelm III., Kronprinz Friedrich Wilhelm, Prinz Karl, Prinz Wilhelm

Digitized by Google

„Ach Zukunft, warum beklemmſt du mein Herz und warum ſteigen Tränen der Wehmut in meine Augen?“ Sie hatte ſich endgültig überzeugen müſſen, daß die Sache der Freiheit von Alexander nichts zu hoffen habe. Seltſam widerſpruchsvolle Wirkung dieſer Petersburger Reiſe auf das Königspaar! Verſtändlich doch durch den Weſensunterſchied zwiſchen dem König, der das ihm Gelaſſene erhalten will, und der Königin, die das ihr Entriſſene wiedergewinnen möchte. Während Friedrich Wilhelm nur noch enger an den ruſſiſchen Freund ſich anlehnt, deſſen breite Bruſt allein Schutz verheißt, wendet ſich Luiſe mißmutig, faſt geringſchätzig von ihm ab; ſie entfernt ihn aus ihrem Innenleben wie einen Fremdkörper; was ſie an Verehrung ihm gewidmet hatte, ſchenkt ſie ſeiner Mutter und ſeiner Gattin, denen ſie fortan gern ihr Herz öffnet. Dem Kaiſer dankt ſie auf der Heimreiſe von Memel aus am 9. Februar für ſeine Güte und Freundſchaft und empfiehlt ihm die Intereſſen des Königs, das Glück ihrer Kinder und ganz Preußen. Dann ſchreibt ſie ihm noch einmal, vielleicht zweimal, Empfehlungsbriefe, aber nie mehr ein Wort über Politik.

Enttäuſcht in ihren Hoffnungen, ernüchtert in ihrer Bewunderung, bekennt Luiſe dem Bruder Georg: „Ganz Petersburg und ſeine Feſte waren mir Pein und Strafe,“ und der Frau von Berg: „Ich freue mich jetzt, daß ich nichts dort ordentlich genoß, denn nun hab ich keine Störung in meinen ernſthaften Reflexionen gehabt. Ich bin gekommen, wie ich gegangen, nichts blendet mich mehr, und ich ſage Ihnen noch einmal: Mein Reich iſt nicht von dieſer Welt.“ (27. Februar.)

Alles, was in dieſen Tagen geſchah, trug dazu bei, die ſorgenvolle Stimmung der Königin zu ſteigern.

König Friedrich Wilhelms erſter und nächſter politiſcher Zweck war auch jetzt die Erhaltung eines Zuſtandes der Ruhe und des Friedens, währenddeſſen Preußen ſich der Wiederherſtellung und Entfaltung ſeiner Hilfsquellen widmen konnte. Die Schwierigkeit lag aber in den Beziehungen Oeſterreichs zu Frankreich, deren immer bedrohlichere Spannung durch die überraſchende Rückkehr Napoleons aus Spanien zutage trat. Der König fürchtete einen plötzlichen Angriff Oeſterreichs gegen Frankreich, durch den er ſelbſt in ſchwere Bedrängnis geraten mußte. In dieſem Sinne äußerte er ſich auch zu dem Geſandten Oeſterreichs am ruſſiſchen Hofe, dem Fürſten Schwarzenberg, dem er kurz nach ſeiner Abreiſe aus Petersburg begegnet war. Er verſchwieg ihm nicht die Wahrſcheinlichkeit der ruſſiſchen Parteinahme für Frankreich gegen einen öſterreichiſchen Angriff. Ganz beſonders aber wies er auf die perſönliche Gefahr hin, in der er ſich mit ſeiner Familie in Berlin befinden würde, wo er dem Kriege ſchwerlich fernbleiben könne, und ſprach ſelbſt von Maſſenerhebung für den dann unvermeidlichen Verzweiflungskampf: „Er ſei, bemerkte er, zu den äußerſten

Digitized by Google

Anſtrengungen dann entſchloſſen, und wolle, wenn es ſein müſſe, lieber ruhmvoll enden als das Los der ſpaniſchen Königsfamilie teilen."

Allein dieſe tapferen Aeußerungen bezogen ſich doch nur auf die Möglichkeit, daß die Flammen des Krieges ihn in Berlin ergreifen würden. Zunächſt ſchob er die Ueberſiedlung nach ſeiner alten Hauptſtadt hinaus, obgleich auch von franzöſiſcher Seite dazu gedrängt wurde. Hauptſächlich aber ſuchte er ganz in der alten Weiſe durch gutes Zureden den drohenden Sturm zu beſchwören. In Wien warnte er wiederholt vor einem übereilten Angriff, der Rußland an Frankreichs Seite treiben müſſe. In Petersburg ſchlug er einen gegenſeitigen Garantievertrag in der Form einer Defenſivallianz zwiſchen Rußland, Oeſterreich und Preußen vor, wodurch Oeſterreichs Kriegsluſt gedämpft, Preußens Exiſtenz geſichert, ja Napoleon ſelbſt zufriedengeſtellt werden ſollte. Dieſe Verſuche, mit ſchwachen Händen in das große politiſche Weltgetriebe einzugreifen, blieben wie immer erfolglos. Oeſterreich rüſtete weiter und ſeinen großen und unverhohlenen Anſtrengungen antwortete eine mehr und mehr anſchwellende Bewegung in Norddeutſchland. Kaiſer Alexander lehnte den Vorſchlag einer Defenſivallianz mit Oeſterreich und Preußen ab, betonte vielmehr nachdrücklich ſeine Verpflichtungen gegen Frankreich.

Die Antwort Alexanders, die die Hoffnungen der Patrioten niederſchlug und bei den Scharnhorſt, Gneiſenau und ihren Freunden bitterſten Tadel fand, änderte nichts an König Friedrich Wilhelms politiſcher Haltung. Unterredungen mit dem ruſſiſchen Miniſter Rumiantzow, der im März durch Königsberg kam, beſtärkten ihn noch darin. „Er ſieht nur durch die Augen Kaiſer Alexanders," klagte man in Königsberg. Er wäre, mindeſtens zunächſt, zufrieden geweſen, von Alexander eine Art Schutzbrief zu erhalten, der die Exiſtenz Preußens auch für den Fall ſicherte, daß Napoleon etwa bei unpünktlicher Kontributionszahlung zu Gewaltmaßregeln, wie zur Wiederbeſetzung preußiſchen Gebietes, ſchreiten ſollte. Für Königin Luiſe bedeutete das Verhalten Alexanders die Zerſtörung des letzten Stückes ihrer Illuſionen: daß Alexander die ſchöne Erhebung des öſterreichiſchen Volkes, der ſie mit der innigſten Teilnahme und mit leiſen Hoffnungen entgegenſah, an der Seite Frankreichs mit Waffengewalt niederſchlagen wolle, das tötete in ihrer Bruſt das letzte Gefühl für den Kaiſer. Sie gedachte einer Bemerkung, die ſie geleſen: „daß nichts ſchrecklicher ſei, als die gute Meinung, die man von einem Menſchen hatte, zurücknehmen zu müſſen," und ihr reiner und edler Sinn empfand ſchmerzlich die bittere Wahrheit dieſer Worte. „Meine Reiſe", ſchreibt ſie im März 1809 der Frau von Berg, „hatte mich von einer gewiſſen Illuſion geheilt, und Sie ſollen einen Ring von mir erhalten mit einem Stern und mit den Worten: „Er iſt erloſchen." Aber man konnte ſich zu ſeinem Nachteil ändern, ohne

Digitized by Google

dabei doch Ehre, geſunden Menſchenverſtand und Tugend abzuſchwören.“ Und wenn es nun wirklich dahin kommen ſollte, daß Rußland an der Niederwerfung Oeſterreichs teilnahm, mußte dann nicht auch Preußen zu der „infamen Partei übergehen?“ Der Gedanke an eine ſolche Möglichkeit erfüllte die Königin mit Entſetzen: „Ich beginne an alles zu glauben, was infam iſt, und die Exiſtenz des Guten und der Tugend zu leugnen . . . Ich bin außer mir bei dem Gedanken, daß alles Gute erſtickt iſt. Nein, ich kann es nicht ausſprechen, was ich fühle, wie es in mir tobt, die Bruſt zerſpringt mir faſt . . . Ach Gott! iſt es der Prüfungen noch nicht genug?“

Es war ein hartes Frühjahr für Königin Luiſe. Bei aller ihrer unter ſoviel Kämpfen und Opfern errungenen Seelenruhe erlebte ſie Tage, wo „die Welt mit allen ihren Sünden auf ihr lag“. Sie litt körperlich und geiſtig, ihr Mut ſchien gebrochen, ihre Lebenskraft faſt erloſchen; teilnahmlos, wie in völliger Erſchlaffung, ſpann ſie ſich zeitweiſe in ihre Häuslichkeit ein, in ihr Alltagsleben, deſſen von der Gräfin Voß immer wieder beklagte Einförmigkeit nur von Plauderſtunden mit den Prinzeſſinnen Marianne und Luiſe, mit Nagler und Hufeland, und zuweilen durch eine kurze Ausfahrt unterbrochen wurde. Zu der Trennung von Kaiſer Alexander kam noch ein Zerwürfnis mit Bruder Georg, der in einem Briefe an Frau von Berg über Vernachläſſigung durch Schweſter Luiſe geklagt hatte: „ihr Schweigen töte ihn.“ Die Königin, tief betrübt über die Vorwürfe des Bruders, rechtfertigte ſich mit ihren Leiden und mit dem Hinweis auf das Petersburger Tagebuch, das doch hauptſächlich für ihn geſchrieben ſei. Aber Georg ſchien an ihrer ſchweſterlichen Liebe zu zweifeln, und das traf Luiſe im Heiligſten ihres Herzens. „Dein Brief hat mich zernichtet. Iſt es möglich, daß Du an mir verzweifeln kannſt? Kennſt Du Deine Luiſe nicht mehr? Nein, dieſen Brief hätte ich nimmermehr von Dir möglich geglaubt. Meine Tage ſind ja ſchon bitter genug, als daß ich dieſes hätte von Dir zu erleben geglaubt!“ Gleich darauf entſchuldigte ſie ſich dann wieder, daß ſie ihm „mit Bitterkeit und Laune unangenehme Dinge“ geſagt habe, und der Friede zwiſchen den Geſchwiſtern war bald wiederhergeſtellt. „Gottlob,“ ſchrieb Luiſe dem Bruder, „die Liebe, die in uns iſt und uns vereinigt, kann er (Napoleon) doch nicht vertreiben, noch erobern, noch verbieten.“

Inzwiſchen rückte die Wahrſcheinlichkeit des Krieges zwiſchen Oeſterreich und Frankreich immer näher und die Ausſicht auf die Rückkehr nach Berlin ſchwand dabei in immer weitere Ferne. Mit unerträglichem Druck laſtete die ſchwüle Spannung dieſer Tage auf dem Königspaare. Das längere Verbleiben in Königsberg war nicht unbedenklich, da die Gegenwart des Königs in Berlin zur Beruhigung der ſteigenden nationalen Bewegung erforderlich ſchien und von den Berliner Behörden dringend gefordert wurde. Immerhin

Digitized by Google

befand man ſich in Königsberg einigermaßen in Sicherheit, während man in Berlin inmitten franzöſiſcher und rheinbündiſcher Truppen jedem Ueberfall faſt wehrlos preisgegeben war. Kamen doch von verſchiedenen Seiten Warnungen vor Anſchlägen Napoleons, der dem preußiſchen Königspaare das Schickſal der ſpaniſchen Bourbonen zugedacht habe. Was war in ſolcher Zeit, von ſolchem Manne nicht zu fürchten? Hatte er nicht erklärt, daß ſeine Dynaſtie bald die älteſte in Europa ſein werde? Man dachte deshalb daran, falls das Königspaar doch noch nach Berlin überſiedeln würde, die älteſten Prinzen unter dem Vorwande von Univerſitätsſtudien in Königsberg zurückzulaſſen. Und wenn nun der Krieg wirklich ausbrach und auch Preußen in ſeine Wirbel riß? Bei der Ueberlegenheit der franzöſiſchen Streitkräfte in Deutſchland zweifelte die Königin nicht, daß Berlin dann ſogleich wieder von ihnen beſetzt werde. „Iſt es denn nicht ganz fürchterlich," ſchrieb ſie dem Bruder, „daß wir den Enthuſiasmus und die Liebe der guten Pommern, Märker und Berliner ſo müſſen verrauchen laſſen?"

In ſolcher Stimmung erlebte die Königin am 10. März 1809 ihren 33. Geburtstag. Die Stadt Königsberg, die den Tag durch Einführung der neuen Städteordnung feierte, gab der Königin ein großes Feſt im Börſenſaale. Ihre Empfindungen dabei hat Luiſe einige Tage ſpäter der Freundin geſchildert; wir wiederholen die Worte, wie ſie ihr aus der Feder floſſen: „Non, comme tout cela étoit triste. Das Herz war zerfleiſcht. J'ai dansé! — j'ai souri — j'ai dit des choses honnêtes, et je ne savois, vor Unglück nicht wohin. Wem wird Preußen in ein(em) Jahre gehören? Wo werden wir alle zerſtreut ſein? Gott, Allmächtiger Vater, erbarme dich."

Die nächſten Wochen brachten keine Beſſerung der Lage. Während einzelne Regierungsmitglieder, auch der Miniſter des Auswärtigen, Graf Goltz, von den Zurückbleibenden nicht wenig beneidet, nach Berlin überſiedelten, blieb das Königspaar mit dem Hofe in Königsberg, ohnmächtig, tatenlos, hoffnungslos, auf das Losbrechen des Unwetters harrend, das den Hohenzollernthron umſtürzen konnte. Der Fall Zaragozas, den man Ende März erfuhr, erſchütterte auch den König; es ſchien ein böſes Vorzeichen für den Ausgang der öſterreichiſchen Erhebung. Unter beſonders ſchlimmen Eindrücken ſtand die Feier der Oſtertage (2. und 3. April). Die kleine Luiſe lag krank an einem kalten Fieber, und die Mutter durfte nicht von ihrem Bettchen weichen. Am 1. April kam über Kopenhagen die Nachricht von einer Revolution in Schweden, die den König Guſtav IV., den leidenſchaftlichſten und hartnäckigſten Gegner Napoleons, vom Throne ſtieß. Friedrich Wilhelm erkannte darin eine neue Stärkung der Uebermacht Frankreichs und Rußlands, eine Verſchlechterung der Ausſichten für Oeſterreich. Die Königin war um ſo tiefer von dieſem neuen Unglück

Digitized by Google

ergriffen, als Guſtavs Gemahlin eine badiſche Prinzeſſin und eine Schweſter der Kaiſerin von Rußland war. Zugleich aber meinte ſie darin die Hand Napoleons zu erkennen, und in dem Schickſal des ſchwediſchen Königspaares das eigene Schickſal vorauszuſehen. Es überkam ſie wie eine an Gewißheit grenzende Ahnung, daß auch für das preußiſche Königspaar die Stunde der Verbannung bald ſchlagen werde. Alle Kraft ihres frommen Glaubens nahm ſie zuſammen, um ſich für dieſen ſchwerſten Augenblick mit Stärke und Feſtigkeit zu rüſten; denn ſo ſehr ſie jedes Unglück als Prüfung und Läuterung aufzufaſſen ſich gewöhnt hatte, ſo fühlte ſie doch voraus, daß ſie den Schmerz der Trennung „von allem was Preußen heißt," um nichts weniger tief empfinden werde. Den Bruder bat ſie: „Verſprich mir, daß, wenn man uns aus dem Unſrigen vertreibt, Du zu mir kommen willſt, wohin es auch ſei." An Frau von Kleiſt ſchrieb ſie am 1. April: „Es iſt eine ſchwere Zeit der Prüfung über uns aufgegangen, und nur der Gedanke, „Es iſt Gottes Hand, die alles leitet", und die Ueberzeugung, daß wir nur durch Prüfung veredelt und gebeſſert unſerer Beſtimmung entgegenreifen, kann uns emporhalten in jetziger Zeit . . . Wohl haben Sie recht, liebe Freundin, daß wir das Unglück, das uns alle traf, nicht leicht aufnehmen ſollten . . . Mein beſſeres Ich iſt auch nicht untergegangen, und es iſt eine Ruhe in mir, die mir alles iſt. Deswegen bin ich und bleib' ich doch Menſch, und rufe oft mit Thränen der innigſten Wehmuth aus: Meine Seele iſt bedrückt zum Todt. Der Moment des Unglücks, der Prüfung iſt immer fürchterlich! . . . wenn dann nur die Hilfe von innen nicht ausbleibt, um alles wieder in Ordnung zu bringen." Am nächſten Tage, 2. April, fügte ſie hinzu: „Ich war auch heute zur Communion. Die Handlung iſt mir, wie immer, ſehr feyerlich geweſen, und meine heiligen Entſchlüſſe, hoffe ich, ſollen erhöret werden."

„Ich bin auf alles gefaßt," ſchrieb Luiſe dem Vater (7. April), „nur die Gnade Gottes erhält mich ſtark, aber allein auch nur der Glaube an ihn und ſeine Vorſehung," und ebenſo an Kaiſerin Eliſabeth, der ſie ihre Teilnahme zu dem Unglück der Schweſter in Stockholm ausſprach. Es war aber doch noch etwas anderes, was Luiſe aufrecht hielt, was ſie mit ſtolzer Ruhe dem Untergang entgegenſehen ließ. Sie deutet es an, wenn ſie an Kaiſerin Eliſabeth ſchreibt: „Die Krone hat für mich nicht den großen Reiz, welchen ſie wohl für andere hat, ich wage zu ſagen: es iſt nicht mein einziger Vorzug, verſtehen Sie mich recht, es iſt nicht der größte Vorzug, den ich glaube zu beſitzen, und wenn es doch etwas ſtolz und anmaßend klingt, ſo verzeihen Sie es einer ſehr unglücklichen Königin, die zu deutlich vorausſieht, daß ſie bald in die Lage verſetzt ſein wird, . . . ganz allein auf ihren inneren Wert beſchränkt zu ſein." Und in demſelben Sinne an den Fürſtbiſchof

Digitized by Google

Joſeph von Ermland, einen geborenen Prinzen von Hohenzollern, mit dem ſie in dieſen ſchweren Tagen Freundſchaft ſchloß: „Seien Sie überzeugt, es komme, was es wolle, ich werde immer über mein Schickſal erhaben ſein, denn der Geiſt Gottes lehrt mich, Glück und Unglück aus dem wahren Geſichtspunkt erkennen.“

Man ſieht: es war, auf religiöſer Grundlage, ein ſtolzes Perſönlichkeitsgefühl, das Luiſe beſeelte und erhob, ein Bewußtſein, auch ohne den Glanz der Krone durch ihr eigenes Ich etwas zu ſein und zu bedeuten. Damit hängt es zuſammen, daß die Königin, als das drohende Unwetter nun wirklich zum Ausbruch kam, ihre volle Ruhe und Selbſtbeherrſchung bald wiedergewann.

Nach langer und verderblicher Zögerung ſchritt Oeſterreich Anfang April endlich zum Angriff. Während die Hauptarmee unter Erzherzog Karl in Bayern einmarſchierte, rückte Erzherzog Johann in Italien, Erzherzog Ferdinand in das Herzogtum Warſchau ein, und in Tirol warf das Volk in ſiegreicher Erhebung Franzoſen und Bayern aus dem Lande. Eine tiefgehende Bewegung lief durch ganz Norddeutſchland, deſſen Bevölkerung an vielen Orten zum Aufſtande bereit war. Schon kam es zu einzelnen Unruhen, in der Nähe von Magdeburg, ſowie im alten Kurheſſen. Zahlreich eilten preußiſche Offiziere zu den öſterreichiſchen Fahnen, und am 28. April verließ Major Schill mit ſeinem Reiterregiment Berlin, um auf eigene Fauſt den Kampf für Norddeutſchlands Freiheit zu eröffnen. Der Eindruck der Tiroler Erhebung hauptſächlich hatte ihn hingeriſſen.

Die Wirkung dieſer Vorgänge war auch in Königsberg außerordentlich, der volkstümliche Charakter des Krieges wurde allgemein empfunden. Die Aufrufe des Erzherzogs Karl an ſeine Truppen und an die „Deutſche Nation“ und des Kaiſers Franz, die in nie gehörten Worten von Freiheit und Nation ſprachen, wurden von einem dem andern gezeigt, geleſen, beſprochen und weckten freudige Begeiſterung. Die achtzigjährige Gräfin Voß meinte von der Erklärung des Kaiſers Franz: „ſie iſt ganz wundervoll, er ſpricht zu ſeinem Volke wie ein echter Vater und ein echter Monarch.“ Eine Proklamation des Königs von Bayern empfand man als empörend im Munde eines deutſchen Fürſten. Begierig las man die Berichte, wahre und falſche, über öſterreichiſche Siege; die von dem franzöſiſchen Konſul eifrig verbreiteten napoleoniſchen Bulletins fanden keinen Glauben.

Auch König Friedrich Wilhelm vermochte ſich dem Eindruck dieſer Ereigniſſe nicht zu entziehen. Nicht als ob der Schwung der deutſchen Bewegung auch ihn ergriffen hätte. Seiner politiſchen Ueberzeugung nach hielt er feſt an dem Bündnis mit Rußland, und nur in Gemeinſchaft mit Alexander hätte er ſich auf das Wagnis eines Kriegsbundes mit Oeſterreich eingelaſſen. Da hieran nicht zu denken war, hoffte er ſich zwiſchen den kämpfenden

Weltmächten hindurchwinden zu können, — „biaiser“, wie ſein Lieblingswort lautete, — um wenigſtens die ſtaatliche Exiſtenz Preußens zu retten. Denn er glaubte durchaus nicht an einen Erfolg Oeſterreichs gegen Napoleon, ſah vielmehr immer „ſchwarz“, wie ſeine Umgebung klagt, und wehrte deren Begeiſterung mit den Worten ab: ſie werden doch geſchlagen werden. Mit tiefſtem Mißtrauen und mit größter Unzufriedenheit blickte er auf die nationale Bewegung in ſeinem eigenen Volke. Im Vollgefühl ſeiner guten Abſichten verlangte er, wie wir wiſſen, rückhaltloſes Vertrauen, unbedingte Folgſamkeit; die ſelbſtändigen Regungen der öffentlichen Meinung, die ihm Ratgeber, Verwaltungsmaßregeln, politiſche Richtungen aufdrängen wollte, waren ihm widerwärtig und eigentlich unverſtändlich. Hinter dem ſogenannten Patriotismus argwöhnte er nur Egoismus. Was ihn vollends in dieſem Augenblick verbitterte, waren Gerüchte von angeblichen Verſchwörungen, die ihn vom Throne ſtoßen und den Prinzen Wilhelm an ſeine Stelle ſetzen wollten. An demſelben Tage — 12. April —, wo Königin Luiſe in dem Schreiben an Kaiſerin Eliſabeth über eine Thronentſagung ſpricht, erörtert auch Friedrich Wilhelm in einem ſchriftlichen Selbſtbekenntnis dieſe Möglichkeit. Sie hatte für ihn durchaus keine Schrecken: ein unabhängiges und ruhiges Leben als Privatmann „in ſeinem geliebten Vaterland“, im Kreiſe ſeiner „ihn liebenden Familie“, hätte er dem „Flitterglanz“ einer Krone an ſich vorgezogen. Anderſeits beſeelten ihn doch wieder ein aus religiöſer Wurzel ſtammendes Pflichtgefühl und ein gewiſſer Glaube an ſeine königliche Miſſion, ſo daß er entſchloſſen blieb, „mit unerſchrockenem Mut und feſtem Vertrauen auf Gott“ ſeinen eigenen Weg unbeirrt weiter zu wandeln.

Die Wucht der Ereigniſſe war doch ſtark genug, ihn von der bisher innegehaltenen Politik abzudrängen — wenigſtens zeitweiſe.

Zunächſt verſchlechterten ſich die Beziehungen zu Frankreich. Die auch von dem König für nötig gehaltenen militäriſchen Rüſtungen verſchlangen alle verfügbaren Geldmittel, wodurch pünktliche Tilgung der Kontribution unmöglich wurde: am 8. Mai blieb Preußen zum erſten Male die fällige Teilzahlung ſchuldig. Von franzöſiſcher Seite kamen dagegen gereizte und drohende Beſchwerden über die preußiſchen Truppenbewegungen, über die Unruhen an der preußiſch-weſtfäliſchen Grenze, das Unternehmen Schills, die verzögerte Auslieferung der Domänenpfandbriefe.

Anderſeits gingen die Wogen der nationalen Erregung immer höher, ſo daß die fremden Geſandten in Berlin den Ausbruch einer Revolution unter der Bevölkerung, ſelbſt unter den Truppen, jeden Augenblick erwarteten. Auch die erſten Niederlagen der Oeſterreicher bei Regensburg dämpften die erhitzten Stimmungen keineswegs, obſchon ſie, wie der weſtfäliſche Geſandte ſchreibt, in Berlin aufgenommen wurden, „als ſei die Schlacht von Jena

zum zweiten Male verloren.“ Von allen Seiten beſtürmte man den König, um ihn zum Anſchluß an Oeſterreich fortzureißen. Man ſchreckte ihn mit den Folgen der Ueberwältigung Oeſterreichs, mit der Rache Napoleons, die nach allem was vorgegangen unausbleiblich ſei, mit neuen und ſtärkeren Ausbrüchen der nationalen Leidenſchaft. „Der jetzige Krieg“, berichteten Generale und Miniſter gemeinſam dem König aus Berlin, „wird von allen Untertanen als eine die Ehre und Freiheit der geſamten deutſchen Nation intereſſierende große Nationalangelegenheit angeſehen“ (1. Mai), und der Polizeipräſident Gruner: „es gilt die Ruhe des Landes, den Thron des Monarchen — — die Armee wankt.“ (3. Mai.) Auch der ſonſt ſo kühle Miniſter des Auswärtigen, Graf Goltz, der ſeit Ende März in Berlin mit dem öſterreichiſchen Geſandten Freiherrn von Weſſenberg verhandelte, drängte unermüdlich den König zu einem kraftvollen Entſchluß, zur Ueberſiedlung nach Berlin, zum Bündnis mit Oeſterreich. „Der Krieg wird unfehlbar Ew. Majeſtät ſuchen, wenn Sie ihn nicht ſuchen,“ ſchrieb er, und nach dem Ausmarſch Schills: „Ich beſchwöre Sie, ſich fortan als im Kriegszuſtand mit Frankreich zu betrachten.“ Und als die erſehnten Antworten aus Königsberg ausblieben, verſuchte er, was in ähnlichen kritiſchen Lagen andere vor ihm getan hatten: er wandte ſich am 5. Mai unmittelbar an Königin Luiſe mit der Bitte, geeignete Schritte bei dem Könige zu tun, nachdem ſeine eigenen Vorſtellungen vergeblich geblieben ſeien. „Es beſteht die größte Gefahr für die öffentliche Ruhe,“ ſchrieb er ihr, „kein Augenblick iſt mehr zu verlieren. Die gehäſſigen und kühnen Umtriebe des vormaligen Miniſters Baron von Stein, der immer mit allen möglichen Leuten in Verbindung blieb, haben von langer Hand her eine Revolution vorbereitet, die unfehlbar ſofort ausbrechen wird, wenn der König noch ſchwankt, im Sinne der für den Krieg mit Frankreich entflammten öffentlichen Meinung einen Entſchluß zu faſſen ..... Alles iſt verloren, wenn der König ſich nicht entſchließt, ſofort nach Berlin zurückzukehren.“ Der König zögerte noch immer, obgleich auch ſeine Brüder, wie alle Miniſter und Generale, deren Rat er einholte, mehr oder minder entſchieden ſich für den Anſchluß an Oeſterreich ausſprachen. Die Bewegungen in Berlin, der Ausmarſch Schills, erſchütterten und entrüſteten ihn; „faſt nie habe ich“, ſchreibt Delbrück, „auf dem Geſicht des Königs einen ſolchen Ausdruck des Schmerzes geſehen“ (6. Mai). In ſcharfen Worten tadelte er das ſchwächliche Verhalten der Berliner Behörden gegenüber dem „Geiſt der frevelhaften Unruhe“; aber allmählich ließ doch auch er ſich von der allgemeinen Strömung weitertreiben, als er urſprünglich gewollt hatte. Endlich, am 9. Mai, vollzieht er eine entſchiedene Wendung zu Oeſterreich hin. Die Mitteilungen und Vorſtellungen des Prinzen von Oranien, der von Wien aus über Berlin an dem genannten Tage in Königsberg eintraf, mögen zur Entſchließung des Königs

Digitized by Google

beigetragen, vertrauliche Nachrichten aus Petersburg, daß Alexander nur einen Scheinkrieg gegen Oeſterreich führen werde, ihn darin beſtärkt haben.

So faßt denn König Friedrich Wilhelm den Entſchluß, an Oeſterreichs Seite in den Krieg gegen Frankreich einzutreten, allerdings noch unter gewiſſen Vorausſetzungen und erſt nach Ablauf einer zur Vollendung der preußiſchen Rüſtungen erforderlichen Friſt, — immerhin aber mit einer gewiſſen Beſtimmtheit. Am 12. Mai bereitet er den ruſſiſchen Kaiſer darauf vor, daß er genötigt ſein könne, ſich von dem ruſſiſchen Syſtem, an dem er mehr noch mit dem Herzen als aus Politik gehangen habe, auf kurze Zeit zu entfernen, und beſchwört Alexander, auch dann ihm ſeine Freundſchaft zu erhalten und niemals Preußens Feind zu werden. Unter dem 14. Mai, in einem wortreichen Erlaſſe, den der Prinz von Oranien nach Berlin mitnahm, wird Graf Goltz ermächtigt, mit Weſſenberg die Bedingungen für einen Anſchluß Preußens an Oeſterreich zu verhandeln. An den Erzherzog Ferdinand, der wiederholt an den König und die Königin geſchrieben und zur Beſitzergreifung Warſchaus aufgefordert hatte, wird ein höherer Offizier mit der Erklärung abgeſandt, daß der König an dem Kriege Oeſterreichs teilnehmen werde, „ſobald er ſeine Vorbereitungen beendet und ſeine Armee imſtande ſein werde zu agieren.“ Zur Verhandlung mit England, von dem man Geld, Waffen und Munition erwartete, wird Jacobi-Klöſt nach Königsberg beſchieden; von Petersburg aus Major Schöler herbeigerufen, der als Vertrauter Kaiſer Alexanders und als beſter Kenner ſeiner Politik galt. Eine Kommiſſion für die Rüſtungen wird eingeſetzt, zu der auch Gneiſenau und Kneſebeck herangezogen werden.

Hat Königin Luiſe einen beſtimmenden Anteil an dieſem Umſchwung gehabt? Hat ihr das oben erwähnte Schreiben von Goltz zu einer entſcheidenden Einwirkung auf den König Anlaß gegeben? Was wir von Königin Luiſens Verhalten in dieſen heißen Wochen zuverläſſig wiſſen, ſpricht nicht dafür. Sie hatte bisher ſtrenge Zurückhaltung beobachtet, jede laute Parteinahme vermieden. Wie ihr Gemahl, vermochte ſie nicht recht an einen glücklichen Ausgang des öſterreichiſchen Krieges zu glauben, und ſie fürchtete, für die verderblichen Folgen einer Beteiligung Preußens mitverantwortlich gemacht zu werden. Die Erinnerung an 1806 und an die Schmähungen, deren Opfer ſie geweſen, ſchreckte ſie. „Ich weiß, was ich will, bekannte ſie ſchon am 1. April ihrem Bruder Georg, doch es kommt nichts mehr über meine Lippen, da mein Rat ſolche fürchterliche Folgen gehabt. Ich weiß zwar wohl, daß ich nicht der Sache den Ausſchlag gab, allein es wird mir doch vorgeſagt, als wäre es ſo.“ Das ſchloß nicht aus, daß Königin Luiſe in tiefer Erregung dem Gange der Ereigniſſe folgte, und daß alle ihre Sympathien Oeſterreich gehörten, deſſen Sache ihr auch die Sache Preußens ſchien. Sie las mit eifriger Teilnahme die öſterreichiſchen Aufrufe

Digitized by Google

und mit bitterem Schmerze dann die Nachrichten über die Niederlagen Erzherzog Karls; waren ihre Hoffnungen diesmal auch nicht ſehr hoch geflogen, ſo fühlte ſie ſich doch ſchwer erſchüttert: „Gott, Gott, ſoll denn alles was edel iſt untergehen“, ſchrieb ſie ihrem älteſten Sohne. Die Annäherung des Königs an Oeſterreich gab ihrem ſtürmiſch erregten Innern eine gewiſſe Ruhe; ſie begrüßte dieſe Wendung mit Genugtuung, wenn ſie ſich auch kein rechtes Herz dazu faſſen konnte. Sie wußte, daß das Schickſal Preußens, das Schickſal ihres Hauſes nun auf dem Spiele ſtehe, und ſie blieb auf alles Unglück gefaßt. Der Verſuchung, wie ſonſt wohl in Tagen der Angſt und Not, an Alexander zu ſchreiben, widerſtand ſie; aber die beiden Kaiſerinnen Maria und Eliſabeth bat ſie in rührenden Worten um ihre Verwendung. Wir bemerken hier wieder die innige Gemeinſchaft, die ſich zwiſchen Friedrich Wilhelm und Luiſe auch in politiſchen Fragen herausgebildet hatte. Mit denſelben Worten wie der König an den Kaiſer, ſchreibt die Königin an deſſen Mutter: „Der König wird vielleicht durch die Umſtände genötigt werden, das politiſche Syſtem des Kaiſers, Ihres Sohnes, für einige Zeit zu verlaſſen, ein Syſtem, an dem er noch mehr mit dem Herzen hing, das ſeinem erlauchten Freund ſo aufrichtig ergeben iſt. Die Geiſter ſind ſo erhitzt und die Aufregung und die Gärung ſind ſo groß, daß der König alles aufs Spiel ſetzt, wenn er nicht die Partei ergreift, an der die Nation mit Vorliebe und faſt mit Wahnſinn hängt. In einem ſolchen Falle wagt der König und wage auch ich von der wahren Freundſchaft des Kaiſers zu erwarten, daß er nichts gegen uns unternehmen wird, da wir ohnehin ſchon unglücklich genug ſind.“ Und an Kaiſerin Eliſabeth: „Denken Sie an mich, liebe Couſine! Ach, Sie denken an das unglücklichſte aller Weſen. Ueberall ſehe ich nur Unglück, Abgründe, Zerſtörung .... Der König iſt verloren durch die Unruhen in Weſtfalen und den Ausmarſch Schills. Wie ſoll Napoleon an ſeine Unſchuld glauben .... Vielleicht muß ſich der König von der Politik des Kaiſers trennen. Es wäre Napoleons größter, aber auch grauſamſter Triumph, wenn er dieſe Freundſchaft zerſtören könnte, die für die Ewigkeit gemacht war, denn ihre Grundlage war die Tugend und alles, was es im Menſchenherzen Erhabenes gibt.“ ...

Die innerſte Stimmung der Königin in dieſer ſchickſalsſchweren Zeit finden wir, wie immer, in ihrem Briefwechſel mit der Frau von Berg. Am 15. Mai ſchrieb ſie der Freundin: „Ich beeile mich, Ihnen heute zu ſchreiben, um Ihnen zu ſagen, daß ich ruhiger bin, als ich es ſeit mindeſtens drei Monaten war. Glauben Sie nicht, liebe Berg, daß ich infolge dieſer Ruhe mich in irgendwelchen Zukunftshoffnungen wiege, oder daß die Hoffnung durch ihren Zauber mir Ruhe gibt, nein, ich hoffe nichts mehr. Dies ſchwöre ich Ihnen! Aber ich bin ſicher, daß der König nach ſeinen jetzigen Entſchlüſſen immer groß, edel und achtungswürdig bei allen Wohlgeſinnten erſcheinen wird. Und da bleibt mir nichts zu

wünſchen übrig. Nie kann der Menſch für den Ausgang ſeiner Unternehmungen ſtehen, heute weniger als je. Wenn nur immer die Ehre gerettet wird, wenn nur die Entſchließungen, die man faßt, einen guten Zweck haben, ſo muß man im übrigen ſagen: Vogue la galère! Leidet man Schiffbruch, ſo wird man immer Menſchen und Nationen finden, die die Unglücklichen aufnehmen, die erhobenen Hauptes auf die allgemeine Achtung und auf eine großherzige Gaſtfreundſchaft Anſpruch machen können“... In demſelben Sinne und an demſelben Tage beantwortete die Königin jetzt den Brief des Grafen Goltz; ſie ſchrieb ihm: „Das Unglück, das auf der ganzen Welt laſtet, kann uns ſchließlich völlig erdrücken. Aber wenigſtens werden wir den Troſt haben, unſere Laufbahn mit Ehren zu enden. Und was kann man in Zeiten wie die unſrigen mehr verlangen?“

Der Königin hatte die Annäherung an Oeſterreich ihre Ruhe wiedergegeben; für den König kamen mit den Entſchlüſſen, die nicht aus ſeiner eigenſten Ueberzeugung hervorgegangen waren, nun erſt recht Tage der Schwankungen und der Beunruhigung. Schon am 20. Mai klagte Nagler „einigermaßen verzweifelt“ der Gräfin Voß wieder über „die ewige Unentſchloſſenheit“ ſeines Herrn. Alexander beantwortete die Mitteilung über den bevorſtehenden Syſtemwechſel mit einem bedeutſamen Schreiben, in welchem er in Worten voll tiefen politiſchen Ernſtes und doch mit herzlicher perſönlicher Teilnahme den Anſchluß an Oeſterreich widerriet. Zugleich mit dieſer ruſſiſchen Warnung kam die Nachricht von der unmittelbar bevorſtehenden Beſetzung Wiens durch die Franzoſen. Der König hätte vielleicht die ihm abgedrungenen kriegeriſchen Weiſungen nicht ungern zurückgenommen. Dem Grafen Goltz wenigſtens ſchärfte er eigenhändig jetzt „bei der Lage der Dinge in Oeſterreich ein kluges und vorſichtiges Benehmen“ ein. Auch der Sieg Erzherzog Karls bei Aſpern, den man am Hofe mit jubelnder Freude begrüßte, hob das Königspaar nicht aus ſeiner hoffnungsloſen Stimmung. Die Königin, auf die der Peſſimismus ihres Gemahls nicht ohne Einfluß blieb, meinte, Napoleons Genie werde den Mißerfolg ſchon wieder gut zu machen wiſſen; „Sie werden es ſehen,“ ſchrieb ſie der Kaiſerin Eliſabeth, „wir werden ſeine Sklaven ſein. Wie von meiner Exiſtenz bin ich davon überzeugt, daß, wenn Oeſterreich unterliegt, wir morgen entthront und hinweg dekretiert werden.“ Der König wurde durch den unfruchtbaren Sieg der Oeſterreicher nur in ſeiner Ueberzeugung von der ungeheuren perſönlichen Ueberlegenheit Napoleons beſtärkt. Wie gewöhnlich in ſolchen Kriſen, wo das Gefühl der Verantwortlichkeit mit erdrückender Wucht auf ihm laſtete, zeigte er ſich in düſterer Stimmung, in übelſter Laune. „Du weißt ja,“ ſchrieb Frau von Berg an ihre Tochter, „daß die üble Laune immer eine Folge der Unentſchloſſenheit iſt.... Ich begreife vollſtändig, daß die Königin und der Prinz von Oranien voll Hoffnung waren, denn der König hat das Talent,

Digitized by Google

alle Welt und vielleicht ſich ſelbſt über ſeine Empfindungen irre zu führen. Allein wenn der Augenblick zum Handeln kommt, offenbart ſich dann alles."

Die Mißſtimmung des Königs trat beſonders hervor gegenüber einem öſterreichiſchen Abgeſandten, dem Oberſten von Steigenteſch, der Mitte Juni in Königsberg erſchien, um über die Art der Mitwirkung Preußens gegen Frankreich zu verhandeln. Die Mitwirkung ſelbſt nahm man nach den Berichten des Prinzen von Oranien als geſichert an. Der König, dem er am 17. Juni den Zweck ſeiner Sendung erläutern wollte, unterbrach ihn unwillig: „ich weiß es ſchon, es ſoll vermutlich ſein, damit ich die Ehre habe, zugleich mit Oeſterreich zugrunde zu gehen." Einige Tage ſpäter, in der Abſchiedsaudienz, ſprach er zwar ſeine Hoffnung aus, „der guten Sache beiſtehen zu können" und vielleicht nicht allein, aber er wiederholte: „losbrechen" könne er erſt nach einem öſterreichiſchen Siege und nach Vollendung ſeiner Rüſtungen.

Am 17. Juni wurde Steigenteſch der Königin vorgeſtellt, die er „im Namen der guten Sache" bat, „ihren allvermögenden Einfluß" geltend zu machen. Aber auch die Königin betonte ganz im Sinne ihres Gemahls die Notwendigkeit, bei einem ſolchen Kampfe auf Leben und Tod erſt „die Mittel ſorgfältig zu prüfen"; ſchließlich brach doch ihre warme Teilnahme durch: „Vertrauen Sie mir, wenn Sie auch ſonſt kein großes Vertrauen in unſeren feſten und ſchnellen Entſchlüſſen haben ſollten, denn es iſt ja unſer aller Sache, und bedenken Sie, daß ich Mutter von Kindern bin, denen der König ſuchen muß, ihr Eigentum und das Erbe ihrer Väter zu erhalten." Die Königin konnte ihre Rührung nicht länger beherrſchen, Tränen füllten ihre Augen und ſie entließ den Oberſten raſch durch eine Verbeugung. Steigenteſch fügt zu dieſer Erzählung die Bemerkung hinzu: „Auch ſolche Augenblicke, die der König, wie man ſagt, oft erlebt, ſcheinen auf ihn, obwohl er mehr Hausvater als König iſt, nicht mehr zu wirken, da ſein beſſeres Gefühl dem Drückenden der Aengſtlichkeit untergeordnet iſt." Am nächſten Tage hatte der Oberſt ſeine Abſchiedsaudienz bei der Königin, die ihn mit den Worten entließ: „Nur ein Sieg von Ihrer Seite, und alle Hinderniſſe ſind auch in Königsberg beſiegt."

Unter knappen Tagebuchbemerkungen aus dem Sommer 1809 hat Königin Luiſe neben der Nachricht von der Schlacht bei Aſpern notiert: „Le 17 je fis la connaissance du colonel Steigentesch." Es war der einzige Anlaß, bei dem ſie politiſch hervortrat; an den Schwankungen der preußiſchen Politik hatte ſie, treu ihrem von Anfang an gefaßten Vorſatz, ſonſt keinen Anteil. Ein Ereignis in ihrem Eigenleben nahm ſie deſto ſtärker in Anſpruch.

Längſt hatte Luiſe ſich nach Bruder Georg geſehnt, den ſie ſeit September 1806 nicht mehr geſehen und der von den Geſchwiſtern ihrem Herzen doch am nächſten ſtand. Am

Digitized by Google

6. Juni kam der Bruder endlich an, und mit ihm kam der Zauber jener innigen Geſchwiſterliebe und jener holden Schwärmerei, der Luiſens Leben ſolange verklärt hatte. Vergeſſen wir mit den glücklichen Geſchwiſtern, daß in eben dieſer Zeit an der Donau um Deutſchlands Schickſal gekämpft wird, und hören wir aus Georgs Munde die Erzählung des Wiederſehens von Bruder und Schweſter — ein Gefühlsidyll in waffenklirrenden Tagen.

Georg ſchrieb am 20. Juni an Schweſter Charlotte nach Hildburghauſen: „Ich gehe gleich zu dem über, wovon zu hören Dein Herz gewiß ſchon lange mit Ungeduld ſchlug, ſeit Du dieſes Blatt in Händen hältſt — zu unſerem Engel, zu dieſem Engel, der es mehr iſt, als je! Ach, hätteſt Du dieſes Wiederſehen ſehen können! Sie wußte Tag und Zeit meiner Ankunft und war mir daher mit dem guten Könige und der Truchſeß bis zu einem Garten entgegengefahren, der hart an der Landſtraße liegt. Ich wußte davon nichts, denke Dir alſo den Eindruck, als ich Luiſens Geſtalt von ferne erblickte!!! Wir waren noch ſo weit, daß ich es mir nicht einzugeſtehen wagte, ſie ſei es wirklich, welches noch dadurch vermehrt ward, daß ſie, gleichfalls wähnend, ich könne ſie noch nicht ſehen, auch nicht winkte. Aber mein Herz — o mein ahnendes Herz ſagte es mir, denn es wollte ſpringen. Die Folge dieſes namenloſen Dranges der Gefühle, wo immer höchſte Freude mit höchſter Furcht ihrer Vereitelung abwechſelte, kannſt Du Dir denken. Ich ſaß *ſtarrend* und *ſprachlos*, die beiden Hände auf die Portiere geklemmt, in den Augen allein meine ganze Seele. Endlich (o nie werde ich den Moment vergeſſen) ſprang ein Bedienter hervor, dem Poſtillon zu winken .... Die bekannte Livree, das Winken, ein Schrei und zum Wagen heraus, und Gott, Gott, ſo bin ich noch nie geflogen. Der gute König erreichte mich zuerſt, und nun, nun lag ich wieder an dem Engelsherzen, um deſſen Leiden ich beinahe ſelbſt hinübergegangen wäre, fühlte wirklich wieder deſſen Schlagen an dem meinen nach beinahe dreijähriger Trennung. O Lotte, Lotte, welche Engelszungen könnten dieſen Moment ſchildern? und doch, wo iſt das Weſen, das ihm beſſer ganz nachempfände als Du? Worte hatten wir nicht, aber Tränen. Gottlob, ich ſage nochmal Gottlob, denn was wäre aus mir geworden, wenn die wohltätige Natur nicht auch mich dieſes im höchſten Leide wie in höchſter Freude gleich unſchätzbaren Geſchenks hätte teilhaftig werden laſſen? Bei dem Engel waren es indes nur milde Tautropfen, recht einer Verklärten ähnlich; denn wahrlich, wenn Du mich fragſt: „Wie iſt unſere Luiſe?“ ſo kann ich nur ſagen: „Eine Verklärte, und nach ſolchen Leiden, bei ſolchem Bewußtſein und bei dieſer ſo ganz einfachen, reinen, hohen Natur konnte es auch nicht anders kommen. O könnteſt Du ſie ſehen, ſchöner wie je, und ihr Ausdruck der volle Abglanz ihrer Seele. Ich habe nie nichts Rührenderes, und ich kann wohl ſagen, nichts *Herrlicheres* geſehen“.... Die Königin in ihrem frommen

Digitized by Google

Sinne erblickte in dem Wiederſehen mit dem geliebten Bruder eine Gnade des Himmels, „ein ſichtbares Zeichen, daß Gott ſie liebe und beſchütze."

Prinz Georg bezog eine Wohnung auf den „Huben", wohin das Königspaar kurz vor ſeiner Ankunft übergeſiedelt war. Der Adjutant des Prinzen, Schmalenſee, fand das königliche Landhäuschen „ſo beengt, daß es kaum einem genügſamen Privatmann hinreichen dürfte." Aber die Geſchwiſter, in täglichem traulichem Umgang miteinander, lebten dort glückliche Tage, die Gegenwart fernhaltend, in die Vergangenheit flüchtend, in Erinnerungen, wie Luiſe dem Vater ſchrieb, „an ihre glückliche Kindheit und Jugend." Zuweilen fuhren ſie nach Königsberg ins Theater, wo die Berliner Tragödin Bethmann als Emilia Galotti große Erfolge hatte. Einmal beſuchten ſie den Dom und beſichtigten die Gruft der Hochmeiſter und der preußiſchen Herzöge; Königin Luiſe faßte dabei ein beſonderes Intereſſe für den erſten Herzog, den Hohenzoller Albrecht, wie ſie auch den alten Wahlſpruch der Ordensritter „Recht, Glaube, Liebe" ſich auf ein Petſchaft ſtechen ließ. Auf den Huben war außer Prinzeſſin Marianne und Prinzeſſin Luiſe Radziwill namentlich Huſeland ein häufiger und willkommener Gaſt, nur der Gräfin Voß unbequem, da bei ſeiner Anweſenheit die Unterhaltung ſich den höchſten Fragen des menſchlichen Daſeins zuzuwenden pflegte.

Zwei Wochen etwa genoſſen die Geſchwiſter das langentbehrte Glück innigen Zuſammenlebens. Dann, gleich nach der Abſchiedsaudienz von Steigentesch, erkrankte die Königin an einem Fieber, das ſie mit kurzen Unterbrechungen bis Ende Juli an das Krankenbett feſſelte. Inzwiſchen glitten die Weltereigniſſe an ihr vorüber, ohne daß ſie tiefer davon berührt wurde. Die preußiſchen Rüſtungen gingen bei dem großen Mangel an Hülfsquellen langſam vorwärts, die Verhandlungen mit Oeſterreich kamen nicht zum Abſchluß; der König blieb dabei, erſt einen Sieg über Napoleon abwarten zu wollen. Aber am 5. und 6. Juli wurde Erzherzog Karl bei Wagram geſchlagen, und mußte eine Waffenruhe erbitten, der ſein Rücktritt bald folgte. Friedensverhandlungen wurden eingeleitet. In Königsberg — der Königin wurde der Waffenſtillſtand anfangs verheimlicht — geriet man in große Aufregung. Der König zwar triumphierte; alle ſeine ungünſtigen Vorherſagungen ſchienen ſich zu erfüllen. Allein er konnte ſich der Gefahr der Lage für Preußen doch nicht verſchließen. Ein plötzlicher Frieden zwiſchen Oeſterreich und Frankreich ſchien bedenklicher noch als die Fortſetzung des Krieges. Wohl zeigte Napoleon, der es nach den Worten ſeines Miniſters für unnötig hielt, „ſich in Preußen einen Feind mehr zu ſchaffen", überraſchende Nachſicht, ſelbſt gegenüber der Einſtellung der Kontributionszahlung. Um ſo ſtärker aber fürchtete man ſeine Rache nach dem Friedensſchluß. Dazu kamen Nachrichten über Umtriebe der Polen zur Wiederherſtellung ihres ehemaligen Reiches bis an die Oſtſee unter Davout als König, Beſorgniſſe

Digitized by Google

vor Abſichten Sachſens auf Schleſien, Jeromes auf Berlin und die Oderlinie. Anderſeits fehlte es auch nicht an Meldungen, welche die Bedeutung des napoleoniſchen Sieges in Zweifel zogen und die ungebrochene Widerſtandskraft Oeſterreichs rühmten. Unter dieſen Eindrücken ließ ſich der König widerſtrebend dazu beſtimmen, den Oberſtleutnant von Kneſebeck in das öſterreichiſche Hauptquartier zu ſenden, hauptſächlich um den Stand der Verhandlungen zwiſchen Oeſterreich und Frankreich zu erforſchen, aber auch mit der Ermächtigung, bei etwaiger Fortſetzung des Krieges „die volle Kooperation Preußens“ vom 1. September ab vertragsmäßig zu verſprechen (24. Juli). An demſelben Tage wurde auch Schöler nach Petersburg mit einem Schreiben an Alexander zurückgeſandt, in welchem der Kaiſer noch einmal zum Anſchluß an Oeſterreich dringend aufgefordert wurde.

Allen dieſen Begebenheiten blieb die Königin fern; nur ein einziges politiſches Lebenszeichen iſt aus dieſer Zeit von ihr erhalten.

Kurz vor ſeiner Abreiſe von Königsberg hatte Schöler einen Brief an Nagler gerichtet, in dem er ſich über die Charaktere Kaiſer Alexanders und Friedrich Wilhelms äußerte. Er fand bei beiden Monarchen einen Mangel an königlichem Ehrgeiz, „an dem innigen, im perſönlichen Gefühl begründeten Intereſſe“ an dem Herrſcherberufe, ja, wie er aus ihrem eigenen Munde gehört haben wollte, „eine wirkliche Abneigung“ gegen dieſen Beruf. Der König habe ihm „mit dürren Worten“ geſagt, „daß er es noch für beſſer halte, über den kleinſten Reſt ſeiner Staaten zu regieren als ganz aufzuhören.“ Alexander aber kenne dieſe Geſinnung des Königs ſehr genau und beruhige ſich infolgedeſſen dabei, „Preußen nur fortexiſtieren zu ſehen, anſtatt dahin zu ſtreben, es auf ſeine vorige Größe, oder doch ihr ſo nahe als möglich zu heben.“ Und als hätte Schöler jene Aufzeichnung des Königs vom 12. April geleſen, deren wir oben gedachten (S. 311), ſo verteidigt er zugleich das preußiſche Volk gegen „die ungerechten Beſchwerden“ ſeines Königs; „die Nation,“ ſchreibt er, „liebt den König, ſie und alle Staatsdiener würden ihre Pflichten vollſtändig erfüllen, wenn ſie gehörig angeleitet würden, und daß dies geſchehe, iſt wieder eine Pflicht des Regenten.“

Königin Luiſe hat dies Schriftſtück geleſen und die bemerkenswerten Worte darunter geſchrieben: „Ein höchſt trauriger Brief, der mich zum tiefſten Nachdenken gebracht.“

In dieſen ſchlimmen Tagen, wo Luiſens zarter Körper unter dem Druck innerer und äußerer Leiden faſt ſchon erlag, hat ſich ihr Herz mit um ſo tieferer Inbrunſt im frommen Glauben zu Gott erhoben. Wie ſie demutsvoll, in kindlichem Vertrauen, ſich in Gottes Vaterhand hingab, erweckte immer wieder die Bewunderung ihrer Umgebung. „Sie iſt ein Engel, Reſignation und Religion laſſen ſie alles ertragen“, ſchreibt Gräfin Voß am 24. Juli. Die Eindrücke, die Luiſe zwei Jahre früher im Umgang mit der ſchwärmeriſch frommen

Juliane von Krüdener erhalten, der Verkehr mit Borowski und anderen Geiſtlichen Königsbergs, die Geſpräche mit Hufeland, und dazu der Blick auf die Weltbegebenheiten, das ohnmächtige Ringen der Völker gegen den Einen, die „Gottesgeißel“, in dem ſie doch nicht umhin konnte ein Werkzeug der Vorſehung zu erblicken, wirkten zuſammen zu dieſer Steigerung ihres religiöſen Empfindens. Wie dem frommen Glauben die irdiſche Welt nur als Vorbereitung auf das Jenſeits erſcheint, ſo ſah Luiſe in allen ihren Leiden nur Prüfungen, und ihre ſchmerzensreiche Gegenwart ſchien ihr immer nur Vorbereitung für eine zukünftige höhere Daſeinsſtufe. Der Kaiſerin Maria ſchrieb ſie kurz vor ihrer Erkrankung (franzöſiſch): „Sie wünſchen, ich ſoll Ihnen ſagen, was in meinem Innern vorgeht. Ach, liebe Schweſter, Sie wiſſen nicht, was Sie verlangen, oder Sie haben Luſt, traurige und ſchwermutsvolle Augenblicke zu erleben. . . . Wir werden zugrunde gehen, alles verlieren und meine Kinder keine Zukunft haben! Das iſt es, was in meinem Innern vorgeht. Religion und Gebet geben mir die Kraft, den Gedanken an dieſe Zukunft zu ertragen, und Gott wird mich im entſcheidenden Augenblick nicht verlaſſen.“ Und dann deutſch fortfahrend: „Ich ſtehe in ſeiner Hand; es fällt kein Haar von meinem Haupt, er weiß es. Er wird mich ſtärken, daß ich ohne Murren als ſein Kind, als eine wahre Chriſtin mich finde in ſeine Ratſchlüſſe. So liegt mein Herz offen vor Ihnen wie vor Gott, täglich bitte ich um die nötige Kraft, ſeine Ratſchlüſſe zu ertragen. Alles was er tut, tut er zum Wohle der Völker, wie der einzelnen, und darum ſage ich: Nicht wie ich will, ſondern wie du willſt. Des Herren Name ſei gelobt auf ewig. Amen.“ Und zu Frau von Berg am Ende ihrer Krankheit: „Manchmahl droht der Verſtandt ſtille zu ſtehen. Doch einen Moment Ueberlegung, und alles hat wieder ſeinen angewieſenen Platz in der Welt, die Gottes Vorſehung lenkt. Das Auge empor gehoben, die Seufzer zum Himmel geſchickt, ein Gebet um neue Stärke, ſo gehet es gewiß, denn Gott verläßt nicht die, die ihn lieben und vertrauen.“

Aus Luiſens unerſchöpflich reichem und in allen Schickſalsſtürmen unwandelbarem Herzen quoll ihr kindlich frommer Glaube, quoll auch ihre menſchenfreundliche Güte, die ſich ſelbſt in dieſen leidensſchweren Tagen nicht verleugnete.

Anfang Juni hatte Luiſe von ihrer Schweſter Thereſe einen Brief von Fräulein von Gélieu erhalten, die durch unregelmäßige Zahlung ihrer Penſion in Verlegenheit geraten war. Augenblicklich, noch am ſelbigen Tage, ließ die Königin durch einen Frankfurter Bankier die nötigen Gelder anweiſen, und am nächſten Tage bat ſie in rührenden Worten ihre alte Erzieherin um Entſchuldigung: wohl habe ihr Bankier in Berlin ſtrenge Weiſung zu regelmäßiger Zahlung gehabt, aber ſie hätte ſich auch darum kümmern ſollen, ob man ihre Befehle ausführe. „Welche Abſcheulichkeit, Ihnen das Notwendige fehlen zu laſſen,

Digitized by Google

Die Königliche Familie im Park von Charlottenburg um 1805

Gestochen von F. W. Meyer nach Dähling

Von links nach rechts: Vorn sitzend Prinz Wilhelm und Prinzessin Charlotte, dahinter stehend Kronprinz Friedrich Wilhelm, Prinzessin Alexandrine, Prinz Karl, Friedrich Wilhelm III., Prinz Wilhelm d. Ae., Königin Luise, Prinz Heinrich, Prinzessin Marianne

Ihnen, die Sie Ihre ſchönſten Jahre dazu verwandt haben, mein Herz zu bilden, damit mir nicht im Glück und nicht im Unglück das koſtbarſte Gut fehle, ein reines Gewiſſen und die Ruhe, die daraus folgt .... Ich bitte Sie Millionen Mal um Vergebung, ich bin doppelt traurig, denn ich verſichere Sie, teure Freundin, es iſt unmöglich, aufrichtiger alles anzuerkennen, was ich Ihnen ſchulde, was Sie für mich getan haben, Sie mehr zu lieben, mit mehr Zärtlichkeit zu achten, als ich es tue und bis zu meiner letzten Stunde tun werde." Ebenſo ſandte die Königin Ende Juli der Frau von Kleiſt 50 Dukaten für die Erziehung ihres Sohnes Adolf, des ſpäteren Obertribunalspräſidenten, und fügte hinzu: „Von Ihrer Freundſchaft erwarte ich, daß Sie mir ſagen werden, ob Sie in einem halben Jahre ebenſoviel brauchen, oder alle vier Monat. Dieſe außergewöhnlichen Zeiten geben Rechte, welche in ruhigen Tagen nicht angebracht wären. Sie ſind in einer bedrängten Lage, der Sturm hat alle ſchönen Hoffnungen zerſtört und von allen Häuptern den Ueberfluß vertrieben. Nur das Gute des Herzens und der Seele iſt uns geblieben, das Gute in uns. Pflicht aller Rechtſchaffenen iſt es, dieſen Keim ſoviel als möglich zu entwickeln, zu pflegen, wo man ihn findet. Das iſt mein höchſter Beruf als Mutter und als Königin des Landes, dem ich ſo ganz angehöre. Erblicken Sie in dieſem Anerbieten nur das Bedürfnis meines Herzens, die große Schuld zu tilgen, die ich gegen die ganze Menſchheit habe."

Erſt Anfang Auguſt erholte ſich die Königin ſo weit, um an dem Leben ihrer Umgebung wieder teilnehmen zu können. Sie zeigte ſich in froher Laune bei der Geburtstagsfeier ihres Gemahls (3. Auguſt) in Medenau bei Königsberg, wo ſie ſich in anhaltendem Regenwetter eine Erkältung zuzog, die den König ſchwer beunruhigte, ſowie bei dem Feſte, das am 12. Auguſt zum Geburtstag ihres Bruders Georg in dem Schloſſe der Dönhoffs, in Friedrichſtein, gegeben wurde. Sie beſuchte die Konzerte des Prinzen Radziwill, Himmels und Zelters, des bekannten Goethefreundes und Profeſſors an der Berliner Kunſtakademie, der damals in Königsberg ſich aufhielt; ſie fuhr mehrmals zu den Manövern, welche die in Feldlagern zuſammengezogenen Truppen bei Königsberg ausführten. Innerlich litt ſie dabei nach wie vor an dem Untergang ihrer verſchwiegenen Wünſche und Hoffnungen. „Das iſt ein Jahr, ein Sommer, eine Zeit," ſchreibt ſie am 8. Auguſt der Frau von Berg, „eine Schwangerſchaft, die werde ich Zeit meines Lebens nicht vergeſſen. Zehn Tage ſah' ich George geſund und acht Wochen bin ich nun krank! — Und welche Begebenheiten! — Und welche bangen Erwartungen! ... George iſt öfters mein Troſt, doch für alle Wunden gibt es keine Heilung, nur Faſſung, Stärke können wir dem fürchterlichen Schickſal entgegenſtellen .... Wir lachen nicht oft, G(eorge) und ich, wir leſen auch nicht." Sie ſpricht dann von der Abſicht, mit dem Bruder Pillau zu beſuchen, dabei denkt

ſie an Berlin und an die Mark, und die Tiefe und Innigkeit ihres Heimatgefühls äußert ſich in den rührend ſehnſüchtigen Worten: „Ging ich nur nach Berlin, dahin, dahin möcht ich jetzt gleich ziehen; es iſt wirklich ein Heimweh, was mich dahin ziehet. Und mein Charlottenburg! Und alles mein, ſogar mein lieber tiefer Sand den lieb' ich."

Nach dreimonatlichem Aufenthalt, am 6. September, verließ Erbprinz Georg Königsberg. Der Abſchied von dem Bruder erregte bei der kaum geneſenen Königin einen Fieberrückfall mit Bruſtkrämpfen, ſo daß ſie auf Verlangen Hufelands ſchleunigſt von den Huben in das Königsberger Schloß gebracht werden mußte. Gegen Ende September kam zur großen Freude Luiſens Schweſter Friederike zu Beſuch. Das Wiederſehen mit der Schweſter war kaum weniger gefühlsbewegt als vorher mit dem Bruder. „Denken Sie ſich", ſchreibt Friederike dem Vater, „mein Glück, meine Ueberraſchung, als ich den Engel erblicke, ja den Engel in jedem Betracht, ſowohl am Geiſt als am Körper." Sie fand die Königin „in jeder Tugend feſter und erhöhter, ein wahres Muſter für alle Frauenwelt."

Wenige Tage nach Ankunft der Schweſter, 4. Oktober, genas Luiſe ihres zehnten Kindes, eines Prinzen, der in der Taufe am 8. November, in Erinnerung an den erſten Herzog Preußens, den Namen Albrecht erhielt. Die Königin war ſchwächer und kränkelte länger als nach ihren früheren Entbindungen; erſt im Laufe des November, unter der ſtrengen Aufſicht Hufelands und der liebevollen Pflege Friederikens, geſundete ſie allmählich, wozu die Wendung der Weltlage zum Frieden und die Ausſicht auf baldige Rückkehr nach Berlin weſentlich beitrugen.

Die Verhandlungen Knesebecks mit den Oeſterreichern, nur von dem kriegsluſtigen preußiſchen Abgeſandten eifrig gefördert, blieben ergebnislos, während der Friedensſchluß zwiſchen Oeſterreich und Frankreich immer wahrſcheinlicher wurde. Aber in Tirol erhob ſich, trotz des Waffenſtillſtandes und trotz des Abzugs der öſterreichiſchen Truppen, das Volk zum dritten Male: am Napoleonstage, 15. Auguſt, zog der Sandwirt von Paſſeyer, Andreas Hofer, nochmals ſiegreich in Innsbruck ein. Königin Luiſe war begeiſtert und hingeriſſen. „Auf den Bergen iſt die Freiheit", ſchrieb ſie ihrer Freundin, „klingt dieſe Stelle, die ich jetzt erſt verſtehe, nicht wie eine Prophezeiung, wenn Sie auf das Hochgebirge blicken, das ſich auf den Ruf ſeines Hofer erhoben hat? Welch ein Mann, dieſer Andreas Hofer, ein Bauer wird ein Feldherr, und was für einer! Seine Waffe — Gebet; ſein Bundesgenoſſe — Gott." Der König, der längſt bereute, im Mai und Juli ſeinen Ratgebern zu viel nachgegeben zu haben, war höchſt verdrießlich über den Gang der Dinge. Er zweifelte nicht an der baldigen Verſtändigung zwiſchen Oeſterreich und Frankreich und wünſchte ſchon Anfang September einen Annäherungsverſuch an Napoleon, etwa durch die

Digitized by Google

Sendung eines ſeiner Adjutanten mit einem eigenhändigen Schreiben. Aber erſt nachdem der Miniſter des Auswärtigen, Graf Goltz, am 6. Oktober von Berlin in Königsberg eingetroffen war, vollzog ſich ein Umſchwung der preußiſchen Politik im franzoſenfreundlichen Sinne, zweifellos unter unmittelbarem Impuls des Königs. Graf Goltz gab ſeinen Widerſpruch gegen eine Sendung an Napoleon auf, der König willigte in die baldige Ueberſiedelung nach Berlin. Am 18. Oktober wurde Oberſt Kruſemarck an Napoleon mit einem Glückwunſchſchreiben des Königs abgeſandt, das nach einer ſtarken Schilderung der völligen Erſchöpfung Preußens um Erleichterungen in der Kontributionszahlung bat. Kurz nach Kruſemarcks Abreiſe von Königsberg kam die Nachricht von dem am 14. Oktober erfolgten Abſchluß des Friedens zwiſchen Frankreich und Oeſterreich.

In Fontainebleau, am 5. November, hatte Kruſemarck Audienz bei Napoleon. Nahm der Kaiſer noch Rückſicht auf die Freundſchaft Alexanders für Preußen? Wohl überhäufte er den Abgeſandten mit Klagen und Beſchwerden über die Unzuverläſſigkeit der preußiſchen Politik, wohl ſchmähte er immer und immer wieder Schill, den „Briganten und Dieb“, aber er erklärte: er werde darum Preußen nicht bekriegen und auch keine Landabtretung verlangen. Nur in der Frage der Kontributionen blieb er unerbittlich. Von dem König ſprach er im ganzen mit Mäßigung, doch forderte er unter Drohungen deſſen Rückkehr nach Berlin. Von der Königin verſicherte er, er liebe und achte ſie, und ſprach ſeine Verwunderung aus, daß ſie die Dinge nicht beſſer zu leiten gewußt habe, denn ſie beſitze viel Geiſt und wäre ſie früher nach Tilſit gekommen, bevor alles ſchon abgemacht war, ſo würde er ſich wohl mit ihr verſtändigt haben. Am nächſten Tage erhielt Kruſemarck ein Antwortſchreiben Napoleons, das in durchaus freundlichem Tone gehalten war.

Bereits 14 Tage nach dieſer Unterredung war Kruſemarck wieder in Königsberg, wo er dem König und der Königin Bericht erſtattete. Man atmete erleichtert auf, eine unmittelbare Gefahr ſchien nicht mehr zu fürchten. Die Abreiſe nach Berlin konnte nun endgültig auf Mitte Dezember feſtgeſetzt werden.

Königin Luiſens Freude bei dem Gedanken an Berlin war unausſprechlich: „es wird einem ganz elend vor Seligkeit, wenn man daran denkt,“ ſchrieb ſie dem Bruder. Sie fühlte ſich wohler und glücklicher als ſeit langem: die Vermehrung ihrer geliebten Kinderſchar durch den kleinen Albrecht, die blühende Entwicklung ihres Lieblings Luiſe, die Anweſenheit Schweſter Friederikens und des Bruders, Prinz Karl, den der König wieder in die preußiſche Armee aufgenommen hatte, alles das ſchien ihr Urſache genug, „Gott mit kindlichem Herzen und mit kindlicher Freude zu danken.“ Sie nahm auch wieder einen gewiſſen Anteil an der Politik, indem ſie von Kneſebecks Berichten aus Oeſterreich einzelne

21*

vom König beſonders bemerkte Stellen abſchrieb. Und nun die Rückkehr nach Berlin! „An zwei Momente“, ſchrieb ſie, „kann ich nicht denken ohne Tränen: wenn ich zum erſten Male die Türme von Berlin erblicke, und wenn der Wagen von der Brücke links biegt und ich fühle, wie wir die Rampe des Palais hinauffahren.“

Ehe die Abreiſe aber angetreten werden konnte, war noch eine Angelegenheit zu ordnen, die der Königin unausgeſetzt ſchwere Sorgen bereitete.

Schon in Petersburg hatte Königin Luiſe den Erziehungsfragen eine beſondere Aufmerkſamkeit gewidmet, mit der Kaiſerin darüber geſprochen und deren großartiges Fräuleinſtift beſichtigt. In Königsberg, im März, las ſie dann das neue Evangelium der religiös-ſittlichen Erziehung auf der Grundlage der Familie, „Lienhard und Gertrud“ von Peſtalozzi. Die Lehre: „daß bei Reichen und Armen das Herz in Ordnung ſein müſſe, wenn ſie glücklich ſein ſollen“, die Forderung: „daß die ſittliche Erneuerung nicht als Befehl oder Geſchenk von außen kommen, ſondern als ein innerliches Erleben ſich vollziehen müſſe“ — was hätte Luiſens innerſten Empfindungen mehr entſprechen können? „Es iſt mir wohl in dieſem Schweizer Dorfe“, ſchrieb ſie über Lienhard und Gertrud. „Wäre ich mein eigener Herr, ſo ſetzte ich mich in meinen Wagen und rollte zu Peſtalozzi in die Schweiz, um dem edlen Mann mit Tränen in den Augen und mit einem Händedruck zu danken. Wie gut meint er es mit der Menſchheit. Ja, in der Menſchheit Namen danke ich ihm!“ Sie bewies lebhaftes Intereſſe für die Peſtalozziſche Methode, für die auch Wilhelm von Humboldt als Chef der Unterrichtsverwaltung damals wirkte und zu deren Einführung ein Schüler Peſtalozzis, Karl Auguſt Zeller, nach Königsberg berufen wurde. Sie ließ dieſen öfter zu ſich kommen, um Erziehungsgrundſätze mit ihm zu erörtern, und beſuchte Anfang Dezember das von ihm errichtete Normalinſtitut. „Ich feierte einen ſchönen Gottesdienſt in Ihrer Anſtalt“, ſchrieb ſie ihm bald darauf. „Ich liebte Gott in den Menſchen, wie noch nie, und fühlte ſeine Nähe, und ſein Geiſt war mitten unter uns.“

In Peſtalozzis Geiſt und zugleich nach ihrem eigenen frommen Sinne ſuchte Luiſe auch die Erziehung ihrer eigenen Kinder zu leiten. In einem bemerkenswerten Schreiben an ihren Vater hat ſie, wenn wir ſo ſagen dürfen, ein Programm dafür aufgeſtellt und zugleich ihre Hoffnung auf Erfolg ausgeſprochen. Sie ſchreibt über ihre Kinder: „Ich habe den heiligen Glauben an Gott, den ihnen die Natur gab, gelehrt; ich habe ihnen gezeigt, wie unſer ſittliches Gefühl uns eine neue Welt, die Ewigkeit, die Seligkeit eröffnet; ich habe ihr Leben für die Tugend begeiſtert. Unbekümmert um die Folgen für ſie ſelbſt, für ihr Glück, für ihr Fortkommen lehrt' ich ſie nur dieſen Glauben an Gott, an die Ewigkeit, an ſich ſelbſt feſthalten. Nein, mein Vater, ich darf nicht fürchten, daß eins von meinen

Digitized by Google

Kindern ſeine Beſtimmung verfehlen wird. Sie können arm, verachtet, verfolgt, verſpottet werden, aber nie unglücklich, nie laſterhaft; ſie können vielleicht vor Menſchen zittern müſſen, aber nie vor ſich ſelbſt, vor dem Tode oder vor Gott; ſie können vielleicht den Glauben an die Freundſchaft verlieren — o Gott behüte ſie davor! — aber nie werden ſie aufhören die Menſchen zu lieben und ihnen wohlzutun, weil das ihre Pflicht iſt. Dieſes Leben kann für ſie eine finſtere Mitternacht voll Seufzer und Jammers werden; aber der Strahl der Ewigkeit, der das feſte Herz mit der zweifelnden Vernunft vereinigt, wird nie verlöſchen." . . .

Wie ſchwierig es aber für die Königin war, ihre guten Abſichten auszuführen, zeigt wieder die Frage der Erziehung des Kronprinzen.

Im März 1809 war General Diericke zum Obergouverneur der königlichen Prinzen ernannt worden, einige Wochen ſpäter Major Gaudi zum beſonderen Gouverneur des Kronprinzen. Den Unterricht leitete nach wie vor Delbrück. Ancillon, der um Entſcheidung über ſeine Stellung bat, wurde auf die Rückkehr nach Berlin vertröſtet. Die Beziehungen Delbrücks zu den beiden Offizieren geſtalteten ſich nicht erfreulich, es kam zu allerhand Reibungen. Für die Hauptſache, die Erziehung des Kronprinzen, war, wie ſich bald herausſtellte, wenig gewonnen. Bei verſchiedenen Anläſſen, namentlich im Laufe des Auguſtmonats, trat des Kronprinzen zügelloſe Unart ſo ſchroff hervor, daß die Königin einen gründlichen Wandel für unerläßlich hielt. Auch ſie wünſchte, wie Delbrück längſt, eine Abſonderung von dem Hofe, namentlich von den jüngeren Geſchwiſtern. Gaudi, deſſen Gutachten ſie einforderte, erkannte Delbrücks Verdienſte um „die Reinheit und Sittlichkeit" ſeines Zöglings lebhaft an, erklärte aber einen beſonderen „Inſtituteur" nicht mehr für notwendig und verlangte für den Kronprinzen eine ausſchließlich militäriſche Ausbildung. Bei dieſem Widerſtreit der Anſichten wurde, wie gewöhnlich, kein Entſchluß gefaßt, bis die nahe Ueberſiedelung nach Berlin einen weiteren Aufſchub unmöglich machte. Auch Diericke drängte auf endliche Entſcheidung. So verfügte der König am 3. Dezember, daß Delbrück „mit Dankbarkeit und vorzüglicher Zufriedenheit" entlaſſen werde und dem Kronprinzen nicht nach Berlin folge. Die Königin ſelbſt dankte Delbrück hauptſächlich für das, was ihr das wichtigſte war: daß er immer bemüht geweſen ſei, „Tugend und Religion in das zarte Herz ihres geliebten Kindes als Grund ſeines ganzen Seins früh einzugraben."

Den Kronprinzen aber erſchütterte der Gedanke an die drohende Trennung von Delbrück ſo leidenſchaftlich, daß er erkrankte. Er hatte manche heftige Szene mit ſeinem Erzieher gehabt; jetzt bat er in bewegenden Worten den Vater, wenn er wieder geſunden ſolle, ihn nicht von ſeinem „einzigen Delbrück" zu trennen, wenigſtens zu geſtatten, daß ſein Erzieher ihn bis Berlin begleite. Er könne ohne Delbrück nicht glücklich ſein. Der Vater, unter

Digitized by Google

gutem und wohlmeinendem Zureden, antwortete ablehnend, daß „in der von ihm getroffenen Verfügung keine Abänderung ſtattfinden könne.“ Die Königin fügte einige freundliche Zeilen hinzu, in denen ſie ihren Sohn auf das Beiſpiel ſeines Vetters Prinz Friedrich verwies, der ſich gehorſam von ſeinem Erzieher Reimann trenne. Allein der Kronprinz beruhigte ſich nicht, er blieb krank im Bett, weinte und ſchrie, ſo daß die Aerzte bedenklich wurden, und der König ſchließlich die Mitreiſe Delbrücks nach Berlin geſtatten mußte.

Am 15. Dezember endlich, nach einer Reihe von Abſchiedsfeſtlichkeiten, verließen Friedrich Wilhelm und Luiſe Königsberg, wo ſie zwei Jahre in Sorgen und Leiden verlebt hatten. Unterwegs in Stargard, am 21. Dezember, trafen ſie den tapferen Verteidiger Kolbergs, den alten Joachim Nettelbeck, deſſen Anſprache den König zu Tränen rührte. Die Königin ſtreichelte dem Gemahl dabei leiſe die Wangen und weinte gleichfalls. Nettelbeck ſprach das Volksempfinden aus, indem er bei dieſem Anblick rief: „Gott erhalte Sie, meine gute Königin, zum Troſte meines Königs, denn ohne Sie wäre er ſchon vergangen in ſeinem Unglück.“

Am 23. Dezember, einem prachtvollen Winterſonnentage, zogen ſie in Berlin ein, der König zu Pferde, die Königin in dem von der Stadt geſchenkten, mit lila Samt ausgeſchlagenen Wagen, in einem altdeutſchen hermelinbeſetzten Kleide von dunkelblauem Samt. Unermeßliche Menſchenmaſſen begrüßten das Königspaar, unbeſchreiblich war der Jubel. Im Schloſſe, halb ohnmächtig vor Erregung, ſank Luiſe ihrem alten Vater, der aus Neuſtrelitz herbeigeeilt war, in die Arme. Gedachte ſie ihrer Einholung als Braut, faſt auf den Tag 17 Jahre zuvor? Der Frau von Krüdener ſchrieb ſie: „Ich hatte nur einen klaren Gedanken: wie ſüß iſt es, ſo geliebt zu werden!“

Den ſchönſten Ausdruck aber für die Stimmung in Berlin gibt ein Wort des Erbprinzen Georg, der am Abend, „mehr getragen als gefahren“, die Beleuchtung der Stadt beſichtigte; er ſagt: „Ich fand mein Herz überall!“

Elftes Kapitel

Königin Luiſe und Hardenberg

(1810)

Mit der Rückkehr des Königspaares nach Berlin ſchien auch das Hofleben faſt in altem Glanze wieder auferſtanden. Am Neujahrstage 1810 war großer Empfang; „nie ſah ich“, erzählt Luiſe Radziwill, „die Königin edler, ſchöner, rührender, als an dieſem Tage.“ Ein neuer ruſſiſcher Geſandter, Graf Lieven, wurde vorgeſtellt, deſſen Gattin die Zimmer, die Einrichtung, die Kleidung der Königin entzückend fand, aber hinzufügt: „elle-même était mieux que tout cela.“ Es gab noch viele andere Empfänge und Audienzen, Paraden und Truppenbeſichtigungen, Bälle und Kinderkomödien, Familiendiners bei den Ferdinands und der alten Prinzeſſin von Oranien, Schweſter Friedrich Wilhelms II. Mit königlichem Prunke wurde am 18. Januar das Feſt des erweiterten Roten Adlerordens gefeiert. Die Geſelligkeit wurde belebt durch Beſuche deutſcher Fürſten und Fürſtinnen; aus Pommern kam General Blücher, aus Schleſien Oberſt von Götzen. König und Königin blieben aber auch viel unter ſich und mit den Ihrigen. In ſtiller Sammlung beſuchten ſie die alten Stätten ihres Glücks in Potsdam und Charlottenburg, wo die Königin in tiefer Bewegung der Septembertage von 1806 gedachte, an denen dort die Abreiſe zur Armee beſchloſſen und der Krieg entſchieden wurde. Große Aufmerkſamkeit ſchenkte man den Nachrichten über Napoleons Vermählungspläne. Die Königin war entſetzt, daß von öſterreichiſcher Seite Schritte für die Wahl einer Erzherzogin geſchehen ſeien: „Nun iſt alles möglich,“ ſchrieb

ſie dem Vater, „im Grunde iſt es, um blutige Tränen zu weinen, daß es ſoweit gekommen iſt mit den Menſchen, mit dem Jammer auf Erden.“ Sie pries es als ein Zeichen der unerforſchlichen Weisheit der Vorſehung, ja als ein Glück und eine Gnade, daß ihr eigenes Töchterchen 1794 tot zur Welt gekommen und ihr dadurch jetzt möglicherweiſe die furchtbare Qual erſpart ſei, zwiſchen der Aufopferung der Einen und dem Verzicht auf die Rettung von Millionen wählen zu müſſen. Noch ein anderer Heiratsplan beſchäftigte ſie lebhaft. Es ſchwebten Verhandlungen über eine Vermählung des Kronprinzen Ludwig von Bayern mit ihrer Nichte Thereſe, der Tochter der Herzogin Charlotte von Sachſen-Hildburghauſen, wobei von bayeriſcher Seite der Uebertritt der Prinzeſſin zum katholiſchen Bekenntnis verlangt wurde. Luiſe war darüber höchſt unwillig, ſie riet der Schweſter, ihr Ja oder Nein jedenfalls nicht zu übereilen, bekämpfte aber entſchieden den Gedanken an einen Uebertritt unter Berufung auf das Bibelwort: Was hülfe es dem Menſchen, ſo er die ganze Welt gewänne und nähme doch Schaden an ſeiner Seele. Die Vermählung wurde einige Monate ſpäter ohne Glaubenswechſel der Prinzeſſin geſchloſſen.

Ueber dieſem Leben aber, ſeinen Freuden und ſeinen Leiden, ſeinen Hoffnungen und ſeinen Sorgen, lag nach wie vor dunkel und gefahrdrohend der Schrecken der napoleoniſchen Gewaltherrſchaft.

Noch am Tage ſeines Einzugs, am 23. Dezember, hatte König Friedrich Wilhelm den franzöſiſchen Geſandten Graf St. Marſan empfangen, der bereits ſeit einem Jahre in Berlin verweilte, einen ehemaligen ſardiniſchen Offizier von wohlwollender, vornehmer Geſinnung. Er verſicherte dem Geſandten, der das Weſen des Königs „außerordentlich offenherzig und loyal“ fand, daß er entſchloſſen ſei, unverbrüchliche Freundſchaft mit Frankreich zu halten; er werde zur Erfüllung der eingegangenen Verpflichtungen kein Opfer ſcheuen, rechne dabei aber auf die Großmut des Kaiſers. Ganz in demſelben Sinne ſprach ſich der König am nächſten Tage in einem Schreiben an Napoleon aus. Er teilte ihm als Beweis ſeines Entgegenkommens mit, daß der preußiſche Geſandte in Paris, Brockhauſen, über den Napoleon ſeine Unzufriedenheit geäußert hatte, abberufen und der Kommandant von Berlin, L'Eſtocq, deſſen ſchwache Haltung bei dem Ausmarſch Schills getadelt wurde, durch den franzoſenfreundlichen Feldmarſchall Kalckreuth erſetzt werden ſolle. Kruſemarck, der zum General befördert und zu Brockhauſens Nachfolger ernannt wurde, brachte den Brief des Königs nach Paris.

Am 8. Januar 1810 hatte Kruſemarck wieder Audienz bei Napoleon. Der Empfang war weit weniger freundlich, der Kaiſer zeigte ſich ungleich zorniger und erbitterter, als zwei Monate vorher. In ſcharfen Worten klagte Napoleon über die Einſtellung der Kontributionszahlungen,

die er hauptſächlich den unnötigen Ausgaben für die Armee zuſchrieb; der König möge die Zahl ſeiner Truppen auf 6000 Mann herabſetzen. Schließlich brach ſein innerſter Gedanke durch: „Der König hat unterſchrieben, er muß zahlen. Wenn er nicht zahlen kann, ſo ſoll er eine Provinz abtreten; paßt ihm das nicht, ſo mag er mir ſeine Domänen überlaſſen.“

Es waren die Tage, da neben der urſprünglich geplanten ruſſiſchen Heirat bereits die Wahrſcheinlichkeit der Vermählung mit einer öſterreichiſchen Erzherzogin auftauchte und die Verhandlungen Napoleons mit Rußland über Polen zuweilen ſchon einen gereizten Ton annahmen. Die Wandlung in den Beziehungen Frankreichs zu Rußland ſpiegelt ſich wie immer ſogleich in dem Verhalten zu Preußen wieder. Sah Napoleon hinter der öſterreichiſchen Heirat den Schatten eines ruſſiſchen Krieges erſcheinen, für den er ſich nach ſeiner Weiſe frühzeitig vorbereiten wollte? Niemand wußte beſſer als er, daß Preußen die 98 Millionen Francs, die er jetzt als preußiſche Kriegsſchuld noch herausrechnete, in der vertragsmäßigen Friſt nicht werde tilgen können. So war er auf den Gedanken gekommen, die Zahlungsunfähigkeit Preußens zu einer außerordentlichen Erweiterung ſeines Machtbereichs nach Oſten, gegen Rußland, zu benutzen. Ein erhebliches Stück Schleſiens mit der Feſtung Glogau war es, worauf ſeine Abſicht ging und was er an ſich zu reißen hoffte. Damit wäre das unter einem Herrſcher vereinigte Königreich Sachſen und das Herzogtum Warſchau in eine ununterbrochene territoriale Verbindung gebracht, Preußen von Oeſterreich getrennt, Napoleons Herrſchaft vom Atlantiſchen Ozean bis an den Bug ausgedehnt worden.

Die Nachrichten über Napoleons neue Forderungen, die am 19. Januar anlangten, erweckten in Berlin große Aufregung. Der König verlangte ſofort von ſeinem Finanzminiſter Altenſtein die Beſchaffung von Geldmitteln, um Frankreich wenigſtens eine Abſchlagszahlung zu leiſten, und die nachdrückliche Betreibung der Anleihe, über die ſeit längerer Zeit in Holland verhandelt wurde. Altenſtein, der die Kriegsſchuld an Frankreich nur auf 92 Millionen berechnete, verſprach durch eine Art Zwangsanleihe in vier bis ſechs Wochen 5 Millionen Francs aufzubringen. Außerdem ſollte die holländiſche Anleihe, deren wahrſcheinliches Ergebnis man auf 38 Millionen anſchlug, ferner eine Jahresrente auf die Domänen in Höhe von einer Million, was man einem Kapital von 20 Millionen gleichſetzte, und eine Anzahl ausſtehender Forderungen Preußens, im ganzen eine Summe von über 67 Millionen an Frankreich überlaſſen werden; für den Reſt von 24 bis 25 Millionen Francs wollte man ſich auf die Großmut des Kaiſers verlaſſen, äußerſten Falls dieſe Schuld verzinſen. Altenſtein erklärte dieſe Vorſchläge für das „Ultimatum phyſiſcher Möglichkeiten“; an Kruſemarck, dem ſie Ende Januar überſandt wurden, ſchrieb man: „Damit ſind wir mit unſerem Latein am Ende.“

Digitized by Google

Dem König genügten dieſe Vorſchläge keineswegs; er mag vorausgeſehen haben, daß ſie in Paris doch wieder abgelehnt werden würden. Beunruhigt durch die Aeußerungen Napoleons, namentlich wegen einer Gebietsabtretung, unzufrieden mit der Haltung ſeiner Miniſter überhaupt, glaubte er ſich noch nach anderen Ratgebern umſehen zu ſollen. Schon während des Jahres 1809 waren dem franzöſiſchen Geſandten in Berlin wiederholt Andeutungen über die Zweckmäßigkeit einer Rückberufung Hardenbergs gemacht worden, Andeutungen, die von St. Marſan nach Paris berichtet, dort aber unbeachtet gelaſſen waren. Jetzt — 22. Januar 1810 — beantwortete der König ein ſchon vom 15. Dezember 1809 datiertes Glückwunſchſchreiben Hardenbergs zur Rückkehr nach Berlin mit einigen Worten des Dankes, indem er die von Hardenberg mit einem Hinweis auf Napoleon begründete Zurückhaltung billigte, zugleich aber doch bemerkte, daß es ihm perſönlich ſehr angenehm geweſen ſein würde, ſeinen alten Miniſter „in Perſon“ in Berlin zu treffen. Mündlich erklärte er ſich deutlicher. Gegen Wittgenſtein, der den Briefwechſel vermittelte, ſprach er den Wunſch aus, Hardenberg zu ſehen; er denke nicht, daß ſeine Rückkehr bei dem franzöſiſchen Gouvernement einen nachteiligen Eindruck machen würde. Die Königin, die ebenfalls für einen Glückwunſch dankte, äußerte ſich mit größerer Wärme. „Hätte ich Sie, ſtatt eines Briefes, hier getroffen,“ ſchrieb ſie an Hardenberg, „ſo wäre meine Freude größer und meine Sorge geringer geweſen. Es iſt eine der peinlichſten Bedingungen unſerer gegenwärtigen Exiſtenz, daß Sie dem König und den Geſchäften fernbleiben müſſen, und ich insbeſondere wäre wahrhaft glücklich, Sie bei uns zu ſehen, da ich Sie gründlich kenne und eine Freundſchaft für Sie empfinde, die nur der Achtung gleichkommt, die Sie in jeder Hinſicht verdienen. Ich ſpreche zu Ihnen nicht von dem, was uns betrifft. Wir ſind immer noch höchſt unglücklich. Indeſſen iſt das Leben hier in Berlin erträglicher als in Königsberg. Es iſt wenigſtens ein glänzendes Elend mit ſchönen Umgebungen, die einen zerſtreuen, während es in Königsberg wirklich ein elendes Elend war. Erzählen Sie mir, bitte, von Ihren Plänen. Wären wir frei, und hätte ich Stimme im Kapitel, ich geſtehe Ihnen offen, ich täte alles auf der Welt, um Pläne zu hintertreiben, die Sie von uns entfernen könnten.“ Königin Luiſe bemerkt dann noch, daß dem geſamten Miniſterium die Erfahrung, die große Lehrmeiſterin, fehle, ſpricht jedoch mit Anerkennung von Altenſtein und Nagler, denen man ihre Schulung unter Hardenberg anmerke.

Das Ereignis iſt nun, daß ſich zur Seite dieſes Miniſteriums eine Nebenregierung zu bilden anfängt, zuerſt unter Mitwirkung des Königs, allmählich mehr unter der Leitung der Königin ſelbſt.

Zunächſt geſchah das Ungewöhnliche, daß König Friedrich Wilhelm, der ſonſt diplomatiſchen Unterredungen mit fremden Geſandten gern auswich, ſich durch die Königin zu einer

von dem oberſten Kammerherrn, Fürſt Wittgenſtein, vermittelten Zuſammenkunft mit dem Grafen St. Marſan beſtimmen ließ, die am 13. Februar bei der Gräfin Voß ſtattfand. Auch der König klagte dabei über die Unzulänglichkeit ſeiner Miniſter, die rechtſchaffene Leute, aber nur gute „Buraliſten" ſeien und nichts weiter und weder bei ihm ſelbſt noch bei dem Publikum Vertrauen genöſſen; er fügte den dringenden Wunſch hinzu, daß der Kaiſer ihm geſtatten möge, Hardenberg wieder in ſeine Dienſte zu nehmen, der den Staatskredit herſtellen werde und der übrigens von der Notwendigkeit einer engen Verbindung Preußens mit Frankreich vollkommen überzeugt ſei. Hardenberg würde ſich gern ſelbſt in Paris dem Kaiſer vorſtellen und mit deſſen Genehmigung dann zum Konſeilspräſidenten ernannt werden. Auch die Königin fand ſich ſchließlich zu der Unterredung ein. St. Marſan glaubte gern, was man ihm erzählte, daß ſie gegen Rußland ſehr kühl geworden und ſogar zu einer Reiſe nach Paris geneigt ſei.

Der franzöſiſche Geſandte hatte dabei durchblicken laſſen, daß ein Schreiben der Königin an Napoleon vielleicht günſtigen Erfolg haben könne. Dies meinte auch Schweſter Thereſe, die ſelbſt einen Entwurf zu einem derartigen Brief aus Paris einſandte. Die Lage war doch ſo ernſt, daß man ein ſolches Mittel nicht glaubte von der Hand weiſen zu ſollen. Unter dem 17. Februar, in Anlehnung an die Vorſchläge Thereſens, ſchrieb Luiſe an Napoleon. Sie erinnerte ihn an die Zuſammenkunft in Tilſit, ſchilderte das Elend in Preußen, das bei der gänzlichen Unterdrückung des Handels unfähig ſei, gegenwärtig die geforderte Geldſumme aufzubringen, und ſchlug vor, Napoleon möge entweder ſich in den nächſten zehn Jahren mit einer Zahlung der Zinſen der fälligen Schuld begnügen, oder die Zahlungsfriſt für das Kapital verlängern. Sie hob dabei hervor: Preußen ſtrebe keineswegs nach einer Herabſetzung ſeiner Kriegsſchuld, es ſuche vielmehr gerade nach Mitteln ſie abzutragen; ſie rechne dabei auf das Entgegenkommen Napoleons, von dem ſie nicht annehmen könne, daß er die Schöpfung Friedrichs des Großen vernichten wolle.

Das Schreiben wurde erſt einen Monat ſpäter durch Prinzeſſin Thereſe dem Kaiſer überreicht (17. März), natürlich ohne daß es irgendeine Wirkung zugunſten Preußens gehabt hätte. Napoleon beharrte auf ſeinen Forderungen und wiederholte auch der Prinzeſſin gegenüber: „Wenn der König mich nicht bezahlen kann, ſo mag er mir Schleſien — er nannte es — abtreten."

Ihren Höhepunkt erreichte die Kriſis gerade zum Geburtstage der Königin, 10. März 1810. Am Tage vorher, 9. März, war Graf Schweidnitz, ein Verwandter des Grafen Goltz, als Kurier von Paris angekommen mit einer Note des franzöſiſchen Miniſters des Auswärtigen an Kruſemarck, worin alle Vorſchläge Altenſteins rundweg abgelehnt und ſtrenge Erfüllung

der beſtehenden Vertragsverpflichtungen nachdrücklich gefordert wurde. Frankreich beanſpruchte den vollen Ertrag der holländiſchen Anleihe auf einmal, außerdem, vom 1. Januar 1810 ab gerechnet, allmonatlich 4 Millionen Francs. Noch beunruhigender klangen die Erläuterungen, die Kruſemarck nach den mündlichen Eröffnungen des franzöſiſchen Miniſters hinzufügte. Man drohe mit Truppenſendungen an die Oder. Napoleon, verſicherte der Geſandte, halte den König und das preußiſche Volk für ſeine perſönlichen Feinde; er fühle wohl, daß er ihnen viel zu viel zu Leide getan habe, als daß es anders ſein könne. Er verlange Ausführung eines unausführbaren Vertrages, um den König zu zwingen, eine neue Gebietsabtretung als Gnade zu erbitten. Mit allen Mitteln der Ueberredung ſuche auch der franzöſiſche Miniſter die Vorteile einer ſolchen Maßregel für Preußen einleuchtend zu machen. Allein, ſchloß Kruſemarck, ſelbſt wenn ſich der König dazu verſtehe, werde nichts ihn vor neuen Anſprüchen Napoleons ſchützen.

Den Eindruck dieſer Mitteilungen in Berlin zeigt ein Schreiben des franzöſiſchen Geſandten, der gleich am 10. März darüber nach Paris berichtete. „Aus guter Quelle weiß ich, daß man über dieſe Nachrichten ſehr betroffen iſt. Die Schwäche und die Indolenz des Miniſteriums ſind derartig, daß meine früheren Vorſtellungen nicht den gehörigen Eindruck gemacht hatten. Man ſchmeichelte ſich immer, daß die Antworten aus Paris ſelbſt anders lauten würden. Nur der König und die Königin ſcheinen ſofort die Notwendigkeit empfunden zu haben, die äußerſten Mittel anzuwenden. Der König iſt höchſt aufgebracht über ſeine Miniſter, er hat geſtern bei dem Eintreffen der Pariſer Nachrichten ausgerufen: ‚Ich habe es ja immer geſagt, daß ſie nur Dummheiten machen, daß ſie zu nichts taugen und weder bei mir noch beim Publikum Vertrauen beſitzen.‘“ „Iſt aber der erſte Sturm vorüber,“ ſo fährt St. Marſan fort, „ſo macht ihn ſeine große Schwäche zum Sklaven ſeiner Miniſter; übrigens ſagt er ſelbſt, er wiſſe nicht, wo er beſſere Miniſter hernehmen ſolle; er verſtehe nichts von Finanzoperationen und wenn man ihm ſage, daß alle Hilfsquellen erſchöpft ſeien, ſo wiſſe er keine anzugeben.“

Die Kunde von den neuen Forderungen und Drohungen Napoleons verbreitete ſich raſch in der Geſellſchaft, die am 10. März zur Feier des Geburtstages der Königin im Berliner Schloß verſammelt war. Mit Beſtürzung hörte man zugleich, daß das Miniſterium in der Tat geneigt ſei, die Anſprüche Napoleons durch eine Gebietsabtretung zu befriedigen, und daß Schleſien — wenigſtens ein großer Teil davon — zum Opfer auserſehen ſei. Während König Friedrich Wilhelm ſeine Mißſtimmung und ſeine Beunruhigung mehr durch wortkarge Zurückhaltung durchblicken ließ, ſprach die Königin ihre Sorge und ihren Kummer gegen einen der Feſtteilnehmer, den Fürſten Wittgenſtein, offen aus. Indem ſie

ihre und ihres Gemahls Entrüstung über die zugemutete Abtretung lebhaft äußerte, forderte sie ihn auf, auch seinerseits dafür zu sorgen, daß man sich mit der Beschaffung von Geldmitteln beschäftige.

Dies Ballgespräch der Königin mit Fürst Wittgenstein wurde der Ausgangspunkt für einen bedeutsamen Umschwung der preußischen Geschichte.

Fürst Wittgenstein, der früher selbst Teilhaber eines Kreditinstitutes in Kassel gewesen war und während und nach dem Kriege von 1806 mit dem reichen Kurfürsten von Hessen-Kassel über eine Anleihe für Preußen unterhandelt hatte, nahm sich der Sache mit größtem Eifer an. Er befragte Goltz und Altenstein, die ihm beide achselzuckend erwiderten, es sei kein anderer Ausweg vorhanden, eine Landabtretung unvermeidlich. Selbst dem französischen Gesandten hatte Goltz bereits die Geneigtheit des Ministeriums zu einem solchen Zugeständnis mitgeteilt.

Wittgenstein ließ sich nicht abschrecken. Gleich am nächsten Tage besprach er sich mit einigen Berliner Bankiers, und in der Nacht vom 11. auf den 12. März arbeitete er eine Denkschrift aus, in der er den Abtretungsgedanken entschieden verwarf und die Erhebung einer Art Zwangsanleihe vorschlug. Fünfundzwanzig Tausend preußische Bürger sollten durchschnittlich jeder 4000 Taler hergeben, ein Viertel in barem Gelde, den Rest in Staatspapieren oder Obligationen, die zur Nationalschuld erklärt werden und zur Grundlage einer Nationalbank dienen sollten. Auf diese Weise würde sich die Kontribution tilgen und der Kredit wieder herstellen lassen. Wittgenstein glaubte die Leitung dieser Finanzoperationen selbst beanspruchen zu dürfen, berief sich aber zugleich auf Hardenberg, der mit ihm vollkommen einverstanden sei und dessen Rat er immer einholen würde. Noch vor Beendigung seiner Arbeit ließ er eine vorläufige Mitteilung darüber an die Königin gelangen, damit nicht etwa übereilte Schritte im Sinne einer Landabtretung geschähen. Im Laufe des 12. März übersandte er seine Denkschrift dem König.

An demselben Tage erstattete auch das Ministerium Bericht. Es ging davon aus, daß die Existenz Preußens nur durch den engsten Anschluß an Frankreich gesichert werden könne; zu diesem Zwecke müsse man sich auch zu einer Landabtretung verstehen, auf die Napoleons Absicht nun einmal gerichtet sei. Zur näheren Verhandlung und um zu retten, was sich retten lasse, wurde die Sendung des Grafen Goltz nach Paris mit „uneingeschränkter Vollmacht" empfohlen. Dieser Bericht trägt die Unterschriften von Goltz, Altenstein, Dohna, Beyme, Scharnhorst, — Namen, die in der preußischen Geschichte mit Ruhm oder mit Auszeichnung genannt werden: Altenstein, der künftige Kultusminister, Scharnhorst, der Reorganisator des preußischen Heeres. Wie kam es, daß diese Männer einem Vorschlage ihre

Digitized by Google

Zuſtimmung gaben, deſſen Ausführung das Todesurteil für Preußen bedeutete? Eine Stimmung dumpfer Verzweiflung hatte ſich ihrer bemächtigt. Sie waren in ihrem Innerſten der Ueberzeugung, daß Napoleon eigentlich gar nicht bezahlt werden wolle, daß er vielmehr nur eine Gebietsabtretung beabſichtige und daß deshalb jede Anſtrengung Preußens zur Tilgung ſeiner Kriegsſchuld, jedes Opfer, das es dafür bringe, doch vergeblich ſein werde. Kein Zweifel, daß die Miniſter damit gerade den geheimen Wünſchen Napoleons willig entgegenkamen. Aus Rückſicht auf Rußland und Oeſterreich, denen die Begründung eines ſächſiſch-ſchleſiſch-polniſchen Reiches gleichmäßig widerwärtig geweſen wäre, vermied er es, eine Abtretung in Schleſien offiziell und ausdrücklich zu fordern; wenn aber Preußen zur Ablöſung ſeiner Kriegsſchuld ſelbſt ein ſolches Anerbieten machte, was hätten die beiden anderen Staaten dagegen einwenden können?

Am 14. März überreichte Scharnhorſt dem König das Gutachten der Miniſter. Die Königin, die gleich davon Kenntnis erhielt, ſchrieb ſofort an Wittgenſtein: „Lieber Fürſt! Der König trägt mir auf, Ihnen zu ſagen, er wünſche Sie heute vor vier Uhr zu ſehen. Er will nämlich, daß Sie in ſeiner Gegenwart mit Miniſter Altenſtein diskutieren ſollen. Das Memoire der Miniſter iſt angekommen und durchgefallen, es iſt aber auch höchſt erbärmlich. Der König wünſcht, da er von dem Ihrigen Gebrauch machen will, darüber zu reden. Kommen Sie ja vor vier Uhr. Vielleicht könnte ich Ihnen das Memoire noch zu leſen geben. In Eile. Luiſe."

Wittgenſtein beeilte ſich, dem Rufe zu folgen, und las den Bericht der Miniſter. Dann erſchien auch Altenſtein, dem man Wittgenſteins Denkſchrift zu leſen gab. In Gegenwart, aber ohne Beteiligung des Königs, wurde hierauf die Finanzfrage erörtert. Altenſtein erklärte Wittgenſteins Plan für völlig unausführbar, hauptſächlich wegen des Mangels an Bargeld in Preußen; wolle man gleichwohl einen Verſuch mit Zwangsanleihe und Bank machen, ſo werde das zur Revolution führen. Der König beendete dann die Diskuſſion, indem er ſeine Unzufriedenheit mit dem miniſteriellen Gutachten äußerte, das von der Möglichkeit einer Landabtretung ſpreche, die er doch dem Miniſter des Auswärtigen gegenüber bereits entſchieden abgelehnt habe. Er befahl Altenſtein, die Sache weiter in Erwägung zu ziehen und ſich mit Wittgenſtein ins Einvernehmen zu ſetzen. Nachdem er ſich entfernt, kam es noch zu einem lebhaften Wortwechſel zwiſchen Wittgenſtein und Altenſtein, der dem Fürſten einen Vorwurf daraus machte, daß er nicht zuerſt ihm ſeinen Plan mitgeteilt habe. Dann griff die Königin ein, ſie ließ Wittgenſtein zu ſich rufen, um die ſchwebende Frage mit ihm zu beſprechen.

Man kann von Königin Luiſe ſagen, was Gneiſenau von Blücher geurteilt hat: ſie war immer für die tapferſten Entſchlüſſe, für die Entſchlüſſe, in denen Preußens Zukunft

Digitized by Google

lag. Das politiſche Programm, das ſie jetzt mit Wittgenſtein vereinbarte, war einfach: Rückberufung Hardenbergs, keine neue Abtretung. Sie ſchrieb ſofort, noch am 14. März, an Hardenberg, der in einem Briefe an die Gräfin Voß des Geburtstages der Königin gedacht und von ſeiner beabſichtigten Rückkehr in die Mark Brandenburg geſprochen hatte: „Mit Vergnügen habe ich erfahren, daß Sie bald in unſere Gegend zurückzukehren gedenken. Sie würden mir ein großes Vergnügen machen, wenn Sie dieſen Augenblick beſchleunigen wollten. Ihre Nähe kann nur günſtig für uns ſein, und ich würde das als einen neuen Beweis Ihrer Freundſchaft betrachten. Fürſt Wittgenſtein wird Ihnen ausführlich über dieſen Wunſch ſchreiben. Großer Gott, in welchem Zuſtande befinden wir uns! Ich bin ganz krank! Gott ſegne alle ehrlichen Leute. Das will ſagen, ich bete für Sie!" Wittgenſtein übernahm es, das Schreiben an Hardenberg zu befördern und die nötigen Erläuterungen hinzuzufügen.

Es waren wieder harte Tage für Königin Luiſe, Tage ſo reich und ſchwer an Sorgen und Aengſten, wie ſie deren nur je in Memel und Königsberg erlebt hatte. Die Vermählung Napoleons mit einer öſterreichiſchen Erzherzogin, in der man anfangs ein Friedenspfand zu ſehen geneigt war, erſchien jetzt bedenklich, da man Napoleons Annäherung an Oeſterreich mit ſeinen Abſichten auf Schleſien in Verbindung brachte. Ueberdies ſprach man allgemein ſchon von der Wahrſcheinlichkeit eines Bruches zwiſchen Frankreich und Rußland, durch den Preußen in die allerſchlimmſte Lage geraten mußte. Wilde Gerüchte ſchwirrten wieder umher: die Könige von Bayern und Württemberg ſollten nach Spanien und Portugal verſetzt, aus Süddeutſchland bis nach Illyrien hin ein neues Reich gebildet werden — Gerüchte, die, wie das Berliner Miniſterium reſigniert einmal bemerkte, darum nicht unwahrſcheinlicher waren, weil ſie unglaublich ſchienen. Welcher Thron ſtand denn noch feſt, ſolange der Eine in Paris Länder und Völker durcheinander wirbelte wie der Sturm die Schneeflocken? Schon hörte man, daß er ſeine Drohungen wahr mache, daß er ſeine Truppen in der Nähe von Magdeburg in Bewegung ſetze. Königin Luiſe glaubte wieder alles befürchten zu müſſen; dem ruſſiſchen Geſandten erklärte ſie: der König werde nie aus freien Stücken in eine Landabtretung willigen; ſie müßten ſich auf das Schickſal der ſpaniſchen Familie gefaßt machen. Sie wäre damals gern nach Neuſtrelitz geeilt, wo die alte Großmutter, die ſie ſeit ſechs Jahren nicht geſehen, am 16. März ihren 81. Geburtstag feierte. Aber ſie glaubte, wie im Oktober 1805, ihren Platz an der Seite ihres Gemahls nicht verlaſſen zu dürfen. „Die eingetretenen Umſtände," ſchrieb ſie gleichfalls noch am 14. März dem Vater, „machen es mir zur Pflicht, nicht von meinem Poſten, den Gott mir angewieſen hat, zu weichen und feſt darauf zu ſtehen. Napoleon iſt ganz toll mit ſeinen Forderungen

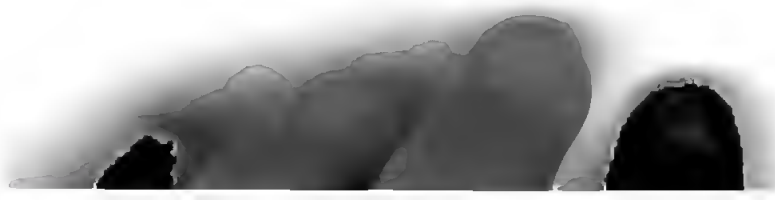
Digitized by Google

und hat uns alle in den tiefſten Kummer geſtürzt. Ich kann und darf in dieſer Kriſis den König nicht verlaſſen; er iſt ſehr unglücklich und bedarf einer treuen Seele, auf die er bauen kann. Nur in der ſtrengen Erfüllung meiner Pflichten kann ich Ihrer ganz würdig ſein, und des ſchönen Namens Ihrer Tochter mich würdig fühlen. Es ſteht ſchlecht. Opfer und Aufopferung ſind mein Leben" . . . .

Tage ſchwerer Leiden waren es für Luiſe, aber auch Tage ſtarker und fruchtbarer politiſcher Arbeit. Der Gedanke an die Zukunft ihrer Kinder gibt der Schwachen Kraft, der Verzweifelten Zuverſicht. Der König läßt ſie gewähren. Endlich einmal kann ſie die Schwingen ihres Geiſtes frei und weit regen. Nicht mehr von außen, auch nicht von Petersburg, erwartet Luiſe Hilfe. Sie ſucht die Rettung vor allem in Preußen ſelbſt, zunächſt, wie wir wiſſen, in Hardenbergs Rückberufung. Aber für den doch nicht unwahrſcheinlichen Fall, daß Napoleons Groll dem alten Miniſter den Rückweg verſperre, mußten noch andere Vorkehrungen getroffen, mußte das Miniſterium, wie es einmal war, in eine andere Richtung gelenkt, mit einem anderen Geiſte erfüllt werden. Königin Luiſe, obwohl infolge der Sorgen und Aufregungen etwas kränkelnd, übernahm auch dieſe Aufgabe. Sie entwarf eine Denkſchrift, die bedeutendſte politiſche Aufzeichnung, die wir von ihr beſitzen, zugleich das ſchönſte und lebendigſte Zeugnis für die Höhe und Größe ihrer Anſchauung. Wie ſie 1807 den Kampf Preußen-Rußlands gegen Napoleon in ſeiner univerſalen Bedeutung aufgefaßt hatte (oben S. 227), ſo ſah ſie jetzt in dem Streit um die Kriegsſchuldentilgung etwas mehr als einen Streit um Geldmittelbeſchaffung. Indem ſie den unfruchtbaren Peſſimismus der Miniſter bekämpft, ihnen Mut einzuflößen ſucht, weiſt ſie zugleich auf das höhere Ziel hin: auf die Errettung der preußiſchen Nationalität, auf die Herſtellung der idealen Einheit von König und Nation. Zwiſchen den Zeilen weht der Geiſt einer neuen Zeit.

Die Königin ſchreibt, etwa am 17. März: „Ich gehe von dem Grundſatz aus, daß der Menſch, der ſich dem Gedanken überläßt „Preußen iſt doch verloren" ein Menſch iſt, der zu gar keinen größeren Vorkehrungen taugt, und es der unrichtigſte Geſichtspunkt iſt, den man nur haben kann, und der mit Recht ein kleinlicher Geſichtspunkt genannt werden kann. Dieſer Gedanke wird nicht nur alle großen Maaßregeln hemmen, ſondern er macht den Menſchen, der davon ausgehet, ganz unbrauchbar, weil er immer in ſeyn Nichts zurückfällt, da er ſich immerhin ſagt: „Deine Mühe iſt doch umſonſt." Dieſer Menſch alſo wird, ſtatt große Maßregeln zu ergreifen, nur kleine oder halbe im Gange bringen; und ſo den graden Weg auf Preußens Untergang einſchlagen, ſtatt ſich dem entgegenzuſtellen.

„Es iſt leider ſo weit in unſern Tagen gekommen, daß man ſich auf alles gefaßt machen muß; wer ſich aber das Traurigſte denkt und zum Leitfaden ſeiner Handlungen



Digitized by Google

1

2

3

4

5

6

7

8

9

Der Königin Luiſe naheſtehende Perſonen

1. General von Köckritz. 2. Gräfin Voß. 3. Delbrück. 4. Graf Hangwitz. 5. Freiherr vom Stein. 6. Staatskanzler Hardenberg. 7. Leibarzt Hufeland. 8. Frau von Berg. 9. Geh. Kabinetts-Rat Beyme

Digitized by Google

macht, der verfehlet (beſonders ſtehen ſolche Menſchen an der Spitze der Geſchäfte) ganz den hohen Beruf, zu welchem er eigentlich da iſt, nehmlich ſtatt zu helfen, hilft er am Untergehen arbeiten.

„Ein wahrer Staatsdiener muß von dem Geiſt beſeelet ſeyn, alle Mittel erſtlich aufzufinden und zweitens im Gange zu bringen, um den Forderungen, die dem Staat gemacht werden und obliegen, Genüge zu leiſten, damit aller Vorwandt ſchwinde, der nur einiger Maaßen einen gewaltſamen Schritt des Feindes gegen denſelben rechtfertigen könte. Er muß von dem großen und einzig wahren Geſichtspunkt ausgehen, daß vor allen Dingen die Nationalität gerettet werden muß; daß der Nation alles daran liege, unter dem Szepter eines Tugendhaften Königs vereinigt zu bleiben; daß um dieſen Vorzug und dieſes Glück zu genießen, ſie gewiß bereit ſey, große Opfer zu bringen. Dieſer Gedanke alſo, dem König das geſamte Volk und dem geſamten Volke ſeinen rechtmäßigen König zu erhalten, dieſer Gedanke alſo iſt es, der die Seele aller Staatsmänner anfeuern muß, und der einzig und allein den Leitfaden ihrer Handlungen ausmachen müße. Dann werden ſie ſich aus den kleinligen Rückſichten heraus winden können; dann werden ſie Stoff finden, dieſen Gedanken laut und allgemein zu verbreiten; und den Muth den Gemüthern einzuflößen, große Opfer zu bringen und zu tragen, um große Vortheile zu ſichern."

Die Königin ließ dem Geheimen Staatsrat Nagler ihre Denkſchrift zuſtellen und forderte ihn zugleich perſönlich auf, eine Verſtändigung ſeines Schwagers Altenſtein mit Wittgenſtein herbeizuführen. Und kaum hat ſie ihn geſprochen, ſo ſchreibt ſie ihm bereits wieder in ihrer ungeduldigen Sorge (18. März): „Haben Sie ſich meines Auftrages entledigt? Es liegt mir, wie Sie leicht denken können, alles daran, da jetzt muß gehandelt werden und nicht die alte Leyer abgeleyert, die zu nichts hilft. Geld will der Menſch. Und Geld zu ſchaffen muß jetzt das Augenmerk Ihres Schwagers ſein." Altenſtein muß durchaus mit Wittgenſtein Rückſprache nehmen. „Thut er das nicht, erſchöpft er nicht alle Quellen, woraus ihm Rath und Hülfe kommen kann, ſo genügt er nicht ſeiner Pflicht, und handelt eigenſinnig."

Das Miniſterium ließ ſich zunächſt nicht in ſeinem gemächlichen Gange ſtören. Die franzöſiſchen Forderungen beantwortete man am 21. März mit dem an St. Marſan gerichteten Antrage: Napoleon möge ſich mit Abtretung der holländiſchen Anleihe einverſtanden erklären, wofür die Räumung von Glogau erwartet wurde, und für die Tilgung der Reſtſchuld von 48½ Millionen Francs eine Friſt von 14 Monaten gewähren. Gleichzeitig wurde beſchloſſen, wie das Ruſemarck angeregt hatte, den Feldmarſchall Kalckreuth nach Paris zu ſenden mit einem Glückwunſchſchreiben des Königs zur Vermählung Napoleons. Vollmacht zu einer Unterhandlung empfing er nicht; es wurde ihm nur aufgetragen, den

französischen Kaiser, dem man eine besondere Geneigtheit für Kalckreuth zuschrieb, zu größerem Wohlwollen für Preußen und besonders zur Annahme der letzten preußischen Vorschläge zu bestimmen; Kalckreuth erhielt auch ein von Ancillon entworfenes Glückwunschschreiben der Königin an die neue Kaiserin der Franzosen, an Marie Louise, worin die Hoffnung ausgesprochen wurde, Napoleon möge in diesen Tagen allgemeinen Glücks und allgemeiner Freude auch Preußen einen Augenblick des Wohlwollens schenken und dessen Leiden lindern.

Inzwischen blieben die Bemühungen der Königin erfolglos; Nagler antwortete ausweichend oder ablehnend. Auch die versöhnende Dazwischenkunft des Königs war ebenso vergeblich, wie ein Versuch Wittgensteins, den Finanzminister zu beruhigen. Vielmehr ging nun Altenstein seinerseits zum Angriff über. Er wandte sich am 18. März an den König mit einer überaus umfangreichen Eingabe, in der er Wittgensteins Einmischung zurückwies und diesen selbst mit außerordentlicher Schärfe und Leidenschaft persönlich angriff. Er sprach von dem Leichtsinn, der Flüchtigkeit, den selbsüchtigen Absichten Wittgensteins; die Berufung auf Hardenbergs Zustimmung sei geradezu eine Lüge. Die Nationalbank werde zu einer Nationalversammlung, die Nationalversammlung zu einer Revolution führen, man werde den König nicht vor Hunger schützen können. Die unleugbaren Schwächen der Wittgensteinschen Vorschläge wies er unschwer nach; positive Anträge enthielt seine Denkschrift nicht.

Die Königin beeilte sich, Wittgenstein auch von diesem Schriftstück wenigstens im allgemeinen in Kenntnis zu setzen. Sie schrieb ihm: „Die bewußte Deduktion ist angelangt, sie ist nicht so angefertigt, als man es von einem treuen Staatsdiener, der schnell handeln soll, erwarten konnte. Er ist heftig und grob gegen Sie, gröblich grob, denn er beschuldigt Sie der Lüge. Der Plan sei nicht von Hardenberg.“ Der König, der Wittgenstein die Eingabe vorsichtiger Weise nicht mitteilte, kam nun im Gedränge der sich bekämpfenden Ansichten auf den Ausweg, auf den die Königin schon hingedeutet hatte. Er erklärte dem Ministerium seinen „ernstlichen Willen“, es solle zur Bezahlung der Kriegsschuld „auch das anscheinend Unmögliche mit Aufbietung aller Kräfte möglich“ gemacht werden. Ferner aber befahl er, die ganze Streitfrage Hardenberg vorzulegen und ihn zu einem Gutachten aufzufordern.

So verwirklichte sich, was die Königin von Anfang gewünscht hatte: Hardenberg wurde wieder zu den Geschäften herangezogen, von einer Landabtretung an Frankreich war nicht mehr die Rede.

Am 28. März gingen in tiefem Geheimnis zwei Boten an Hardenberg, der sich damals im Hannoverschen aufhielt. Der eine, Legationsrat Greuhm, überbrachte ihm

Digitized by Google

Gutachten und ausführliche Schreiben Wittgenſteins, ſowie jenen Brief der Königin vom 14. März, den der Fürſt bis zu dieſer ſicheren Gelegenheit zurückgehalten hatte. Der andere Bote, Kriegsrat Scharnweber, brachte Denkſchriften und Briefe von Nagler und Altenſtein. Wie geheimnisvoll die Sache betrieben wurde, zeigt ein Schreiben Scharnwebers, der ſich unterwegs von Magdeburg aus als Kriegskaſſenſchreiber bei Hardenberg anmeldete und ihm ſchrieb: „Meine Reiſe betrifft die Umänderung des ganzen Wirtſchaftsplanes und einen Streit, der darüber zwiſchen den Wirtſchaftsinſpektoren entſtanden iſt. Da die Beſtellungen vor der Türe ſind, ſo iſt es eilig und dringend.“ Hardenberg empfing beide Botſchaften am 30. März in der Nähe Göttingens, auf dem Hardenberg. Wie er ohnehin zu tun im Begriffe ſtand, verließ er gleich darauf Hannover und reiſte durch Thüringen und Sachſen nach Brandenburg, wo er in der Nähe Berlins Beſitzungen hatte. Unterwegs, von Nordhauſen und Sangerhauſen aus, beantwortete er die ihm zugegangenen Schreiben. Der Königin ſprach er ſein tiefes Bedauern aus, daß das beſtimmte Verbot Napoleons ihn zwinge, ſich dem preußiſchen Hofe noch fernzuhalten. In der Streitfrage über die Kontributionsaufbringung nahm er ſofort entſchieden gegen das Miniſterium Partei, namentlich gegen Altenſtein. Er erklärte ſich grundſätzlich einverſtanden mit dem Plane einer Zwangsanleihe und einer Nationalbank; der Gedanke einer Nationalvertretung ſchreckte ihn nicht, er befürwortete ihn vielmehr.

Auf der Weiterreiſe, in Lübben, erhielt Hardenberg ein Schreiben Wittgenſteins mit der Nachricht, daß das Königspaar ihn in Beeskow ſehen wolle. Der König gab ſich den Anſchein, dort ruſſiſche Matroſen, die in ihre Heimat zurückkehrende Beſatzung zweier an Napoleon überlaſſenen ruſſiſchen Schiffe, beſichtigen zu wollen. Am 14. April fand die Zuſammenkunft ſtatt, jedoch ohne die Königin, die infolge einer Erkrankung ihrer Tochter Luiſe in Berlin zurückgeblieben war. Dafür hatte der König Scharnhorſt mitgebracht, der ſich vergeblich bemühte, eine Verſtändigung zwiſchen Hardenberg und Altenſtein herbeizuführen. Beſtimmte Verabredungen wurden noch nicht getroffen. Hardenberg betonte, daß er ſich erſt über die Finanzlage und den Stand der Verhandlungen mit Frankreich unterrichten, vor allem aber die Vorlage des neuen Altenſteinſchen Finanzplanes abwarten müſſe. Es dauerte dann bis zum 1. Mai, ehe Hardenberg, der ſich abwechſelnd auf ſeinen Gütern in Tempelberg und in Lichtenberg bei Berlin aufhielt, Altenſteins neuen Plan erhielt, den er nun im Laufe des Mai mit Hilfe Scharnwebers und einiger Finanzbeamten, wie des Geheimen Staatsrats L'Abaye, des durch ſeine Verdienſte um die Entwickelung von Induſtrie und Gewerbe ſpäter ſo berühmt gewordenen Beuth, und anderer prüfte und begutachtete. Hardenberg fand Altenſteins Vorſchläge „unzulänglich, unzuverläſſig und unbrauchbar“;

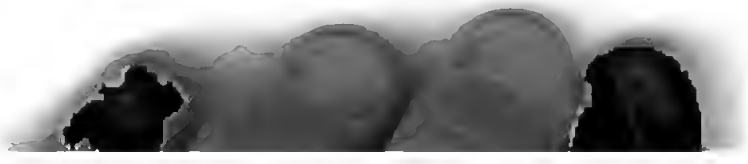
22*

dem Peſſimismus der Miniſter ſetzte er ſeinen glücklichen Optimismus, ſeinen feſten Glauben an die reichen Hilfsquellen Preußens entgegen. Er machte ſich an die Ausarbeitung eines neuen Entwurfes zur Tilgung der franzöſiſchen Kriegsſchuld und zur Reform des preußiſchen Finanzweſens überhaupt.

Darüber vergingen lange Wochen ohne Entſcheidung. Der Aufſchub führte unvermeidlich zu Schwierigkeiten, ſchließlich zu unhaltbaren und unerträglichen Zuſtänden. Während Napoleon die Zahlung der Kontribution auch dem ſonſt freundlich aufgenommenen Kalckreuth gegenüber unerbittlich forderte, waren auf Veranlaſſung Hardenbergs mehrere von Altenſtein eingeleitete Finanzmaßregeln ſiſtiert und einige Finanzbeamte, wie erwähnt, zu ihm abkommandiert worden. Altenſtein hatte nicht unrecht, wenn er klagte, daß ihm hierdurch die Leitung der Finanzgeſchäfte unmöglich gemacht werde, daß die Staatsmaſchine zum Stillſtand kommen müſſe. Die Zügel der Regierung ſchleiften am Boden; um ſo leidenſchaftlicher wogte der Kampf der Parteien, die ſich je nach ihrer Stellung zu Hardenberg in zwei feindliche Heerlager ſpalteten.

Auf der einen Seite ſtanden der Miniſter Altenſtein und der Geheime Staatsrat Nagler, beide einſt durch Hardenberg in Ansbach-Bayreuth emporgekommen, jetzt ſeine erbitterten Gegner, und der mit ihnen engverbündete Juſtizminiſter Beyme, während ſich Graf Goltz mehr zwiſchen den Parteien bewegte. Altenſtein und Nagler ergingen ſich in den heftigſten Anklagen gegen Wittgenſtein wie gegen jeden, der ſich dem aufgehenden Stern Hardenbergs zuwandte; ihnen allen wurden die ſelbſüchtigſten perſönlichen Motive nachgeredet. Von Hardenberg hieß es, er ſei nicht arbeitſam und könne ohne Altenſtein und Nagler nichts machen; überdies habe er ſich durch ſein Verhalten während der Verhandlungen von Tilſit bei Kaiſer Alexander unmöglich gemacht und Napoleon werde ihn nie wieder als Miniſter zulaſſen. In der Oeffentlichkeit wurde verbreitet, Altenſtein habe ſich der überflüſſigen Anſchaffung von Bärenmützen für einige Gardetruppen widerſetzt und ſei darum in Ungnade gefallen. Zu Altenſtein hielt ſich auch ſein bisheriger Mitarbeiter, der Geheime Staatsrat Niebuhr, der unter Hinweis auf die „beiſpielloſe Zerrüttung und Auflöſung“ des Staates am 23. Mai den König um ſeine Entlaſſung und um eine Geſchichtsprofeſſur bat.

Für Hardenberg wirkte vor allem Königin Luiſe ſelbſt. Ihre Verehrung für ihn war außerordentlich; ſie erklärte laut, daß ſie ihm dieſelben Gefühle der Achtung widme, wie ihrem eigenen Vater. Wie ſie für Hardenberg unermüdlich tätig war, ſo arbeitete ſie anderſeits gegen das Miniſterium. Sie ſchrieb damals dem König: „Könnte ich doch durch meine Gegenwart allen Kummer und alle Staatsſorgen von Dir fernhalten! Gott wolle Dich ſegnen und erleuchten mit ſeinem beſten Geiſte, und in den Wegen des Guten und



Digitized by Google

Wahren ſtärken. Das ſind meine aufrichtigſten Wünſche. Ich beſchwöre Dich, ſei bloß auf Deiner Hut. Die Miniſter in ihrer Schwäche und Dummheit werden Dir gewiß ſchlechte Ratſchläge geben." Beſonders erbittert war ſie gegen Nagler, der von Papieren der Königin, die er in Händen hatte, vermutlich wegen einiger Aeußerungen über Napoleon geſagt haben ſollte: „mit dieſen Zeilen kann ich ſie verderben." „Er benimmt ſich heimlich gegen mich," ſchreibt ſie über ihn, „wie Julius Lange" (einer der Zeitungsſchreiber, die ſie 1806 angegriffen hatten). „Alſo wieder eine Schlange an meinem Buſen."

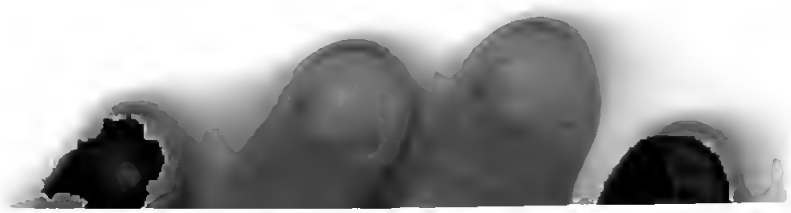
Eifrige Zuſtimmung und Unterſtützung fand die Königin bei ihren Geſchwiſtern, Erbprinz Georg und Friederike, die in Neuſtrelitz in lebhafter Spannung dem Gange der Dinge folgten, und Prinz Karl, der wieder als Major in der Garde eingeſtellt war. Leidenſchaftliche Anhänger Hardenbergs, waren ſie alle höchſt unzufrieden mit dem Aufſchub der Entſcheidung, den ſie hauptſächlich der Schwäche und Unentſchloſſenheit des Königs zuſchrieben, und ſie bewunderten um ſo mehr den „Engel", die geliebte Schweſter Luiſe, die trotz ihrer Kränklichkeit und bei aller Hingabe an die Eigenheiten des Königs doch zugleich ſo kräftig und ſo erfolgreich in die Politik eingriff. Bei Erbprinz Georg verbanden ſich mit der ſchwärmeriſchen Begeiſterung für die Schweſter und lebhafter Teilnahme für das preußiſche Königshaus auch der preußiſche Staatsgedanke und ein ſtarkes deutſches Nationalgefühl, Empfindungen, die ſich durch den Umgang mit Frau von Berg und den Aufenthalt im Auslande, namentlich in Paris, kräftig entwickelt hatten. „Hinge ich weniger an denen, für die ich tauſend Leben hingeben würde," ſchrieb er an Frau von Berg, „weniger an dem Staat, weniger an Deutſchland, von dem dieſer Staat das letzte Stück iſt, ſo würde ich meinen Schneckengang gehen wie es ſo viele andere tun, aber ſo greifts ins Leben." Ebenſo wie Frau von Berg beklagte er aufs lebhafteſte, daß bei der Ungunſt aller Verhältniſſe die ſchöne und reiche Begabung Luiſens nicht zur Entfaltung und nicht zur Auswirkung komme. „Gott, was hätte das werden können, werden müſſen, wenn das eherne Geſchick ſich nicht unüberwindlich dagegen geſtemmt hätte! Ihr Herz, ihre Reinheit, und alles was nur Tugend heißen kann, iſt freilich kaum mehr noch der Vervollkommnung fähig, aber ihr Geiſt, ihre Tätigkeit und alles, was dahin gehört, o, es iſt ſchrecklich! Denn ich muß es noch einmal wiederholen: die vollkommenſten Weiber jedes Zeitalters hätten ihr weichen müſſen!! . . . Wie hat ſie ihr Bewußtſein bei dieſem Unglück herrlich zur Reife geführt!!" Und an Schweſter Charlotte: „Ich kann Dir nichts Beſſeres wünſchen als ſie wiederzuſehen. Du ſollſt ſehen, dann fällt plötzlich alles Erdenleid von Dir ab, und es iſt beſſer als ein Trunk aus dem Lethe, denn nur das Schlimme löſcht ſie aus und jedes Gute glänzt verklärt in ihrem eigenen Licht. Selbſt das Unglück, das dieſen Engel

Digitized by Google

doch ſo furchtbar verfolgt, erſcheint durch die Art, wie ſie es erträgt, in ſeiner eigentlichen, das heißt würdigen Geſtalt . . . Da iſt keine Spur von Kleinmut und Unruhe, und noch weniger von Bitterkeit und Laune. Sie beugt ihr edles Haupt geduldig, weil ſie es ſich ſagen darf: Ich beuge es rein und unverdient und trage nur das Unabänderliche, das nicht wider die ewige Liebe ſtreitet, wenn es auch aufhört mir begreiflich zu ſein. Trotzdem können die Augenblicke tiefſter Erſchütterung und der Tränen freilich nicht ausbleiben . . . Wenn ſie ſich dann wieder ermannt hat, ſo ermannt ſie ſich auch ganz, wie ſie alles ganz iſt, was ſie einmal iſt, wieder heiter, wieder empfänglich für alles, wieder teilnehmend, helfend, ganz für andere lebend und in ihrem Glück das ihrige findend."

Das rührigſte Mitglied der Partei Hardenbergs war und blieb Wittgenſtein, „Mittler", wie ihn Frau von Berg nannte. Er war unermüdlich unterwegs zwiſchen Potsdam und Berlin, zwiſchen Berlin und Tempelberg, verhandelte bald mit St. Marſan, bald mit Hardenberg, trug Botſchaften von einem zum andern, verfaßte ſelbſt in ſeinen ſchweren und breiten Schriftzügen Gutachten und Briefe oder auch Epigramme gegen Altenſtein, Nagler und Beyme und warb dabei immer neue Bundesgenoſſen für die Sache Hardenbergs.

Auch Wilhelm von Humboldt, Geheimer Staatsrat und im Miniſterium des Innern Chef der Unterrichtsabteilung, wurde in dieſe Gegenſätze verwickelt, obgleich er ſich von eigentlicher Parteinahme fern hielt. Er ſtand hoch in Anſehen und Gunſt bei Erbprinz Georg, der ihn in Rom kennen gelernt hatte. Bei einer damals geplanten Behördenorganiſation, die an Stelle des von Stein vorgeſchlagenen Staatsrats ein Konſeil ſetzen ſollte, wurde den Geheimen Staatsräten eine ungünſtigere Stellung zugewieſen. Humboldt fühlte ſich dadurch herabgeſetzt und gekränkt, ſo daß er ſeinen Abſchied zu nehmen beſchloß. Die Geſchwiſter der Königin gerieten darüber um ſo mehr in Erregung, als ſie gleichzeitig erfuhren, daß Beyme den ſtrenggläubigen König vor Humboldt gewarnt habe, weil es ihm an Religion fehle. Prinzeſſin Friederike erinnerte daran, daß man gerade Humboldt die Einführung der Peſtalozziſchen Methode und die Einrichtung der Zellerſchen Schule in Königsberg verdanke, wodurch doch Religioſität und Sittlichkeit gefördert würden. „Wenn der König", ſchrieb ſie an Frau von Berg, „Humboldt gehen läßt, ſo müſſen wir Trauer anlegen, und wenn Hardenberg nicht wieder in das Miniſterium eintritt, ſo müſſen wir dieſe Trauer unſer ganzes Leben lang tragen." Sehr bemerkenswert aber iſt, wie Humboldt ſelbſt verfuhr. Er berichtete dem König am 23. April, daß er zurückzutreten gedenke. Schon vorher jedoch, am 12. April, wandte er ſich an Frau von Berg in einem ausführlichen Schreiben mit einer Klage über die ihm drohende Zurückſetzung und mit der ausdrücklichen Bitte, auch der Königin davon Mitteilung zu machen. In der Tat nahm ſich Königin



Luiſe Humboldts ſogleich nachdrücklich an. Sie ſprach nicht allein mit dem Könige, ſie beauftragte auch Wittgenſtein, Hardenbergs Aufmerkſamkeit auf Humboldt zu lenken. „Er will abgehen," ſchrieb ſie ihm; „wir haben leider keine eminenten Köpfe zuviel, und es wäre ſchade, wenn wir dieſen, bewährt er ſich als ſolcher, verlieren." Sie äußerte geradezu den Wunſch, daß Humboldt Miniſter werde. Humboldt erhielt bald darauf wenigſtens den Miniſtertitel und wurde zum Geſandten in Wien ernannt. In einem Schreiben, das er darüber an den Prinzen Georg richtete, anerkannte er dankbar die Fürſprache der Königin: „Ich weiß, wie ſehr ich das der wohlwollenden und gütigen Teilnahme der Königin, deren Gnade und Vertrauen mich tief und innig gerührt haben, verdanke, und es iſt meinem Herzen Bedürfnis, teuerſter Prinz, Ihnen, der Sie ſo ganz den Wert dieſer einzigen und nie genug verehrten Königin kennen, das zu ſagen." Humboldt hatte nicht lange vorher dem Prinzen auch Verſe Goethes für die Königin zugeſandt, anſcheinend die „Stanzen" über die romantiſche Poeſie.

Wie ſchon das Verhalten Humboldts zeigt, erſchien als die eigentliche Seele der Partei der Königin und Hardenbergs doch Frau von Berg. An Begeiſterung für „den Engel" wurde ſie vielleicht von Prinz Georg übertroffen, in ihrem preußiſchen Patriotismus von niemand. Sie vermittelte den Verkehr der Königin mit den Geſchwiſtern in Neuſtrelitz, denen ſie faſt täglich Bericht erſtattete. So wie die Königin auf ihren Gemahl, ſo wirkte ſie ſelbſt auf die Königin: mahnend, anfeuernd, wegweiſend. In einem ihrer Briefe aus dieſen Tagen ſchildert ſie höchſt charakteriſtiſch ſich ſelbſt, ihre politiſche Wirkſamkeit und deren unüberwindliche Schranke: die Schwäche und Kränklichkeit der Königin. Sie ſchreibt den Geſchwiſtern (franzöſiſch, 18. April): „Der Engel iſt ganz Ihrer Anſicht und wird alle Ihre Angaben und Ihre Bitten befolgen. Gott wolle ihr nur phyſiſche Kräfte geben. Ich ſchwöre Ihnen, daß ich nach jedem Augenblick ſpähe, wo ihre Nerven nicht zu angegriffen ſind, um ſie zu den großen Intereſſen des Augenblicks zurückzuführen. Ich füge mich in alles, dränge mich beinahe auf, um ſie zu ſprechen, man wird ſchließlich wieder ſagen, daß ich eine Intrigantin bin, ich laufe Gefahr, den lieben Engel verdrießlich zu machen, nichts wird mich entmutigen, ich kenne nur die eine und einzige Rückſicht, die Rückſicht auf ihre Geſundheit, da fehlt mir die Kraft, und das Herz blutet mir, ſie immer mit traurigen Gedanken belaſten zu müſſen, wenn ich ſie ſchon ſo niedergedrückt ſehe. Und wäre es nur eine unangenehme Medizin, die man einmal nimmt und die darauf vielleicht wirkt — wie anders ließe ſich dann der unangenehme Becher reichen! Statt deſſen iſt unſer Engel verurteilt, ein Siſyphusrad zu drehen. — Woher ſoll ſie Kräfte nehmen? Glauben Sie mir, ich habe nur einen beherrſchenden Gedanken, den ich unermüdlich verfolge, mit aller

Digitized by Google

Energie meines Geiſtes und meiner Empfindungen: das iſt der Gedanke, die Königin und ihre Familie errettet, den Staat für ſie erhalten zu ſehen. Aber es geht zuviel Zeit verloren — in allem. Seit vier Wochen ſind wir von der Gefahr unterrichtet, die uns bedroht, und nichts geſchieht — ja, nach der Vergangenheit zu urteilen, muß man leider ſagen: Nichts wird geſchehen!" . . . Kriegsrat Scharnweber, der in Hardenbergs Intereſſe mit Frau von Berg in Verbindung trat, fand ſie „ſehr geiſtvoll und intereſſant" und meinte, ſie verbinde „mit praktiſchen Gefühlen und richtigen Anſichten eine unbegrenzte Ergebenheit" gegen Hardenberg. „Sie ſind ihr Ideal," ſchrieb er dem Miniſter, „und ſie verſichert, daß Sie es nicht minder für die Königin ſind." Scharnweber rechnete darauf, daß auch Scharnhorſt ſchließlich auf Hardenbergs Seite treten werde und durch ihn wohl auch die Miniſter Dohna und Goltz. „Hierzu", meinte er, „die Königin, Frau von Berg und die Liebe und das Vertrauen des Herrn, ſo muß die Partie für gewonnen gelten."

Allein die Entſcheidung über dieſe „Partie", deren Kämpfe und Wechſelfälle die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich zogen und zugleich den Gang des Staatslebens in Preußen lähmten, konnte nicht in Berlin fallen: ſie mußte von Paris kommen.

Am 10. April war das Königspaar mit dem Hofe in alter Weiſe nach Potsdam übergeſiedelt, wo auch das übliche Exerzieren und Manövrieren bald wieder begann. Die Königin, die Potsdam nicht liebte, kehrte häufig nach Berlin zurück zu der kleinen Luiſe, die dort lange krank lag. Zur politiſchen Not geſellten ſich, wie ſo oft, häusliche Sorgen, namentlich um den Kronprinzen, deſſen unbändiges Weſen immer von neuem der Mutter Eingreifen erforderte. „Wer Dir vorredet," ſchrieb ſie ihm am 26. April, „daß dies Charakter, daß dies wahre Freiheit iſt, iſt ein Narr oder ein falſcher Freund. Die wahre Freiheit beſteht darin, daß man nur tut, was gut iſt . . . Deinen Willen bändigen, ſelbſt wenn er im Widerſpruch iſt mit Deinen Neigungen oder mit Deinem Geſchmack oder mit Deiner Bequemlichkeit, das heißt Charakter haben." Vorſichtig und ſchonend leitete ſie jetzt ſeine allmähliche Trennung von Delbrück ein. Während der bisherige Erzieher in Berlin zurückblieb, nahm ſie den Kronprinzen mit nach Potsdam, wo Ancillon, den ſie, wie wir uns erinnern, auf Steins Empfehlung zum Lehrer und Erzieher ihres Sohnes erwählt hatte, ihm Unterrichtsſtunden erteilte. Ancillon, deſſen überlegene und umfaſſende Bildung in ihren weltmänniſchen Formen der Königin imponierte, ſcheint bald einen gewiſſen Einfluß auf ſie gewonnen zu haben, geiſtig ſowohl wie politiſch. Auffallend iſt es wenigſtens, daß die Königin, ſoviel wir wiſſen, in dieſer Zeit nur franzöſiſche Bücher las: neben Ancillons Schriften, die ſie auch dem Vater empfahl, „le génie du Christianisme" von Chateaubriand und „l'esprit de l'histoire" von Ferrand, aus dem ſie für den Kronprinzen geeignete Stellen

Digitized by Google

Königin Luiſe im Reitkleide
Paſtellgemälde von Ternite, 1810

Digitized by Google

abſchrieb. Politiſch war Ancillon mit der Königin darüber einverſtanden, daß zurzeit nichts übrig bleibe, als ſich Frankreich zu fügen, denn man müſſe vor allem doch exiſtieren; man wolle „die Gegenwart mit Würde tragen, um die Zukunft zu verdienen.“ Rückkehr Hardenbergs und Anlehnung an Frankreich ſchienen eng miteinander verbunden.

Am 2. Mai kamen auf der Pfaueninſel der König und Hardenberg abermals zuſammen; diesmal unter Teilnahme der Königin, die ſelbſt durch Wittgenſtein den Miniſter dazu eingeladen hatte. Hardenberg trat ſehr beſtimmt auf: er wollte ganze Arbeit machen, einen vollſtändigen Miniſterwechſel durchgeführt ſehen. Der König nach ſeiner Weiſe ſuchte zu vermitteln, verteidigte Nagler und Beyme, wünſchte Hardenberg als oberſten Ratgeber, als höchſte Autorität in Finanzfragen, als Präſidenten im Konſeil, aus Rückſicht auf Frankreich aber ohne unmittelbaren Anteil an der auswärtigen Politik. Eine Entſcheidung wurde auch jetzt noch nicht getroffen; vor allem galt es, ſich der Zuſtimmung Napoleons zu vergewiſſern. Zwei Tage ſpäter, am 4. Mai, wieder unter Wittgenſteins Vermittelung, ſprach Hardenberg mit St. Marſan. Er bat den Geſandten um ſeine Verwendung, daß Napoleon ihm wieder die Teilnahme an den preußiſchen Staatsgeſchäften, insbeſondere zunächſt die Uebernahme des Präſidiums „einer aus den beſten Köpfen der Provinzen und der Städte zuſammengeſetzten Verſammlung“ geſtatte. In einer für Napoleon beſtimmten ſchriftlichen Erklärung verſicherte er zugleich ſeine unbedingte Anhänglichkeit an das franzöſiſche Syſtem, ſeine Sorge für die Erfüllung der übernommenen finanziellen Verpflichtungen.

Das Verhalten St. Marſans bei dieſer Unterredung war ſo freundlich und ſo entgegenkommend, daß man am Potsdamer Hofe Hoffnung zu faſſen anfing. Ueberdies kamen aus Paris Briefe von Schweſter Thereſe, die von einem allmählichen Umſchwung zugunſten Preußens berichteten, zu dem auch der damals in Paris weilende öſterreichiſche Staatskanzler Metternich weſentlich beigetragen haben ſollte. „Espérez, espérez“, rief Thereſe der Schweſter zu. In der Tat war die Stimmung für Preußen anſcheinend günſtiger geworden als ſeit langem. Mit der Annexion von Holland und der Zerſtückelung Spaniens beſchäftigt, mochte Napoleon eine Verwickelung in Deutſchland gern vermeiden wollen. So faßte es auch Königin Luiſe auf, wenn ſie am 21. Mai nach Petersburg an Kaiſerin Eliſabeth ſchrieb: „Ich atme wieder etwas freier. Das Meſſer, das man ſchon gezückt hatte, um uns den Garaus zu machen, hat eine andere Richtung erhalten, und da die Dinge in Spanien ſchlecht gehen, ſo werden wir für den Augenblick verſchont, ſeine Wut kann ſich dort ſättigen.“ Was aber Luiſe nicht wußte, war, daß Napoleon auch aus einem anſcheinenden Entgegenkommen gegen Preußen noch einen beſonderen Vorteil zu ziehen gedachte; er

Digitized by Google

beabſichtigte, auf dem Umwege über Holland und im tiefſten Geheimnis ſelbſt dem preußiſchen Staat einen Teil des Geldes zur Bezahlung der Kriegsſchulden zu leihen, natürlich zu wucheriſchen Zinſen.

Die erſte Nachricht von den für Hardenberg günſtigeren Ausſichten erhielt der preußiſche Hof ſchon am 23. Mai durch den franzöſiſchen Konſul Clerembault, der auf der Durchreiſe von Paris nach Königsberg Potsdam berührte. Wenige Tage ſpäter, am 27. Mai, konnte St. Marſan ſelbſt die amtliche Mitteilung machen, daß Napoleon gegen den Eintritt Hardenbergs in das preußiſche Miniſterium nichts einzuwenden habe. Hocherfreut ſchrieb Königin Luiſe noch an demſelben Tage an Wittgenſtein: „Ich habe Ihren Brief mit der unbegreiflich angenehmen Nachricht bei der Zurückkunft aus dem Manöver bekommen ... Meine Freude iſt unausſprechlich, dem edlen Mann Gerechtigkeit widerfahren zu ſehen und dem König und dem Lande einen klugen, vortrefflichen Mann wiedergegeben zu ſehen.“ Der König ſelbſt ſprach Hardenberg ſeine große Genugtuung aus, betonte aber auch, wieviel er von ihm erwarte: Einigkeit in den Geſchäften, Beſeitigung aller kleinen Intrigen, Schonung der im Dienſt befindlichen Perſonen. Die Kunde von Hardenbergs Rückkehr, obgleich ſie noch geheim gehalten werden ſollte, wurde raſch bekannt und faſt überall mit Freude aufgenommen. „Machen Sie ſie mir glücklich,“ ſchrieb die Gräfin Voß ihrem alten Freunde Wittgenſtein, „iſt es wahr, daß le gr(and) homme zugegeben, daß H. kömmt?“

Allein die größte Schwierigkeit blieb noch zu überwinden. König Friedrich Wilhelm war bereit, Hardenberg an die Spitze der Geſchäfte zu ſtellen, aber er war keineswegs geneigt, ſich von ſeinen bisherigen Ratgebern zu trennen. Es bedurfte wiederholter Vorſtellungen Hardenbergs und zweier Unterredungen (2. und 4. Juni), vielleicht auch einiger Einwirkung Luiſens, ehe der König ſich entſchloß, Hardenberg als Staatskanzler mit der „Leitung aller Staatsangelegenheiten“ zu beauftragen und Altenſtein, Beyme und den der Königin beſonders verhaßten Nagler zu entlaſſen. Erſt nachdem alles entſchieden und die neue Regierung in Wirkſamkeit getreten war, ſchrieb die Königin an Hardenberg: „Nehmen Sie, mein würdiger Freund, meinen aufrichtigſten Dank für Ihren Wiedereintritt in das Miniſterium. Gott wolle mit Ihnen ſein bei dem großen Werke, das Sie begonnen haben, und Ihnen gelehrige und treue Werkzeuge in den Männern geben, die Sie wählen, Ihnen zu gehorchen und zu helfen in der großen Arbeit, die auf Ihnen laſtet. Ich bin weit ruhiger, ſeit ich Sie an der Spitze von allem weiß!“

Die Geſchwiſter waren entzückt. Sie ſahen in dem Wiedereintritt Hardenbergs hauptſächlich doch einen Sieg Luiſens, die wie der von der Wahrheit geweihte Schild Arioſts die lügenhaften Intrigen vernichtet habe; einen Sieg, der aber der Siegerin auch neue Pflichten

Digitized by Google

auferlege. „Wie oft habe ich", ſchrieb Erbprinz Georg an Frau von Berg, „geſagt, was Sie mir jetzt ſchreiben: daß es nur der Veranlaſſung bedarf, um die größten Eigenſchaften in dieſem Engel zu erwecken; daß alſo eigentlich noch nichts an dieſem Engel verloren iſt, wenigſtens nichts verloren wäre, wenn nur jetzt endlich an der trefflichen Ausbildung ihrer trefflichen Eigenſchaften gearbeitet werden könnte. Dabei fällt mir auch wieder ein, was wir gleichfalls ſo oft ſagten, nämlich in welchem hohen Maße Eigenſchaften vorhanden ſein müſſen, da ſechs Jahre ſo hingebracht, ſie nicht haben verwiſchen können." Er fordert dann die Freundin auf, der Königin begreiflich zu machen, daß der Augenblick gekommen ſei, wo ſie mehr wie je als Aegide ihrer Völker wiedererſcheinen müſſe, denn ſie könne es, nachdem die Vorſehung ihnen einen Mann wie Hardenberg zurückgegeben habe.

Wie wenig vermochte diejenige, der dieſe Worte galten, den hohen Erwartungen des Bruders zu entſprechen.

Unzweifelhaft war es ein Sieg, ein Erfolg von lange nachwirkender Bedeutung. Luiſe war glücklich über Hardenbergs Ernennung, ſie betrachtete ihn als einen „Engel in der Not", aber ſie fühlte ſich nicht als Siegerin und in dem erſchöpften Grunde ihrer Seele wollten Freude und Hoffnung nicht mehr gedeihen. Dieſe furchtbaren Jahre mit ihrem Wechſel von Schrecken und Gefahren, die immer wiederkehrten, und von ſchmeichelnden Erwartungen, die ſich nie erfüllten, hatten ihre ſchwachen Kräfte ſchließlich doch faſt aufgezehrt. Sie erſchien ſo leidend, daß wieder an eine Kur in Pyrmont gedacht wurde. Gern hätte ſie der Heilquelle, die ihr 1806 Geſundheit und Kräfte wiedergab, wie ſie ſagte, „eine Thräne der Dankbarkeit" geweint — „Tränen der Freude kann ich nicht weinen" — aber die dort erwartete Anweſenheit der Könige von Holland und Weſtfalen und die großen Unkoſten ſchreckten ſie zurück. „Da ich nie an mich, ſondern nur an das Ganze denke, ſo habe ich ‚Nein' geſagt, und dabei bleibt es." Dagegen glaubte ſie an die Möglichkeit einer anderen Reiſe von politiſcher Bedeutung. Es hieß, daß Napoleon nach Frankfurt a. M. kommen werde, und ſie hielt es nicht für ausgeſchloſſen, daß dann auch ſie mit dem König dahin gehen würde — „aus Vernunftgründen". Auch von einer Zuſammenkunft mit der öſterreichiſchen Kaiſerin war die Rede.

In ſolchen Stimmungen ſchrieb damals Königin Luiſe an Schweſter Thereſe: „Meine Seele iſt grau geworden durch Erfahrungen und Menſchenkenntnis, aber mein Herz iſt jung. Ich liebe die Menſchen, ich hoffe ſo gern, und habe allen, ich ſage allen meinen Feinden verziehen . . . Ich habe gelebt und gelitten; es iſt wahr. Es mußte aber ſo kommen, um mich zu läutern und feſt zu ſtellen im Glauben und Demut vor Gott, der

Digitized by Google

die wahre Erkenntnis iſt. In dieſen wenigen Zeilen haſt Du mein ganzes Bild, und wenn Du mir folgſt, ſo wirſt Du immer in allen meinen Handlungen dieſe Grundlinien meines Seins wiedererkennen ..."

War ihre Seele wirklich ſchon ſo „grau"? Die unverwüſtliche Jugendkraft ihres Herzens, das in jubelnder Freude noch ebenſo überſtrömen konnte wie einſt im „Alten Palais" zu Darmſtadt, offenbarte ſich gerade jetzt in ihrem Reichtum, als zur Rückkehr nach Berlin und dem Wiedereintritt Hardenbergs noch die dritte und größte Freude ihr beſchieden wurde: eine Beſuchsreiſe zu Vater und Großmutter.

Digitized by Google

Zwölftes Kapitel

Der Ausgang

(1810)

Längſt hatte die Königin den ſehnlichen Wunſch, Vater und Großmutter, die bei ihren 81 Jahren nicht zum Einzug nach Berlin gekommen war, in Neuſtrelitz zu beſuchen; doch erſt im Laufe des Juni, nachdem mit Hardenbergs Ernennung die politiſchen Schwierigkeiten beſeitigt ſchienen, zeigte der König ſich nicht länger abgeneigt, dem Verlangen ſeiner Gemahlin nachzugeben. Infolge einer Andeutung, die ſie darüber nach Neuſtrelitz gelangen ließ, ſchrieb Herzog Karl am 15. Juni ſeiner Tochter, wie ſehr er ſie mit dem König ihrem Gemahl bald bei ſich zu ſehen wünſche. Friedrich Wilhelm zögerte; endlich meinte er, nach Neuſtrelitz möge er nicht; wenn ſie aber dahin vorausgehen wolle, ſo werde er nach einigen Tagen nachkommen und mit ihr und ihrem Vater nach Hohenzieritz gehen, dem einige Meilen entfernter gelegenen herzoglichen Landhaus, das ihm wohl wegen ſeiner Aehnlichkeit mit Paretz gefiel. Voll Entzücken ging Luiſe darauf ein. Wie kindlich konnte ſie ſich doch freuen! Was ihr ſchwergeprüftes Herz an ſonniger Fröhlichkeit, an innigſtem Glücksgefühl noch in ſich birgt, ſprudelt und jubelt in den Briefen an Vater, Geſchwiſter, Großmutter.

Dem Vater ſchreibt ſie am 19. Juni: „Beſter Päp! Ich bin Tull und Varucky. Eben in dieſen Augenblick hat mir der gute liebevolle König die Erlaubniß gegeben, zu Ihnen zu kommen, beſter Vater! Ich bin ganz Toll, muß mich aber ſammlen, da mir

Digitized by Google

der König eine Menge Aufträge an Sie gegeben hat. Noch ein mahl ich komme! Den Montag komme ich. Bleibe den Dienstag und Mittwoch! allein; dann kömmt der König den Donnerstag, — bleibt den Freytag, wünscht den Sonnabend nach Rheinsberg zu gehen, bleibt noch den Sonntag bey Jhnen, und gehet Montag wieder mit mir weg! Halleluja!"

„Mit Gottes Hülffe so wird alles so geschehen.

„Jch habe nur ganz grob ohne Façon daß so dahin geschmiert, weil ich fürchtete für Glück es in Ordnung zu vergessen. Nun die ordentliche Geschichts-Erzählung."

Luise berichtet dann dem Vater, wie alles gekommen ist, und bittet ihn, sie nur „ohne Sang und ohne Klang und ohne Ceremonie" als „seine ergebene Tochter" zu empfangen. „Gott wie freue ich mich, nein ich kann es gar nicht beschreiben, endlich kann ich der Welt beweisen, wie sehr ich wünsche, Jhnen meine Ehrerbietung zu allen Zeiten an den Tag zu legen."

Am nächsten Tage an Schwester Friederike und an die Brüder: „Euch auch, ihr Lieben ein Wort der Freude, die mein ganzes Herz durchströmt ... Jch bin so glücklich, wenn ich daran denke, daß ich Euch beinahe acht Tage in Strelitz sehen werde und die gute Großmama, daß ich ordentliche Crampolini kriegen könnte. Jch verkneif' mir aber wahrhaft die Freude, weil so oft, wenn ich mich gar so ausgelassen gefreut habe, ein Querstrich gekommen ist, und solche Kreuz- und Querstriche wären vraiment affreux jetzt." Sie malt sich dann lebhaft aus, wie der Kastellan in Neustrelitz Vorkehrungen für ihre Aufnahme trifft und wie die Geschwister sich freuen: „Der Martin geht gewiß jetzt mit Schurzfell und Maßstab im ganzen Schloß umher, reitet atemlos nach Hohenzieritz und kömmt zurück und sagt: „Jch habe sie alle untergebracht." Du und Friederike, und Du, George, Jhr thut brill; „aber George", „höre doch Friederike" gehts den ganzen Tag. Halleluja! Gott sei Ehr in der Höhe und auf Erden. Er belohnt doch auch recht schön, wenn man in Demuth bittet und sanften Herzens geblieben ist, wenn Steinharte einen peinigten ... Hussasa, trallala, bald bin ich bei Euch ...

„Dicke Milch und etwas Erdbeeren schaffet dem König zum Thee; wenn das letztere in Deinen Frimaten noch nicht so röthet, so sagts Papa nicht, sonst ängstigt es ihn ... Humboldt geht nach Wien und ist Excellenz geworden. Jch bin noch nicht avancirt, als im Glück, welches mich bald mit Euch vereinigt. Halleluja! ... Heute ist es warm und windig, und in meinem Kopf sieht es aus wie in einem illuminirten Guckkasten. Alle Fenster mit gelben, rothen und blauen Vorhängen sind hell erleuchtet. Hussa! Teufelchen. Adieu! Nun will ich der Großmama vernünftig schreiben." Auf der inneren Seite des Briefumschlags bemerkt sie noch: „Wir bringen keinen Arzt mit; wenn ich den Hals breche,

ſo klebt mir ihn Hieronymi [des Vaters Leibarzt] wieder an" — Worte von erſchütternder Vorbedeutung, wenn man ſich erinnert, was ſich wenige Wochen ſpäter ereignen ſollte.

Der Großmutter ſchrieb ſie (franzöſiſch): „Nächſt der Rückkehr nach Berlin betrachte ich dieſe Reiſe als die größte Belohnung, welche die Vorſehung mir nach den Leiden, die ich erduldet habe, geben kann. Wenn nur nichts dazwiſchenkömmt!" ... Sie fügt dann noch einige Worte über ihren Gemahl hinzu: „Der König hat ſich für mich nicht geändert und ſeit ſeinem Unglück iſt er jedenfalls achtungswerter als je. Sein Herz hat ſich gegen die Menſchheit nicht verſchloſſen, er iſt immer mit dem Glück ſeiner Untertanen beſchäftigt und mit den Mitteln, ſein großes Ziel zu erreichen. Der Wiedereintritt des Freiherrn von Hardenberg iſt ein neuer ganz unbeſtreitbarer Beweis für das was ich ſage, und es iſt ſicher, daß die Intereſſen des Landes ſich in keinen beſſeren Händen befinden können, unter der unmittelbaren Leitung des Königs, und in denen dieſes charaktergroßen, edlen und hochherzigen Mannes."

Am 21. Juni ſiedelte das Königspaar nach Charlottenburg über. Der König verließ ungern Potsdam; er meinte ſpäter, es ſei wie eine Ahnung geweſen, daß er ſich dadurch von ſeinem Glücke trenne. Die Königin liebte das Charlottenburger Schloß, auch den Park mit ſeiner ſchwermütigen Fichtenallee, in der ſie ſo bald ihre letzte Ruheſtätte finden ſollte. Die Tage vergingen raſch in Reiſevorbereitungen und anderen Geſchäften. Am 23. Juni wurde endlich die Frage der Erziehung des Kronprinzen entſchieden, Ancillon unter Ernennung zum Staatsrat endgültig zum Erzieher eingeſetzt. Wie bei Hardenbergs Berufung an die Spitze der Staatsleitung, ſo meinte Königin Luiſe, deren Werk doch beide Ernennungen hauptſächlich waren, mit Ancillon die beſte Wahl für ihren Sohn getroffen zu haben. Am nächſten Tage, einem Sonntage, beſuchte das Königspaar die Ferdinands in Bellevue und das Palais in Berlin. Bei der Rückfahrt Unter den Linden fiel es dem König auf, wie Luiſe den Grüßenden mit beſonderer Freundlichkeit und Aufmerkſamkeit dankte — als ob ſie zugleich Abſchied nehme. Am Nachmittag war noch große Geſellſchaft im Charlottenburger Schloſſe, in der ſich die Königin froh und heiter bewegte. Während der König ſeinen bisherigen Juſtizminiſter Beyme in Abſchiedsaudienz empfing, verteilte die Königin ſcherzend unter den Anweſenden kleine Geſchenke, meiſt von ihren alten Sachen. Nach dem Tee ging ſie auf der Schloßterraſſe, auf der zahlreiche Spaziergänger verſammelt waren, mit der ganzen Geſellſchaft einmal auf und ab ſpazieren. „Nie war ſie ſchöner," erzählt Friedrich Wilhelm, „ein neuer Strohhut ſtand ihr allerliebſt" ....

Am nächſten Morgen, 25. Juni, verließ die Königin, die in froher Erregung die Nacht kaum geſchlafen hatte, Charlottenburg — jubelnde Freude im Herzen, über ihrem Haupte Schatten des Todes. In Sand und Hitze erreichte ſie Fürſtenberg, den erſten

mecklenburgiſchen Ort, wo der Vater, beide Brüder und Schweſter Friederike ſie erwarteten. Bei dem Wiederſehen mit den Ihrigen konnte die Königin ihre Tränen nicht zurückhalten; ihre Umgebung hatte bemerken wollen, daß ſchon beim Ueberſchreiten der preußiſchen Grenze ihre Heiterkeit ſich plötzlich in Wehmut gewandelt habe. Gegen Abend kam die Königin in Neuſtrelitz an; Bürgerkompagnien zu Pferde gaben ihr das Geleit; am Stadttor, unter einem Triumphbogen und bei den Klängen der Muſik wurde ſie vom Bürgermeiſter willkommen geheißen. Die Stadt war feſtlich geſchmückt; von Haus zu Haus, über die Straße hinweg, zogen ſich Blumengewinde. Allgemeiner und herzlicher Jubel begrüßte die Königin, die ſchöne Tochter Mecklenburgs. Am Eingang des Schloſſes empfing die Großmutter, Landgräfin Georg, die Enkelin. Sogleich, obwohl „zitterich und beberich" von dem ermüdend heißen Tage, eilte die Königin dem Gemahl ihre Ankunft zu melden; ſie dankte ihm nochmals für die Reiſeerlaubnis: „Dein Name, mein lieber Freund, wird hier überall geſegnet, denn durch Deine Güte ſind der beſte der Väter, meine Brüder und meine Schweſter auf dem Gipfel der Freude, und ich ebenfalls."

Zwei Tage darauf entſchloß ſich die Königin Empfang zu halten. Eine Augenzeugin erzählt darüber: Wir bewunderten ihre Perlen. „Ich liebe ſie auch ſehr," ſagte ſie, „und habe ſie zurückgehalten, als es darauf ankam, meine Brillanten hinzugeben. Sie paſſen beſſer für mich, denn ſie bedeuten Tränen, und ich habe deren ſoviele vergoſſen."

Am nächſten Tage, 28. Juni, kam Friedrich Wilhelm. Luiſe, von der ganzen Familie und dem Hofe umgeben, empfing ihn mit außerordentlicher Herzlichkeit. In einem „halb frohen halb wehmütigen Tone", der dem König „ſonderbar auffiel", äußerte ſie ihre Freude, den Gemahl zum erſten Male im Hauſe des Vaters, als Prinzeſſin von Mecklenburg begrüßen zu können; „nun erſt bin ich ganz glücklich," bemerkte ſie zu Bruder Georg. Dann ſetzte ſie ſich an ihres Vaters Schreibtiſch und ſchrieb auf ein Blatt Papier die Zeilen: Mon cher Père je suis bien heureuse aujourd'hui comme Votre fille et comme Epouse du meilleur des Epoux. Neu Strelitz ce 28 Juin 1810 Louise Es ſind die letzten Worte, die Königin Luiſe geſchrieben hat. Das Königspaar fuhr dann mit dem Herzog, der Großmutter und dem Gefolge nach der Neuſtrelitzer Schloßkoppel, einem Luſtwäldchen, wo auf einem Raſenplatz unter einer Eiche Tee und Milch gereicht wurde. Mit tiefer Rührung gedachte Friedrich Wilhelm ſpäter, wie Luiſe hier alles nach ſeinen ihr bekannten Neigungen und Gewohnheiten einrichtete. Nach einem kurzen Spaziergang beſtieg man wieder die Wagen und fuhr durch Neuſtrelitz hindurch nach Hohenzieritz.

Ein froher Tag war ihnen hier noch vergönnt. Die gemeinſame Rückreiſe nach Berlin war urſprünglich bereits auf den 2. Juli angeſetzt. Luiſe bat aber den Gemahl

Digitized by Google

Königin Luise auf dem Sterbelager in Hohenzieritz am 19. Juli 1810
Gestochen von D. Berger nach Bähling

Digitized by Google

Digitized by Google

inſtändig, ihrem Vater und ihr ſelbſt die Freude zu machen und noch einen Tag zuzugeben. „Abſchlagen mochte ich es nicht," erzählt der König, „ich ſtellte mich jedoch ſcherzend ſo an, als ob ich nicht darein willigen könnte, und verſteckte mich zu dem Ende unter der Gartentreppe, wo ſie mich lachend herausholte und ich mich ergeben mußte." Im Garten, unter Roſenbüſchen, wurde dann Tee getrunken; es waren die letzten Stunden, die Luiſe im Freien verlebte.

Am nächſten Morgen, 30. Juni, fühlte die Königin, die ſchon am Abend vorher über Kopfweh geklagt hatte, ſich ſo leidend, daß der für dieſen Tag geplante Ausflug nach Rheinsberg aufgegeben wurde. Immer aber hoffte man noch, am 3. Juli gemeinſam abreiſen zu können. Die Krankheit, die der herzogliche Leibarzt Hieronymi anfangs für ein hitziges Fieber erklärte, ſchien leicht und unbedenklich; an Gefahr dachte niemand. Die Königin ſelbſt, die ihren leidenden Zuſtand in Anweſenheit des Königs möglichſt zu verbergen ſuchte, zeigte noch eine heitere Stimmung. Bald überzeugte man ſich jedoch, daß die Krankheit wenn nicht ernſt, doch jedenfalls langwierig ſein würde, und am 3. Juli mußte ſich der König entſchließen, allein abzureiſen, mit dem Verſprechen, bald wiederzukommen. Kaum in Charlottenburg angelangt, erkrankte er aber ſelbſt an einem Wechſelfieber, deſſen Anfälle ſich dreimal mit großer Heftigkeit wiederholten und ihn längere Zeit ans Zimmer feſſelten.

Die Krankheit der Königin ſtellte ſich inzwiſchen als eine Lungenentzündung heraus, die zunächſt einen regelmäßigen und gutartigen Verlauf zu nehmen ſchien. Prinzeſſin Friederike und Frau von Berg wichen Tag und Nacht nicht von der edlen Kranken, die ihr Leiden mit rührender Sanftmut und Geduld ertrug. Da indeſſen der quälende Huſten und das ſtarke Fieber nicht nachließen, wurde der bekannte Berliner Arzt Geheimrat Heim herbeigerufen; Hufeland war kurz vorher zum König von Holland gereiſt. Heim, der am 10. Juli in Hohenzieritz ankam, fand die Königin recht krank, ihre ärztliche Behandlung aber durchaus angemeſſen, ſo daß er nach zwei Tagen wieder abreiſte. Wenige Tage ſpäter aber, am 16. Juli, nahm die Krankheit plötzlich eine höchſt bedenkliche Wendung. Während die Lungenentzündung langſam zurückging, traten Störungen im Blutumlauf ein, die das ſchwache Herz nicht zu überwinden vermochte. Im Herzen ſelbſt entſtand ein Blutgerinnſel, das heftige Bruſtkrämpfe und ſchwere Beklemmungen verurſachte. Heim, der zurückgerufen wurde, erkannte ſogleich den lebensgefährlichen Charakter des Leidens. Es ſchien keine Zeit zu verlieren. Atemnot und Erſtickungsanfälle konnten jeden Augenblick das Ende herbeiführen. Ein Eilbote wurde an den König abgeſandt.

Am 18. Juli mittags, in Potsdam, erhielt der König, der ſich eben erſt von ſeiner eigenen Erkrankung erholt hatte, die Nachricht von der Todesgefahr, in der ſeine Gemahlin

ſchwebe. Seine Beſtürzung war ſo groß und ſo überwältigend, daß er anfangs keinen Entſchluß zu faſſen vermochte. Erſt auf das Zureden und Drängen ſeines Adjutanten, Major Wrangel, fuhr er mit ſeinen älteſten Söhnen, dem Kronprinzen und Prinz Wilhelm, gegen Abend von Charlottenburg ab. Am anderen Morgen, 19. Juli, gegen 5 Uhr früh erreichte er Hohenzieritz, wo Heim ihn empfing und ſogleich zur Königin führte, deren ſchon ſehr verändertes Ausſehen ihn heftig erſchreckte. König Friedrich Wilhelm ſelbſt hat die Geſchichte dieſes Tages, „des unglücklichſten Tages ſeines Lebens“, noch am 19. Juli niedergeſchrieben. Wir dürfen ſeine ſchlicht ergreifende Erzählung hier einſchalten.

„Sobald ſie mich gewahr wurde, war ihr die lebhafteſte Freude in den Geſichtszügen zu leſen. ‚Lieber Freund, wie freue ich mich, Dich zu ſehen, gut, daß Du wieder da biſt,‘ und bald darauf, ‚es iſt doch beſſer beieinander zu ſein, es iſt doch mehr Troſt.‘ Zugleich küßte ſie mich zu verſchiedenen Malen mit der herzlichſten Inbrunſt und Lebhaftigkeit, mich an ihr Herz drückend. Auch lange nachher noch und ab und zu bis zu ihrem Ende mußte ich ihre Hand halten, die ſie öfter mit der zärtlichſten Innigkeit an ihren Mund drückte und küßte. Das Halten der Hände ſchien ſie zugleich wie eine Art Beruhigung zu betrachten, da auch die Aerzte und andere anweſenden Perſonen, unter anderen Prinzeſſin Solms und Frau von Berg ein gleiches fortwährend tun mußten ... Sie frug mich: ‚Biſt Du in der neuen Betarde gekommen?‘ Als ich ihr antwortete: ‚Nein, im gewöhnlichen offenen Wagen,‘ erwiderte ſie beſorgt: ‚In der Nacht, nach Deinem Fieber?‘ Als ich zu ihr unter anderem einmal ſagte, wie leid es mir wäre, ihr nicht nützlicher werden zu können, ſagte ſie mit liebevoller Stimme: ‚Genug, daß Du da biſt.‘ Wie natürlich, war gleich bei meinem Eintritt meine Faſſung dahin, und alle im Zimmer bei meiner Ankunft befindlichen Perſonen teilten ſichtbarlich das Rührende dieſer Szene ...

„Wie ich zu meiner Frau ſagte, daß Fritz und Wilhelm da wären, freute ſie ſich ſehr und begehrte ſie ſogleich zu ſehen. Sowie ſie hereinkamen, ſagte ſie zu dem älteſten: ‚Wie freue ich mich, mein lieber Fritz, Dich wiederzuſehen,‘ und ebenſo zu dem anderen ... Man glaubte, eine Entfernung der anweſenden Perſonen würde vielleicht mehr Beruhigung gewähren, deshalb ging ich auf mein Zimmer. Bald darauf kam Heim und ſetzte mir ... das Gefahrvolle ihrer Lage auseinander, und daß zwar Möglichkeit, aber keine Wahrſcheinlichkeit zu ihrer Beſſerung vorhanden wäre ... Bei dieſer Gelegenheit meinte Heim, der kurz zuvor, wie meine Frau ihn ſowie die übrigen Aerzte frug, bin ich in Gefahr? ſie vom Gegenteil zu überzeugen ſich bemühte, daß, da allerdings die allergrößte vorhanden wäre, es doch vielleicht ratſam ſein könnte, daß ich ſuchen möchte, allein mit ihr zu ſprechen, ihr zwar das, was ihr die Aerzte geſagt, wiederholen möchte, zugleich aber doch bemerken,

Digitized by Google

wie man dennoch nie genau wiſſen könnte, was über uns beſchloſſen wäre, und ſie fragen, ob ſie vielleicht noch etwas auf dem Herzen hätte oder ſonſt noch irgend einen Wunſch hegte. Er wollte mich rufen laſſen, wenn er den Augenblick günſtig glaubte. Dies geſchah etwa nach einer Viertelſtunde. Ich ging alſo in das Zimmer und fand ſie zwar um ein Geringes, aber doch nur ſehr wenig beruhigt. Kaum hatte ich jedoch nur von dem, was die Aerzte geſagt, zu ſprechen angefangen, als ſie ſich beunruhigt fühlte und mich jemand rufen hieß. Da die Aerzte jedoch die Gefahr immer dringender werden ſahen, ſo wurde bald darauf von mir ein zweiter Verſuch gemacht, wo ich damit anfing ihr alles ſo zu ſagen, wie Heim es gemeint hatte. Zugleich ſank ich an ihrem Bette auf die Knie, ihre Hand küſſend, und ſprach zu ihr ohngefähr in folgenden Worten: ‚Es iſt nicht möglich, daß es Gottes Wille ſein kann, uns zu trennen. Ich bin ja nur durch Dich glücklich, und nur durch Dich hat das Leben nur allein noch Reiz für mich, Du biſt ja mein einziger Freund, zu dem ich Zutrauen habe,‘ — ‚und Hardenberg‘, fiel ſie ein, — ‚ſollte Gott aber anders gebieten, ſo nimm mich mit.‘ Als ich ſie frug, ob ſie etwa etwas auf dem Herzen oder ſonſt einen Wunſch hätte, ſagte ſie zuerſt: ‚Nein‘, nach wiederholter Frage aber: ‚Dein Glück und die Erziehung der Kinder.‘ Dieſes Geſpräch, wobei mir allerdings öfter die gehörige Faſſung mangelte, hatte ſie, obgleich es mit aller Sorgfalt behandelt wurde, dennoch ſehr gerührt und angegriffen, und bald nachher ſagte ſie: ‚Mache mir nicht noch ſo eine Szene und bedauere mich nicht, ſonſt ſterbe ich.‘ Hiermit brach ich das Geſpräch ab und habe ich ſie nachher nicht mehr allein geſprochen. Bei dieſer Gelegenheit küßte ſie mich zum letzten Male mit dem Munde mit der größten Zärtlichkeit und drückte mir die Hand ebenſo liebevoll, als ich ſie frug, ob ſie mir noch gut wäre.

„Die Krämpfe, obgleich nicht mit gleicher Heftigkeit, hatten jedoch nur wenig nachgelaſſen und die Beklemmung blieb unausgeſetzt. Sie fürchtete ſich außerordentlich, einen neuen Anfall zu bekommen und öfter wiederholte ſie: ‚Ich leide unausſprechlich, Luft, Luft. Ach Gott, Herr Jeſus, erbarme Dich.‘ Zu Heim ſagte ſie nochmals dasſelbe wie zu mir, ohngefähr in der Art: ‚Der König iſt ſo gut, aber keine neue Szene, ſonſt ſterbe ich.‘ Man ſuchte ſie auf eine möglichſt ſchickliche Art hierüber zu beruhigen. Bald darauf aber wandte ſie ſich zu mir mit den Worten: ‚Fürchte Dich nicht, ich ſterbe nicht.‘ . . . Ihre linke Hand behielt ich in der meinigen bis zu ihrem Ende. Alle nur erſinnlichen krampfſtillenden und andere lindernde Mittel wurden fortwährend, aber umſonſt angewendet. Die Lage des Kopfes wurde ihr immer ängſtlicher, und da man ihr unter anderem riet, die Arme etwas weiter abzuhalten, ſie würde dadurch Linderung erhalten, ſagte ſie: ‚Das bringt mir den Tod,‘ und bald darauf: ‚Ich ſterbe von oben herunter. Ach Herr Gott, Herr

23*

Jeſus, verlaß mich nicht', und ganz zuletzt, als die Krämpfe ihr beinahe ſchon ganz den Atem benahmen: ‚Herr Jeſus, mache es kurz', und wenige Augenblicke nachher, nachdem ſie einige Male konvulſiviſch mit dem Geſicht gezuckt hatte, verſchied ſie. Ich drückte ihr die ſtarren, gebrochenen Augen zu" ...

Es war 9 Uhr morgens, am 19. Juli 1810, als dies edle Leben erloſch. Ungefähr eine Stunde ſpäter trafen noch der dritte Sohn, Prinz Karl, und die älteſte Tochter, Prinzeſſin Charlotte, ein, gegen Abend die beiden Schweſtern des Königs, die Prinzeſſinnen Wilhelmine von Oranien und Auguſte von Heſſen-Kaſſel. Am folgenden Tage verſammelten ſich alle noch einmal um die Entſchlafene. Kniend und ſchluchzend küßten ſie Hand und Stirn, der König ermahnte ſeine Kinder, „ſich einer ſolchen Mutter ſtets würdig zu zeigen und ſo ihr Andenken wahrhaft zu ehren". Dann nahmen alle Abſchied von dem entſeelten Körper und kehrten nach Berlin zurück. Einige Tage ſpäter wurde die Leiche nach Berlin übergeführt, wo ſie zunächſt im Dom, dann, am 23. Dezember, dem Gedenktage des zweimaligen Einzuges (1793 und 1809) in dem von König Friedrich Wilhelm errichteten Mauſoleum in Charlottenburg beigeſetzt wurde.

* * *

„Sie iſt durchs Herz geſtorben, ſie, die nur darin lebte", — ſo urteilte über die entſeelte Königin Prinzeſſin Wilhelm, die ihr im Leben ſo nahe geſtanden.

In der Tat: von dem Herzen empfing Luiſens Weſen all ſein Licht, jenes warme Licht, das ſie über ihren Gatten, ihre Kinder, ihr Land ausſtrömte.

„Man muß ſein Glück ſich erhaſchen, bequem mit der Hand nimmt man es nicht." Nach dieſem Grundſatz hat Luiſe gehandelt. Wir erinnern uns, in wie ſtrenger Selbſtzucht, unter welchen Kämpfen ſie mit dem Einklang von Pflicht und Liebe das rechte Verhältnis zu ihrem Gatten, das eheliche Glück errungen und behauptet hat. Wie Antigone, Gottes ungeſchriebene Geſetze in der Bruſt, iſt ſie ihres Weges gegangen, ohne je zu irren, nur auf die Stimme ihres Herzens hörend. Während die Romantik den Typus des vom Manne unabhängigen Weibes hinzuſtellen ſucht, gibt Luiſe das Beiſpiel freudiger und rückhaltloſer Hingabe an den Gatten, an deſſen Geſchmack und Neigungen.

So ſchafft Luiſe mit ihrem Gemahl dem Hohenzollernhauſe ein Familienleben, deſſen ſchlichte Herzlichkeit den Zeitgenoſſen immer ein Gegenſtand der Bewunderung, den Nachkommen immer ein Vorbild geweſen iſt. Wie umfaßt ſie mit allem Reichtum ihres Herzens ihre Kinder und deren Zukunft, wie ſucht ſie ihnen die Gleichgültigkeit der äußeren Vorgänge, die alleinige Bedeutung des Innenlebens klarzumachen; ſie beklagt es nicht, in

Digitized by Google

einem „bronzenen Sekulum“ geboren zu ſein, da ſie vielleicht „Geſchöpfen das Daſein gab, die zum Wohle der Menſchheit beitragen werden“. Wir wiſſen, wie den Kindern das Andenken der Mutter allezeit heilig war, wie ihr Segen ihnen Häuſer baute. Freilich, auch ihrer Einwirkung auf die Kinder — wir ſahen es in der Erziehungsgeſchichte des Kronprinzen — waren enge Grenzen gezogen.

So war es eigentlich auch mit ihrem Anteil an der preußiſchen Politik: überall ſtanden ihr Schranken entgegen. Und doch ſind ſeit 1805 wenige große Entſcheidungen getroffen, an denen ſie nicht in der einen oder anderen Weiſe mitgewirkt hätte. Das hing doch wohl damit zuſammen, daß alle Strömungen, die das preußiſche Volk bewegten, auch durch ihr Herz gingen. Mit rührender Innigkeit liebte ſie dies Preußenland, wie es einmal war, — ſelbſt „mit ſeinem Sande“; ihre Ideale lagen nie jenſeit der ſchwarzweißen Grenzen. Mit wie rückhaltloſem Vertrauen, mit wie unbedingter Zuverſicht kam ſie dem großen Reformminiſter, dem Freiherrn vom Stein, entgegen. „Ich verſichere Sie,“ ſchrieb ſie noch im Auguſt 1808 der Frau von Berg, „daß, wenn ich ihn an der Spitze der Geſchäfte weiß, ſo iſt es, als ob ich mich grader halten und den Kopf leichter von einer auf die andere Seite bewegen könnte.“ Wie wirkte ſie für Hardenbergs Rückberufung! Mit einem ihrer letzten Atemzüge hat ſie die Freundſchaft zwiſchen Friedrich Wilhelm und Hardenberg beſiegelt. Und als der König von Hohenzieritz nach Berlin zurückkam, hat er ſeinem Miniſter das Wort abgenommen, daß ſie beide miteinander ausharren wollten, bis der Tod ſie trenne. So ſchloß ſich gleichſam über dem Sarge der Königin der Bund, der alle Wechſelfälle der nächſten Jahre überdauerte und die Grundlagen für das neue Preußen ſchuf — Königin Luiſens letzte, größte und wirkungsvollſte Tat.

Digitized by Google

Anhang

Die zeitgenössischen Bildnisse der Königin Luise

Von

Paul Seidel

Bei der Illustrierung dieser Biographie der Königin Luise ist das Hauptgewicht auf die Wiedergabe der besten Bildnisse der Königin gelegt worden, denen allein 18 von den 28 Tafeln gewidmet sind. Die allgemeinen Vorstellungen von der äußeren Erscheinung der Königin sind so wenig geklärt oder durch moderne Darstellungen beeinflußt, daß es vor allen Dingen wichtig erschien, dem Leser vorzuführen, wie Königin Luise ihren Zeitgenossen erschienen ist, und ihm durch die Datierung dieser Bildnisse die Möglichkeit zu geben, ihre zahlreich vorhandenen und sich anscheinend oft widersprechenden Darstellungen zu beurteilen und ihnen den richtigen Platz in der Entwickelung der äußeren Erscheinung der Königin zu geben. Von der Darstellung der Oertlichkeiten, an denen Luise gelebt hat oder die für ihre Lebensschicksale von besonderer Bedeutung geworden sind, ist gänzlich Abstand genommen worden. Hier ist das überlieferte Material in seinem historischen und künstlerischen Werte ein zu ungleiches, um in den Rahmen einer Biographie wie der vorliegenden gewaltsam hineingezwängt zu werden.[1] Dafür konnte es durch eine neue Art der Wiedergabe ermöglicht

[1] Für diejenigen, die das hierin vorhandene Material geen kennen lernen wollen, bietet das Hohenzollern-Jahrbuch in der Illustrierung mehrfacher Aufsätze von Geheimrat Bailleu über die Königin Luise vielfache Gelegenheit. Vergleiche ferner auch meine Aufsätze über „Königin Luise im Bilde ihrer Zeit" im Jahrgang 1905 und: „Zur Geschichte des Kronprinzen-Palais in Berlin, insbesondere der ehemaligen Wohnung der Königin Luise" im Jahrgang 1907.

Digitized by Google

werden, daß aus dem Familien- und Freundeskreiſe der Königin Luiſe allein 43 Porträts wiedergegeben werden konnten.

Ein jeder Verehrer der Königin Luiſe glaubt genau zu wiſſen, wie der „Schutzgeiſt Preußens" ausſah, aber im Grunde iſt es ein Gemiſch von ziemlich unbeſtimmten Eindrücken, die ſich in der Erinnerung zu einem Bilde der ſchönen Königin verdichten. Die Grabfigur von Rauch, das in zahlreichen Reproduktionen verbreitete moderne Bildnis von Guſtav Richter und das Standbild von E. Encke im Tiergarten bilden bei der heute lebenden Generation wohl die Hauptbeſtandteile, aus denen die herrſchenden Vorſtellungen über Luiſens Erſcheinung ſich zuſammenſetzen. Und doch ſind alle dieſe nach dem Tode der Königin, zum Teil über ſechzig Jahre ſpäter, entſtandenen Darſtellungen nicht geeignet, uns ein richtiges Bild von Luiſens äußerer Erſcheinung gewinnen zu laſſen; es hat ihr, im Gegenſatz zu Friedrich dem Großen, ein Menzel gefehlt, der mit ſcharfem Auge und künſtleriſchem Gefühl alle hiſtoriſch beglaubigten Ueberlieferungen vereinigend, ein abgeſchloſſenes überzeugendes Bild von ihr ins Leben treten ließ. Anderſeits ſind uns ſo viele Darſtellungen der Königin Luiſe aus ihrer Zeit erhalten, daß es einer Neuſchöpfung, wie bei dem von der zeitgenöſſiſchen Kunſt ſo arg vernachläſſigten und mißhandelten Friedrich dem Großen, gar nicht bedarf, wenn ja auch dem Bedürfnis weiter Kreiſe, das Bildnis der populärſten aller preußiſchen Königinnen für den jeweiligen Geſchmack zurechtgemacht zu ſehen, die Berechtigung nicht gänzlich abgeſprochen werden ſoll.

Allerdings müſſen wir uns bei dieſer Betrachtung vor allen Dingen klar werden, daß es ein gewiſſermaßen einheitliches ihre verſchiedenen Lebensperioden erſchöpfend zuſammenfaſſendes Bild der Königin überhaupt nicht gibt und auch nicht geben kann. Wie neben dem „Alten Fritz" erſt allmählich eine eingehendere hiſtoriſche Betrachtung auch den jugendlicheren Friedrich den Großen in ſeinen Bildern zu ſeinem Rechte gelangen läßt, ſo wird es auch mit der Königin Luiſe gehen. Die Menge will in ihren Bildniſſen die ſchöne gereifte Frau, die Gegnerin Napoleons und den Schutzgeiſt Preußens ſehen, für den tiefer dringenden Geiſt aber gewährt es einen eigenartigen Reiz, die Entwickelung von Luiſens Perſönlichkeit auch in ihren Bildniſſen anderer Zeiten zu verfolgen, ſelbſt wenn ſie nicht von beſonderem künſtleriſchem Werte ſind, und zunächſt davon abzuſehen, was in dieſen Bildern dem eigenen Geſchmack ſympathiſch und zuſagend iſt, ſondern das Charakteriſtiſche erkennen und würdigen zu lernen.

Bei den Bildniſſen der Königin Luiſe laſſen ſich drei Gruppen unterſcheiden, die mit ihrer körperlichen Entwickelung in engem Zuſammenhang ſtehen. Von der Kinderzeit müſſen wir abſehen, da ſich aus ihr keine Bildniſſe — wenigſtens keine zweifelloſen — erhalten

Digitized by Google

haben, ſondern ich rechne die erſte Periode von der Brautzeit bis zum Ende des Jahrhunderts, alſo das 17. bis ungefähr 23. Lebensjahr der Königin umfaſſend. Die Bilder dieſer Zeit zeigen Luiſe als eine zarte mädchenhafte Erſcheinung mit länglichem Geſichte, ernſten zuweilen träumeriſchen Augen, und reichen, lockigen, blonden Haaren. Aus dieſer Periode iſt uns eine ſehr große Anzahl von Bildniſſen erhalten, die ihre zarte ſanfte Schönheit zum Teil in das beſte Licht ſetzen. Die zweite Periode möchte ich von dem Beginn des neuen Jahrhunderts bis zum Unglücksjahre 1806 datieren und ſie zeigt uns Luiſe im Alter von 24 bis 30 Jahren als voll erblühte ſchöne Frau in wahrhaft königlicher ſtrahlender und auch ihrer Wirkung bewußter Erſcheinung und von unendlichem Liebreize, wie ſie uns ſowohl aus den Schilderungen begeiſterter Zeitgenoſſen wie aus den Bildniſſen von Madame Vigée le Brun und Graſſi entgegentritt. Die dritte Periode, aus deren erſten Jahren uns Bildniſſe von Bedeutung aus naheliegenden Gründen überhaupt nicht erhalten ſind, zeigt, daß die durch das Unglück des Vaterlandes, Krankheit und ſchwere Familienſorgen hervorgerufenen zahlreichen Tränen den ſtrahlenden Glanz ihrer Augen getrübt haben, und daß bei ihrer Figur eine wohl auch mit ihrer Krankheit zuſammenhängende frühzeitige Anlage zu matronenhaften Formen ſich bemerkbar macht. Ihr ſchließt ſich dann als vierte Gruppe noch die große Anzahl von bald nach ihrem Tode entſtandenen Bildniſſen an, die alle mehr oder weniger unter Benutzung der Totenmaske und früherer Bildniſſe entſtanden ſind.

Horn[1] hat in ſeinem Buche über die Königin Luiſe zum erſtenmal ein angebliches Kinderbild der Königin publiziert, das ſie im erſten Lebensjahre dargeſtellt auf einem Gemälde zeigt, das die Mutter in den Händen hält und auf das ſie durch eine Handbewegung hinweiſt.[2] Daß es ſich um die Mutter der Königin Luiſe, die Herzogin Friederike handelt, iſt zweifellos, da das Gegenſtück zu dem Bilde den durch ſeine charakteriſtiſchen Geſichtszüge unverkennbaren Vater Luiſens darſtellt. Aber dürfen wir ohne weiteres der Tradition folgen, die in dem Kinderbild die ſpätere Königin Luiſe ſehen will? Nach meiner Ueberzeugung liegt eine große Unwahrſcheinlichkeit darin, daß ein Elternpaar ſich unter Verleugnung ſeiner beiden älteren Kinder[3] mit dem dritten allein porträtieren läßt, um der Großmutter ein Geſchenk zu machen. So leid es uns tut, dieſes reizende Bild nicht auf Luiſe beziehen zu dürfen, kann doch nur als Wahrſcheinlichkeit erklärt werden, daß es ſich hier um das erſte

[1] Horn, Das Buch von der Königin Luiſe. Berlin 1883.

[2] Eigentum Seiner Königlichen Hoheit des Großherzogs von Heſſen. Eine verkleinerte alte Kopie im Hohenzollern-Muſeum zeigt die beiden Eltern auf einem Bilde vereinigt dargeſtellt. Abbildungen im Hohenzollern-Jahrbuch 1905.

[3] Luiſe war das ſechſte Kind ihrer Eltern, doch blieben von den älteren Geſchwiſtern nur zwei am Leben.

Totenmaske und Abguß der Hand der Königin Luiſe

Digitized by Google

Kind des vor Glück ſtrahlenden Paares handelt, das im Bilde mit den Eltern vereinigt der Großmutter als Geſchenk dargebracht wird. Wie faſt alle Prinzenbilder des preußiſchen Königshauſes aus der erſten Hälfte des 18. Jahrhunderts im Laufe der Jahre den Namen Friedrichs des Großen zugeteilt bekommen hatten, wie alle im Potsdamer Stadtſchloſſe vorgefundenen Spielſachen und ſonſtigen Kindergeräte Friedrich dem Großen und nichts davon ſeinen drei jüngeren Brüdern zugeſchrieben wurde, ſo vermute ich, daß auch bei dieſem Kinderbild der Wunſch der Vater des Gedankens wurde, indem man auf ein Bildnis von Luiſens älteſter Schweſter Charlotte, der ſpäteren Herzogin von Sachſen-Hildburghauſen, von der niemand etwas Näheres wußte, den Namen ihrer jüngeren, ſo berühmt gewordenen Schweſter Luiſe übertrug. Auf alle Fälle iſt uns in dem anſprechenden Bilde ein ſicheres Porträt von Luiſens Mutter überliefert, in deren zwar nicht gerade ſchönen, aber ſympathiſchen und liebenswürdigen Zügen wir allerdings, wenn wir nach Aehnlichkeiten mit ihrer Tochter Luiſe forſchen, weniger unmittelbare Beziehungen zu entdecken imſtande ſind, als in denen ihrer Schweſter Charlotte, die nach ihrem Tode die Stiefmutter der ſpäteren Königin Luiſe wurde. (Vgl. Tafel 3, Nr. 1 und 3 und oben S. 17.)

I. Königin Luiſens Erſcheinung im Alter von ungefähr 17 bis 23 Jahren. 1793—1798.

Eines der früheſten uns erhaltenen zweifelloſen Bildniſſe Luiſens rührt von der Hand ihres damaligen Verlobten her und iſt einem ſeiner Briefe vom Auguſt 1793 beigelegt (Königliches Hausarchiv). Ermöglicht dieſes dilettantiſche wenn auch mit liebender Hand entworfene Bildnis uns auch nicht, Schlüſſe auf die Geſichtszüge Luiſens als Braut zu ziehen, ſo hat es doch den beſonderen Wert, das einzige Bild der Prinzeſſin in ganzer Figur aus dieſer Zeit zu ſein und dadurch uns ein Bild von der Art ihres Koſtüms in der Brautzeit zu geben. (Abbildung Tafel 4.)

Als künſtleriſcher Darſteller der Züge Luiſens in ihrer Brautzeit kommt in erſter Linie und ſcheinbar als einziger der am Darmſtädter Hofe damals viel beſchäftigte Miniaturmaler Johann Friedrich Tielker in Betracht, von dem uns mehrere Darſtellungen Luiſens, wenn auch zum Teil nur in geſtochenen Reproduktionen erhalten ſind. Etwas leer und unentwickelt, vielleicht infolge der dem Künſtler ungewohnten großen Verhältniſſe, wirken die Züge der Prinzeſſin auf einer Profilzeichnung im Hohenzollern-Muſeum, die durch Unterſchrift König Friedrich Wilhelms III. als Bildnis Luiſens aus dem Jahre 1793 von Tielker bezeugt wird.[1]

[1] Zuerſt abgebildet im Hohenzollern-Jahrbuch 1901, S. 12, wo dieſe Unterſchrift irrtümlich als von der Hand Kaiſer Wilhelms I. herrührend bezeichnet wird.

Digitized by Google

Auch bei den anderen Bildniſſen Tielkers dürfen wir nicht vergeſſen, daß es ſich um die weichen Züge eines noch ſehr jugendlichen Mädchens und um einen verhältnismäßig unbedeutenden Künſtler handelt, deſſen Arbeiten uns wohl den allgemeinen Eindruck der Anmut ſeines Modells hinterlaſſen können, aber für eingehendere Studien der Geſichtszüge kein genügendes Material geben. Sehr reizvoll muß ein Miniaturdoppelbildnis der beiden bräutlichen Schweſtern geweſen ſein, das der Schwiegermutter der beiden Prinzeſſinnen, der Königin Friederike, eine Vorſtellung von ihren beiden zukünftigen Schwiegertöchtern gab, uns aber nur durch einen Stich von Bolt übermittelt iſt, der in einer zur Vermählung erſchienenen Feſtſchrift auch dem großen Publikum ein Bild der beiden jungen Prinzeſſinnen gewähren ſollte.[1] Am ſchwächſten, wohl durch die Schuld des Stechers F. Carſtens, wirken zwei kleine Profilbildniſſe der Schweſtern im Berliner Kalender von 1794, die auch von dem Kronprinzen ſehr mißfällig aufgenommen werden, indem er bei der Ueberſendung am 2. Dezember 1793 an ſeine Braut ſchreibt: „Avez-vous jamais vu quelque chose d'aussi abominable?“ Ein anderes von Karcher 1794 nach Tielker geſtochenes kleines Doppelbildnis der beiden Schweſtern läßt gleichfalls die Schwäche des Stechers erkennen. Sollten die Originalbildniſſe der Stiche jemals wieder ans Tageslicht kommen, ſo werden ſie uns vermutlich ein erfreulicheres Bild von Tielkers Kunſt gewähren, als dieſe Reproduktionen von anderer Hand.[2] Daß der Kronprinz mit Tielkers Leiſtungen nicht ganz zufrieden war, geht auch aus einem ſeiner Briefe an Luiſe vom 17. Dezember 1793 hervor, in dem er ſchreibt, daß ſeine Mutter ihm ein Miniaturbild Luiſens, vielleicht das oben genannte mit den beiden Schweſtern, gezeigt habe: „Je dois dire qu'on y reconnaît votre visage, mais votre figure est très très mal copiée, et avec cela M. Tielker vous a peinte dans un habillement peu avantageux.“ Aber um ſo beſſer, fährt er fort, man wird jetzt ſehen, wie viel ſchöner das Original iſt als die Kopie. Trotzdem ſcheint Tielker unausgeſetzt beſchäftigt geweſen zu ſein, denn ein bezeichnetes und anſcheinend 1794 datiertes anmutiges Miniaturbildnis in Berliner Privatbeſitz zeigt das Kronprinzenpaar im Profil geſehen und in der Ausführung den genannten Stichen weit überlegen. (Abbildung Tafel 4.)

Aus einem Briefe Luiſens an ihren Vater vom Juni 1797 geht ferner hervor, daß ſie ſich damals wieder von Tielker malen ließ. Der Künſtler hat ſein uns nicht bekanntes

[1] Luiſens und Friederikens .... Ankunft und Vermählung in Berlin. Im Dezember 1793. Berlin 1794.

[2] Das läßt ſich auch aus ſeinem in dieſer Zeit entſtandenen und aus dem Nachlaß der Königin Luiſe ſtammenden Miniaturbildnis des Kronprinzen im Hohenzollern-Muſeum folgern. Wahrſcheinlich iſt es dieſes Bild, das die Kronprinzeſſin in einem Medaillon auf der Bruſt trug und im Jahre 1798 als das beſte ihres Gemahls bezeichnete.

Digitized by Google

Bildnis ſelber in einem 1798 datierten ſehr ſeltenen reizenden Kupferſtich wiedergegeben, der in zarten Tönen koloriert, die junge Königin im Profil in einem mit Roſen umwundenen Medaillonrahmen zeigt. In dem reichen lockigen Haar iſt ein Federhut eingeflochten und das weit ausgeſchnittene Kleid läßt neben der bekannten Halsbinde dieſer Jahre eine zweifache Perlenkette ſehen. (Abbildung Tafel 14.)

Das erſte Bildnis Luiſens für ihren Verlobten aus der Brautzeit, das in den Briefen des Brautpaares erwähnt wird, iſt mit Sicherheit leider nicht mehr nachzuweiſen, auch der Name des Künſtlers wird nicht erwähnt. Auf die Frage Friedrich Wilhelms, ob ſie bereits an das ihm verſprochene Porträt gedacht habe und dafür Sorge trüge, daß es ähnlich und nicht eine Karikatur ihres „charmant petit visage“ würde, antwortet ſie: „Sie fragen, ob ich ſchon an das Bild gedacht habe? Wie können Sie daran zweifeln. Ich habe Ihnen verſprochen, es ſo ſchnell als möglich machen zu laſſen und ich bin ein Mädchen von Wort. Der Mann der mich malt, gibt ſich die größte Mühe, ich habe ihm ſchon drei Male geſeſſen, und er hat nur erſt die Größe der Augen gemalt (die ziemlich klein ſind, wie Sie wiſſen), den Umriß der Naſe und des Mundes, und vorläufig ſieht mir das noch gar nicht ähnlich. Das Bild iſt ſo groß wie Sie es mir an meiner Hand gezeigt haben, ich habe ihm geſagt, mich höchſt einfach zu malen, nichts auf den Kopf und weiß gekleidet; ich weiß daß Sie das Einfache lieben und habe geglaubt Ihren Geſchmack zu treffen.“ (Vgl. oben S. 35.) Vielleicht handelt es ſich hier um ein von Siebert gemaltes Miniaturbildnis, das uns in einem in Rötelmanier hergeſtellten und Darmſtadt 1793 datierten kleinen Stiche von Karl Schröder erhalten iſt.

Die Doppelhochzeit des Kronprinzen und ſeines Bruders mit den beiden mecklenburgiſchen Prinzeſſinnen erregte natürlich in den weiteſten Kreiſen die größte Teilnahme und die Schönheit und Anmut der beiden Schweſtern machte in allen künſtleriſch intereſſierten Kreiſen den Wunſch rege, ihr Bildnis in irgend einer Form künſtleriſcher Technik wiederzugeben, um als erſter das allgemeine Verlangen befriedigen zu können oder für die Kunſtausſtellung ein beſonders anziehendes Werk zu liefern.

Sowohl aus Gründen der künſtleriſchen Qualität wie auch der Genauigkeit der körperlichen Wiedergabe beanſpruchen die Darſtellungen der Königin Luiſe von Gottfried Schadow den Vorrang vor allen anderen. Dazu kommt, daß uns von Schadow („Kunſtwerke und Kunſtanſichten“) ſelbſt bezeugt wird, er habe für die Gruppe der beiden Schweſtern „die Maße nach der Natur“ genommen und ihre Garderobe zu ſeiner Verfügung gehabt, ſo daß wir demnach berechtigt ſind, bei unſerer Feſtſtellung auf alle Einzelheiten der Schadowſchen Bildwerke höchſten Wert zu legen. Schadow iſt auch die einzige Quelle dafür, daß

die Kronprinzeſſin in dieſen Jahren eine Schwellung am Halſe gehabt habe, zu deren Verdeckung ein auf allen ihren Bildniſſen dieſer Zeit erſcheinender eigenartiger Kopfputz mit Halsband dienen ſollte.

Faſſen wir die Mitteilungen des Künſtlers kurz zuſammen, ſo ergibt ſich in bezug auf die von ihm verfertigten Bildniſſe der Königin Luiſe, daß er im Jahre 1794 nach Fertigſtellung einer Büſte ihrer Schweſter der Prinzeſſin Friederike, Büſten von Luiſe und dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm angefertigt habe. Der Beifall, den die Büſten der beiden Prinzeſſinnen fand, haben den Miniſter von Heinitz veranlaßt, eine Gruppe der beiden Schweſtern herſtellen zu laſſen, die 1795 ausgeſtellt war, und deren Verkleinerung als Modell für die Ausführung in der Königlichen Porzellanmanufaktur dienen ſollte. Der große Erfolg des lebensgroßen Modells bewog ferner den König, die Ausführung in Marmor dem Künſtler in Auftrag zu geben.

Wo befinden ſich nun heute die von Schadow genannten Werke? Das Modell der Schweſterngruppe ſteht in der Nationalgalerie, die Ausführung in Marmor in dem Ausbau der Bildergalerie des königlichen Schloſſes in Berlin (Abbildung Tafel 9) und das Modell für die verkleinerte Ausführung in Porzellan in der Königlichen Porzellanmanufaktur. Auch von der Büſte des Kronprinzen Friedrich Wilhelm läßt ſich eine Ausführung in Marmor[1] im Nachlaſſe Kaiſer Friedrichs in Kronberg und ebenſo wie von der Büſte der Königin Luiſe mehrere Abgüſſe aus Gips und Papiermaſſe im Hohenzollern-Muſeum nachweiſen, und von der Büſte der Prinzeſſin Friederike gibt es gleichfalls einen Abguß aus Papiermaſſe im Hohenzollern-Muſeum ſowie ein erſt kürzlich aufgetauchtes ſehr ſchönes Terrakotta-Exemplar in der Nationalgalerie.[2]

Für Schadow ſcheint die Arbeit an dem Bildnis der Prinzeſſin Friederike viel größeres Intereſſe gehabt zu haben, wie an dem der Kronprinzeſſin, und ſie kommt auch bei der Doppelgruppe ſowohl wie bei ihrer Büſte beſſer weg als die ältere Schweſter. Das iſt auch durch das Naturell der beiden Schweſtern leicht erklärlich. Für die jüngere, eben ſechzehn Jahre alte lebensluſtige und übermütige Prinzeſſin Friederike waren die Sitzungen und die Unterhaltung mit dem Bildhauer ein amüſanter Zeitvertreib, das geht ſchon aus den Mitteilungen Schadows über ihre intereſſierte Teilnahme an dem ganzen Vorgange und aus ihren Bemerkungen hervor. Friederike gibt nicht nur ihre äußere Erſcheinung,

[1] Schadow erwähnt nur eine Marmorausführung, die er als Pendant zu der des Königs angefertigt habe.

[2] Vgl. Laban, J. G. Schadows Tonbüſte der Prinzeſſin Louis (Friederike) von Preußen in der Königlichen Nationalgalerie. Jahrbuch der Königlich Preußiſchen Kunſtſammlungen 1903.

ſondern auch ihr Inneres den Augen des Künſtlers mit vollſter Unbefangenheit hin, und ermöglicht ihm, eine der reizendſten, vollendetſten Frauenbüſten aller Zeiten zu ſchaffen. Wie Schadow ſolche und ähnliche Aufgaben zu löſen ſucht, hat er uns ſelber einige Jahre ſpäter erzählt:[1] „Weibliche Büſten ſind eine der ſchwerſten Aufgaben in der Kunſt; dieſe zu löſen, habe ich mir immer unglaubliche Mühe gegeben. Aehnlichkeit mit Anmut zu vereinigen, in einen Moment den Reiz zuſammenzufaſſen, der im Leben durch das Beſeelte, Bewegte, Mannigfaltige unendlich vieler Momente liegt, erfordert ein zartes Kunſtgefühl und einen, möchte ich faſt ſagen, an Liſt grenzenden Beobachtungsgeiſt." Die Löſung ſeiner Aufgaben in dieſem Sinne wurde ihm bei der Prinzeſſin Friederike leicht gemacht, und es fehlte ihr außerdem nicht an Zeit und Luſt, dem Künſtler zu ſitzen und ſich in der Unterhaltung mit ihm die Zeit zu vertreiben. So wurde es Schadow möglich, auch ſeine ganze Seele in dieſe Arbeit zu verſenken und wie Laban (a. a. O.) ſich treffend ausdrückt „eine Formenſprache der Lieblichkeit" zu geben, „die zugleich nichts als Natur iſt". Beſonders der Blick hat, wenn man die Büſte im Profil betrachtet, etwas unſagbar Bezwingendes: es ſind die zarteſten Ausſtrahlungen der Seele, die feſtgehalten über das Bereich der Ausdrucksmittel der Plaſtik hinauszugehen ſcheint." Dieſe Ausführungen waren nötig, um leichter zu verſtehen, was Luiſens Bildnis zu fehlen ſcheint. Ihre ſowieſo ernſtere zurückhaltende Natur wurde durch die ſcheinbar ſtändige Gegenwart ihres förmlichen und ſteifen Gemahls bei den durch Beſuche und Empfänge noch dazu oft unterbrochenen Sitzungen davon abgehalten, ſich frei und rückhaltlos zu geben, und es wurde dadurch Schadow ſehr erſchwert, ſeine oben wiedergegebene Art der Kunſtübung bei weiblichen Büſten mit dem Erfolge zur Anwendung zu bringen, wie bei der leichtbeweglichen und offenherzigen Schweſter. Vergleichen wir die beiden Köpfe miteinander, ſo bleibt in dem Luiſens immer etwas Zurückhaltendes, Unausgeſprochenes, es iſt Schadow nicht ganz gelungen, dem ſchönen Antlitz die Seele, die ſich ihm auch wohl nicht erſchloſſen hat, mit ihren letzten zarten Regungen einzuhauchen. Daß es ihm an der Fähigkeit dazu nicht gefehlt haben würde, hat er durch das Bildnis der Schweſter glänzend bewieſen.

So viele Nachrichten uns über die Herſtellung der Porträts der Königin Luiſe von G. Schadow erhalten ſind, ſo wenig wiſſen wir über die Art der Entſtehung ihrer verſchiedenen zum Teil ſehr anmutigen von J. F. A. Tiſchbein gemalten Bildniſſe. Unſere Kenntniſſe beſchränken ſich ganz auf die Notiz, daß Tiſchbein nach der Angabe ſeiner Tochter in den Jahren 1795 bis 1800 in Deſſau gelebt, von dort aus Berlin beſucht und

[1] Friedlaender a. a. O., S. 64.

ein Doppelbildnis der beiden Schwestern in Lebensgröße gemalt habe. Ein Gemälde dieser Art ist mir nicht bekannt geworden, sondern nur ein angeblich nach einem solchen von Schadow angefertigter Kupferstich abgebildet Hohenzollern-Jahrbuch 1904 S. XII und eine farbige Kreide-Zeichnung dazu in Kupferstichform, bezeichnet J. Tischbein 1794 im Privatbesitz. Abbildung Tafel 9. Bei einem Bruchteil der Königin Luise von Tischbein war auf dem früheren nicht aus ihrer Zeit mehr kenntlichen Rahmen die Jahreszahl 1796 angebracht und ebenfalls aus diesem Jahre kennen das schöne Bildnis in ganzer Figur, das den Bildnisbestand der Kaiserin im Berliner Schlosse schmückt. Das letztere Bild, bezeichnet mit „Tischbein" und der Jahreszahl 1796, gleicht in hohem Maße dem der Königin in dem Doppelbildnis der beiden Schwestern, das wir aus dem Atelier von Schadoretti kennen und bildet neben der Figur von Schadow wohl die anmutigste Verkörperung der Königin Luise aus dem letzten Jahre ihrer Kronprinzessinnenzeit. Abbildung Tafel 11.)

Derselben an Bildnissen der Königin Luise so reichen Zeit entstammt auch das 1795 datierte Doppelbild der die Büste ihres Schwiegervaters, des Königs Friedrich Wilhelm II., bekränzenden beiden Schwestern von Friedrich Georg Weitsch. Im Vergleich zu der Auffassung Tischbeins, dessen Doppelbildnis ganz ähnliche Kostüme zeigt, erscheint Luise körperlich stattlicher und kräftiger, wenn dieser Eindruck nicht durch die ganze etwas grobkörnige Behandlung des Malers verursacht sein sollte. (Abbildung Tafel 7.)

Von besonderem Liebreiz ist das ebenfalls dieser Periode entstammende Pastellbrustbild der Königin, dem zusammen mit dem Pendantbildnis ihres Gemahls der Name Tassaert als Verfertigers traditionell anhaftet (Hohenzollern-Museum). Wenn wir danach diese Bildnisse der Malerin Felicité Tassaert, Tochter des Bildhauers Tassaert in Berlin zuschreiben dürfen, müssen sie von dem Können und dem Geschmack dieser Künstlerin eine sehr gute Vorstellung erwecken. (Abbildung Tafel 13.) Aehnlich in der Auffassung sind ein kleines Oelbildnis Luisens im Besitze des Grafen Wintzingerode, das als Pendant ein Bild ihrer Schwester Friederike hat, und ein aus dem Nachlasse dieser letzteren stammendes kleines Oelbild, das Luise mit ihrem ältesten Kinde, dem am 15. Oktober 1795 geborenen späteren König Friedrich Wilhelm IV. auf dem Arme darstellt, und sich heute im Besitze des Herzogs von Cumberland in Herrenhausen befindet. (Abbildung Tafel 8.)

Die Thronbesteigung am 16. November 1797 gab der Künstlerwelt neue Anregung, Bildnisse des jungen Königspaares herzustellen. So zeichneten die Künstler Heinrich Plötz und Christian Hornemann zusammen zwei jetzt im Hohenzollern-Museum befindliche ansprechende Bildnisse des Königs (1797) und der Königin (1798), die dann von Meno Haas

Digitized by Google

durch den Stich verbreitet wurden. Ein anderes im Hohenzollern-Museum befindliches kleines Profilbildnis derselben Künstler zeigt Luise mit einem an einer Kette hängenden einfachen Malachitherzen geschmückt, das aus dem Nachlasse der Königin gleichfalls in das Museum gelangt ist. (Abbildung Tafel 4.)

II. Königin Luisens Erscheinung im Alter von ungefähr 24 bis 30 Jahren. 1799—1806.

Zu den bekannteren Bildnissen der Königin Luise gehören die des Pastellmalers Johann Heinrich Schröder, der mehrfach am Berliner Hofe tätig war und dort zahlreiche Bildnisse verfertigt hat. Kronprinz Friedrich Wilhelm war bereits 1793 von ihm gemalt, denn er äußert in diesem Jahre einmal die Absicht, seiner Braut die Miniaturkopie eines von Schröder hergestellten Bildnisses zu schicken. Den ersten Hinweis darauf, daß Schröder Königin Luise dargestellt hat, entnehmen wir dem Tagebuch der Gräfin Voß, die am 6. März 1799 und am 17. Februar 1800 vermerkt, daß die Königin sich von Schröder malen lasse. Die Darstellung Luisens in nach links gewandtem Profil fand schon zu Lebzeiten der Königin anscheinend vielen Beifall, denn sie ist mehrfach zuweilen mit kleinen Abweichungen in Pastell und Oel wiederholt, auch von Ruscheweyh[1] und Frick gestochen worden. Die Tafel 17 gegebene Abbildung ist nach dem jetzt im Neuen Palais befindlichen Pastell angefertigt, das der älteste Sohn der Königin, Friedrich Wilhelm IV. stets in der Nähe seines Schreibtischplatzes im Berliner Schlosse aufbewahrte.[2]

Einer Reise des Königspaares nach Kassel im Jahre 1799 verdanken die schönen lebensgroßen Bildnisse von der Hand des dort lebenden Malers Böttner ihre Entstehung (Abbildungen Tafel 15 und 16), von denen namentlich das Bild der Königin in Brustbildform öfter wiederholt wurde. Ein im Großherzoglichen Schlosse zu Darmstadt befindliches Brustbild wurde vom Kaiser Wilhelm dem Großen als ein besonders gutes Bild seiner Mutter sehr geschätzt und deshalb bei seinen Besuchen stets über seinem Schreibtische angebracht.[3] Ein Anonymus, der am 8. Juni von Göttingen nach Kassel wandert, um die Königin dort

[1] Ferdinand Ruscheweyh aus Neustrelitz, damals 19 Jahre alt, übersandte am 24. Juni 1804 der Königin seinen „im vorigen Jahre", also 1803 nach dem Bildnis von Schröder angefertigten Stich, „welcher freylich nicht ganz befriedigend gelang", wofür die Königin ihm, um „dem Fleiße Gerechtigkeit widerfahren zu lassen", vier Friedrichsdor zustellen ließ.

[2] Andere Exemplare im Hohenzollern-Museum, in Paretz und im Privatbesitz.

[3] Die beiden Bildnisse in ganzer Figur, bezeichnet und datiert 1799, befanden sich früher in dem Palais der Schwester Friedrich Wilhelms III., der damaligen Erbprinzessin Auguste von Kassel, heute im Berliner Schlosse; Brustbilder außerdem im Berliner Schlosse, sowie in Wilhelmshöhe.

zu ſehen, findet die Landſtraße derartig mit zu demſelben Zwecke unterwegs befindlichen Kutſchen, Reitern, Menſchen und Karren bedeckt, daß es einer Völkerwanderung glich. Am nächſten Tage glückte es ihm, der Königin zu begegnen, und ſeine begeiſterte Schilderung[1] entſpricht in manchen Beziehungen dem von Böttner gemalten Bildnis, daß ich ſie hier zu gegenſeitiger Ergänzung nebeneinanderſtellen möchte: „Ihre Geſtalt hat etwas ganz eigen Aetheriſches, welches durch die ſehr dünne Kleidung ſehr unterſtützt wird. Sie trug auf dem tief in die Augen gekräuſelten Haare einen leichten Hut mit einem Schleier ... O des ſchönen Weibes, Königin — hätteſt du ſie nur geſehen, wie ſie mit einem holden Blick aller Herzen feſſelte. Sie war in weißen Silberlinon gekleidet und der Unterzug dieſes Gewebes war ſo dünn, daß eine jede Bewegung uns ihre Nymphengeſtalt zeigte. Das Kleid war ſehr weit auf dem Rücken ausgeſchnitten, und ein runder Schemiſenzug bedeckte kaum halb die Bruſt, ſo daß man völligen Spielraum der Bewunderung hatte, einige Reihen von Perlen wallten um ihren Hals. Das Haar war leicht aufgeſchlagen, in ſeinen verſchiedenen Puffs zitterten Steine und ein der Cinthia entliehener heller Mond ſchien der einzige Kopfputz zu ſein." Ein anderer Schilderer der bei dieſer Gelegenheit in Kaſſel ſtattfindenden Feſtlichkeiten nennt Luiſe „la reine de la fête" und hebt „das Feine ihrer Phyſiognomie, die Anmut und Grazie ihres Körpers, mit einem Wort ihr ganzes wohlwollendes ſchönes Weſen" rühmend hervor.

Zu erwähnen iſt an dieſer Stelle noch das Bildnis der Königin von Alexander Macco, das im Sommer 1800 in Paretz entſtand, und von einem Großneffen des Künſtlers im Weimarer Schloſſe kürzlich wieder aufgefunden wurde. Die Darſtellung gibt eine willkommene Ergänzung der Bildniſſe dieſer Zeit und zeigt die Königin in anmutig träumeriſcher Haltung auf einem Seſſel ſitzend. Der ruhige Aufenthalt in Paretz ermöglichte der Königin dem ebenfalls dort wohnenden Künſtler mehr Sitzungen als ſonſt üblich war zu gewähren, ſo daß er nicht nur den Kopf nach dem Leben malen, ſondern auch die Details wie z. B. ihre Schmuckſachen, von denen der Ring heute im Hohenzollern-Muſeum iſt, mit Sorgfalt nach der Natur ausführen konnte. (Vgl. Hohenzollern-Jahrbuch 1908.)

Mit dem Beginn des neuen Jahrhunderts hatte Luiſe den Höhepunkt ihrer Frauenſchönheit erreicht, und die Schilderungen ihrer Erſcheinung, die uns weniger aus der ſtändigen Umgebung der Königin als von fremden Beſuchern des Berliner Hofes erhalten ſind, können oft nicht Worte genug finden, das Bezaubernde ihres leiblichen und geiſtigen Weſens auszudrücken. Die berühmte Pariſer Malerin Madame Eliſabeth Louiſe Vigée le Brun

[1] Von den Reiſen der Königin Luiſe von Preußen im Juni 1799. Sonntagsbeilage Nr. 15 der Voſſiſchen Zeitung, 9. April 1905. Vgl. oben Seite 105 ff.

hat uns in ihren „Souvenirs“[1] den Eindruck wiederzugeben verſucht, den die Erſcheinung Luiſens, deren künſtleriſch beſtes und anmutigſtes Bildnis ſie geſchaffen hat (Abbildungen Tafel 1 und 18), auf ſie machte, eine Schilderung die um ſo wertvoller für uns iſt, als Madame le Brun durch ihre Tätigkeit als Porträtmalerin der erſten Kreiſe Europas wahrlich Gelegenheit genug gehabt hatte, ſchöne Frauen zu ſehen und gründlich kennen zu lernen. Madame le Brun hielt ſich auf der Heimreiſe von Rußland, wo ſie mehrere Jahre als Emigrantin gelebt hatte, Ende Juli 1801 in Berlin auf und begab ſich von dort auf Einladung der Königin nach dem Potsdamer Stadtſchloß: „Je partis; mais ici ma plume est impuissante pour peindre l'impression que j'éprouvai la première fois que je vis cette princesse. Le charme de son céleste visage, qui exprimait la bien-veillance, la bonté, et dont les traits étaient si réguliers et si fins; la beauté de sa taille, de son cou, de ses bras, l'éblouissante fraîcheur de son teint, tout enfin surpassait en elle ce qu'on peut imaginer de plus ravissant. Elle était en grand deuil, coiffée avec une couronne d'épis de jais noir, ce qui loin de lui nuire, rendait sa blancheur éclatante. Il faut avoir vu la reine de Prusse pour comprendre comment, à son premier aspect, je restai d'abord comme charmée.“ Im höchſten Maße glücklich ergänzt wird dieſe begeiſterte Schilderung durch das von Madame le Brun nach zwei vor der Natur gemalten Paſtellſtudien im nächſten Jahre in Paris fertiggeſtellte Oelgemälde mit dem Bildnis der Königin, unter den gemalten Bildniſſen wohl die in jeder Beziehung hervorragendſte Wiedergabe ihrer Erſcheinung. Es iſt daher von Intereſſe, die von Madame le Brun über die ihr gewährten Sitzungen gemachten Mitteilungen hier wiederzugeben: „Elle me fixa le jour de sa première séance. „„Je ne puis, dit-elle, vous la donner avant midi; car le roi, qui passe la revue tous les matins à dix heures, est bien aise que j'y assiste.““ Elle désirait que j'eusse un logement dans le château, mais sachant qu'il aurait fallu pour cela déranger l'une de ses dames, je remerciai, et j'allai me loger aussitôt dans un hôtel garni, voisin du palais, dans lequel j'étais fort mal sous tous les rapports.“ Da die Königin hörte, daß die Künſtlerin in ihrer Wohnung ſchlechten Kaffee erhielt, ließ ſie ihr anderen beſorgen und ſorgte mit großer Liebenswürdigkeit für ſie. Die in Rußland gemalten Studien nach Kaiſer Alexander und der Kaiſerin Eliſabeth betrachtete ſie mit beſonderem Intereſſe, ebenſo das eine Sibylle darſtellende Gemälde, über das ſie beſondere Befriedigung äußerte: „Pendant une de nos séances, la reine fit venir ses enfants, qu'à ma grande surprise je trouvai laids; en me les montrant, elle me dit: „„Ils ne sont pas beaux““. J'avoue que je

[1] Paris, Charpentier, 1889.

n eus pas assez de front pour la démentir; je me contentai de repondre qu'ils avaient beaucoup de physionomie." Die beiden in Potsdam gemalten Profilstudien scheinen sich leider nicht erhalten zu haben. Die Arbeit der Malerin, die auch für die Familie des Prinzen Ferdinand mehrfach tätig war, zog sich ziemlich in die Länge, denn Friedrich Delbrück, Erzieher der beiden älteren Prinzen erwähnt, daß er sie vom 16. bis 19. November 1801 dieses Jahres täglich bei der Königin traf. An dem letzten Tage habe die Sitzung bei der Königin ziemlich lange gedauert, „weil Madame le Brun den Kronprinzen vis-à-vis der Mutter zu haben wünschte, um dem Gesichte das Interesse der Mutter zu geben".[1]

Wenn schon eine Frau mit solcher Begeisterung die Schönheit der Königin anerkannte und Zeugnis für sie ablegte, wie mußte es dann erst den Männern ergehen, die das Glück in ihre Nähe führte. Und hier liegen uns auch eine ganze Anzahl von Zeugnissen vor, die besser als jede eigene Schilderung uns das Bild der Königin zu vergegenwärtigen vermögen, anderseits aber auch die Unzulänglichkeit vieler ihrer künstlerischen Darstellungen vor Augen führen. Delbrück (Schuster a. a. O., Seite 108) fügt der Notiz, daß der Kronprinz im November 1801 „die hervorleuchtende Anmut und Würde seiner Mutter mit sichtbarem Wohlgefallen" gepriesen habe, folgende etwas schwulstige Lobpreisung hinzu: „Es ist ein großes Glück und Geschenk der Vorsehung, von einer Mutter geboren zu seyn, deren Schönheit, Anmuth und Würde dem zarten Gemüthe des Kindes eines reinen Geschmackes gedeihlichen Keim giebt. Die Liebe zur Mutter, die daraus entsteht, bereitet eine innige Verehrung für die Jahre vor, wo man im Stande ist, den ganzen Werth weiblicher Tugend zu fühlen. Prinz Fritz ist in diesem günstigen Verhältniß. Er wird sehr oft durch den Anblick der Mutter sichtbar gerührt. Wie wird er sie verehren, wenn er erst wahre Schönheit zu fühlen im Stande ist. Das ungefähr sagte ich der Königin, als ich ihr den Eindruck beschrieb, welchen sie am Balltage auf ihren Sohn gemacht habe." Kurz vorher hatte die Anwesenheit der schönen Großfürstin Helena Delbrück zu folgendem Hymnus veranlaßt: „Den Eindruck, welchen die schöne Helena auf die Greise von Troja (gemacht), kennt Jeder, der den Homer gelesen hat. Es ist etwas Hohes und Liebliches in solcherley Triumphen der Schönheit. Unsere Königin hat sie mehr als einmal gewonnen, ohne es zu ahnden. Ihr Anblick hat Gesandte aus ihrer feyerlichen Anrede gebracht, hat unter anderem auch einen der denkendsten, gefühlvollsten und vortrefflichsten Greise, Funk in Magdeburg, außer Fassung gebracht."

[1] Vgl. Schuster, Zur Jugend- und Erziehungsgeschichte . . . von Friedrich Wilhelm IV. und Kaiser Wilhelm I. Denkwürdigkeiten ihres Erziehers Friedrich Delbrück. I. S. 106 ff. Nach Mitteilungen der Gräfin Voß ist die Künstlerin am 20. November abgereist.

Digitized by Google

Der engliſche Geſandtſchaftsſekretär Jackſon ſchildert in einem Familienbriefe[1] zunächſt den Eindruck, den die Erſcheinung der Königin auf die jüngere Herrenwelt Berlins machte und fährt dann fort: „Wenige Frauen ſind mit ſo viel Lieblichkeit begabt als ſie, und ſie iſt ebenſo liebenswürdig und anmutig als ſie ſchön iſt; ſie iſt voll Lebhaftigkeit und geht mit Geiſt und Freude auf jedes Vergnügen ein. Doch ich muß inne halten oder Ihr werdet denken, daß mir der Kopf verdreht iſt, wie es ſchon ſo viele Köpfe ſind durch die Schönheit und Anmuth der Königin Luiſe von Preußen."

Aber auch das reifere Alter vermochte ſich dem Zauber ihrer Erſcheinung nicht zu verſchließen und der franzöſiſche General Ségur übertrifft noch den Engländer in den Ausdrücken ſeiner Schilderung, wenn er ſchreibt: „Ich glaube noch dieſe Fürſtin vor mir zu ſehen, wie ſie hingegoſſen war auf ein weiches Sofa, neben ihr ein goldener Dreifuß, einen Schleier von orientaliſchem Purpur um die elegante und anmutige Taille. In dem Ton ihrer Stimme lag eine ſo harmoniſche Sanftheit, in ihren Worten etwas ſo liebenswürdig und rührend Hinreißendes, in ihrer Haltung ſo viel Reiz und Majeſtät, daß ich einige Augenblicke völlig betroffen mich einer jener Erſcheinungen gegenüber glaubte, deren berückende und bezaubernde Bilder uns die fabelhaften Erzählungen der alten Zeiten geſchildert haben."[2]

Der ſchwediſche Graf Wachtmeiſter drückt ſich in ſeinem Tagebuch Mai (?) 1804 etwas kritiſcher aus, indem er für ſeine eigene Königin eintritt, aber in Wirklichkeit erkennt er doch Luiſe den Preis der Schönheit zu.[3] (Seite 33): „Wie viel man auch von der Königin [Luiſe] ſpricht, ſo iſt ſie doch nicht ſo ſchön, wie die unſrige.[4] Trotzdem könnte ich mich eher in die preußiſche als in die ſchwediſche Königin verlieben. Sie, die erſtgenannte, beſitzt amabilité, enjouement und Leichtigkeit des Auftretens in einem für eine Königin ſo ungewöhnlichen Grade, daß man leicht glauben könnte, ſie ſei kokett. Jedermann kennt ihre Charaktergüte; ſo oft ſie es vermag, benutzt ſie ihren Einfluß auf den König in einer Weiſe, die ſie allgemein beliebt macht .... Sollte mich das Schickſal einmal dazu verurteilen, irgendwo an einem königlichen Hofe einen Hofdienſt anzunehmen, ſo täte ich es in Berlin. Alle überflüſſigen Formen der Etikette und des Zeremoniells ſind aus dem Kreiſe des Königspaares verbannt und durch eine bezaubernde Leichtigkeit der Umgangsformen remplaciert."

---

[1] Vgl. Baillen in der Allgemeinen deutſchen Biographie und oben Seite 130.

[2] Vgl. oben Seite 140.

[3] Anteckningar och minnen af Hans Gabriel Trolle-Wachtmeister. I urval ordnade och utgifna af Elof Tegnér. Erſter Band. Stockholm 1889. S. 33. Freundliche Mitteilung und Ueberſetzung von Dr. Fritz Arnheim.

[4] Friderike, Gemahlin Guſtav IV., Tochter des Erbprinzen Karl Ludwig von Baden.

Fürſt Metternich, der im Jahre 1792 mit der ſechzehnjährigen Prinzeſſin Luiſe den Krönungsball Kaiſer Franz II. in Frankfurt a. M. eröffnete und ſie ſeitdem nicht wieder geſehen hatte, fand ſie bei ſeiner Antrittsaudienz als öſterreichiſcher Geſandter in Berlin 1803 „von einer wahren Strahlenkrone von Schönheit und Majeſtät umgeben", und das von Madame le Brun gemalte Bildnis läßt uns dieſe Urteile nicht übertrieben erſcheinen. Am nächſten kommt dieſem Porträt das etwas ſpäter, im Herbſte 1802, von dem Dresdner Bildnismaler Joſeph Graſſi vollendete[1] Bruſtbild der Königin im Hohenzollern-Muſeum. (Abbildung Tafel 20.) Es zeigt ebenfalls den zarten Teint, das ſtrahlende Lächeln und die leuchtenden Augen, die der Königin auf der Höhe ihre ſchönſten körperlichen und geiſtigen Entwickelung zu eigen geweſen ſein müſſen.

Einige ſehr wenig bekannte Bildniſſe der Königin Luiſe aus dieſer Zeit rühren von dem Maler P. E. Stroehling her, der im Mai 1802 aus Rußland nach Potsdam kam. Die von ihm mitgebrachten Bilder aus der Geſchichte Peters des Großen, des Kaiſers Paul, Porträts uſw. gefielen ſehr, und er erhielt alsbald den Auftrag, ein Miniaturbild der Königin und dann ein ſolches des Königs zu malen. Ein auf Kupfer gemaltes kleines Oelgemälde in Luiſenwahl bei Königsberg, das die Königin in ganzer Figur als Hebe darſtellt — zu ihren Füßen eine Leier, neben ihr ein Adler mit einem Blumenkranz im Schnabel und im Hintergrunde das Brandenburger Tor — entſpricht im Kopfe einer ganzen Reihe Miniaturbruſtbilder, von denen das Hohenzollern-Muſeum allein zwei von ungleicher Qualität beſitzt; ein drittes wieder mehrfach kopiertes Exemplar befindet ſich im Beſitz der Königin-Witwe von Hannover aus dem Nachlaß von Luiſens Schweſter Friederike, und ein der Miniatur im Hohenzollern-Muſeum entſprechender Stich von J. Gödby wurde im Februar 1807 in London publiziert.

Der Geburtstag der Königin am 10. März 1804 wurde durch ein großartiges Maskenfeſt im Schauſpielhauſe gefeiert, bei dem Luiſe als Statyra, die Tochter des Königs Darius und Gemahlin Alexanders des Großen, der vom Bruder des Königs, Prinzen Heinrich dargeſtellt wurde, erſchien. Eine Publikation dieſes Feſtes bringt in kolorierten Stichen die Abbildung aller Hauptbeteiligten in ihren Koſtümen, darunter auch das Bild der Königin und ihres Partners, und zeitgenöſſiſche Berichte heben die „zauberiſche Schönheit" Luiſens hervor, „die ihre pantomimiſche Rolle vortrefflich ausführte".

---

[1] Gräfin Voß bemerkt in ihrem Tagebuch zum 20. Oktober 1802, daß König und Königin ſich von Graſſi hätten malen laſſen, „c'est bien". Freundliche Mitteilung von P. Bailleu. Das Bild des Königs befindet ſich heute im Neuen Palais.

Von jetzt an werden die Bildniſſe der Königin ſeltener, ohne daß wir die Gründe dafür erkennen können. Vielleicht hatte ſich das Vergnügen daran verloren, ein Bild nach dem andern unter den Händen der Künſtler entſtehen zu ſehen, oder auch die Pflichten als Landes- und Familienmutter, ſowie das ſich mehrende Intereſſe an den für Preußen immer drohender werdenden politiſchen Vorgängen ließ die Königin nicht mehr dazu kommen, ihre Zeit den Künſtlern zur Verfügung zu ſtellen. Für dieſe Auffaſſung ſpricht eine Korreſpondenz mit dem durch Oelgemälde und tüchtige Paſtellbildniſſe bekannten Berliner Maler Paul Joſeph Bardou, der am 13. Auguſt 1805 an die Königin folgende Bitte richtete: „Eure Königliche Majeſtät habe ich ſchon einmal mit der unterthänigſten Bitte behelligt, Höchſtihre erhabenen Züge in einem Gemälde darſtellen zu dürfen, welche Allerhöchſtdieſelben mit gnädigem Schweigen zu übergehen geruhten; demungeachtet wage ich es wiederholentlich unterthänigſt zu bitten: Eure Königliche Majeſtät wollen die Gnade haben, mir zu einem Oelgemälde in Lebensgröße ganzer Figur, Behufs künftigjähriger Kunſtausſtellung huldreichſt zu ſitzen, und mir dazu in 4 Tagen jedesmal 2 bis 3 Stunden Zeit zu ſchenken, um das Porträt anzufertigen und die Figur aufzuzeichnen." Seine Bitte begründet der Künſtler dann noch mit dem Hinweis auf ſein vom König angekauftes Oelgemälde „Die tugendhafte Nonne" (das die Königin ſicher kannte, da es in ihrem Wohnzimmer im Potsdamer Stadtſchloſſe plaziert war) und auf die bereits vor Jahren gemalten Bildniſſe der Mutter des Königs, des verſtorbenen Prinzen Louis und der Prinzeſſin Louiſe, vermählten Fürſtin Radziwill. Die vom 20. Auguſt datierte Antwort zeigt wenigſtens den guten Willen der Königin, dem Maler gefällig zu ſein: „Ihre Majeſtät die Königin geben dem Maler Bardou ... hiermit das Verſprechen, zu dem Gemählde in ganzer Figur zu ſitzen, ... Doch können Ihre Majeſtät die Zeit, wann die Erfüllung dieſes Verſprechens bequem zuläſſig ſeyn wird, noch nicht beſtimmen, ſondern dem Bardou nur überlaſſen, darüber von Zeit zu Zeit Anfrage zu thun." Das tut nun der Künſtler auch am 8. Februar 1806, es wird ihm aber in der Antwort „überlaſſen, wiederum ſich zu melden, wann ſeiner Ueberzeugung nach, mit Ihro Majeſtät Bequemlichkeit, die Erfüllung ſeines Wunſches ſtattfinden kann." Auf die erneute Mahnung vom 22. Mai erhielt Bardou am 6. Juni die Antwort, daß die Königin ſich ihrer Verſicherung ſehr wohl entſinne. „Da Ihro Majeſtät Geſundheitsumſtand jedoch Höchſtdero Reiſe nach dem Pyrmonter Bade nöthig machen, ſo können Höchſtdieſelben für dieſes Jahr dem Bardou nicht ſich gefällig beweiſen, es wäre denn, daß ihm mit einer oder zwey Sitzungen bis zum 12ten dieſes genügen könnte, als in dieſem Falle er ſogleich ſich melden kann." Sollte der Künſtler von dieſer Gelegenheit Gebrauch gemacht haben, was nicht bekannt iſt, ſo wäre er für

mehrere Jahre wohl der letzte Maler gewesen, dem Königin Luise zu einem Bildnisse gesessen hat.[1]

Zusammenfassend wollen wir hier noch einen Blick auf die Gruppenbilder und Familiendarstellungen werfen, die zwar für die Erkenntnis der äußeren Erscheinung Luisens geringere Bedeutung haben als die auf Grund mehrfacher Sitzungen entstandenen Porträts, die aber doch dazu dienen, die Vorstellung von der in ihrer Umgebung stehenden Gesamterscheinung der Königin zu erweitern und zu vertiefen. Zum mindesten geben diese Bilder ein auf eigener Anschauung beruhendes Bild davon, wie man zu Lebzeiten Luisens ihre Erscheinung sich vorstellte. Das früheste dieser Bilder ist der kleine Stich von Chodowiecki vom Jahre 1796, der König Friedrich Wilhelm II. im Kreise seiner Familie, darunter auch die Kronprinzessin Luise mit ihrem ältesten Sohne auf dem Arm, darstellt. Wohl dem Jahre 1798 entstammt der Stich von Eberhard Henne, einem Schüler Chodowieckis, auf dem das glückliche Elternpaar auf einem Sofa sitzend und mit den beiden ältesten Kindern spielend dargestellt ist. Diese Schilderung behaglich glücklichen Familienlebens scheint sehr beliebt gewesen zu sein, und wurde z. B. auch als Dekoration von Fächern verwandt, wie sich allein zwei im Hohenzollern Museum befinden. Derselben Zeit entstammt auch die von Hampe gezeichnete und von Nettling gestochene Darstellung des lustwandelnden Paares, das denselben bürgerlich behaglichen Geist atmet wie diese Familiendarstellung.

Darstellung eines Vorgangs von politischer Bedeutung ist die von Dähling in Gouache gemalte und von Johann Fr. Bolt gestochene Begegnung zwischen dem Königspaar und dem Kaiser Alexander am 10. Juni 1802 in Memel, die den Moment wiedergibt, wie Friedrich Wilhelm III. seiner Gattin den kaiserlichen Freund vorstellt. (Abbildung Tafel 12.) Den wirklichen Vorgängen bei dieser Begegnung, die von der Königin in ihrem Tagebuch sehr eingehend geschildert sind, entspricht diese Darstellung durchaus nicht. Da das Bild erst später in Berlin gemalt wurde, hatte Dähling auch keine Möglichkeit außer dem Kaiser selber und vielleicht seinem Gesandten in Berlin, Alopäus, eine Persönlichkeit des russischen Gefolges darzustellen, sondern begnügte sich ausschließlich mit der Umgebung des Königs und der Königin. Dadurch hat das Bild aber wenigstens den Wert für uns, daß es uns Bildnisse von Personen aus der nächsten Umgebung des Königspaares überliefert hat, die anderweitig zum Teil gar nicht nachzuweisen sind. In der Gruppe unbekannter Persönlichkeiten im Hintergrunde rechts, deren Köpfe zum Teil verdeckt sind, sollen wahrscheinlich

[1] Nach Baillen (oben S. 180) scheint der Maler Schröder die Königin im Juni d. J. noch einmal in Pyrmont gemalt zu haben.

Digitized by Google

noch die von der Königin in ihren Aufzeichnungen erwähnten Beyme und Lombard, Major Holzmann und Jagow dargeſtellt ſein. Die Oberhofmeiſterin Gräfin Voß ſoll mit Recht empört geweſen ſein, daß ſie bei einem derartigen feierlichen Empfange mit der Schleppe über dem Arm dargeſtellt wurde, was auch der Wirklichkeit kaum entſprochen haben wird. Das Bild wurde im Jahre 1805 durch einen Kupferſtich von Johann Fr. Bolt in weiteren Kreiſen bekannt gemacht, vielleicht aus Veranlaſſung des Beſuches Kaiſer Alexanders in dieſem Jahre in Potsdam, der in der Nacht vom 4. zum 5. November zu dem bekannten Freundſchaftsbündnis zwiſchen Friedrich Wilhelm, Luiſe und Alexander am Sarge Friedrichs des Großen führte.

Dem bereits mehrfach genannten H. A. Dähling verdanken wir auch die Vorlagen zweier größeren Kupferſtiche, auf denen die königliche Familie, das eine Mal im engeren, das andere Mal im weiteren Kreiſe ungefähr im Jahre 1805/06 dargeſtellt iſt. Das letztere von Friedrich Wilhelm Meyer geſtochene Bild zeigt die ganze Königsfamilie im Schloßpark von Charlottenburg, links die Gruppe der ſpielenden fünf älteſten Kinder, in der Mitte und rechts ſitzend der König, die Königin und Prinzeſſin Marianne, Gemahlin des Prinzen Wilhelm von Preußen, der mit ſeinem Bruder Heinrich hinter ihnen ſteht. (Abbildung Tafel 23.)

Auf das königliche Elternpaar und die Kinder allein beſchränkt ſich die zweite von J. F. Krethlow 1807 geſtochene Darſtellung, die den Moment verewigt, wie der König den zu ſeinem zehnten Geburtstag am 15. Oktober 1805 zum Offizier ernannten Kronprinzen Friedrich Wilhelm der Mutter und Schweſter zuführt, während die beiden Brüder Wilhelm und Karl ſehr aufgeregt das Ernennungspatent ſtudieren. (Abbildung Tafel 22.) Beide Darſtellungen bringen in anſprechender und in den Porträts zuverläſſiger Weiſe das ſo oft bezeugte Familienglück des königlichen Paares zum Ausdrucke und zeigen die Königin als ſchöne, ſtattliche, auf der Höhe körperlicher Entwickelung ſtehende Erſcheinung bereits in der Tracht, wie ſie für ihre letzten Lebensjahre im großen und ganzen geblieben iſt.

Auch die Todesſtunde der Königin Luiſe verewigte der bewährte Dähling in dem von D. Berger geſtochenen bekannten Blatte und gewährt uns ſomit wenn auch nicht in hoher künſtleriſcher, jedoch in zuverläſſiger und anſprechender Form eine greifbare Vorſtellung von dem geradezu vorbildlich gewordenen glücklichen Familienleben der Königin Luiſe und ganz beſonders auch ihrer perſönlichen Erſcheinung auf dieſem Hintergrund ihrer Tätigkeit als Gattin und Mutter. (Abbildung Tafel 26.)

Digitized by Google

III. Königin Luiſens Erſcheinung in ihren letzten Lebensjahren. 1806—1810.

Es iſt erklärlich, daß wir in den Jahren nach dem Unglückstage von Jena, aus den Zeiten der Flucht, der Begegnung mit Napoleon in Tilſit, des Aufenthaltes in Memel und Königsberg nichts über Herſtellungen von Bildniſſen der Königin Luiſe erfahren. Die Unruhe des Herzens und der Lebensweiſe, Krankheit und Kummer, ſowie die durch die Verhältniſſe gebotene Verpflichtung zu ſparſamer Wirtſchaft, werden es nicht zu Porträtſitzungen haben kommen laſſen, abgeſehen davon, daß kaum Künſtler von irgendwelcher Bedeutung in jener Zeit ſich dem Königspaar nähern konnten. Nur von einem Künſtler von Ruf erfahren wir, daß er in Königsberg der Königin nahe geweſen ſein muß, denn der berühmte Carle Vernet hat am 3. Auguſt 1809 die am 1. Februar des Jahres 1808 geborene Tochter der Königin, Prinzeſſin Luiſe, in einem im Hohenzollern-Muſeum befindlichen reizenden Gouachebild dargeſtellt.[1] Ob der damals auf der Rückreiſe von Petersburg befindliche Künſtler auch die Königin gemalt hat oder ihr ſonſt näher getreten iſt, darüber fehlt uns leider jede Nachricht.

Bei dem Mangel an Bildniſſen dieſer Zeit müſſen uns andere Schilderungen der äußeren Erſcheinung der Königin Luiſe um ſo wertvoller ſein, um ſo mehr, wenn ſie wie die folgende Beobachtungen einer ſcharfblickenden Frau darſtellen, die ſich nicht mit der Wiedergabe eines allgemeinen Eindruckes begnügt, ſondern ganz beſtimmte Angaben macht, die geeignet ſind, die bildlichen Darſtellungen weſentlich zu ergänzen und zu vervollſtändigen. Die Prinzeſſin Dorothea von Kurland hatte Gelegenheit, die Königin Luiſe im Jahre 1807 in Memel zu ſehen und gibt in ihren Aufzeichnungen auch folgende eingehende Schilderung ihrer äußeren Erſcheinung:[2] „Quelle personne charmante que cette Princesse! Jamais femme ne fut si heureuse dans son intérieur; Jamais Reine ne fut si persécutée sur le trône! — Sa beauté était véritablement royale. Plus grande qu'on ne l'est ordinairement, sa taille était dans des proportions parfaites. Ses épaules, sa poitrine étaient incomparables; son teint était éblouissant; ses cheveux étaient légèrement châtains; son front était noble, ses yeux pleins de douceur, ses lèvres vermeilles. Rien n'égalait l'élégance de son cou et des mouvements de sa tête. — Peut-être les dents n'avaient-elles pas tout l'éclat que l'on aurait pu désirer, ses mains, quoique blanches, étaient

[1] Das an einen Baumſtamm gemalte Datum kann auch 30. Auguſt heißen.
[2] Freundliche Mitteilung von Geheimrat Bailleu.

Digitized by Google

Grabdenkmal der Königin Luiſe von Chr. D. Rauch, zweite Ausführung
Im Hohenzollern-Muſeum

Digitized by Google

un peu trop fortes, et son pied était plutôt mal. Mais que ces légères imperfections étaient grandement rachetées par l'ensemble majestueux de toute sa personne! Bonne à l'extrême, jolie avec une grâce qui n'appartenait qu'à elle, obligeante, souvent affectueuse, elle n'était jamais familière .... Le jour où je la vis, hélas! pour la dernière fois, à Memel, Elle avait une robe très simple en mousseline blanche et portait à son cou un rang de perles. Je les admirais. „„Oui"" me dit-Elle, „„je me suis permis de les conserver; les perles en Allemagne signifient des larmes, elles peuvent me servir de parure."" En effet tous ses autres bijoux furent remis au Roi pour les besoins de l'état et le noble exemple de la Reine fut imité par beaucoup de femmes allemandes."

Aus dem folgenden Jahre 1808 ſtammt die Schilderung des Erzbiſchofs Borowski in Königsberg, der namentlich den Einfluß der Leidenszeit auf die äußere Erſcheinung Luiſens in rührender Weiſe hervorhebt: „Fröhlich iſt freilich unſere theure Königinn in dieſer Paſſionszeit nicht; aber ihr Ernſt hat eine ſtille Heiterkeit, und die Klarheit und Ruhe, welche Ihr Gott ſchenkt, verbreitet über Ihre ganze Perſönlichkeit eine Anmuth, die man eine würdevolle nennen kann. Ihre Augen haben allerdings den früheren Lebensglanz verloren, und man ſieht es ihnen an, daß ſie viel geweint haben und noch weinen; aber damit haben ſie den milden Ausdruck einer ſanften Wehmuth und ſtillen Sehnſucht empfangen, die noch mehr und beſſer iſt als Lebensluſt. Die Blüthen auf Ihrem Angeſicht ſind wohl verblüht und eine ſanfte Bläſſe umgiebt es, doch iſt es noch ſchön, und auf Ihren Wangen wollen nur faſt noch mehr, wie früher die rothen, ſo jetzt die weißen Roſen gefallen. Um ihren Mund, den ſonſt ein ſüßes glückliches Lächeln umſchwebte, ſiehet man jetzt von Zeit zu Zeit ein leiſes Beben der Lippen; es liegt darin wohl Schmerz, aber kein bitterer. Ihr Anzug iſt ſtets höchſt einfach, und die Wahl der Farben bezeichnet Ihre Stimmung."[1]

Von den plaſtiſchen Darſtellungen der letzten Lebensjahre ſei wegen ſeiner großen Verbreitung in allen möglichen Materialien das von dem Bildhauer Poſch einige Monate vor dem Tode der Königin modellierte kleine Reliefbildnis hier genannt, von dem zahlreiche Abgüſſe in den verſchiedenſten Materialien, insbeſondere auch in Porzellan vorkommen. Wie ſehr dieſe Darſtellung ſchon bald nach ihrer Entſtehung geſchätzt wurde, bezeugt der Antrag des Hofſtaatsſekretärs Bußler vom 28. April 1811 beim Könige, der über eine Erinnerungsmedaille der Königin für die Königsberger Vorſchläge erwartete: „da mir nicht bekannt iſt, daß

[1] Vgl. Eylert: Charakterzüge ... aus dem Leben des Königs von Preußen Friedrich Wilhelm III. II, S. 187. Vgl. auch oben Seite 275.

eine erträglich ähnliche Medaille existirt, daß des Königs Majestät statt einer solchen die recht guten Porcellain Abbildungen der Poschschen Brustbilder von Ihro Majestät der Königin diesen Leuten zu verehren geruhten". (Freundliche Mitteilung von Herrn Archivrat Dr. Granier.)

IV. Die bald nach ihrem Tode hergestellten Bildnisse der Königin Luise.

An der ersten Stelle der nach dem Tode Luisens erschienenen Bildnisse und von keinem anderen übertroffen, steht ihre von dem Strelitzer Bildhauer Wolf genommene und in verschiedenen Ausgüssen im Hohenzollern-Museum vorhandene Totenmaske. Während der im Profil abgebildete Wachsausguß den strengen Ernst der Majestät des Todes nicht verleugnet, zeigt der von vorn abgebildete Gipsabguß himmlische Ruhe des Friedens, und die Schönheit Luisens ruht in verklärter Form noch auf diesen Zügen, wie sie reiner und edler von keiner Kunst nachgebildet worden sind. (Abbildung Tafel 27.)

Der Tod der Königin gab natürlich vielfache Veranlassung zur Herstellung von Bildnissen, die aber sämtlich im Vergleich zu der direkten Abformung der Natur schwächlich und unbedeutend erscheinen. Auch der König suchte vielfach das Bild der teuren Entschlafenen durch die Kunst wieder zu beleben, indem er die in den verschiedenen Lebensaltern gemalten Bildnisse der Königin in den Schlössern aufsuchte, sie untereinander und mit seiner Erinnerung verglich und mit seiner Umgebung besprach: „Der König war dabei unerschöpflich; kein Bild, es mochte noch so ähnlich und schön sein, that ihm Genüge. An jedem hatte er etwas auszusetzen; immer bemerkte er kleine, zartere Züge, welche die Vollendete gehabt; Ihr Bild, wie Geist und Gemüth es beseelte, lebte anschaulich in seiner Seele; Er erinnerte sich der verschiedenen Scenen, die er mit Ihr in frohen wie in trüben Tagen verlebt, und natürlich sah er mehr, als der Künstler zu leisten und mit seinem Pinsel zu schaffen vermochte." [1]

Der mecklenburgische Hofmaler Ternite hatte im Auftrage des Großherzogs von Mecklenburg-Strelitz das Bild der Königin als Leiche nach der Natur gezeichnet und wurde zum Könige befohlen: „Er fragte mich sogleich, wie ich die Hochselige Königin vorstellen würde, wenn ich sie malen sollte? Ich erwiderte, daß, nach meiner Kenntniß alle vorhandenen Bilder sie nur als Dame, aber nicht als Königin darstellten." „Recht gut," erwiderte der König; „aber wir müssen Alles benutzen, um sie so ähnlich als möglich darzustellen: wir müssen sie in der Kleidung malen, die sie zuletzt getragen!"

[1] Vgl. Eylert a. a. O. II, S. 132 ff.

Digitized by Google

Ternite wurde von Friedrich Wilhelm beauftragt, die verewigte Königin unter Benutzung der Büste von Wolf in Strelitz (der die Totenmaske abgenommen hatte) zu malen, und Prinzessin Luise Radziwill sollte den Maler hierbei mit ihrem Gedächtnis unterstützen, das, wie sie dem Vater Luisens am 7. Oktober 1810 schreibt, für die Erscheinung dieser schönen und gütigen Königin außerordentlich treu sei, während alle vorhandenen Bildnisse ihr sehr wenig glichen. Ternite mußte mit seinen Arbeiten in das Palais übersiedeln, und der König besuchte ihn täglich, um das Fortschreiten des Bildes zu beobachten und zu überwachen. Bisweilen kam er noch nach dem Fortgange des Künstlers am späten Abend mit Licht und steckte mit Bemerkungen und Wünschen für das Porträt beschriebene Zettel an das Bild. Die Kammerfrau der verstorbenen Königin, Fräulein von Reinbrecht, mußte ihre Haare ebenso wie ihre verstorbene Gebieterin frisieren und dem Künstler darin als Modell dienen. Da Ternite damals nur in Pastell malte, dessen Farben nach Ansicht des Königs zu rasch verblassen konnten, mußte der Maler Wach das Bild sofort in Oel kopieren, und für das Buch von Eylert: „Die Gedächtnißfeyer der verewigten Königin Luise von Preußen" durfte der Künstler unter seiner Aufsicht von Buchhorn einen Kupferstich anfertigen lassen.

Von den Ternite zugeschriebenen Bildnissen der Königin ist das sie im Reitkostüm darstellende schöne Pastellbild im Hohenzollern-Museum das ansprechendste, weil hier die in der letzten Lebenszeit anscheinend stark zunehmende Korpulenz der Königin nicht so unangenehm auffällt, wie bei den anderen Porträts, die Luise in der Mode der Zeit entsprechenden ausgeschnittenen, unmittelbar unter der Brust gegürteten Kleidern darstellen. (Abbildung Tafel 25.)

Wenn wir nun diese Bildnisse der Königin mit den früheren, wie wir sie oben in Wort und Bild vorgeführt haben, vergleichen, so ist allerdings der Gegensatz ein so großer, daß er nicht nur durch die verschiedene Auffassung der Maler und das veränderte Kostüm erklärt werden kann. Die Leidensjahre seit 1806, Krankheit und Sorge mußten der Erscheinung Luisens tiefe Spuren eingegraben haben, so daß wir in diesen letzten Bildnissen vergeblich nach dem Ausdruck sieghafter bezwingender und heiterer Schönheit der Bilder von Frau Vigée le Brun und Graffi suchen, sondern durch die gütigen aber traurigen Augen in den verblühenden und scheinbar krankhaft veränderten Zügen direkt an die furchtbaren Leidensjahre Preußens erinnert werden, die sie doppelt so schwer wie jeder andere empfinden mußte und in körperlichen und geistigen Leiden durchgekämpft hat.

Unter den nach dem Tode entstandenen Bildnissen der Königin Luise stehen die von dem Bildhauer Christian Daniel Rauch angefertigten an erster Stelle, um so mehr, weil der

Digitized by Google

Künſtler als früherer Kammerdiener der Königin nicht nur Gelegenheit gehabt hat, ſie viel zu ſehen, ſondern auch weil er als Anfänger und ſechs Jahre vor ihrem Tode nach dem Leben künſtleriſche Studien vornehmen durfte. Ueber Rauchs Arbeiten liegt noch mehr wie bei Schadow überreiches Nachrichtenmaterial vor, ſo daß wir in der Lage ſind, ſeine Tätigkeit als Porträtiſt der Königin Luiſe bis in alle Einzelheiten zu verfolgen.[1]

Vom 27. Juni bis zum 23. Juli 1804 modellierte Rauch im Charlottenburger Schloſſe die Büſte der Königin, wobei er nach ſeinem eigenen Urteile in's Trockene und Steife geriet. In Rom wurde die Ausführung in Marmor dieſes erſten größeren Werkes vorgenommen, die letzte Hand legte er aber erſt nach dem Eintreffen der Nachricht vom Tode der Königin Luiſe in Rom, am 31. Juli 1810 an dieſes Werk, und ſandte es am 7. September an den König nach Berlin. Auf dieſen machte die Büſte weniger wegen ihrer Aehnlichkeit als wegen der ſorgfältigen techniſchen und künſtleriſchen Durchführung großen Eindruck, und er nahm Rauch daraufhin auch für die Ausführung des geplanten Grabmonumentes in Ausſicht, wobei der Umſtand, daß dadurch ein aus ſeinen Dienſten hervorgegangener Inländer der ausführende Künſtler wurde, von Einfluß und Bedeutung war. Was die Porträtbüſten Rauchs von denen ſeines Lehrers Schadows unterſcheidet, das antikheroiſche Element gegenüber einem geſunden und feinſinnigen wenn auch ſtiliſierten Naturalismus tritt beſonders auch bei den Luiſen-Büſten der beiden Künſtler zutage. Heute iſt es uns ſchwer begreiflich, wie nach dem Berliner Witzworte „Schadows Ruhm in Rauch aufgehen" konnte, ſo daß man ſich erſt in unſeren Tagen des tiefgehenden Unterſchiedes zwiſchen den künſtleriſchen Qualitäten der beiden Männer bewußt geworden iſt. Die klaſſiziſtiſche Richtung wurde bereits damals ſo übermächtig, daß ein jedes plaſtiſche Kunſtwerk nur mit dem Maßſtab der Antike und nicht mit dem der Natur gemeſſen wurde. So können wir auch an Rauchs Büſte wohl manches in Geſtaltung und Durchführung bewundern, aber als Darſtellung der Königin Luiſe vermag ſie uns nicht zu erwärmen, wozu allerdings die Ausführung in über Lebensgröße beiträgt. Bei der feierlichen Beiſetzung der Königin Luiſe in der inzwiſchen erbauten Gruft zu Charlottenburg am 25. Dezember 1810 bildete dieſe dort aufgeſtellte Büſte bei der Weiherede den Mittelpunkt für ihre nächſte Familie, und auch bei der Gedenkfeier des Todestages am 19. Juli 1811 wurde eine ſtille Erinnerungsfeier an dem mit Zypreſſen umgebenen Denkmal abgehalten. Nach Fertigſtellung des Sarkophages kam die Büſte zunächſt in die Schloßkapelle von Charlottenburg und von dort nach dem Hohenzollern-Muſeum.

[1] Vgl. Friedrich und Karl Eggers: Chriſtian Daniel Rauch. 5 Bände. Berlin 1890/91.

Digitized by Google

Zu Lebzeiten der Königin Luiſe hat Rauch kein anderes Bildnis von ihr angefertigt, aber abgeſehen von ihren Grabfiguren kommen noch zwei im Jahre 1816 modellierte und oft in Marmor wiederholte Büſten, eine mit Kranz und eine mit Schleier in Betracht.

Ein phantaſtiſch maleriſcher Entwurf Schinkels, in dem er beſtrebt war, die Kunſtformen des Mittelalters „unter den Einflüſſen der Schönheitsprinzipien, welche das heidniſche Altertum liefert, weiter fortzubilden und zu vollenden", mußte dem nüchternen Sinn Friedrich Wilhelms zu romantiſch und auch zu koſtſpielig erſcheinen; ſeine Ausführung ſcheint niemals ernſtlich in Frage geſtanden zu haben, denn ſchon bald nach dem Tode der Königin begegnen wir der Nachricht, daß „dem Vernehmen nach" das im Garten des Charlottenburger Schloſſes zu errichtende Grabmal „in einem ganz einfachen alt-doriſchen, von Sandſteinen aufgeführten Tempel mit einem vierſäuligen Periſtyl beſtehen" ſolle. Auch die weitere Beſchreibung entſpricht der wirklichen Ausführung des Mauſoleums, das nach den Entwürfen des Hofbaurats Gentz erbaut wurde.[1]

Obwohl der König immer von neuem betonte, daß er in der Grabfigur vor allem die Gattin zu ſehen wünſchte, ſo konnte er ſich doch in ſeinem Bewußtſein nicht von der Königin trennen, und Rauch, der das herausfühlte, kam mit ſeinem Entwurfe, in dem er die „Hoheit der Königin, den Liebreiz des Weibes und die Züge der Gattin" miteinander zu vereinen wußte, den innerſten unbewußten Wünſchen Friedrich Wilhelms entgegen, ſo daß er ſich ſofort für ihn entſchied. Um ſeine Empfindung nachzuprüfen, veranſtaltete der König eine Art von Konkurrenz, ließ alle angefertigten Entwürfe, auch die von Schadow und anderen Künſtlern, zuſammen aufſtellen, und jedes Mitglied ſeiner Familie mußte ſeine Anſicht darüber ihm ausdrücken, die — ob befangen oder unbefangen, iſt heute ſchwer feſtzuſtellen — einmütig der Wahl des Königs recht gaben. Der einzige Kummer Rauchs bei dieſem Erfolge war der Gedanke an die Niederlage, die ſeinem Lehrer Schadow durch die Entſchließung des Königs bereitet wurde, aber er konnte ſich damit tröſten, daß ſeine Beteiligung nicht dem eigenen Wunſche, ſondern dem Befehle ſeines Herrn entſprungen war.

Nachdem ein Modell in halber Lebensgröße ebenfalls den vollen Beifall des Königs gefunden hatte, wurde die Werkſtätte Rauchs in das Charlottenburger Schloß verlegt, wo

[1] Die urſprünglich aus Sandſtein gebaute Faſſade wurde 1820 durch eine ſolche aus rotem polierten Granit von Schinkel erſetzt, die urſprüngliche Faſſade aber auf Befehl des Königs als Gedenkhalle auf der Pfaueninſel wieder aufgebaut und mit einer Marmorbüſte der Königin Luiſe von Rauch geſchmückt. Nach dem Tode Friedrich Wilhelms III. erhielt das Mauſoleum einen von Heſſe entworfenen Anbau und nach dem Hinſcheiden Kaiſer Wilhelms des Großen wurde eine bedeutende Vergrößerung vorgenommen, um dem Wunſche des Kaiſers gerecht werden zu können, ihm an der Seite ſeiner Eltern die letzte Ruheſtätte zu gewähren.

Digitized by Google

es bis Ende Auguſt des Jahres unter den Augen des Königs fertiggeſtellt war. Eine Schwierigkeit hatte ſich noch aus dem Wunſche Friedrich Wilhelms ergeben, die Grabfigur in Lebensgröße und nicht gleich dem Modell, in überlebensgroßer Darſtellung ausgeführt zu ſehen. Obwohl es dem Künſtler mit Hülfe der königlichen Familie und der befragten Sachverſtändigen gelang, den König zur Aufgabe dieſes Wunſches zu bewegen, entſtand aus dieſem Gedanken der Entſchluß Rauchs, eine zweite ganz den innerſten Wünſchen Friedrich Wilhelms, die während der Arbeit erſt ſo recht zutage getreten waren, entſprechende Figur zu ſchaffen. Sehr ſchwer wurde dem König die Zuſtimmung dazu, daß die Ausführung in Marmor nicht unter ſeinen Augen in Berlin, ſondern fern in Rom geſchehen ſollte, aber er fügte ſich ſchließlich den ſachlichen Gründen. Vorher aber wurde ein Abguß des Sarkophages angefertigt und in dem Mauſoleum proviſoriſch aufgeſtellt. Ein Abguß des Kopfes wurde von ihm mehrfach an der Königin Luiſe und ihm naheſtehende Perſönlichkeiten verſchenkt.

Zur Ausführung in Marmor wurde das Modell der Grabfigur nach Italien geſandt, wo ſie mit dem Sarkophag in Carrara und Rom in den Jahren der Erhebung Preußens gegen Napoleons Herrſchaft der Vollendung entgegenreifte. Am 19. Juli 1814 — dem Todestage der Königin — wurde die Statue von Rom und der Sarkophag von Carrara nach Livorno abgeſandt, um an Bord einer engliſchen Brigantine auf dem Seewege nach Hamburg gebracht zu werden. Aber ſo ohne weiteres ſollte die Sehnſucht Friedrich Wilhelms nach dem Grabdenkmal ſeiner Gattin nicht geſtillt werden, denn das Transportſchiff wurde von einem amerikaniſchen Kaper aufgebracht, der bald darauf wieder von einem engliſchen Schiffe genommen wurde, ſo daß nach mancherlei Schwierigkeiten die Sendung erſt am 22. Mai 1815 in Berlin eintreffen konnte. Die Reinigung und Aufſtellung im Charlottenburger Mauſoleum war bereits am 30. Mai unmittelbar vor der Rückkehr des Königs aus Wien beendet, der alsbald, noch an demſelben Abend und gewiß mit klopfendem Herzen, ſeine Schritte durch die dunkle Fichtenallee nach dem Mauſoleum lenkte, deſſen Gewölbe das was an Luiſe ſterblich war, barg, während in dem oberen Raume ihr Marmorbild die Erinnerung an ſie beleben und ihre Erſcheinung in künſtleriſch vollendeter Form der Nachwelt überliefern ſollte. Welche Gedanken mögen Friedrich Wilhelms Seele bewegt haben, als er jetzt an das Denkmal derjenigen trat, der ſein ganzes Herz von dem erſten Tage ihrer Bekanntſchaft an gehört hatte, die ſeine holde Gefährtin in den Tagen des Glückes und ſein beſter Troſt und ſeine Zuflucht in den Zeiten der Not und Erniedrigung geweſen war. Ihr Auge hatte die von ihr ſo energiſch geförderte Neuorganiſierung und Erhebung des Vaterlandes und die Befreiung vom Joche Napoleons nicht mehr geſchaut,

Digitized by Google

und wenn ihr Gatte jetzt als der lorbeergeschmückte Sieger der Befreiungskriege an ihr Grabmal trat, so wird er im Geiste ihr, deren Bild in den Augen des gesamten Volkes sich zum Schutzgeist Preußens verklärt hatte, die Siegespalme gereicht und ein inniges Dankgebet für ihre geistige Mitwirkung noch aus den Regionen der Ewigkeit zum Himmel gesandt haben.

Bei der hohen Befriedigung, die Friedrich Wilhelm über die Ausführung des Grabdenkmals empfand und der er in königlicher Weise Ausdruck verlieh, mußte ihn der Umstand, daß Rauch denselben Gedanken noch einmal in veränderter Form zur Ausführung brachte, im ersten Augenblicke stark befremden, aber, wie schon angedeutet wurde, er selber hat durch den oft betonten Wunsch, in dem Monument nicht allein die hehre königliche Frau, sondern vor allem auch die geliebte Gattin dargestellt zu sehen, den Gedanken in des Künstlers Seele großgezogen, auch dieser Art der Auffassung Gestalt und Ausdruck zu verleihen. Bereits während der Ausführung der ersten Figur in Italien hatte Rauch ein zweites Modell begonnen, bei dem er den früheren Wünschen des Königs Rechnung trug und auch alles, was ihm an der ersten Ausführung verbesserungswert erschienen war, berücksichtigte. Eines der wichtigsten Momente dabei war, daß dieses Modell in den Ausmessungen den wirklichen Verhältnissen entsprach und nicht durch überlebensgroße Maße der lebenswarmen Wirklichkeit entrückt wurde. Die Körperlage und Formengebung der ersten Ausführung wurde im großen und ganzen beibehalten, aber in derselben Richtung wie durch die Ausmessungen der Verhältnisse der Wirklichkeit Rechnung getragen wurde, strebte der Künstler danach, der Gestalt der Königin in Wesen und Haltung den Stempel edler verklärter Menschlichkeit zu verleihen, so daß der König in ihrem Bilde in erster Linie an die geliebte schöne Gattin, nicht an die Königin, die Gefährtin auf dem Throne, erinnert werden mußte. Welche Verwendung seine Statue einmal finden sollte, daran dachte der Künstler nicht: „ich mache das Werk zu meiner eigenen Genugtuung; und kann es nicht öffentlich ausgestellt werden, so wird man mir erlauben, es an einem dezenten Orte zu verstecken," schreibt er an Schinkel, den er in diese Pläne einweihte. Dem König gegenüber wurde das Geheimnis gut gewahrt, denn als Rauch ihm am 1. Dezember 1827 endlich von der vielfach unterbrochenen Fertigstellung dieser Arbeit Meldung machte, konnte Friedrich Wilhelm über die Existenz derselben und die dadurch an der ersten Ausführung geübte Kritik mit Recht nur befremdet sein, nahm aber die Rechtfertigung des Künstlers, die den eigenen früher ausgesprochenen Wunsch des Königs in den Vordergrund stellte, nach einigem Zaudern gnädig entgegen. Die Figur fand in dem Antikentempel beim Neuen Palais, zuerst in der Rotunde, dann in dem Kabinett Aufstellung, von wo sie im Jahre 1905 auf Befehl des Kaisers

Digitized by Google

für eine neu zu erbauende Gedenkhalle nach dem Hohenzollern-Muſeum überführt wurde. (Abbildung Tafel 28.)

Die Formgebung iſt bei beiden Statuen die gleiche, abgeſehen von den Größenverhältniſſen beſteht der Unterſchied nur in Einzelheiten. Während die Charlottenburger Figur der Königin in ihren überlebensgroßen Formen die Erſcheinung der Toten zur Geltung bringt, läßt in der zweiten Ausführung der Ausdruck mehr eine Schlafende erkennen, das Haupt iſt mehr nach rechts zur Seite geneigt und die Lage der Arme und Beine iſt weniger ſtarr, auch die ganze Erſcheinung anmutiger, um nicht zu ſagen menſchlicher und weiblicher, geſtaltet, ſo daß nach Rauchs eigener Auffaſſung die Charlottenburger Figur als das Vorſtudium, die zweite aber als die Löſung der Aufgabe erkannt werden müſſe. „Die Lage iſt ruhiger und gewandter," berichtet Rauch dem König, „ſowie die der Hände natürlicher, bedeutend reicher die Gewandung und ein fleißiges Studium der letzteren nach der Natur."

Digitized by Google

Verzeichnis der Abbildungen

Tafel 1. Farbendruck Königin Luiſe; Oelgemälde von Madame Vigée le Brun 1802; Königliches Schloß Berlin ..... Vor dem Titel.

Tafel 2. Zeichnungen der Prinzeſſin Luiſe in einem Schreibhefte; Hohenzollern-Muſeum ..... S. 8/9.

Tafel 3. Eltern und Geſchwiſter der Königin Luiſe ..... S. 16/17.

1. Friederike, Prinzeſſin von Mecklenburg-Strelitz, geb. Prinzeſſin von Heſſen, Mutter der Königin Luiſe; Oelgemälde im Großherzoglichen Schloſſe zu Darmſtadt.
2. Marie Luiſe Albertine, Prinzeſſin von Heſſen-Darmſtadt, geb. Gräfin zu Leiningen-Heidesheim und Dagsburg, Großmutter der Königin Luiſe; Paſtellgemälde von J. Bach 1792, im Königlichen Stadtſchloſſe zu Potsdam.
3. Charlotte, Prinzeſſin von Mecklenburg-Strelitz, geb. Prinzeſſin von Heſſen-Darmſtadt, Tante und Stiefmutter der Königin Luiſe; Oelgemälde im Großherzoglichen Schloſſe zu Darmſtadt.
4. Thereſe, Prinzeſſin von Thurn und Taxis, geb. Prinzeſſin von Mecklenburg-Strelitz, Schweſter der Königin Luiſe; Paſtellgemälde von Bardou 1796, im Hohenzollern-Muſeum.
5. Karl, Herzog von Mecklenburg-Strelitz, Vater der Königin Luiſe; Oelgemälde von Zeller 1794, im Stadtſchloſſe zu Potsdam.
6. Charlotte, Herzogin von Hildburghauſen, geb. Prinzeſſin von Mecklenburg-Strelitz, älteſte Schweſter der Königin Luiſe; Paſtellgemälde im Stadtſchloſſe zu Potsdam.
7. Karl, Prinz von Mecklenburg-Strelitz, Bruder der Königin Luiſe; Oelgemälde von Zeller 1796, im Stadtſchloſſe zu Potsdam.
8. Friederike, Prinzeſſin Louis von Preußen, geb. Prinzeſſin von Mecklenburg-Strelitz, Schweſter der Königin Luiſe; Oelgemälde im Beſitze des Grafen Wintzingerode.
9. Georg, Prinz von Mecklenburg-Strelitz, Bruder der Königin Luiſe; Oelgemälde von Zeller 1796, im Stadtſchloſſe zu Potsdam.

Tafel 4. Kleinere Bildniſſe der Königin Luiſe ..... S. 32/33.

1. Gezeichnet vom Kronprinzen Friedrich Wilhelm, Beilage eines Briefes an ſeine Braut vom Auguſt 1793; im Königlichen Hausarchiv.
2. Miniaturbildnis des Brautpaares von Tielker 1795; Berliner Privatbeſitz.
3. Kolorierte Zeichnung von Heuſinger 1797; im Hohenzollern-Muſeum.
4. Zeichnung von Plötz und Hornemann 1798; im Hohenzollern-Muſeum.
5. Medaille von Loos auf den 25. Juni 1798 mit den Bildniſſen Friedrich Wilhelms III. und der Königin Luiſe, überreicht bei ihrem erſten Beſuche Schleſiens.

Digitized by Google

Tafel 5. Faksimile eines Briefes der Prinzessin Luise vom 27. März 1793 an ihren Verlobten, Kronprinz Friedrich Wilhelm, mit Nachschrift von Prinzessin Friederike; Königliches Hausarchiv ... S. 40/41.

Tafel 6. Die Königlich Preußische Familie. I. ... S. 56/57.

1. Friederike, Prinzessin von Preußen, Herzogin von York, Stiefschwester König Friedrich Wilhelms III.; Pastellgemälde im Berliner Schlosse.
2. Friedrich Wilhelm II., König von Preußen; Oelgemälde von Graff im Marmorpalais zu Potsdam.
3. Friederike, Königin von Preußen, Mutter Friedrich Wilhelms III.; Oelgemälde im Nachlaße Ihrer Majestät der Kaiserin Friedrich.
4. Wilhelm, Prinz von Preußen, Bruder Friedrich Wilhelms III.; Kupferstich von Bollinger nach Dähling.
5. Marianne, Prinzessin von Preußen, geb. Prinzessin von Hessen-Homburg, Gemahlin des vorigen; Kupferstich von Bolt nach W. Schadow.
6. Heinrich, Bruder Friedrich Wilhelms III.; Kupferstich von Bollinger nach Dähling.
7. Wilhelmine, Prinzessin von Preußen, Prinzessin von Oranien, Königin der Niederlande, Schwester Friedrich Wilhelms III.; Pastellgemälde von Tischbein im Reichsmuseum zu Amsterdam.
8. Louis, Prinz von Preußen, Bruder Friedrich Wilhelms III.; Oelgemälde im Berliner Schlosse.
9. Auguste, Prinzessin von Preußen, Erbprinzessin von Hessen-Kassel, Schwester Friedrich Wilhelms III.; Kupferstich von Grimm nach Bury.

Tafel 7. Kronprinzessin Luise und ihre Schwester Friederike bekränzen die Büste König Friedrich Wilhelms II.; Oelgemälde von Weitsch 1795, im Berliner Schlosse S. 64/65.

Tafel 8. a. Kronprinzessin Luise mit ihrer Schwester Friederike; Zeichnung von J. F. A. Tischbein 1794, im Berliner Privatbesitze ... S. 72/73.

b. Kronprinzessin Luise mit dem am 15. Oktober 1795 geborenen Prinzen Friedrich Wilhelm (IV.); Oelgemälde im Besitze des Herzogs von Cumberland, Hannover ... S. 72/73.

Tafel 9. Kronprinzessin Luise mit ihrer Schwester Friederike; Marmorgruppe von G. Schadow im Berliner Schlosse, vollendet 1796 ... S. 88/89.

Tafel 10. Die Königlich Preußische Familie. II. ... S. 104/105.

1. Karl Wilhelm Ferdinand, Herzog von Braunschweig; Kupferstich von Scheuer nach Schröder.
2. Elisabeth Christine, Witwe König Friedrichs des Großen von Preußen; Oelgemälde von Graff im Hohenzollern-Museum.
3. Heinrich, Prinz von Preußen, Bruder Friedrichs des Großen; Oelgemälde von Graff im Berliner Schlosse.
4. Luise, Markgräfin von Brandenburg-Schwedt, Prinzessin Ferdinand von Preußen; Kupferstich von Sintzenich nach v. d. Borch.
5. Ferdinand, Prinz von Preußen, jüngster Bruder Friedrichs des Großen; Oelgemälde im Schlosse Bellevue zu Berlin.
6. Wilhelmine, Prinzessin von Preußen, Erbstatthalterin der Niederlande, Schwester König Friedrich Wilhelms II.; Oelgemälde von Tischbein im Berliner Schlosse.
7. August, Prinz von Preußen, Sohn des Prinzen Ferdinand; Oelgemälde im Besitze des Fürsten Radziwill.

Digitized by Google

8. Luiſe, Prinzeſſin von Preußen, Fürſtin Radziwill, Tochter des Prinzen Ferdinand von Preußen; Kupferſtich von J. Bollinger nach P. J. Bardou.
9. Louis Ferdinand, Prinz von Preußen, geſt. 1806; Oelgemälde von Graſſi im Hohenzollern-Muſeum.

Tafel 11. Kronprinzeſſin Luiſe; Oelgemälde von J. F. A. Tiſchbein 1796, im Berliner Schloſſe ... S. 120/121.

Tafel 12. Begegnung zwiſchen Königin Luiſe, Friedrich Wilhelm III. und Kaiſer Alexander von Rußland in Memel am 10. Juni 1802; Gouachegemälde von Dähling im Hohenzollern-Muſeum ... S. 136/137.

Tafel 13. Kronprinzeſſin Luiſe; Paſtellgemälde von Félicité Taſſaert um 1797, im Hohenzollern-Muſeum ... S. 152/153.

Tafel 14. Königin Luiſe; Koloriertee Kupfeeſtich von Tielker 1798, im Hohenzollern-Muſeum ... S. 176/177.

Tafel 15. Königin Luiſe; Oelgemälde von Böttner 1799, im Berliner Schloſſe ... S. 184/185.

Tafel 16. Friedrich Wilhelm III.; Oelgemälde von Böttner 1799, im Berliner Schloſſe; Gegenſtück zum vorigen Bilde ... S. 200/201.

Tafel 17. Königin Luiſe; Paſtellgemälde von Schröder um 1800, im Neuen Palais zu Potsdam ... S. 216/217.

Tafel 18. Königin Luiſe; dee Kopf allein des auf Tafel 1 wiedergegebenen Bildniſſes von Madame Vigée le Brun 1802 ... S. 252/253.

Tafel 19. Fakſimile einer Seite des Tagebuches der Gräfin Voß vom 5. bis 7. Juli 1807, beteeffend die Zuſammenkunft der Königin Luiſe mit Napoleon in Tilſit; Geh. Staatsarchiv ... S. 240/241.

Tafel 20. Königin Luiſe; Oelgemälde von Graſſi 1802, im Hohenzollern-Muſeum S. 256/257.

Tafel 21. Die Kaiſerlich Ruſſiſche Familie und Napoleon ... S. 272/273.
1. Eliſabeth Alexejewna, Kaiſerin von Rußland; Oelgemälde von Madame Vigée le Brun im Herzoglichen Schloſſe zu Braunſchweig.
2. Alexander, Kaiſer von Rußland; Oelgemälde von Madame Vigée le Brun im Herzoglichen Schloſſe zu Braunſchweig.
3. Maria Feodorowna, Kaiſerin-Mutter von Rußland; Kupferſtich von Klauber 1803 nach Kügelgen.
4. Kaiſer Napoleon; Oelgemälde von R. Lefèvre 1802, im Potsdamer Stadtſchloſſe.
5. Helena, Großfürſtin von Rußland, Erbprinzeſſin von Mecklenburg-Schwerin; Paſtellgemälde im Charlottenburger Schloſſe.
6. Friedrich Ludwig, Erbprinz von Mecklenburg-Schwerin; Kupferſtich von Heuer nach Suhrland im Großherzoglichen Muſeum zu Schwerin.
7. Anna, Großfürſtin von Rußland, Gemahlin des Großfürſten Konſtantin; Kupferſtich von Milou nach Benner.
8. Konſtantin, Großfürſt von Rußland; Kupferſtich von Vendramini nach St. Aubin.
9. Maria, Großfürſtin von Rußland, Erbprinzeſſin von Sachſen-Weimar; Kupferſtich von C. Müller nach Jagemann.

Tafel 22. Friedeich Wilhelm III. führt der Königin Luiſe den zum Offiziee ernannten Kronprinzen zu, 1805; geſtochen von Krethlow (1807) nach Dähling ... S. 304/305.

Tafel 23. Die Königliche Familie im Park von Charlottenburg um 1805; Kupferſtich von F. W. Meyer nach Dähling ... S. 320/321.

Digitized by Google

Tafel 24. Der Königin Luiſe naheſtehende Perſonen . . . . . S. 336/337.
1. General von Köckritz; Paſtellgemälde im Hohenzollern-Muſeum.
2. Gräfin Voß; Farbenholzſchnitt von Unzelmann.
3. Delbrück, Erzieher der älteſten Prinzen; Miniaturbildnis im Hohenzollern-Muſeum.
4. Graf Haugwitz; Kupferſtich von Bollinger nach Lauer.
5. Freiherr vom Stein; Kupferſtich von Bollinger nach Ringlaeke.
6. Staatskanzler Hardenberg; Kupferſtich von Sintzenich nach Schröder.
7. Leibarzt Hufeland; Kupferſtich von Meno Haas nach F. Tiſchbein 1798.
8. Frau von Berg; Oelgemälde im Beſitze des Grafen Voß.
9. Geh. Kabinettsrat Beyme; Kupferſtich.

Tafel 25. Königin Luiſe im Reitkleide; Paſtellgemälde von Ternite 1810, im Hohenzollern-Muſeum . . . . . S. 344/345.

Tafel 26. Königin Luiſe auf dem Sterbelager in Hohenzieritz am 19. Juli 1810; Kupferſtich von Berger nach Dähling . . . . . S. 352/353.

Tafel 27. Totenmaske und Abguß der Hand der Königin Luiſe; Hohenz.-Muſeum S. 360/361.

Tafel 28. Grabdenkmal der Königin Luiſe von Chr. D. Rauch, zweite Ausführung; Hohenzollern-Muſeum . . . . . S. 376/377.

Berichtigung: Seite 96 Zeile 8 und 9 iſt ſtatt „Kaiſer von Oeſterreich“ zu leſen: „Kaiſer von Deutſchland“.

Digitized by Google

Alphabetiſches Verzeichnis der Bildniſſe

Alexander, Kaiſer von Rußland; Tafel 12. 21.
Alexandrine, Prinzeſſin von Preußen; Tafel 22. 23.
Anna, Großfürſtin von Rußland; Tafel 21.
Auguſt, Prinz von Preußen; Tafel 10.
Auguſte, Prinzeſſin von Preußen, Erbprinzeſſin von Heſſen-Kaſſel; Tafel 6.
von Berg, Frau; Tafel 24.
Beyme; Tafel 24.
von Buch, Kammerherr; Tafel 12.
Charlotte, Prinzeſſin von Mecklenbueg-Strelitz, Stiefmutter der Königin Luiſe; Tafel 3.
Charlotte, Herzogin von Hildburghauſen, Schweſter der Königin Luiſe; Tafel 3.
Charlotte, Prinzeſſin von Preußen; Tafel 22. 23.
Delbeück, Erzieher der Prinzen; Tafel 24.
Eliſabeth Alexejewna, Kaiſerin von Rußland; Tafel 21.
Eliſabeth Chriſtine, Königin-Witwe von Preußen; Tafel 10.
Ferdinand, Prinz von Preußen; Tafel 10.
Friederike, Königin von Preußen; Tafel 6.
Friederike, Prinzeſſin von Mecklenbueg-Strelitz, Mutter der Königin Luiſe; Tafel 3.
Friederike, Prinzeſſin Louis von Preußen, Schweſter der Königin Luiſe; Tafel 3. 7. 8. 9.
Friederike, Prinzeſſin von Preußen, Herzogin von York; Tafel 6.
Friedrich Ludwig, Erbprinz von Mecklenburg-Schwerin; Tafel 21.
Friedrich Wilhelm II., König von Preußen; Tafel 6. 7.
Friedrich Wilhelm III., Kronprinz (König) von Preußen; Tafel 4. 12. 16. 22. 23.
Friedrich Wilhelm, Peinz von Preußen, ſpäter König Friedrich Wilhelm IV.; Tafel 8. 22. 23.
Georg, Prinz von Mecklenburg-Strelitz, Bruder dee Königin Luiſe; Tafel 3.
Hardenberg; Tafel 24.
Graf Haugwitz; Tafel 24.
Heinrich, Prinz von Preußen, Bruder Friedrichs des Großen; Tafel 10.
Heinrich, Prinz von Preußen, Bruder Friedrich Wilhelms III.; Tafel 6. 12. 23.
Helena, Erbprinzeſſin von Mecklenburg-Schwerin; Tafel 21.
Hufeland; Tafel 24.
Kalckreuth, Graf, General; Tafel 12.
Karl, Herzog von Mecklenbueg-Strelitz, Vater der Königin Luiſe; Tafel 3.
Karl, Prinz von Mecklenburg-Strelitz, Brudee der Königin Luiſe; Tafel 3.
Karl, Prinz von Preußen; Tafel 22. 23.
Karl Wilhelm Ferdinand, Herzog von Braunſchweig; Tafel 10.
von Köckritz, General; Tafel 12. 24.
Konſtantin, Großfürſt von Rußland; Tafel 21.
Louis, Prinz von Preußen, Bruder Friedrich Wilhelms III.; Tafel 6.
Louis Ferdinand, Prinz von Preußen; Tafel 10.
Luiſe, Königin; Tafel 1. 2. 4. 5. 7. 8. 9. 11. 12. 13. 14. 15. 17. 18. 20. 22. 23. 25. 26. 27. 28.
Luiſe, Prinzeſſin Ferdinand von Preußen; Tafel 10.
Luiſe, Prinzeſſin von Preußen, vermählte Prinzeſſin Radziwill; Tafel 10.
Maria, Erbprinzeſſin von Sachſen-Weimar; Tafel 21.
Maria Feodorowna, Kaiſerin-Mutter von Rußland; Tafel 21.
Marianne, Prinzeſſin von Preußen; Tafel 6. 23.
Marie Luiſe Albertine, Prinzeſſin von Heſſen-Darmſtadt, Großmutter der Königin Luiſe; Taf. 3.
von Maſſow, Hofmarſchall; Tafel 12.
Gräfin Moltke, Hofdame; Tafel 12.
Napoleon I., Kaiſer von Frankreich; Tafel 21.
von Schilden, Kammerherr; Tafel 12.
Freiherr vom Stein; Tafel 24.
Thereſe, Prinzeſſin von Thurn und Taxis, Schweſter dee Königin Luiſe; Tafel 3.
Gräfin Voß, Oberhofmeiſterin; Tafel 12. 24.
Wilhelm, Prinz von Preußen, Bruder König Friedrich Wilhelms III.; Tafel 6. 12. 23.
Wilhelm, Prinz von Preußen, ſpäter König und Kaiſee Wilhelm I.; Tafel 22. 23.
Wilhelmine, Prinzeſſin von Preußen, Erbſtatthalterin der Niederlande; Tafel 10.
Wilhelmine, Prinzeſſin von Preußen, Königin der Niederlande; Tafel 6.

Digitized by Google

421.3
B3

DD 421 3 B3 C 1
Konigin Luise
Stanford University Libraries
3 6105 037 960 239

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.

Digitized by Google